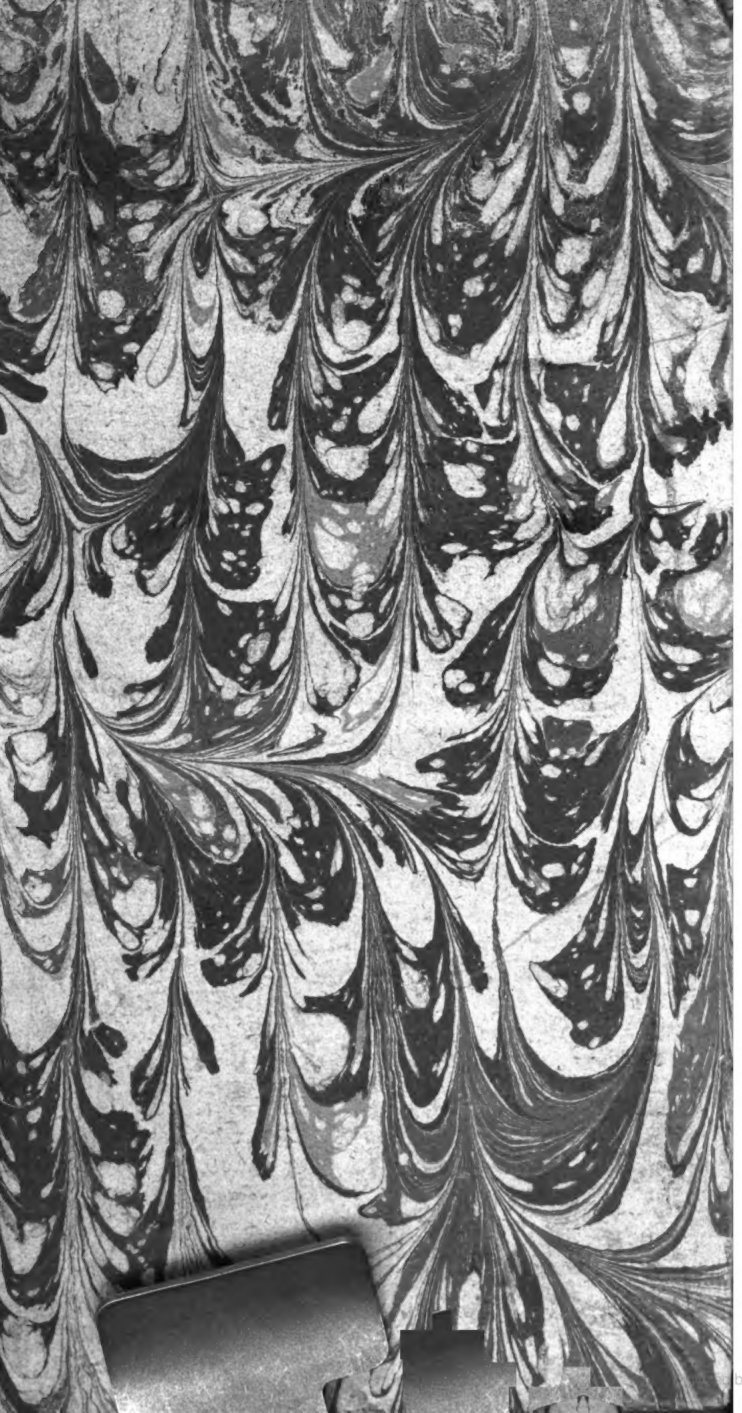
Digitized by Google



by Google

<36604877080019

<36604877080019

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. l. Meusel
423 (1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

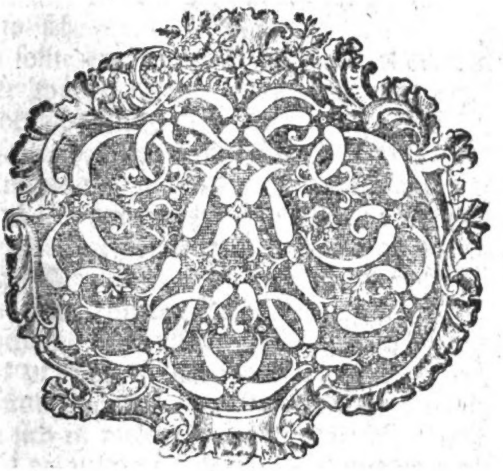
Französische Biographie.

Herausgegeben

von

Johann George Meusel,
Fürstl. Quedlinburgischen Hofrath und ordentl. Professor der Geschichte zu Erfurt.

Erster Theil.



Halle,
bey Johann Justinus Gebauer. 1771.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorbericht.

Ohngeachtet der ziemlich ſtarken Anzahl von Biographien, die ſeit einigen Jahren erſchienen ſind, ſiehet man doch an unſern Landsleuten, nicht ohne Widerwillen, noch immer den überwiegenden Hang zur Lektüre elender Romane, wodurch das Herz eben ſo ſehr als der Geſchmack verdorben wird. Man ſollte denken, das Predigen unſerer Kunſtrichter würde endlich einmal Wurzeln geſchlagen und dem hohen und niedern Pöbel des leſenden Teutſchlandes einen hinreichenden Ekel gegen die Robinſons und gegen die Angeliken eingeflößt haben: allein, um ſich auf eine traurige Art von dem Gegentheil zu überzeugen, nehme man nur die alle Meſſen heraus kommenden Bücherverzeichniſſe, beſehe man unſere Buchläden, durchreiſe man Teutſchland von Oſten bis gegen Weſten, von Stadt zu Stadt, von Hauß zu Hauß! Welch eine Sündfluth von abgeſchmackten Büchern! Zwar haben ſich in vielen Gegenden unſere Biographien, ſowohl originelle als überſetzte, Eingang verſchaft: aber doch nur noch einzeln, ſparſam, bey dem ohnehin ſchon beſſern Theil des Publikums, oft auch

so, daß bey Einem Bande unterhaltender und lehrreicher Lebensbeschreibungen zehn Bände voll Unsinn und Possen liegen. Wie! wenn man durch die Menge guter Biographien die unabsehlichen Heere von schlechten Romanen trennte und sie sämtlich in die Häringsbuden verwiese! wenn man durch die Mannigfaltigkeit angenehmer und nützlicher Lebensbeschreibungen unser Publikum von der unseligen Romanenwuth nach und nach ablenkte!

Diese und ähnliche Betrachtungen waren der Bewegungsgrund und die Veranlassung zu einer Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Franzosen, wovon man dem Publikum hiermit den ersten Theil vorleget. Der Herausgeber derselben wird stolz darauf seyn, wenn er durch dieses Werk auch nur eine ganz kleine Partikel jener Absicht erreichet. Er hoffet nicht, daß man ihm einen Vorwurf darüber machen wird, weil er nur Uebersetzungen, nicht Originale liefert. Zu diesen fühlt er sich noch nicht stark und reif genug, und sogar jene hat er, anderer litterarischer Geschäfte wegen, nicht einmal selbst verfertigen können. Ihm gehöret nichts zu, als der blosse Einfall, und die Wahl der übersetzten Stücke. Die Mühe des Uebersetzens hat er zween geschickten Personen übertragen, an die sich der Tadler zu halten hat, wenn er Fehler oder Fehlerchen in ihrer Arbeit antreffen wird; doch bitten sie ihn durch mich, gründlich und bescheiden zu seyn.

Zur Rechtfertigung seiner Wahl und seines ganzen Instituts erinnert also der Herausgeber, daß er bey diesem ersten Theil sein Absehen auf solche Biographien gerichtet, die im Original nicht leicht in viele Hände kommen können, und er wird sich auch in den — so das Publikum will! — folgenden Theilen dies zum Augenmerk machen;

es

es müßte denn seyn, daß er dann und wann auch die Fontenellischen Elogen, die bey aller ihrer Vortreflichkeit noch nicht übersetzt sind, das in Teutschland sehr seltene Necrologe des hommes célèbres de France, und andere schwer zu erhaltende Stücke zur Erreichung seiner Absicht nützen würde.

Die sechszehn in diesem Theil befindlichen Biographien sind aus der Histoire de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, nach der Pariser Originaledition, und aus den Vies des hommes illustres de la France genommen. Bey dem Gebrauch des ersten Werks hat man sich gehütet, solche Leben, die Madame Gottsched in den von ihr übersetzten Theilen schon geliefert hat, noch einmal zu übersetzen. Um eine gewisse Abwechslung zu bewürken, hat man sich an keine Ordnung gebunden, welches um so viel eher geschehen konnte, da eine jede Biographie ein für sich bestehendes Ganzes ist; welches jedoch nicht so ganz von den drey letzten Biographien gilt, indem diese gewissermassen zusammen hängen.

Ehe der Herausgeber die gegenwärtigen Biographien specificirt, und die Theile jener Werke anzeigt, aus denen man sie genommen hat, befindet er für gut, von den Vies des hommes illustres de la France eine litterarische Nachricht zu ertheilen.

Bis jetzt sind sechs und zwanzig Theile heraus gekommen, woran nach und nach drey Biographen gearbeitet haben. Den Anfang machte Herr d'Auvigny. Von ihm selbst kann man folgendes melden. Er ward im Jahr 1712 zu Maubeuge gebohren, einer Stadt in der Grafschaft Hennegau, die von jeher fruchtbar an guten Soldaten, an Gelehrten aber sehr arm war. Nach dem Tod eines Onkels, der ihn erzogen hatte,

lockte ihn die Begierde, ſich in der gelehrten Republik einen Namen zu machen, im Jahr 1728 nach Paris, wo der Abbt Desfontaines ſeine Talente entwickelte, und ihnen die gehörige Richtung gab. Dieſer durch die Schärfe und Bitterkeit ſeiner Kritiken ſo berühmte Gelehrte beſaß im übrigen das beſte Herz von der Welt. Er war der Beſchützer aller Unglücklichen und der Rathgeber angehender Schriftſteller. Unter dieſem Führer betrat d'Auvigny diejenige Laufbahn, von der ihn lebhafte und gebieteriſche Leidenſchaften ſo oft entfernten. Sein zwiſchen die Studien und Vergnügungen getheiltes Herz gieng plötzlich von der Stille zum Getümmel über.

Das Leſen und die Betrachtung der Thaten groſſer Männer erhitzte ſeine Einbildungskraft; das Feuer der Schlachten entzündete ſeinen Muth; er wollte, wie Cäſar, Schriftſteller und Krieger ſeyn. Er gieng unter die leichte Reuterey. Eine groſſe Menge von kleinen Gefechten, in denen er ſeine Herzhaftigkeit verſuchte und zeigte, erwarben ihm bey allen tapfern Leuten nicht geringen Ruhm.

Man ſprach damals viel von einem berühmten Räuber, den man nur den Einſiedler nennte, weil er bey ſeinen Diebſtählen und Mordthaten keine Helfershelfer hatte. Der muthige d'Auvigny, gleich dem Herkules, der die Länder von Ungeheuern ſäuberte, unternahm es, Paris und die umliegende Gegend von dieſem Stöhrer der Sicherheit zu befreyen. Er wählte zwey Perſonen, die nicht ſowohl Theilnehmer an ſeiner That, als vielmehr Zeugen ſeiner Tapferkeit ſeyn ſollten. Einer von dieſen Helden war Preville, ein unnachahmlicher Schauſpieler und Stiefbruder des Hrn. d'Auvigny.

Unſe-

Unsere drey Paladins durchirrten Wälder, bestiegen Felsen, durchsuchten alle Winkel der Stadt: aber alle ihre Bemühungen waren vergebens, und sie hatten in acht Tagen Abentheuer, die mehr lustig als verdrießlich waren. Hr. d'Auvigny fochte, schuf Bücher und Kinder, und lebte ohne Reichthümer. Bisweilen schlief sein Muth, und dann verfertigte er nach und nach die zwölf ersten Bände voll Biographien, die uns von ihm zu reden Anlaß geben.

Als nach Kaiser Karls des Sechsten Tod der grosse Krieg ausbrach, öfneten sich seinen Augen glänzende Aussichten. Die Thränen einer tugendhaften und zärtlichen Gemahlin konnten seinen Muth nicht hemmen. Seine bey der Abreise versammlete Familie wandt alles an, ihn zurück zu halten, Bitten, Gründe, Thränen: allein, anstatt sich erweichen zu lassen, zog er den Degen, und sagte: Ich gehe; die Pflicht ruft mich, und ich werde nicht anders wieder in Paris erscheinen, als mit den Köpfen feindlicher Generale auf der Spitze meines Degens. Er gieng, und wurde in einem Scharmützel bey Oettingen 1743 im ein und dreyßigsten Jahr seines Alters getödtet. Er hinterließ eine Wittwe und zween Söhne.

Ausser den sechzig Lebensbeschreibungen, die in den gedachten zwölf Bänden, wovon die sechs ersten im Jahr 1739 erschienen, enthalten sind, hat er sehr frühzeitig viele andere poetische und historische Schriften verfertiget, z. B. eine französische und römische Geschichte, eine Historie der Stadt Paris, wovon jedoch die Hälfte des vierten Bandes und den ganzen fünften Band Hr. de la Barre ausgearbeitet hat.

Vorbericht.

Von den Vies des hommes illustres hat d'Auvigny eigentlich nur die zehn ersten Theile ganz ausgearbeitet. Zu den beyden folgenden Theilen hinterließ er Materialien, die auf einen Baumeister warteten. Und dieser war Herr Perau, dessen Lebensumstände in einem der folgenden Theile erzählt werden können. Herr Perau endigte die Bearbeitung des eilften und zwölften Theils im Jahr 1745, und im folgenden Jahre erschien der Anfang seiner ihm eigenen Fortsetzung, im dreyzehnten Theil. Mit dem drey und zwanzigsten, der im Jahr 1760 heraus kam, mußte Herr Perau, weil er blind wurde, die Feder niederlegen.

Sein Nachfolger war Herr Tüepin, der sich auch durch andere historische Werke bekannt gemacht. Er gab im Jahr 1767 den vier und fünf und zwanzigsten Theil, und 1768 den sechs und zwanzigsten heraus. Seit der Zeit ist, unsers Wissens, noch keine weitere Fortsetzung ans Licht getreten.

Die Biographien dieser dreyen Herren sind nicht von gleicher Güte. Der Herausgeber wird also nur die besten wählen; die in diesem ersten Theil der französischen Biographie gelieferten Leben aus gedachtem Werk sind vom Hrn. d'Auvigny; in der Folge wird man auch Proben von seinen beyden Fortsetzern mittheilen.

Da dieses Werk hauptsächlich eine für Nichtgelehrte unterhaltende Leserey seyn soll, so wird man die darin befindlichen Biographien nicht nach den strengsten Regeln beurtheilen; und eben deswegen wird man die französischen Verzierungen, wodurch eine Begebenheit bisweilen von ihrer Wahrheit verliehrt, nicht so rügen, wie in einem historisch-kritischen Buche. Aus den Leben des

Herrn

Vorbericht.

Herrn d'Auvigny hätten vielleicht einige Ausschweifungen weggelassen oder zusammengezogen werden können: allein, man wollte sie nicht kastriren, theils, wegen der schon angeführten Ursache, theils weil solche Ausschweifungen zum bessern Verständniß des Folgenden dienen, theils weil sie Schönheiten haben, die man nicht gern vertilgen mochte.

Der Herausgeber glaubt seiner Pflicht Genüge geleistet zu haben, wenn er noch die Biographien ihrer Ordnung nach specificiret, mit Angabe ihrer Urheber und der Werke, aus denen sie gewählt worden sind.

1. Michael Stephan Türgot S. 1, von Herrn de Bougainville, ehemaligem Sekretär der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften, im 25sten Band der Hist. de l'Acad. des *Inscriptions* et Belles-Lettres S. 213-238. Vorgelesen am 20sten April 1751.

2. Ludwig Racine S. 41, von Herrn le Beau, Sekretär der gedachten Akademie, im 31sten Band der Hist. de l'Acad. S. 358-367. Vorgelesen zu Ostern 1763.

3. Wilhelm von Blois S. 55, von Herrn d'Auvigny T. 1. p. 72-92.

4. Peter von Villebeon S. 71, von eben demselben T. 1. p. 115-122.

5. Johann Basilius Pascal Fenel S. 77. von Herrn de Bougainville, im 25sten Band der Hist. de l'Acad. S. 279-288. Vorgelesen am 23ten April 1754.

6. Enguerrand von Marigny S. 93, von Herrn d'Auvigny T. 1. p. 136-172.

7. Peter de la Foreſt S. 123, von eben demselben T. 1. p. 173-195.

8. Niko-

8. Nikolaus Freret S. 143, von Herrn de Bougainville, im 23sten Band der Hist. de l'Acad. S. 314-337. Vorgelesen am 14ten Nov. 1749.

9. Stephan der Erste, Graf von Sancerre S. 179, von Herrn Levesque de la Ravaliere, im 26sten Band der Mémoires de l'Acad. des Inscript. S. 680-699. Wem die Gelehrsamkeit in dieser Biographie ärgerlich ist, beliebe sie nur zu überschlagen.

10. Georg von Amboise S. 209, von Herrn d'Auvigny T. 2. p. 1-98.

11. Franz von O S. 289, von eben demselben T. 2. p. 436-462.

12. Dionysius Franz Secousse S. 310, von Herrn de Bougainville, im 25sten Band der Hist. de l'Acad. S. 289-302. Vorgelesen am 12ten November 1754.

13. Peter Alexander Levesque de la Ravaliere S. 332, von Herrn le Beau, im 31sten Band der Hist. de l'Acad. S. 341-344. Vorgelesen zu Ostern 1762.

14. Julius Mazarini S. 339, von Herrn d'Auvigny T. 5. p. 1-248.

15. Johann Baptist Colbert S. 537, von eben demselben T. 5. p. 249-394.

16. Nikolaus Fouquet S. 653, von eben demselben T. 5. p. 395-421.

Die vielleicht eingeschlichenen Druckfehler wird man beym zweeten Theil anzeigen. Der Herausgeber hat jetzt nicht Musse zur Durchsicht der Bogen, und den Uebersetzern, die sich nicht in Erfurt aufhalten, kann er sie nicht erst zuschicken, weil die Messe bereits angegangen ist. Geschrieben zu Erfurt am 24ten April 1771.

J. G. Meusel.

Verzeichniß
der Lebensbeschreibungen dieses Theils.

I. Michael Stephan Türgott, Marquis von Sousmons. S. 1

II. Ludwig Racine, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris. 41

III. Wilhelm von Blois, genannt der Kardinal von Champagne, erster Staatsminister unter Philipp August. 55

IV. Peter von Villebeon, Kammerherr und erster Minister unter Ludwig dem Neunten. 71

V. Johann Basilius Pascal Fenel, Kanonikus der Metropolitankirche zu Sens, Prior bey U. L. F. zu Andresi, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris. 77

VI. Enguerrand von Marigny, Graf von Longueville, erster Minister unter Philipp dem Schönen. 93

VII. Peter de la Foreſt, Erzbischof von Rouen, Kanzler, Kardinal und erster Minister bey dem König Johann. 123

VIII. Nikolaus Freret. 143

IX. Stephan der Erste, Graf von Sancerre. 179

X. Georg von Amboise, Bischof zu Valenz, nachher Erzbischof zu Narbonne, und endlich zu Rouen; Generallieutenant und nachgehends Statthalter der Normandie, Kardinal, beständiger Legat des päbstlichen Stuhls in Frankreich und erster Minister unter Ludwig dem Zwölften. 209

XI. Franz von O, Oberaufseher über die Finanzen unter Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten und Statthalter von Paris. 289

XII. Dionysius Franz Secousse. 310

XIII. Peter Alexander Levesque de la Ravaliere. 332

XIV. Kardinal Mazarin, oberster Staatsrath unter Ludwig dem Vierzehnten. 339

XV. Johann Baptist Colbert, Ritter und Marquis von Seighelay und von Chateau Neuf an der Cher, Freyherr von Seaux, Linieres, Ormois, Stadtrath und Staatssekretair, Kommenthur und Großschatzmeister der königlichen Orden, Oberrentmeister, Oberaufseher der königlichen Gebäude, und Generaldirektor der Künste und Manufakturen in Frankreich. 537

XVI. Nikolaus Fouquet, Generalprokurator beym Parlement, Oberaufseher der Finanzen und Staatsminister unter Ludwig dem Vierzehnten. 653

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Leben
Michael Stephan Türgot,
Marquis von Sousmons.

Der Hauptzweck der Geschichte besteht nicht in der Vorstellung jener prächtigen Auftritte, worinn das Laster fast immer eine glänzende Rolle spielt. Nützlicher ist sie, wenn sie uns das bescheidene Gemählde der Tugenden eines Fabricius und Aristides vorhält; sie unterrichtet uns durch solche Beyspiele; sie zeigt uns eine Art von Heldenmuth, zu dem allen Ständen der Weg offen stehet, und der die Menschheit zum Grunde hat, ohne von Glücksfällen oder von dem Glanz der Geschäfte abzuhängen; Uneigennützigkeit und Liebe zur Pflicht machen seine wesentlichen Züge aus, und end-

lich wird eine zärtliche und überlegte Achtung, die von der Erkenntlichkeit unzertrennlich ist, seine Belohnung.

Nicht alle Arten von Verdienst haben ein Recht auf diese Gesinnung, und nicht alle Menschen sind ihrer würdig. Nur für tugendhafte Seelen gehört die Schätzung der Tugend. Sie allein sind im Stande, den Werth rechtschaffener Bürger zu bestimmen. Wenn die Geschichte sich bemüht, dergleichen seltene Männer zu schildern, so gehen ihre Dienste über das Leben derselben hinaus, und schenkt sie der Nachkommenschaft in den Nachahmern, die sie ihnen erweckt. Der Glanz, den sie über ihre Namen verbreitet, ist der Keim einer Nacheiferung, die, indem sie auf eine glückliche Art in edlen Herzen die Güte des Naturells und die Stärke der Grundsätze unterstützet, dem gemeinen Besten durch die einzige Schwäche, die vielleicht durch ihre Würkungen gerechtfertiget wird, ich meyne die Ruhmbegierde, Dienste leistet.

Man schreibt also zum Wohl der menschlichen Gesellschaft, wenn man Muster zur Nachahmung, die nicht zu viel studiert werden können, in das hellste Licht zu setzen sucht. Dies ist mein Zweck bey dieser Biographie. Ich sehe vorher, daß die Natur und der Umfang meines Subjektes mich veranlassen werden, über die vorgeschriebenen Gränzen hinaus zu treten: allein, ich hoffe, daß es mir die Akademie Dank wissen wird. Keine Materie gehöret so sehr für sie, als das Leben eines Mannes, dessen Denkmahle und Sitten gleich stark das Gepräge des Alterthums an sich tragen. Herr Türgot war Bürger; er hatte den Geschmack des Perikles

rikles und die Seele des Publikola; er verdiente, einen Plutarch zum Geſchichtſchreiber zu haben.

Michael Stephan Türgot, Marquis von Souſmons, ward zu Paris am 9ten Junius 1690. von Jakob Stephan Türgot, Requetenmeiſter, und von Maria Klaudia le Peletier, gebohren. Die Herren Türgot haben ihren Urſprung aus der Normandie. Sie genieſſen daſelbſt ſeit langer Zeit ein Anſehen, welches groſſe Güter und ein unſtreitig uralter Adel gewähren. Ihr Name erſcheint im Jahr 1272 in einem Verzeichniſſe, von Edelleuten der Provinz, die dem Könige dienen muſten, das in dieſem Jahre aufgeſetzet ward; man findet ihn auch noch in vielen Denkmahlen jener Zeit. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts fängt eine durch Urkunden bewieſene Stammfolge an, deren Stufen eine von jener Epoche bis jetzt ununterbrochene Kette bilden. Der Hauptzweig hat vor Alters den Namen Tourailles geführt und bis jetzt beybehalten. Es iſt dies der Name einer Landſchaft, die er im Jahr 1445 durch eine Heurath mit der Erbin dieſes Hauſes erlangte. Jakob Türgot de St. Clair, Aeltervater desjenigen, den wir jetzt bedauren, iſt der erſte, der ſich in Paris niedergelaſſen hat. Anfangs hatte er ſich, nach dem Beyſpiele ſeiner Vorfahren, den Waffen gewidmet. Im Jahr 1614, da er erſt zwanzig Jahre alt war, wurde er von dem Adel in der Normandie abgeſchickt, um dem Könige die Schlüſſe der verſammleten Provinz zu überreichen. Nicht lange hernach übernahm er gerichtliche Angelegenheiten, und ſtarb als ordentlicher Staatsrath, nachdem er in vielen Provinzen Frankreichs Intendant geweſen war. Herr

Huet seßet ihn unter die aus der Stadt Caen gebürtigen berühmten Männer. Er war ein Freund des Bochart, der ihm seinen Phaleg zueignete. Der Geschmack an den Wissenschaften hat sich in dieser Familie von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzet, so wie die Liebe zur Tugend. Dies erbliche Verdienst ist das einzige, das Herr Türgot bey einem berühmten Ursprung schätzte. Er rühmte sich auch damit, daß er unter seine mütterlichen Voreltern den berühmten Peter Pithou rechnen konnte.

Die glückliche Anlage, die Herr Türgot von seinen jüngsten Jahren an äusserte, wurde sorgfältig gepflegt. Er war noch ein Kind, als sein Vater im drey und zwanzigsten Jahre seines Alters zum Intendanten von Metz ernennt wurde. Herr le Peletier de Souzy, sein Großvater mütterlicher Seits, beschäftigte sich mit seiner Erziehung, und ließ ihn im Kollegium Ludwigs des Grossen studieren. Sanfte Sitten, eine angenehme und mannigfaltige Gelehrsamkeit erhoben an dem Herrn de Souzy die gründlichen Eigenschaften, denen er das Zutrauen des verstorbenen Königs und die Achtung des Publikum schuldig war. Despreaux, Massieu, Tourreil, Herr und Madame Dacier versammleten sich in seinem Hause. Er machte sie oft zu Schiedsrichtern von den Progressen seines Enkels. Herr Türgot wurde unter ihren Augen erzogen. Er schöpfte die Grundsätze des Geschmacks aus den auserlesensten alten Schriftstellern; und die Muster der Tugend, die er darinnen bey jedem Schritt antraf, machten auf seine Seele einen lebhaften und tiefen Eindruck. Die Geschichte zeigte ihm

bey

bey ſeiner Lektüre keine ſchätzenswürdige That oder Geſinnung, mit der ihn häußliche Beyſpiele nicht vertraut machten, und wovon er den Beweis in ſeinem Herzen fand. Auf dieſe Art entwickelten ſich in ihm diejenigen Eigenſchaften, deren beſtändige Uebung den Lauf eines Lebens ausmachte, das ganz dem gemeinen Beſten gewidmet war. Die Anhänglichkeit an ſeine Pflichten war die Seele ſeines Betragens; und da er ſich in den verſchiedenen Stellen, die er nach und nach bekleidete, immer gleich blieb, ſo beſaß er bey allen das Verdienſt, das einer jeden eigen war.

Im Jahr 1711 wurde er Parlamentsrath, und zweeter Kommiſſär in der zwoten Requetenkammer des Pallaſtes. Dieſes Tribunal richtet zwar nicht ohne Appellation: aber die Menge und Verſchiedenheit der Proceſſe, die dahin gelangen, ſind eine vortrefliche Schule für den Juriſten. Auſſerdem ſind die beyden Kammern, aus denen es beſteht, frey von dem Dienſte der Kriminalkammer. Herr Türgot zog ſie, aus dieſen beyden Gründen, den Enquetenkammern vor. Er ſahe daſelbſt mehr Gelegenheiten, ſich zu unterrichten; zu gleicher Zeit verſchonte er die Empfindlichkeit ſeiner Seele mit allzupeinlichen Vorfällen.

Nach ſechs Jahren gelangte er von dieſem Amt zu dem Amte eines Präſidenten in eben derſelben Kammer, und that ſich durch Eigenſchaften hervor, die eine obrigkeitliche Perſon empfehlen. Bey Angelegenheiten zwiſchen Privatperſonen beſaß er allen Dienſteifer eines von der Wichtigkeit ſeines Amts durchdrungenen Richters. Die öffentlichen Angelegenheiten gaben ihm auch mehr als eine Veranlaſſung an die Hand,

ſich ſelbſt kennen zu lernen und erkannt zu werden. Die ſonderbaren Umſtände machten damals, daß die Verſammlungen des Parlaments ſehr zahlreich waren. Man behandelte daſelbſt ſpitzfindige, verwickelte, problematiſche Fragen, von derjenigen Art, die man unter entgegenſtehenden Geſichtspunkten betrachten kann. Daher entſtanden oft widerſprechende Rathſchläge, ohngeachtet der Uebereinſtimmung in den Abſichten. Herr Türgot erklärte ſich ſtandhaft für diejenigen, die ihm die Ehre ſeiner Geſellſchaft mit den Rechten des Throns und dem Vortheil des Staats zu vereinigen ſchienen. Tugendhaft ohne Hochmuth und beſcheiden ohne Schwäche, wählte er mit einem feſten Schritt das Gute: aber er verwechſelte nie den Muth mit der Verwegenheit. Er dachte, er ſprach, er handelte als Menſch, nach dem, was die Liebe des Friedens und Vaterlandes einflöſſen.

Eine neue weitere und ſchwerere Laufbahn, die Talente von einer verſchiedenen Gattung erforderte, öffnete ſich ihm im Jahr 1729. Durch den Tod des Herrn Lambert wurde die Stelle des Prevot des Marchands *) zu Paris erlediget, und Herr Türgot darzu ernennet.

Kenntniß der Geſetze, Scharfſinn und Billigkeit ſcheinen für obrigkeitliche Perſonen, denen beſonders die Rechtspflege aufgetragen iſt, hinreichend zu ſeyn. Jene Binde, womit die Alten die Augen der unerbittlichen

*) Der Ueberſetzer weiß kein teutſches ganz gleichgeltendes Wort; er hat aber das Vertrauen zu ſeinen Leſern, daß ſie wiſſen werden, was Prevot des Marchands ſey; und ſollten es einige noch nicht wiſſen, ſo können ſie es aus dieſer Lebensbeſchreibung lernen.

ſichen Themis bedeckten; jene Waage, die in ihren Händen nicht eher als unter dem Gewicht der Gründe und Beweiſe ſank, ſind Sinnbilder einer ſtrengen Unpartheylichkeit, die ſich weder an Umſtände, noch Zeiten, noch Perſonen binden ließ. Allein diejenigen obrigkeitlichen Stellen, die eine Beziehung auf die allgemeine Staatsverwaltung haben, ſcheinen nicht allein eben dieſe Eigenſchaften zu verlangen, ſondern auch überdies eine beſondere Kenntniß der Menſchen, eine beſtändige Aufmerkſamkeit, eine gewiſſenhafte Genauigkeit in allen möglichen Nebenumſtänden. Iſt dieſe Verwaltung ausgebreitet, ſo muß Thätigkeit mit Gedult verknüpft werden. Bezieht ſie ſich auf ſchlüpfrige Verbindungen, wird ſie nicht immer durch unveränderliche Grundſätze geleitet; hängen ihre Verrichtungen bisweilen von einem gewiſſen Zeitpunkt ab, ſo erheiſcht ſie ein Verſtändniß, eine Biegſamkeit, eine Miſchung von Vorſicht und Standhaftigkeit, die der Richter, der ſtets von dem Geſetz begleitet wird, ſo nöthig eben nicht hat. Allein, dies iſt noch nicht genug. Bey allen dieſen Eigenſchaften könnte die Verwaltung nur regelmäßig, nur untadelhaft ſeyn; es wird auch erfordert, daß ſie ſo nützlich werde, als es nur immer möglich iſt; daß ſie ſich der Vollkommenheit immer mehr und mehr nähere. Dieſes Ziel erreicht man nicht anders, als wenn man mit jenem ſichern Blick, der das Wahre ausſondert, mit jener Erhabenheit in den Ausſichten, die durch neue Wege zum Groſſen führen, mit jener Stärke der Vernunft, die keine Vorurtheile kennet, und mit jener muthigen Klugheit, welche die Hinderniſſe vorherſieht und über ſie zu triumphiren weiß, begabet iſt. Die Stelle,

die Herr Türgot übernahm, ist eine von denen, bey der die Vereinigung der Talente und Tugenden, wovon ich eben den Umriß entworfen, am nothwendigsten ist. Der Erfolg, mit dem er sie verwaltete, zeigt, daß er sie vereinigte.

Der **Prevot des Marchands** ist eine von den beyden obrigkeitlichen Personen, die gemeinschaftlich für die Lebensmittel der Stadt Paris zu sorgen haben. Alles, was die Seine und die hineinfallenden Flüsse an Lebensmitteln hierher bringen, ist der Gegenstand seiner Sorgfalt. Was zu Land ankommt, ist an den Generallieutenant der Polizey gewiesen. Schon nach dieser Eintheilung kann man urtheilen, wie vielen Schwierigkeiten die dem **Prevot des Marchands** anvertraute Proviantsorge unterworfen sey. In den gewöhnlichen guten Jahren liegt die Herbeyschaffung des Getraides, dieses so nothwendigen und kitzlich zu besorgenden Unterhalts, nicht sowohl auf ihm, als auf dem Polizeylieutenant: hingegen steht er in den Mißjahren fast allein dafür, wenn nämlich die Ausleerung des platten Landes die Nothwendigkeit bald verursachet, zu entfernten Provinzen, oft sogar zu Ausländern, seine Zuflucht zu nehmen, um Getraide daher zu holen, das man auf dem Fluß nach Paris bringet.

Alle unsere ökonomische Bücher erheben einmüthig ihre Stimme gegen das ausserordentliche Uebergewicht, das die Hauptstadt von Tag zu Tag über die Provinzen gewinnet. Mit Bekümmerniß sehen wir diesen verderbenden Abgrund alle Talente, alle Künste, alle Reichthümer, alle Menschen der Nation, ohn' Unterlaß an sich ziehen und ohne Wiederkehr verschlingen,

und

und die Augen durch das Phantom eines Ueberfluſſes und einer Bevölkerung verblenden, deren Quellen unvermerkt austrocknen. Das Meiſterſtück einer aufgeklärten Obrigkeit beſteht vermuthlich darinnen, daß ſie jene ungeheure, unnütze, oft gefährliche Menge anderswo beſchäftiget: aber die Pflicht eines Prevot des Marchands iſt, ſie zu ernähren, ſie um den möglichſt niedrigen Preiß zu ernähren. Wie viele Maasregeln erfordert nicht jener Ueberfluß, der unaufhörlich mit einem ungeheuren Aufgang, mit den Unordnungen der Jahrszeiten, mit auſſerordentlicher Kälte, mit Ueberſchwemmungen, mit Austrocknungen, und mit tauſend andern Zufällen, die man weder vorherſehn, noch denen man zuvorkommen kann, zu kämpfen hat! Wir genieſſen deſſelben, ohne faſt hieran zu denken: allein, welche Menge von Kanälen, die von ihrem natürlichen Lauf abgeleitet werden, um einen Ueberfluß zu unterhalten, der allein uns das Nothwendige gewähret!

Es wäre zu wünſchen, daß die Obrigkeit allenfalls nur mit den Veränderungen der Natur zu ſtreiten hätte; und daß ſelbſt die Mittel, deren ſie ſich bedienen muß, um dieſen Ueberfluß herbeyzuſchaffen, nie eine Quelle von Verwirrung und Schwierigkeiten werden möchten. Die Geſetzgeber, die in den vorhergehenden Jahrhunderten dieſe Mittel zubereitet, hatten ohne Zweifel nichts, als das gemeine Beſte, zum Augenmerk. Allein, bey den reinſten Abſichten iſt es nur gar zu leicht, ſich in einem ſo kitzlichen Verfahren, das in Anſehung ſeines Gegenſtandes und ſeiner Verhältniſſe eben ſo ungeheuren Umfanges iſt, als die Geſetzgebung, zu irren. Es geſchieht nur gar zu oft, daß man ein

Uebel, das man fürchtet, auf solche Art vermeidet, daß man sich in ein Labyrinth von Vorsichtsregeln begiebt, die oft zu tausend andern eben so gefährlichen Unschicklichkeiten Anlaß geben. Vergebens würde man behaupten, daß die von unsern Vorfahren angeordnete Polizey über den Handel mit den nothwendigsten Lebensmitteln, die Folge einer gelehrten Verbindung der Umstände und einer Reihe systematischer Aussichten sey. Bey der Art von Anarchie, worein die Lehnsverfassung und die Menge unabhängiger Mächte, die sie ausmachen, alle europäische Königreiche versetzt hatte, war kein Ansehen mit der nothwendigen Macht ausgerüstet, um der Mittelpunkt aller zu gewinnenden Vortheile zu werden, um das Gleichgewicht zwischen den Städten und dem Lande, zwischen den Provinzen und der Hauptstadt, zu halten. Mitten unter den Veränderungen und Unruhen, die auf einmahl alle Theile Frankreichs zerrütteten, war die Aufmerksamkeit der Obern unaufhörlich, vermöge ihres persönlichen Interesse, auf die geschwinde Folge grosser Begebenheiten gerichtet. Konnte sie ja bisweilen auf Nebendinge in der Polizey und der innern Oekonomie Rücksicht nehmen, so geschah dies nur in solchen dringenden Umständen, wo der Hunger und die Verzweiflung das Volk seinen Obern furchtbar machten. Alsdann ergriff die Verwaltung, die aller der Ungewißheit, welche vereinigte Furcht und Unwissenheit verursachen, ausgesetzt war, übereilt und ohne Wahl die ersten die besten Mittel, die das Ohngefähr darbot. Jede Provinz, jede abgesondert gelegene Stadt sahe nur auf ihre eigenen Bedürfnisse, und empfand nur das gegenwärtige Uebel. Bey jeder Gelegenheit

genheit erzeugten die erneuerten Unglücksfälle neue Geſetze; und in dieſen Geſetzen, die oft einander entgegen liefen, herrſchte lauter Verwirrung, indem ſie durch die gebieteriſche Beſchaffenheit der Umſtände der obern Macht nach und nach entriſſen, ſelten auf feſte Grundſätze gebauet, öfters von den Vorurtheilen eines barbariſchen Jahrhunderts eingegeben, bisweilen auch durch die Erfahrung veranlaſſet wurden, aber freylich faſt immer durch die Erfahrung einer ſehr kurzen Zeit, die von derjenigen ſo ſehr verſchieden iſt, welche einförmig iſt, ſich auf alle Zeiten erſtrecket, und allein im Stande iſt, ein ſicherer Wegweiſer zu ſeyn.

Vielleicht wäre es uns heut zu Tage vortheilhaft, wenn unſere Vorfahren jene groſſen Gegenſtände des ökonomiſchen Regiments ganz und gar hätten vernachläßigen können. Wenigſtens ſcheint uns das Beyſpiel einer benachbarten Nation zu berechtigen, um zu glauben, daß der Wetteifer, durch eine gänzliche Freyheit belebt, allein hinreichend ſey, dem Landmann von der einen Seite der billigen Belohnung ſeiner Arbeiten, und von der andern dem Bürger eines zu allen Zeiten gleich leicht zu erlangenden Auskommens zu verſichern. Die Urheber unſerer Polizey haben nicht, wie unſere Nachbarn, ihr ganzes Vertrauen auf jene einzige und mächtige Triebfeder geſetzt; und das Syſtem unſerer Verwaltung ſolcher Dinge wird von einer Menge Triebfedern verwirrt, deren verſchiedenes Spiel nicht immer auf eben daſſelbe Ziel hingerichtet iſt. Ein Haufen Anordnungen und Geſetze macht eine Bibliothek aus, deren Kenntniß allein ſchon ein ſehr langwieriges Studium erfordert. Der Handel mit jeder Art von Lebensmitteln

mitteln ist noch immer durch ein ausschliessendes Privilegium in verschiedenen Gemeinheiten concentriret; welches eine unendliche Menge kleiner untergeordneter Interessen, die oft einander, und noch öfters dem öffentlichen Interesse, zuwider sind, Processen und Streitigkeiten unterwirft. Daher jene Verbindlichkeit, die Lebensmittel auf allen ihren Wegen zu verfolgen, um zu hindern, daß sie nicht durch Monopolien, die allzu nachgebend geworden, anders wohin geleitet werden. Daher jene unermeßliche Menge von Aufsehern und Bedienten, die durch die Nothwendigkeit, den Bedürfnissen des Staats bey schweren Zeiten zu statten zu kommen, noch vervielfältiget wird. Neue Ueberlasten für den Preiß der Lebensmittel! neue Hindernisse für ihren Ueberfluß!

Durch solche Klippen geht die Obrigkeit auf ihren Zweck los. Durch Unterdrückung der Habbegierde muß sie die Emsigkeit begünstigen; durch Zerstreuung der Bündnisse unter den Kaufleuten die Eifersucht erregen und im Zaum halten; diese in Furcht erhalten, ohne sie kleinmüthig zu machen; sie zu brauchen wissen, ohne von ihnen abhängig zu werden. Die Obrigkeit muß auf jene unvermutheten Theurungen und Fälle, die die Lebensmittel hemmen können, Quellen sparen; sie muß mit Einsicht Wohlthaten verbreiten, zur rechten Zeit die Kunst den Kunstgriffen entgegenstellen, sich das Zutrauen des Volks erwerben, und dasselbe hintergehen, wenn es nöthig ist. In der That würde oft ohne die Vorspiegelung eines verstellten Ueberflusses die Furcht des Volks eine würkliche Theuerung verursachen: allein, eine so wohlthätige Täuschung ist um so viel schwe-

rer

rer zu unterhalten, je mehr ſich das Intereſſe des Kaufmanns beſtrebet, ſie durch eine entgegengeſetzte Täuſchung zu vernichten.

Herr Türgot würde ſich allzuglücklich geſchätzt haben, wenn er ſeine Talente in dieſem Fache nie zu zeigen gehabt hätte: allein während ſeines Amtes bekam er mehr als eine Gelegenheit hierzu. Die Erndte war in den letzten Jahren deſſelben ſehr ſchlecht. Von dem Jahre 1738 bis zu dem Augenblick, da er ſeine Stelle verließ, gaben die Häfen faſt einzig und allein den Unterhalt der Stadt Paris her. In dieſen unglücklichen Zeiten bot Herr Türgot alle Kräfte ſeines Genies auf, und der Erfolg krönte jederzeit ſeine Bemühungen. Allein, bey der Kunſt, die Quellen wider die Theurung gewiſſermaſſen zu vermehren, beſaß er auch diejenige, eine Wahl unter ihnen zu treffen. Er kannte die Gefahr gewiſſer Hülfsmittel, die mehr einer Palliatifkur, als natürlichen Mitteln gleichen, und deren Gebrauch die Erfahrung ſchon längſt hätte vorkommen ſollen. Er wußte, daß allzuöffentlich genommene Maasregeln Schrecken verbreiten können, indem ſie in den Augen der Menge das Uebel, das ſie verkündigen, vergröſſern. Er wußte, was für ungeheure Koſten bisweilen die auf öffentlichen Befehl unternommenen Getraideſammlungen mit ſich führen, wie vielen Beſchwerden ſie zum Vorwand dienen können, wie ſehr die Furcht, die von der Regierung geſchehenen Vorſtreckungen wieder zu erhalten, falſche Maasregeln eingeben kann, die im Stande ſind, den Landmann muthlos zu machen und dem Volke Mißtrauen einzuflöſſen. Er wußte wohl, wie nützlich der Ueberfluß reicher und beglückter Bürger

seyn könne, die Rückkehr des Ueberflusses zu beschleunigen: aber eben so wohl wußte er, mit welcher Gewissenhaftigkeit man bis auf den geringsten Anschein einer allzubesondern Gunst, deren Würkung einen noch so heissen Wetteifer erkalten würde, vermeiden müsse, den Verdacht des Monopoliums unter die Leute zu bringen, und Murren anstatt der Erkenntlichkeit zu erregen. Die einzige Auskunft, die er kannte, und die er in den schwersten Zeiten anwandte, bestand in der Unterhaltung einer thätigen Nacheiferung unter den Handelsleuten, in der Aufmunterung durch den Reitz der Freyheit, in der Anfeurung zu den gröβten Bemühungen, durch wohlthuende Belohnungen. Alle Mittel, die er sich versagte, wurden durch eine ununterbrochene Wachsamkeit und durch die klügsten Vorsichtsregeln ersetzet. Eine Würkung seiner Maasregeln war es, daß er im Jahr 1740 den Ueberfluß an Getraide in die Hauptstadt zog, und darinnen erhielt, so, daß das Volk selbst die ausserordentlichen Hülfsmittel, die seine Fürsicht in Bereitschaft hielt, für überflüßig ansahe, und dadurch aller Vorwand zu Klagen erstickt wurde. Dies war eben sein Wille; denn für ihn war es nicht genug, daß man zufrieden seyn müste; er wünschte, daß man es würklich wäre; er suchte nicht allein das Murren ungerecht, sondern auch unmöglich zu machen. Herr Türgot zeigte, daß dieser Zweck nicht blos in der Einbildung bestehen könne. Freylich hatte er zur Erreichung aller Hülfsmittel Eifer und Einsicht nöthig: allein, welchen Begriff wird man sich von seinen Gaben machen, wenn man bedenket, daß diese drey so dürren Jahre, da die fast, eine ungeheuer grosse Stadt mit Lebensmitteln zu

verſehn, faſt ganz auf ihm allein lag, die glänzendeſte Epoche ſeiner Verwaltung waren! daß man ihn damals mit der einen Hand ſeine Mitbürger aus dem Elend reiſſen, und mit der andern prächtige Feſte anordnen, und die Ausführung jener nützlichen und koſtbaren Werke, wovon wir ſogleich reden werden, beſorgen ſahe!

Unter andern Gegenſtänden der Conſumtion, die gewiſſermaſſen zum Bedürfniß der Stadt Paris gehören, und die wir nicht alle einzeln nennen, geſchweige beſchreiben können, die aber Herr Türgot ſo zu verwalten wußte, als wenn jeder Gegenſtand beſonders ſeine einzige Beſchäftigung wäre, iſt einer, der von Tag zu Tag wichtiger, und der Aufmerkſamkeit der Magiſtratsperſonen und des Miniſteriums würdiger wird; ich meyne das Holz. Alle Zweige dieſes Handels, wovon der vornehmſte das Brennholz iſt, hängen von dem Prevot des Marchands ab. Die Polizey, die Herr Türgot dieſes Punktes wegen angeordnet fand, war, ſo weſentlich ſie auch iſt, bis hierher ziemlich vernachläßiget worden. So unvollkommen ſie aber auch war, ſo konnte ſie doch für ſolche Zeiten zureichen, wo die Conſumtion, in Vergleichung mit dem Ueberfluß des Holzes, nicht ſehr beträchtlich iſt. Dieſe Conſumtion iſt heut zu Tage ausſchweifend, und ſie wurde es nicht eher, als gegen das Ende der Verwaltung des Herrn Türgot. In eilf Jahren ſahe er ſie um ein Drittheil vergröſſert; ein vielleicht gefährlicher Mißbrauch! allein, der Luxus, deſſen Folge er iſt, hängt von dem Zuſtand der Nationalſitten und von dem ganzen Syſtem der Staatsverfaſſung ab. Der Prevot des Marchands iſt kein Cenſor, ſondern ein Aedile, dem die

Fürſor-

Fürsorge für die Consumtion aufgetragen ist, die Ursache und Würkung derselben sey nun, welche sie wolle; er muß darauf bedacht seyn, durch eine Ausschweifung von Ueberfluß dasjenige zu ersetzen, was die Ausschweifung des Luxus den Bedürfnissen des Volks kärglich entziehet.

Herrn Türgot gelang es hierinnen; und ohngeachtet der Hindernisse, die er während dieses Amtes zu bestreiten hatte, sahe man fast immer den Vorrath auf zwey Jahre in den Holzmagazinen zu Paris beysammen; und dann war er doch schon auf die Anschaffung des Vorrathes auf ein drittes Jahr bedacht, der in den Häfen und in den entfernten Wäldern zubereitet wurde. Er hatte sich dieses guten Erfolgs durch ein tiefes Studium alles dessen versichert, was auf diesen Handel selbst eine entfernte Beziehung hat. Seinem Geiste war stets das Gemählde jenes weiten Bezirks gegenwärtig, dessen Produkte dieser Art jährlich in der Hauptstadt zusammenkommen und daselbst in ein Nichts verwandelt werden. Korrespondenten in allen Provinzen, die mit Sorgfalt gewählt waren und auf alles genau Acht gaben, benachrichtigten ihn von dem Zustande der Hafen, der Wälder, der Gattung und Anzahl des Holzes, und von der Schwierigkeit seiner Nutzung. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete er alle Quellen des Unterhaltes; er verfolgte ihn auf allen Wegen, auf denen er bis nach Paris fortgehet. Allgemeine und besondere Karten, die der Herr Abbt de la Grive unter seiner Aufsicht aufgenommen, stellten ihm den Lauf der Seine und der hineinfallenden Flüsse, den Lauf aller Bäche, die sie in ihr Bette aufnehmen, die Natur der Länder,

welche

welche diese Flüsse und diese Bäche benetzen, und den Umfang der benachbarten Wälder, beständig vor Augen. Dadurch hatte er sich in den Stand gesetzt, diejenigen, denen an den bestimmten Orten die Ausführung seiner Befehle aufgetragen war, zu leiten, und lauter billige und pünktliche Befehle zu ertheilen. Er wußte, an welchen Orten man nützliche Werke anordnen, Wege anlegen, zertheiltes Wasser vereinigen, Kanäle graben, unbekannte Kommunikationen eröffnen, und, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, wie man den Ueberfluß, der vor dem Wachsthum des Luxus fliehet, verfolgen könne.

Herr Türgot sahe mit einem unruhigen Auge, wie der täglich wachsende Luxus auf eine schon merkliche Art die ungeheuern Wälder in Morvant und Nivernois erschöpfte. Aus Liebe zum gemeinen Besten entwarf er im Jahr 1739 das Projekt, dem Holze in Lothringen einen Weg bis nach Paris zu öffnen, indem er eine Gemeinschaft zwischen der Maas und Oise, durch Hülfe des Flusses Aine, den einige Kanäle mit der Maas vereinigen sollten, anlegen wollte. Alle Plane dieses Projektes waren sorgfältig entworfen; er hatte den Werth der Produkte vieler französischen Provinzen angeschlagen; er hatte Paris auf immer gegen den Holzmangel gesichert; und man muß bedauren, daß höhere Hindernisse die Ausführung gehindert haben.

Bisher haben wir den Herrn Türgot nur bey einer der Beschäftigungen seines Amtes betrachtet. Sehen wir ihn nunmehr als das Oberhaupt einer Gesellschaft an, die die ganze Bürgerschaft repräsentiret, und als den Vertheiler der Einkünfte der Hauptstadt; so

wird uns dieser neue Gesichtspunkt neue Eigenschaften an ihm entdecken. Herr Türgot ahmte nicht jene, mehr ehrgeizige als eifrige, Männer nach, die sowohl auf ihre Vorgänger, als auf diejenigen eifersüchtig sind, die ihre Stelle ersetzen sollen, und das Gegenwärtige nur auf Kosten der Zukunft verschönern, die sich bemühen, auf dem Schauplatze zu glänzen, und sich dem Publikum durch schimmernde Unternehmungen ankündigen, ohne sich um die Quellen zu bekümmern, die sie nach sich lassen werden. Er, der bescheidener, vorsichtiger, und, was am meisten, mehr Bürger war, wandte die ersten Jahre seines Amts darzu an, die Angelegenheiten der Stadt auf einen guten Fuß zu setzen, möglich zu machen, was er mit der Zeit ausführen wollte, in Geheim bey einer weisen Verwaltung die Mittel zur Erwerbung eines wahren und dauerhaften Ruhms zuzubereiten. Anfangs schränkte er sich auf nothwendige Ausbesserungen, auf Verschönerungen ohne Zahl, aber ohne Glanz, in dem Innern des Hotels de la Ville (Rathhauses) auf Wiederherstellung der Ordnung in den Archiven, auf Verbesserungen ein, die zwar unmerklich waren, die aber in der Folge den Grund des allgemeinen Wohls ausmachen sollten. Vergebens stellten sich weit aussehendere Entwürfe seinem Geiste dar; vergebens versuchten sie seinen Geschmack, den er natürlicher Weise an grossen Dingen fand. Er verstattete keinem derselben eher Gehör, als bis er fast eine Million zur Bezahlung der Renten aufgeopfert hatte, die durch die schlimmen Zeiten auf den funfzigsten Denier herabgesetzt werden musten, und an deren Kapital die Eigenthümer, der Billigkeit gemäß, nichts verlieren durften. Dieses

ſes vom Herrn Lambert angefangene und vom Herrn Türgot geendigte Werk vereinigte Ehre und Nutzen mit einander. Da daſſelbe den Grundſätzen der Politik eben ſo ſehr, als den Geſetzen der Billigkeit gemäß war, ſo befeſtigte es den öffentlichen Credit, der durch die gewaltſamen Stöſſe in den vorigen Jahren erſchüttert worden war. Endlich, da der Gerechtigkeit Genugthuung geſchehen, der Credit wiederhergeſtellt, die Einkünfte der Stadt durch alle Hülfsmittel der ſcharfſinnigſten Adminiſtration vermehrt waren, und ihn in den Stand geſetzt hatten, etwas mit Vortheil zu unternehmen, ſo verbreitete er, zum Beſten und zur Zierde der Stadt, alle Reichthümer der Künſte, die er von jeher ſehr geliebt und aufgemuntert hatte.

Nunmehr ſahe man mitten unter den ſchwerſten Zeitläuften jene bewundernswürdigen Werke entſtehn, die ihm die Unſterblichkeit gewähren. Nunmehr erſchien, ſtatt jenes ſtehenden Grabens, deſſen Ausdünſtungen die Luft anſteckten, und tödtliche Krankheiten in der Nachbarſchaft verurſachten, ein Kanal, der für das Ablaufen des Waſſers und der hineingefloſſenen Unreinigkeiten angelegt wurde; eine der Römer würdige Arbeit, die mit dem Verdienſt des Nutzens dasjenige einer ſehr groſſen überwundenen Schwierigkeit verbindet. Ohne von den Quellen zu reden, die ſich an vielen Orten der Feſtigkeit des Baues widerſetzten, ſo verſchafte die Lage der Gegend zwiſchen dem Punkt, von dem das Waſſer ausgieng, und zwiſchen dem Boden des Fluſſes, wohin es kommen ſollte, einen zu ſchwachen Abhang, als daß es für ſich hätte hineinlaufen können; hier muſte alſo die Kunſt mit ihrer Hülfe eintreten.

Ein weiter Behälter versammlet beym Anfange des Kanals eine ungeheure Menge Wasser, das man monatlich öfters ablaufen läßt, und dessen Geschwindigkeit, die durch hier und da angebrachte Schleusen vermehret wird, den Mangel des Abhangs ersetzet, das Ablaufen unterhält, dasselbe begünstiget und es hurtiger machet. Zu gleicher Zeit erhob sich ein Kaai, über dessen Kühnheit die Kenner erstaunten, aber nicht diejenigen, die bey der Errichtung dieses unsterblichen Werks zugegen waren, die Einrichtung desselben studierten, und den Herrn Türgot beständig an der Spitze der Arbeiter sahen, die er belebte, anführte, und gewissermassen begeisterte. Diese wissen, durch welche Zaubereyen die mächtige Hand der Kunst jene ungeheuer grossen Massen aufgeführet, und wie sie das Gleichgewicht gegen die Bestrebungen der Schwere erhält.

Auf einer andern Seite verzierten Bouchardons Genie und Meisel um die Wette die Fontäne Grevelle mit den reichsten Schätzen der Baukunst und Bildhauerey; ein Denkmahl, das man in Athen bewundert haben würde, und von dem Herr Türgot glaubte, daß er es dem der prächtigsten Stadt Europens so oft gemachten Vorwurf, als wenn sie die Verzierung ihrer Brunnen zu sehr vernachläßige, entgegen setzen müsse. Diese grosse und viele andere eben so nützliche als dauerhafte Werke werden sein Andenken auf unsre Nachkommen bringen.

Doch, was er gethan, ist nur ein Theil dessen, was er entworfen hatte. Er wollte jenen Labyrinth, den so viele enge Gassen in der Gegend des Pallastes bilden, gangbar und bequemer machen, indem er den

Quai

Quai de l'Horlog bis an das Ende der Isle Notre-Dame verlängerte. Er wollte Isle St. Louis mit dem Mittelpunkte der Stadt vereinigen, indem er an die Stelle der rothen Brücke eine ſteinerne bauen wollte. Das Waſſer der Seine wollte er überflüßig in alle Quartiere der Stadt leiten, indem er willens war, über dem Thore St. Bernhard eine Maſchine anzulegen, die das Waſſer bis auf den Gipfel des Bergs Ste. Genevieve heben ſollte; daſelbſt wäre es dann in einem groſſen Behälter geſammlet worden, und hätte von da leicht überall hingeleitet werden können. Er wollte das bewundernswürdige Portal St. Gervais, das, ſo zu ſagen, verſteckt iſt, den Augen des Publikums darſtellen. Endlich that er den Vorſchlag, daß die Stadt angehalten werden ſollte, den ſchönſten Pallaſt in der Welt zu endigen, und daß ſie die Seite dieſes Pallaſtes, die an dem Fluſſe hingehet, zur Belohnung erhalten ſollte. Dieſe Seite wäre für die Stadt Paris ein gröſſeres, bequemeres, beſſer gelegenes und ihrer würdigeres Hotel geweſen, da unterdes die drey andern Seiten für den Staatsrath, für die Akademien, für die königliche Bibliothek, und für alle Schätze der Staatsſecretäre einen prächtigen Aufenthalt abgegeben hätten.

Dieſe Entwürfe waren nicht die unreifen und eiteln Früchte der Einbildung eines Bürgers, der mit Hitze nach Abſichten, die er für nützlich hält, jaget, das Verdienſt derſelben vergröſſert, und weder die dabey möglichen Unſchicklichkeiten noch Hinderniſſe vorausſiehet. Alle Plane waren mit Sorgfalt bearbeitet und tief durchgedacht. Herr Türgot haſchte nicht nach der unnützen Ehre, alle dieſe Ideen allein oder zuerſt ge-

habt

habt zu haben, wovon er viele mit einer grossen Anzahl Einwohner der Hauptstadt gemein hatte. Er wußte dies, und anstatt daß sein Eifer dadurch hätte erkalten können, fand er einen Bewegungsgrund mehr in den Wünschen des Publikums. Aber, er war der einzige, der hinreichend über die Mittel zur Ausführung nachgedacht hatte; er theilte mit niemanden die Entdeckung der bequemsten Wege und der Quellen, wodurch seine Entwürfe zur Würklichkeit gebracht werden konnten. Wurden sie durch höhere Hindernisse aufgehalten, so dienen sie doch zur Schätzung der Grösse seiner Absichten. Bey der Denkungsart eines Colbert besaß Herr Türgot weder den Gebrauch eben so grosser Summen, noch eben die Unabhängigkeit.

Wir haben schon gesagt, daß Herr Türgot nach dem Beyspiel des berühmten Colbert, dem Muster aller Männer dieser Art, die Künste liebte und aufmunterte. Mitten unter so vielen Beschäftigungen, sparte er sich Musse, nicht allein die Theorie, sondern auch die verschiedenen Ausübungen derselben zu studiren; er besuchte die Werkstätte; er zog den gründlichsten Unterricht von allen Umständen des Manufakturwesens ein. Er begünstigte stets die Urheber nützlicher Entdeckungen; und mehr als einmahl ließ sich seine fruchtbare Einbildungskraft, bey öffentlichen Lustbarkeiten, mit den Talenten der Künstler, die er darzu brauchte, in einen Wettstreit ein. Nichts kommt dem Pomp der Feste bey, die er gab; Ordnung, Mannigfaltigkeit, Neuheit stritten dabey mit einander um den Beyfall des Publikums. Alles zeugte von Herrn Türgot's Eifer und Geschmack. Er vergaß nie, daß diese dem Anscheine

ſcheine nach unnütze Feſte in der That feyerliche Zeugniſſe von dem Antheil ſind, den ein zärtliches und erkenntliches Volk an dem Ruhm und der Glückſeligkeit ſeiner Könige nimmt; ein Antheil, der ſie veredelt, der ſie der Blicke des Weiſen, der Bemühungen des Künſtlers und der Sorgfalt des Magiſtrats würdig macht.

Herr Türgot hatte vom Anfang ſeiner Laufbahn an, in der wir ihm folgen, die glücklichſte Gelegenheit, den Augen ſeines Herrn die Freudensbezeugungen des Volks, deſſen Haupt und Triebfeder er geworden war, vorzuſtellen. Der Dauphin ward im erſten Jahr ſeiner Prevoté gebohren. Dieſe groſſe Begebenheit, die die Wünſche Frankreichs und Europens erfüllte, wurde durch Feſte gefeyret, die der Monarch mit ſeiner Gegenwart beehrte. Der König ſpeißte im Hotel de Ville, und geruhte, ſeine Zufriedenheit über Herrn Türgot's Eifer zu bezeugen. Unter den andern Feſten, deren Herzählung hier eben ſo langweilig ſeyn würde, als der Anblick derſelben intereſſant war, können wir nicht umhin, dasjenige ins Andenken zu bringen, das im Jahr 1739 auf die Vermählung der Dauphine folgte. Die Fremden ſahen es mit Bewunderung; auch jetzt noch erinnern ſich alle unſere Mitbürger deſſelben; immer wird es ſeiner Pracht wegen merkwürdig bleiben, und es verdiente, in dieſer Gattung ein Denkmahl des Geſchmacks unſeres Jahrhunderts zu werden.

Uebrigens verrathen dergleichen prachtvolle Feſte, dergleichen reitzende Werke, deren Schönheit unſere Blicke auf ſich heftet, allemahl den Geſchmack ihres Urhebers: allein dies ſind nicht immer Beweiſe ſeines Eifers für

das gemeine Beste. Die Eigenliebe ist hinreichend zu dergleichen Unternehmungen, deren Glanz die Belohnung ist; und wenn Herr Türgot nichts für sich hätte, als Titel dieser Art, so würde ich ein unstreitiges Recht auf die Achtung der Liebhaber der Künste bey ihm gewahr werden: ich könnte aber zweifeln, ob er die Erkenntlichkeit der Bürger verdiente. Allein, was mich überzeugt, daß selbst bey diesen Arbeiten, die so geschickt sind, ihm einen Namen zu machen, die Hoffnung des Ruhms weniger auf sein Herz würkte, als die Begierde, nützlich zu werden, ist die fast unzählbare Menge unbekannter, versteckter, gewissermassen unsichtbarer Werke, die Pari- seiner Sorgfalt schuldig ist. Man durchlaufe seine Amtsverzeichnisse, und man wird sehen, daß er nicht einen einzigen Tag verlohr, weil nicht ein einziger war, der nicht durch Dienstleistungen bezeichnet gewesen. Hier wird man sehen, wie seine Fürsicht eine Apparelle, eine Brustwehr, eine Bastion aufführte; dort Pfähle, die die Höhe des Wassers anzeigen konnten. Man wird das Bett der Seine gereiniget, an vielen Orten vom Sande befreyt, das angewachsene Ufer sorgfältig weiter gemacht sehen; ferner die Insel Louvier, die einen bestimmten Umkreiß erhalten, über das Wasser gehoben, durch regelmäßige Strassen abgetheilt, und hernach ein beträchtliches Holzmagazin für Paris geworden ist; einen tiefen Kanal, der zwischen dieser Insel und dem Ufer des Zeughauses gegraben wo den, worin die Fahrzeuge gegen das Ungestümm der Eisschollen gesichert sind, deren Stoß durch eine vorn an diesem Kanal angebrachte starke Verpfählung abgehalten wird. Man wird das Wasser des

Flusses

Fluſſes in Brunnen geleitet ſehen, welche weniger reine Quellen bisher gefüllt hatten; eine langwierige Arbeit, um die verſchiedenen Maaſe der flüßigen Sachen zu beſtimmen; neu angelegte oder ausgebeſſerte Dämme; die Polizey, die durch Anlegung von Wachthäuſern auf den Wällen und an den Hafen vollkommener gemacht worden; tauſend Maasregeln, tauſend Ausbeſſerungen, tauſend Verſchönerungen, deren Menge uns frey ſpricht, ſie hier nach einander herzuzählen.

Viele dieſer unzählbaren Vorkehrungen ſcheinen geringſchätzig: je mehr ſie es aber ſcheinen, deſto mehr Stärke und einen deſto weitern Umfang haben ſie für das Geſicht, welches, ohne die groſſen Gegenſtände zu vernachläßigen, beyde auf einmahl faſſet. Der Nutzen dieſer Arbeiten veredelte ſie in den Augen des Herrn Türgot. Bey einem hinreichend richtigen Verſtand, keine derſelben zu verachten, beſaß er eine eben ſo groſſe Seele, wodurch er ihnen bisweilen den mit glänzendern Unternehmungen verknüpften Ruhm aufopferte. Er ſahe ſogar bey den meiſten einen intereſſanten Bewegungsgrund, der fähig genug war, ihn zu beleben, eine fühlbare Beziehung auf das Leben der Menſchen.

So viele Feſte, Verſchönerungen, Freygebigkeiten, Arbeiten von aller Art, wovon die meiſten in ſolchen Zeiten ausgeführt worden, deren Härte nur durch die Stärke der Unkoſten konnte gemildert werden, ſchienen den Schatz der Stadt ganz erſchöpft zu haben. Demohngeachtet — und dies macht ſeinen Ruhm vollkommen — hat er ihn ſeinen Nachfolgern frey von Schulden, mit anſehnlichen Fonds, und weit reicher hinterlaſſen, als er vor ſeiner Prevote' geweſen war.

Die Einkünfte des Schatzes waren im Jahr 1740 beynahe verdoppelt; eine unwahrscheinliche, aber doch gewisse Sache! Eine an Hülfsmitteln unerschöpfliche Oekonomie, eine einsichtsvolle Verwaltung, die die Unternehmungen nach den Mitteln abmaß, die zu seiner Zeit geschehene Wiedervereinigung vieler Rechte mit den Domänen der Stadt, die Frucht einiger alten Rechte, die auf eine natürliche Art vermehrt, oder durch eine weise Verwaltung auf ihren wahren Werth gesetzt wurde, waren die Ursachen dieses erstaunenden Zuwachses, und erleichtern die Auflösung des Problems. Man setze hinzu noch seine strenge Genauigkeit, wodurch er die Einkünfte seines Amts in die engsten Gränzen einschloß, und oft dasjenige ausschlug, was ein langer Gebrauch ihm als rechtmäßig anzunehmen erlaubt haben würde.

Die Liebe zur Ordnung und Billigkeit, die den rechtschaffenen Mann ausmachet, die Richtigkeit und Erhabenheit der Absichten, die den Mann von öffentlichen Geschäften schildern, wurden in ihm durch jene Menschenliebe belebt, ohne welche die Talente fast immer gefährlich, und die Tugenden selbst oft unnütz sind; eine seltene, aber erhabene Eigenschaft, die in edlen Seelen mächtiger ist, als die Eigenliebe in den gemeinen. Sie war einer von den vornehmsten Zügen, die die seinige charakterisirten; und die Stelle, die er bekleidete, gab ihm nur allzuoft Gelegenheit, sie auszuüben. Der Prevot des Marchands, als eine der vornehmsten Magistratspersonen der Stadt Paris, theilet mit den Häuptern des Parlaments und mit dem Polizeylieutenant die Sorge, die öffentlichen Unglücksfälle zu hemmen und gut zu machen, die Unruhen zu stillen,

den

den Feuersbrünsten und den Folgen der Ueberschwemmungen Einhalt zu thun. Die für dergleichen Zufälle nöthige Hülfsmittel sind der Stadt aufgelegt, und beruhen vorzüglich auf dem Prevot des Marchands. Ihm gehöret vornämlich der Ruhm, der Retter seiner Mitbürger in Gefährlichkeiten und ihr Tröster in Unfällen zu werden. Unter den Plagen, die diese ungeheure Stadt verwüsten können, ist die Feuersbrunst eine der furchtbarsten und gemeinsten; weswegen auch Herr Türgot nichts unterlassen hat, ihr zuvorzukommen. Daher jene in alle Quartiere vertheilte Sprützen; daher jene in gewissen Entfernungen von einander angebrachten Oefnungen bey den Brunnenröhren, durch deren Hülfe man in einem Augenblick jene erstaunende Menge Wassers, welches die Pumpe bey der Brücke Notre-Dame unaufhörlich aus dem Fluß pumpet, und welches so viele unterirrdische Bäche in Paris herumführen, an den Ort der Feuersbrunst hinbringen kann. Allein, bey diesen allgemeinen Maasregeln ließ er es nicht bewenden. Bey dem ersten Lärmen von einer Feuersbrunst, eilte er selbst überall hin, wohin ihn die Gefahr der Bürger rufte. Sie sahen ihn thätig, unerschrocken, unermüdet, überall gegenwärtig, sein Leben der Gefahr aussetzen, um das ihrige zu retten, seine Befehle mit kaltem Blute geben, sie ohne Verwirrung vollziehen lassen, die Arbeiter durch sein Beyspiel und durch Geschenke aufmuntern. So betrug er sich bey der Feuersbrunst im Hotel Dieu *) und in der Rechnungskammer, die im Jahr 1737 gleich hintereinander folg-

*) Dies ist das vornehmste, größte und älteste Hospital in ganz Paris. Ueberf.

folgten, und bey andern minder bekannten Feuersbrünsten. Besonders war die im Hotel Dieu mit Umständen begleitet, die am geschicktesten waren, die Güte seines Herzens und die Thätigkeit seines Muths an den Tag zu legen. Eine Menge unglücklicher Leute, die nicht im Stande waren, sich selbst zu helfen und den Flammen zu entwischen, erwarteten in ihren Betten einen grausamen und unvermeidlich scheinenden Tod. Allein ein Schutzgeist wachte für ihre Erhaltung. Herr Türgot erfährt ihre Gefahr, und eilt, sie mit ihnen zu theilen oder sie dafür zu schützen. Er erhält von dem Erzbischoff die Erlaubniß, die Kranken in die Kirche unsrer lieben Frauen zu schaffen. Der Transport geschah unter seinen Augen mit einer unglaublichen Emsigkeit; und indem er dies ausführet, sorget er für ihre Bedürfnisse. Seiner Klugheit und der Würksamkeit seiner Maasregeln war es zu danken, daß alles in weniger als sechs Stunden beysammen war, und die Kranken Fleischbrühe, andere Nahrung, Arzeneyen und die gewöhnliche Bedienung hatten, und zwar in demjenigen Ueberfluß, der allein bey einem solchen Unfall die Kleinmuth benehmen kann. Man stelle diesem rührenden Schauspiel ein Schlachtfeld entgegen, und sage uns, auf welcher Seite der wahre Ruhm sey.

Sobald die Kranken in Sicherheit gebracht waren, so richtete Herr Türgot seine ganze Sorgfalt auf die Erhaltung der Gebäude. Er brachte die Nacht mitten in der Gefahr zu, und verstattete sich nicht eher die Ruhe, bis er die Flammen gedämpft sahe. Einige Tage hernach und auf den Ruinen der abgebrannten Gebäude überdachte er die unbequeme lage derselben, in-

dem

dem ſie mitten in der Stadt eingeſchloſſen ſind, die ſchlechte Einrichtung, das geringe Verhältniß ihres Umfanges mit der Abſicht, zu der ſie beſtimmt ſind; und er machte den Entwurf, dieſe Anſtalt nach der Schwaneninſel zu ſchaffen. Jedermann empfand die Vortheile einer ſolchen Lage; man hatte auch Plane, die ſowohl für die äuſſere Form, als für die Vertheilung der Gebäude und für alle Anordnungen des Detail entworfen waren. Hinderniſſe, die vielleicht unüberſteiglich waren, widerſetzten ſich der Ausführung dieſes Entwurfs. Herr Türgot wollte wenigſtens dem Hotel Dieu die Möglichkeit verſchaffen, durch beſſer angelegte Säle diejenigen, die aus Mangel des Raums auf einer Brücke, die nur zur Paſſage dienen ſollte, erbaut werden muſten, zu erſetzen. Durch Niederreiſſung der letzten würde man der durch ſo viele ungeſunde Ausdünſtungen angeſteckten Luft die Bewegung und Güte verſchaffen, die der Lauf des Fluſſes daſelbſt natürlicher Weiſe unterhalten muß. In dieſer Abſicht ſchenkte die Stadt dem Hotel Dieu das ganze Erdreich zwiſchen den alten Gebäuden dieſes Hoſpitals und was man die hohen Stuffen nennet.

Das Volk läßt denen, die ihm dienen, nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren: allein, man muß auch geſtehn, daß es oft aus Mangel an Einſichten unbillig iſt; und die Wohlthäter kommen oft um die Erkenntlichkeit deſſelben, weil ihm die Wohlthaten nicht in die Sinne fallen. Schien es undankbar gegen den unſterblichen Colbert, wollte es ſeine Aſche entheiligen, ſo kommt es daher, weil die von Colbert in der öffentlichen Staatsverwaltung getroffenen Aenderungen zu erhaben

haben waren, als daß es die Vortheile davon hätte einsehen können; oder, weil diese Vortheile zu weit von ihm entfernt waren, als daß es dieselben hätte fühlen können, besonders zu einer Zeit, da die Bedürfnisse eines fast unaufhörlichen Kriegs den wohlthätigen Absichten dieses grossen Mannes beständig zuwider waren. Allein das Gute, das Herr Türgot dem Volk erwieß, war, so zu sagen, handgreiflich, und das Volk sahe ihm dieses Gute, welches dasselbe genoß, thun. Es war Zeuge von seiner edelmüthigen und fortwährenden Aufmerksamkeit auf die Wiedererseßung des geschehenen Schadens, auf die Linderung des gegenwärtigen Unglücks, und auf die Fürsicht wegen künftiger Uebel; es sahe deutlich, wie der Mensch in ihm die Magistratsperson belebte; und es äusserte alle Kennzeichen einer billigen Dankbegierde.

Wenige Magistratspersonen sind auch so sehr geliebt worden, als Herr Türgot. Er besaß alles, was das Volk für ihn einnehmen konnte, einen vortheilhaften Wuchs, angenehme und regelmäßige Gesichtszüge, in denen sich die Bewegungen seiner Seele in der Geschwindigkeit abmahlten; eine edle Physionomie, welche Sanftmuth und Leutseligkeit verrieth. Dieses äusserliche, durch einen grossen Ruhm der Rechtschaffenheit unterstüßte Ansehen hatte die Augen aller gleich das erstemahl auf ihn gezogen, als er an der Spiße der Bürgerschaft erschien; und bald gewann ihm sein Betragen alle Herzen. Seine Gegenwart flößte dem Volk Ehrfurcht und Freude ein, erhielt die Polizey aufrecht, dämpfte die gewaltthätigsten Tumulte. Das Ansehen seiner Tugend überhob ihn der Nothwendigkeit, zu dem

Ansehn

Anſehn ſeines Amtes Zuflucht zu nehmen. Man darf ſich nur an den blutigen Vorfall erinnern, der ſich am Hafen St. Nikolaus im Monat Januar 1736 zwiſchen den zwey Garderegimentern äuſſerte. Er rührte von der Ausladung eines Fahrzeuges her, deſſen ſich die Schweitzer zum Nachtheil der Franzoſen bemächtiget hatten. Dieſe kamen des Morgens und griffen die Arbeiter an, die ſich vertheidigten; und ſchon wurde der Streit hitzig, als Herr Türgot, der ſich überall finden ließ, wo Gutes gethan und Böſes gehindert werden konnte, plötzlich erſchien, und die Ruhe wiederherſtellte: allein dieſe Ruhe war nur anſcheinend. Gegen drey Uhr Nachmittags ſtellten ſich die Schweitzer auf dem Turnierplatze in Schlachtordnung, und marſchirten mit dem Säbel in der Fauſt auf den Hafen zu. In dieſem Augenblick kamen vier Kompagnien von den franzöſiſchen Garden von Verſailles zurück und giengen über die neue Brücke; ſogleich giengen dieſe mit aufgeſtecktem Bajonett gleichfalls in Schlachtordnung auf die Schweitzer los. Sie kamen an einander, und der Streit fieng an. Herr Türgot, den ſeine Vorherſehungskraft damals natürlicher Weiſe zu dem Hafen St. Nikolaus führte, um daſelbſt den geſtifteten Frieden zu befeſtigen, wird durch das verwirrte Geſchrey von dieſer neuen Unordnung benachrichtiget; er lauft vor der Gefahr, die jedermann mit Schrecken fliehet, her; er ſtürzt ſich unter den dickſten Haufen; er ergreift den Arm eines wütenden Soldaten, in eben dem Augenblick, da er zuhauen wollte; er ſchreyt, das Gewehr niederzulegen; und man gehorcht. Dann läßt er die Streitenden in zwo Reihen ſtellen, hört ihre Klagen an, thut den Ausſpruch

ſpruch zwiſchen ihnen, und beſänftiget ſie. Er that ſeine Schuldigkeit, und vielleicht wagte er weniger, als man denket. Eine Magiſtratsperſon wird durch die Ehrfurcht bewaffnet, die ihre Würde einflöſſet. Herr Türgot kannte die Macht der ſeinigen: allein dieſe Zuverſicht bey einer ſolchen Gelegenheit ſetzt allemahl viel Muth voraus. Um alsdenn alles das zu fühlen, was man vermag, muß man fähig ſeyn, alles zu wagen, was man ſchuldig iſt.

Die allgemeine Achtung, in der er ſtand, mag nun beſchaffen geweſen ſeyn, wie ſie will, ſo iſt ſie eine ſo natürliche Folge ſeiner Lebensart, daß ich mich nicht dabey aufhalten würde, dieſe zu bemerken, wenn ſein Eifer nicht neue Vortheile für die Stadt Paris daraus gezogen hätte. Herr Türgot ſchränkte ſich nicht darauf ein, ſie zu verſchönern, ſie gewiſſermaſſen wohnbarer zu machen, die Fremden durch einen Plan, der die Lobſprüche der Fama rechtfertigte, in Stand zu ſetzen, ſie kennen zu lernen, der Verſammlung, welche die Bürger repräſentiret, einen ihrer Würde angemeſſenen Glanz zu geben. Als ein hitziger Vertheidiger der Vorrechte der Hauptſtadt verfocht er ſtreitige Rechte; er machte Privilegien, die man ſchon im Begriff war, aufzuheben, wieder geltend; er erhielt ſogar neue, die nicht minder Ehre bringend waren. Die Stadt Paris wird die Prevote des Herrn Türgot als eine der ſchönſten Epochen in ihrer Geſchichte betrachten.

Eine Stelle im Staatsrath wurde im Jahr 1737 die Belohnung ſeiner Dienſte. Hierdurch gelangte er im Jahr 1741 zur Stelle eines erſten Präſidenten im groſſen Rath. Die Eigenſchaften, die er ehedem bey

dem

dem Amte des Präſidenten einer Requetenkammer des Pallaſtes geäuſſert hatte, erſchienen in noch ſtärkerem Glanze auf einem gröſſern Theater. Sein Anſehn war ihm bey einem Amte, wo er Menſchen mit aller Klugheit zu behandeln und ein verſchiedenes Intereſſe, mit einander zu vereinigen hatte, nicht unnütz. Die ganze Geſellſchaft iſt eine Art von republikaniſchen Staate, der ſeine Politik und ſeine Geſetze hat, und der innerlichen Gährungen unterworfen iſt. Die Freyheit, die ſie belebet, die Gleichheit, die unter ihren Gliedern herrſchet, heiſchen Ehrfurcht, obgleich nicht ohne Schranken. Man muß Talente und Einſichten ehren und mit Vorzügen belegen, doch ſo, daß dieſe Vorzüge diejenigen, die ſie nicht erlangen ſollen, nicht beleidigen. Das Anſehen des Anführers, das nothwendig eingeſchränkt iſt, hat nur in ſo fern Stärke, daß es ſich *nicht fühlen* läßt, und daß, wenn man ihm nachgiebt, man ſich blos der natürlichen Hoheit des Verdienſtes und der Vernunft zu unterwerfen glaubt. Niemand beſaß dieſe ſo ſanfte Hoheit unumſchränkter, und niemand übte ſie beſcheidener aus.

Die Präſidentenſtelle im groſſen Rath war das Ende der Laufbahn, in der ihn das Publikum mit ſo vielem Eifer und ſo vieler Rechtſchaffenheit laufen ſah. Seine Tugenden, deren Glanz zwölf Jahre hindurch die Blicke der Bürger an ſich zog, kehrten alsdann in den Schatten des Privatlebens zurück.

Herr Türgot hatte ſeine Geſundheit dem gemeinen Beſten aufgeopfert, beſonders in den drey letz-

ten Jahren seiner Prevote, da sie durch die Theurung des Getraides und durch die Menge der von ihm errichteten Magazine sehr beschwerlich wurden. Er war schon seit langer Zeit häufigen Anfällen des Podagra unterworfen; er befürchtete, diese möchten ihn hindern, so schweren Bedienungen gehörig obzuliegen. Um sich ihrer zu entledigen, brauchte er Mittel, die das Podagra herumschweifend machten, anstatt daß sie dasselbe vertreiben sollten, und wodurch er seine ganze übrige Lebenszeit unter unaufhörlichen Schwächlichkeiten zubringen muste. Allein, er hörte nicht auf, nützlich zu seyn, ob er sich gleich nicht mehr sehen ließ. Die Dienste, die er der unterdrückten Unschuld, dem nothleidenden Verdienst, der verlassenen Rechtschaffenheit, unerkannten Talenten, stets zu erweisen bemüht war, trösteten ihn wegen der anscheinenden Unthätigkeit, die ihm seine Gesundheit zugezogen hatte. Seine Familie, alle diejenigen, die mit ihr in irgend einer Verbindung oder einem Verhältniß standen, genossen das, was der Staat verlohren zu haben schien.

Die Akademie der schönen Wissenschaften, die an den Werken, mit denen er Paris ausschmückte, die Schönheiten wieder fand, die sie an den kostbaren Ueberbleibseln des alten Griechenlandes bewundert, wollte sich einen Theil seiner Nebenstunden zueignen, indem sie ihn im Jahr 1743 unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder setzte. Eine solche Wahl würde gewissermassen den Herrn de Souzy, seinen Groß-

vater,

vater, in der Akademie wieder haben aufleben lassen, wenn nicht die Krankheiten des Herrn Türgot ihr den Eifer geraubt hätten, den sie sich von seinem Geschmack an nützlichen Kenntnissen versprach. Diese Beraubung war der Akademie um so viel empfindlicher, da sie wußte, daß er selbst unwillig darüber war; bisweilen schmeichelte sie sich, daß es nicht immerfort so währen würde. Die Säfte, die Anfangs herumirrten, sich aber im Jahr 1742 über den Augen festsetzten, und ihm heftige Kopfschmerzen verursachten, schienen sich nach sechs Monaten zu verlieren, und seine Familie fieng an, auf seine nahe Genesung zu hoffen. Allein, im Monat Januar 1745 verfiel er wieder in einen fast unaufhörlichen Zustand von Schmerzen und Krankheiten. Die Religion, für die er sein ganzes Leben hindurch eine herzliche Zuneigung hegte, stärkte seinen Muth in dieser langwierigen und grausamen Versuchung. Sechs Jahre voll Leiden, unterstützt durch eine stets gleiche Ergebung in den göttlichen Willen, brachten ihn ins Grab am ersten Februar 1751, im ein und sechzigsten Jahr seines Alters. Er hatte sich im Jahr 1718 mit Magdalenen Franziske Martineau, von einer alten Familie, verheyrathet. Es kamen aus dieser Ehe drey Söhne und eine Tochter. Der älteste seiner Söhne ist jetzt Oberpräsident im Parlament zu Paris.

Unser Jahrhundert hat wenig so tugendhafte Menschen gesehn, als Herrn Türgot. Seine Tugend hatte die Simplicität eines natürlichen Instinkts

und die Festigkeit der Grundsätze. Diese simple und feste Tugend hatte in ihm zur Triebfeder eine äusserst starke Empfindlichkeit; ein mächtiger Reitz, der aber nicht eher, als beym Anblick solcher Gegenstände, die seinen Eifer zu erregen oder sein Wohlthun zu erwecken fähig waren, in Bewegung gerieth. Dahin muß man die strenge Pünktlichkeit und die dringende Unruhe rechnen, die Herr Türgot bey der Ausübung seiner verschiedenen Aemter äusserte. Nie verschob er eine nöthige Angelegenheit bis auf den andern Tag; lieber würde er zum voraus daran gearbeitet, als sich dem Fall, sie durch einen kleinen Aufschub zu verschlimmern, ausgesetzet haben. Er sparte niemals Gänge, die ihm nöthig schienen, und er sahe sie gern als nöthig an. Da er beständig die ganze Sphäre seiner Verwaltung übersah, so beobachtete er sie in den geringsten Kleinigkeiten; er merkte alle mögliche Zufälle vorher; bey dem ersten Anschein der Theurung oder irgend einer andern Plage suchte er sogleich Hülfsmittel, und kaum verließ er sich auf die Güte seiner Maasregeln, selbst dann, wenn er sie mit Uebereinstimmung des Publikums für zureichend hielte. Das Nachdenken, die Berechnungen und die allgemeine Sicherheit stärkten alsdann seinen Geist: aber sein Herz war nicht ruhig. Inzwischen weiß man, daß er bey persönlichen Gefährlichkeiten den Muth bis zur stärksten heroischen Unerschrockenheit trieb, und da er von Natur ein Freund der Ruhe war, so würde er sich ihr vielleicht überlassen haben, wenn sich nicht seine Neigung widersetzt hätte. Wenn

man

man ihn bey Gelegenheiten ſah, wo ihn nichts aus einer Art von ſanfter Melancholie, die ſeinem Charakter eigen war, reiſſen konnte, ſo würde man nicht geglaubt haben, daß er eines ſolchen Eifers und einer ſolchen Lebhaftigkeit der Empfindung fähig wäre, die ihn den Seinigen ſo werth und allen, denen er Gutes thun konnte, ſo nützlich machte.

Einige Beyſpiele aus der römiſchen oder ſpartaniſchen Geſchichte könnten den Gedanken erwecken, daß eine lebhafte Liebe zu dem gemeinen Beſten eine ausſchlieſſende Leidenſchaft wäre, die ſich nicht mit einer jeden andern vertrüge, und daß ein und eben derſelbe Menſch nicht in einem gleich hohem Grade Vater, Freund und Bürger ſeyn könnte. Herr Türgot iſt ein Beweis für das Gegentheil. Wenige Römer haben ihr Vaterland, wenige Philoſophen haben die Menſchheit ſo geliebt, wie er beydes liebte; und doch muß man ihn unter den Muſtern der väterlichen Zärtlichkeit anführen; und ſeine Freunde wiſſen es, wie empfindlich er gegen die Reitze der Freundſchaft und wie getreu er ihren Geſetzen geweſen ſey.

Als ein beſcheidener, aber lebhafter und aufrichtiger Wohlthäter, erwartete er nicht, daß die Bedürfniſſe ihn um Beyſtand, womit er nie geitzig that, erſuchen ſollten. Er kam den Bitten zuvor; weit entfernt, in der Ungewißheit oder Schwierigkeit des guten Erfolges eine Erlaſſung dieſer oder jener Handlung zu ſuchen, erdachte er Hülfsmittel für andere, die ihr eigenes Intereſſe ihnen nicht an die Hand

gab. Bisweilen hatte er für seine Freunde einen Diensteifer, den er für sich selbst nicht empfand. Nicht, als wenn er sie sich eines Opfers wegen, das sie ihm vorher gebracht, vorgezogen hätte; sondern, weil er sich alsdann würklich vergaß, und auf nichts sahe, als auf sie. Herr le Peletier des Forts, sein Onkel, meldete ihm eines Tags, daß er eine wichtige Stelle zu vergeben hätte, die von ihm abhienge. Die erste Regung bey Herrn Türgot war, sie für einen seiner Freunde zu erbitten. Er erhielt sie sogleich, und eilte, seinem Freunde zu verkündigen, was er gethan hatte. Als er wieder nach Hause gekommen, fragte man ihn, warum er sich nicht selbst vorgeschlagen hätte? Ich dachte nicht daran, war seine Antwort. Wird man sich nun wundern, daß ein Mann, der einer solchen Vergessenheit seiner selbst fähig ist, ein Testament verbrennen ließ, das den natürlichen Erben zum Nachtheil, ihm zum Besten gemacht war? Diese Handlung war nur bey Herrn Türgot gerecht, dessen reine und erhabene Moral die Edelmüthigkeit unter die Pflichten rechnete.

Herr Türgot hatte Feinde, das heißt, sein Ruhm hatte Neider, und seine Tugend, Verläumder. Allein, nie kannte er die Pein des Hasses; nie schmeckte er das unmenschliche Vergnügen der Rache; und man kann versichern, daß er niemals mit Willen jemanden geschadet habe. Er war hitzig, aber ohne Galle; sein Zorn erstreckte sich nicht über einen Augenblick. Da er im Stande war, gegen die Beleidi-

leidiger, deren Ungerechtigkeit ſeiner nicht ſchonte, Schärfe zu brauchen, ſo ließ er ſie nicht einmahl wiſſen, daß er ſie ſchonte.

Die Empfindlichkeit ſeines Charakters hatte zum Theil ſeine Quelle in einer lebhaften und ſtarken Einbildungskraft, die der Güte ſeines Verſtandes keinen Eintrag that; oder vielmehr, der Verſtand floß bey ihm mit der Empfindung zuſammen. Er empfand das Wahre, ſo wie man das Schöne durch eine Art von Gefühl empfindet, das geſchwinder iſt, als Schlüſſe, und die Ueberlegung rechtfertigte faſt allemahl dieſe Empfindungen. Als eine Folge dieſes glücklichen Gefühls beſaß er den Geſchmack einer ſeltenen Feinheit, und dieſer Geſchmack erſtreckte ſich ſowohl über die Früchte des Verſtandes, als über die Werke der Kunſt. Sein Beyfall ſchmeichelte den groſſen Künſtlern, weil ſie ihn für fähig erkannten, ihr Talent durch ſich ſelbſt, nicht auf dem Glauben eines oft ſchlecht gegründeten Anſehens, zu beurtheilen. Eben ſo richtig wuſte er das Verdienſt berühmter Schriftſteller zu ſchätzen; und ob er gleich die alte Litteratur wenig getrieben, ſo behielt er doch lebenslang eine ziemlich feine Kenntniß von den Schönheiten der lateiniſchen Sprache. Er redete ſeine Mutterſprache mit Richtigkeit. Seine Ausſprache war deutlich und natürlich, ſimpel, wie ſein Betragen, und wahr, wie ſein Herz. Er bemühte ſich nie, in witzigen und mannigfaltigen Wendungen zu glänzen. Seine Gedanken ſuchte er hurtig und gerade zu von ſich zu geben,

es müste denn das Gespräch eine Materie betroffen haben, die würdig gewesen wäre, seine Seele zu interessiren; alsdann war er nicht mehr eben derselbe Mann; er drückte sich mit Ueberfluß, mit Stärke aus; er besaß jene Beredtsamkeit, die die Empfindung eingiebt.

So war Herr Türgot beschaffen. Was er that, was er hinterläßt, versichert seinem Namen die Unsterblichkeit: allein er wird jederzeit seinen persönlichen Eigenschaften einen ehrwürdigen Ruhm schuldig seyn, einen Ruhm, der minder gemein und fähig ist, seines Gleichen eine nützlichere Nacheiferung einzuflössen.

II.

Leben
Ludwig Racine,
Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris.

Ludwig Racine, der zweete Sohn von Johann Racine und Katharine de Romanet, der Tochter eines Tresorier de France von dem Finanzdepartement zu Amiens, ward gebohren am 2ten November 1692. Die Meisterstücke seines Vaters sind für ihn eben so viele Titel des höchsten Adels in dem Reich der schönen Wissenschaften. Er that mehr als gemeiniglich die Kinder der Helden zu thun pflegen; er machte sich seines edlen Ursprungs würdig. Frankreichs Euripides hatte sich dem Theater in demjenigen Alter entzogen, worin eine glückliche Natur, durch Studieren und Nachdenken ausgebildet, Wunder der Kunst hervorzubringen weiß. Von jenem Beyfall ermüdet, der zwar bis in das Innere der Seele dringet, aber nur eine kurze Trunkenheit erzeugt, hatte er Verzicht darauf gethan, um sich zu unsterblichen Gegenständen zu erheben. Die heiligen Bücher machten sein ganzes Studieren aus, die christliche Moral enthielt seine Lebensregeln, und das gute Gewissen war seine einzige Freude; und wenn das Feuer dieser schönen Poesie, wovon er entzündet war, sich in seinen Adern wieder regte, so geschahe es nur, um ihm erhabene

Gesänge zur Ehre der Religion einzuflössen. Sein Sohn folgte diesem Beyspiele; einerley Empfindungen, einerley Studien, einerley Tugenden! Er ward mit einer starken Neigung für das Theater gebohren; Britannikus, Mithridates, Iphigenia, Phädra, ruften ihn dahin, und zeigten ihm Kränze; er wußte so mächtigen Reitzen zu widerstehn; er verweigerte sich das Vergnügen, eine glänzende Laufbahn zu betreten, die sein Muster eilends verlassen hatte; und man kann behaupten, daß das Leben Ludwigs Racine nichts anders als eine Fortsetzung der letzten Jahre seines Vaters war.

Er verlohr ihn, als er ihn noch nicht anders als unter dem Namen seines Vaters kannte; unterdes hatte er von ihm schon die ersten Keime der Tugend erhalten. Racine machte sich bis an seinen letzten Augenblick eine Pflicht daraus, sein Herz zu bilden; und als ihn eine tödtliche Krankheit überfiel, erwartete er mit Unterwerfung unter die Entschlüsse der Vorsehung den Augenblick, der ihn von einer zärtlich geliebten Familie trennen sollte, indem dieser Sohn, sechs Jahre alt, bey seinem Bette saß, und ihm Erbauungsbücher, die einem so zarten Alter angemessen waren, vorlaß, und die, indem sie das junge Kind unterrichteten, der innigen Gottesfurcht des Verfassers der Athalie Nahrung gaben. Dieser gute Vater hatte ihm eine vortrefliche Erziehung ausgemacht, indem er ihn dem Hrn. Rollin, damaligem Oberhaupte des Kollegium zu Beauvais, empfahl. Seine Mutter that ihn zur rechten Zeit unter die Hände dieses geschickten Lehrers, der durch seine Schriften der Lehrer der ganzen französischen Jugend

gewor-

geworden ist. Er hatte noch den Vortheil, den Unterricht des Hrn. Mesenguy, eines der tugendhaftesten und gelehrtesten Geistlichen in Frankreich, zu geniessen, und seine Beyspiele zu sehen. Unter so hellen Augen studierte Hr. Racine und befestigte sich in den Grundsätzen der Weisheit und des Geschmacks. Er machte Verse: aber er mußte sie vor seiner Mutter verbergen; als die hinterlassene Wittwe eines der größten Dichter Frankreichs, bey einem sehr mittelmäßigen Vermögen, war sie nicht zum Besten der Poesie eingenommen. Sie scheuete sich für den Musen, wie für den Sirenen, um die man nichts als Schiffbrüche sahe. Boileau selbst, aus einer Art von Verrätherey, wandt ihn von dem Umgang mit ihnen ab. Seitdem die Welt Welt ist, hat man keinen Sohn eines grossen Dichters als einen grossen Dichter gesehn; und ausserdem müssen Sie besser, als irgend jemand, wissen, welches Glück man durch diesen Ruhm erreichen könne. Diese Vorstellungen waren unnütz; ein junger Adler muß sich in die Höhe schwingen, und Racinens Sohn mußte Verse machen.

Als er das Kollegium verlassen hatte, studierte er das Recht, und wurde Advokat: allein, da er keinen Geschmack an dieser Profeßion fand, so wurde er ein Geistlicher, und begab sich zu den PP. Oratorii de Notre Dame des Vertüs. Während der Jahre seines Aufenthalts in diesem Hause verfertigte er das Gedicht von der Gnade, mit dem er da anfieng, wo sein Vater aufgehört hatte, und sich dem Dienst der Religion widmete. Dies war weder der kürzeste noch der leichteste

Weg,

Weg, glücklich auf den Parnaß zu kommen, und diese kühne Unternehmung setzte mehr Liebe zur Wahrheit, als Leidenschaft für ein nichtsbedeutendes Ansehn, voraus. Welcher Versuch für einen Dichter von seinem Alter! die Bäche und den Schmelz der Wiesen zu verlassen, und einen engen, steilen, fast unzugänglichen und mit Finsternissen umgebenen Fußsteig zu betreten, wo man mit Vorsicht zwischen zween Abgründen wandeln mußte! Er gieng darauf mit einem festen Schritt fort, unter dem Scheine der Glaubensfackel; er bestreute mit Blumen diese jähen Gegenden. Die strenge Theologie verschönerte sich unter seinen Händen, und nahm die glänzenden Farben der Poesie an, ohne etwas von ihrer ernsten Majestät zu verlieren.

Nachdem ihm dieses Gedicht, dessen lektüre er verschiedenen Personen nicht versagen konnte, den Eingang in die Welt verschaft hatte, so verlohr er den Geschmack an der Einsamkeit und legte die geistliche Kleidung ab. Der Herr Kanzler d'Aguesseau mußte sich damals zu Fresne aufhalten; er hatte den Vater zärtlich geliebt, und ließ nun den Sohn zu sich kommen. Das Exilium dieses Herrn war für den Dichter eine Quelle von Ergötzlichkeiten; er fand in einem einzigen Mann alles, was er am Hof, wohin die jungen Dichter mit aller Hitze ihrer Begierden eilen, suchen konnte. Hier genoß er in Ruhe die reinen Vergnügungen, die ihm die Weisheit, die feine Urtheilskraft, der weitdenkende Verstand, die reiche und fruchtbare Einbildungskraft des Herrn dieses bezauberten Ortes, verschaften. Er bewunderte den sanften Glanz, den eine Ungnade über die Tugend verbreitet, wodurch man

nur

nur der Verwirrungen und Unruhen des Lebens beraubt wird, gleich einer von jenen kühlen und hellen Nächten, die auf einen heissen Sommertag folgen. Als Herr d'Aguesseau zurückberufen wurde, so verliessen sie alle beyde mit Seufzen diesen angenehmen Aufenthalt, der für den Kanzler ein Genuß der Ruhe und der Studien, und für den Dichter eine Schule der Wissenschaft und Tugend gewesen war.

Die Kenntniß der gelehrten Sprachen und des schönen Alterthums öfneten dem Herrn Racine den Eingang in die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris. Er hatte noch einen andern Anspruch hierauf, der, so ehrenvoll er auch war, doch allein nicht hinreichend gewesen wäre. Sein Vater hatte diese Akademie entstehen gesehn; er war eines ihrer ersten Mitglieder; er theilte ihr seine ersten Arbeiten mit. Der Sohn wurde am achten August 1719 aufgenommen; und es geschah eben sowohl in Betracht seines Vaters als seines persönlichen Verdienstes, daß seine Stelle bey der langen Abwesenheit, wozu er durch die Beschaffenheit seiner Umstände genöthiget ward, für ihn aufgehoben wurde. Man betrachte hier die Umstände, wodurch er wider seinen Willen zu den Finanzgeschäften gezogen wurde!

Herr de Valincour liebte diesen Akademisten zärtlich; er bewegte seine Freunde, die er in der französischen Akademie hatte, ihre Stimme dem Hrn. Racine zu einer damals ledigen Stelle zu geben. Der Bischof zu Frejus, nachheriger Kardinal von Fleury, war von dem Betragen des jungen Dichters unterrichtet, und hintertrieb seine Wahl. Er ließ ihn zu sich kom-

kommen, und versicherte ihn, daß er sich aus Freundschaft für ihn seinen Wünschen widersetze; er wolle ihn unfruchtbaren Beschäftigungen entreissen, um ihm nützlichere und einträglichere zu verschaffen. Herr Racine war in der That fast ohne Vermögen; das damalige System hatte das Wenige, das sein Vater sieben Kindern hinterlassen hatte, und das mäßige Einkommen, das ihre Mutter genoß, auf die Hälfte heruntergebracht. Diese Ursache bewegte kluge Freunde, den Vorschlag des Bischofs von Frejus zu genehmigen, der sich zu seinem Beschützer erklärte, und einen Pachtdirektor aus ihm zu machen suchte. Er mußte gehorchen und im Jahr 1722 nach Provence reisen, in der Hoffnung, daß ihn sein so mächtig gewordener Mäcen bald von einem seinem Geschmack so sehr entgegengesetzten Amte abrufen werde.

Mit dem Titel eines Oberaufsehers der königl. Pachtungen in der Provence begab er sich nach Marseille, wo sich sein Ruhm schon ausgebreitet hatte. Der Geschmack an den schönen Wissenschaften ist in dieser grossen Stadt allgemein, und das Gewerbe des Geistes ist daselbst eben so lebendig, als das Gewerbe mit den Reichthümern der Levante. Auf dieser Seite der mittelländischen See besitzen die Damen viel Anmuth, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit der Sprache. Sie erwarteten mit äusserster Ungedult den Sohn des grossen Racine, der selbst ein grosser Dichter war. Am folgenden Tage seiner Ankunft begaben sie sich in starker Anzahl in ein Haus, wo er den Abend zubringen sollte. Sie erwarteten eine lebhafte, frölliche, geistreiche Unterhaltung; ja, sie zweifelten nicht, ein

schönes

schönes poetisches Stück zu hören. Zum Unglück für sie war Herr Racine zerstreut, gewohnt, sich selbst zu unterhalten, oft war er zwo Stunden lang mitten unter einer zahlreichen Gesellschaft, ohne mehr zu antworten, als Ja und Nein, bisweilen verwechselte er sogar diese Worte. Die ganze Gesellschaft war bestürzt; man zweifelte, ob er es auch würklich wäre. Von diesem Augenblick an fiel sein Ansehn in der ganzen Provinz; man betrachtete ihn als einen gewöhnlichen Menschen, und er wurde es nicht gewahr.

Hier sahe man also den Schüler der Klio rechnen, kalkuliren, Rechnungen berichtigen, Register machen, umringt von Edikten, Memorialen, Processen, unter denen sich oft sein Homer und sein Virgil verlohren. Er kam nach und nach von Marseille nach Salins, von Salins nach Moulins, von Moulins nach Lyon, von Lyon nach Soissons. Während seines Aufenthaltes in der letztern Stadt, wo er funfzehn Jahre blieb, wurde er Aufseher bey dem Oberforstamte (Maitre particulier des Eaux et des Forêts) des Herzogthums Valois.

Beschäftigungen, die so entfernt von der Litteratur waren, erstickten doch nicht die Liebe zum Studieren in ihm. Er zahlte der Akademie seinen Tribut durch Abhandlungen, die er fast alle Jahre in derselben vorlas. Während der Verwaltung dieser verschiedenen Aemter geschah es auch, daß er sein Gedicht von der Religion, seine Briefe über den Menschen und über die Thierseelen, seine Oden, seine Betrachtungen über die Poesie, und die Sammlungen zur Lebensgeschichte seines Vaters, dessen und Boileau's Briefe er drucken ließ,

ließ, verfertigte. Unter diesen verschiedenen Schriften verdient sein Gedicht von der Religion ohne Zweifel den ersten Rang; ein unsterbliches Werk, worin die Poesie durch eine göttliche Kraft belebt wird, ohne die Reitze der Täuschung zu borgen; worin die Wahrheit, in ihren eigenen Schmuck gekleidet, den Augen vorglänzet, ohne sie zu blenden, und unsere Vernunft erhebt, ohne sie durch bezaubernde Träume einzuschläfern. Gott, unsere Seele, die Offenbarung, der Erlöser, die Geheimnisse, die christliche Moral, mit welchem Schwung erhebt sich der Dichter zur Höhe so vieler erhabenen Gegenstände! wie sehr bleibt er sich immer gleich! wie neu ist er immer in seinem ununterbrochenen und unendlich mannigfaltigen Lauf! er führt uns von Wundern zu Wundern! Welche Lebhaftigkeit, welche Wahrheit in den Gemählden! Welche Anordnung in der Wahl und Verbindung der Beweise, wovon einer dem andern Licht zuwirft! Welche Kunst in dem Kolorit! Dies ist Virgil's und Homer's Pinsel; oder, richtiger zu reden, dies ist die Flamme, die den Moses, David und die Propheten entzündete! Dies stets zunehmende göttliche Feuer, der tief begeisterte Dichter versetzt uns in den letzten Versen seines Gedichtes in das Ende der Zeiten; er zeigt uns die einstürzenden Trümmer des Weltgebäudes, die Pforten der Ewigkeit, die sich mit einem schrecklichen Geräusch öffnen und unsern Augen die Strafen der Gottlosen und die Belohnungen der Gerechten entdecken. Unter den Schönheiten, von denen das Gedicht voll ist, gehört auch noch dies seltene Verdienst, daß der Dichter, einzig und allein mit seinem Subjekt beschäftigt, nie die

Augen

Augen davon wegwendet, um sich selbst anzusehn, oder seine Leser zu bemerken; alle Zierrathen entspringen aus dem Grunde der Materie selbst. Er erwartete von niemand Kronen, als nur aus den Händen der Religion; er war von der Maxime durchdrungen, mit der er den vor seiner Uebersetzung des verlohrnen Paradieses stehenden Discours beschließt, daß ein Dichter, der die Religion besingt, in der Absicht, von den Menschen belohnt zu werden, sein Subjekt übel gewählt habe.

Herr Racine trug auch durch seine Rathschläge und durch eine weise Kritik zur Ausgabe der Briefe von Rousseau vieles bey. Er schätzte diesen grossen Dichter; er nutzte seine Einsichten; er seufzte über seine Unglücksfälle. Ohne sich zum Richter in einer so oft bestrittenen Sache aufzuwerfen, freute er sich, als Freund der Menschen, sie unschuldig zu finden; und als Freund der Tugend ergrif er diese, wo sie sich zeigte, und suchte sie nicht durch Argwohn zu beleidigen.

Dies war der Gebrauch, den Herr Racine von seiner Musse machte, ohne in seinen Geschäften nachläßig zu seyn. Daher unterhielt er in einer Art von Exilium seine alte Bekanntschaft mit der Litteratur, und man könnte wohl die Worte auf ihn anwenden, die Horaz an den Pachtdirektor des Agrippa richtet:

Cum tu inter scabiem tantam et contagia lucri,
Nil parvum sapias et adhuc sublimia cures.

Daher verlangten ihn auch von allen Seiten Akademien zu ihrem Mitgliede, Lyon, Marseille, Angers und Toulouse.

Nachdem er vier und zwanzig Jahre bey dem Finanzwesen war gebraucht worden, so fand er sich endlich im Stande, sich eines Geschäftes, wobey ihn sein Beschützer gelassen hatte, zu entziehen; welches er aber einzig und allein seiner Heurath zu danken hatte. Er hatte sich zu Lyon im Jahr 1728 mit der Mademoiselle Maria Presle, einer Tochter des Herrn Presle, königlichen Sekretärs, verheurathet. Diese Verbindung war glücklich, jedoch mehr durch die Uebereinstimmung der Tugend und durch die vollkommene Einigkeit der beyden Eheleute, als durch die Glücksumstände der Frau, die hernach Herrn Racine in einen bequemern Zustand versetzten.

Nachdem er seinem Vaterlande und der Akademie der schönen Wissenschaften, die er nie aus den Augen ließ, wieder gegeben war, so überließ er sich ganz seinen liebsten Beschäftigungen. Er gab im Jahr 1752 drey Bände heraus, wovon die beyden ersten Anmerkungen über die Trauerspiele seines Vaters enthalten. Er prüft jedes Stück; er entwickelt den Plan, die Charaktere, die Ausführung, die allgemeinen und einzelnen Schönheiten; er erlaubt sich sogar den Tadel, und, indem er sich als Erbe der Rechte des Verfassers beträgt, misbilliget er, was sein Vater selbst gemisbilliget haben würde, wenn er seine Werke der Durchsicht gewürdiget hätte. Der dritte Band ist eine Abhandlung über die dramatische Poesie der Alten und Neuern.

Er versuchte hernach ein schwereres Unternehmen, nämlich, Milton's verlohrnes Paradies ins Französische zu übersetzen. Man hatte eine bewunderte Ueber-

setzung dieses Gedichtes in die französische Sprache, deren Eleganz Herr Racine erkannte; aber er hatte, wie er sagte, viele Engländer darüber klagen gehört, daß sich der Uebersetzer bisweilen von dem Original entfernt, und Verzierungen an einigen Stellen angebracht hätte, wo sie Milton's Simplicität vorziehen möchten. Rolli, der italienische Uebersetzer, hatte eben dies Urtheil gefällt. Herr Racine bewunderte den Milton; er gab ihm unter den epischen Dichtern den dritten Rang, nach Homer und Virgil. Nachdem er ein besonderes Studium aus der englischen Sprache gemacht hatte, so unternahm er eine neue Uebersetzung, die er für treuer und mit dem Original gleichförmiger hielte. Er that Anmerkungen hinzu, wie auch das Leben des Verfassers, und zwo Abhandlungen, eine über das Werk selbst, die andere über das epische Gedicht überhaupt. Er übersetzte auch die Anmerkungen des Adisson. Es gehört mir nicht zu, das Verdienst der beyden Uebersetzungen abzuwägen. Milton ist in beyden groß: allein beym Herrn Racine herrschet eine mehr finstere und wilde Grösse. Der englische Dichter behält darin die ganze brittische Kühnheit, ohne den französischen Ohren im geringsten zu schmeicheln.

Dies war die letzte Frucht seines Fleisses. Nicht lange nach der Ausgabe dieses Werks dämpfte ein trauriger Zufall seinen Eifer für das Studiren, und mischte in seine Tage ein tödtliches Gift. Er verlohr, was ihm lieber als das Leben war, seinen einzigen Sohn, den er mit der zärtlichsten Sorgfalt erzogen hatte. Dieser Sohn war der kostbare Ueberrest eines der Litteratur so werthen Namens; er war in ihrem Schooße

erzogen worden; er ließ hoffen, daß er ihr Ehre machen würde. Sein sanfter und ehrsamer Charakter, voll von einer liebenswürdigen Simplicität, war ein Gegenbild des Charakters seines Vaters und Großvaters, und hatte ihm in seiner Jugend eine grosse Anzahl Freunde verschaft. Als er einiger Angelegenheiten wegen in Spanien war, hatte er das Unglück, zur Zeit des schrecklichen Erdbebens, das Lissabon verschlang und ganz Europa in Bestürzung setzte, zu Kadix zu seyn. Indem er in einer Postschaise längst dem Ufer hinfuhr, um sich auf ein Hochzeitfest, zu dem er eingeladen war, zu begeben, braußte das Meer auf einmal empor, fuhr mit Ungestümm sehr weit über seine natürlichen Gränzen, und verschlang ihn in seinen Wellen; und eben dieser Sturm begrub alle Freuden und Hoffnungen seines Vaters. Hr. Racine, in den bittersten Schmerz versenket, konnte kaum diese gräßliche Neuigkeit überleben. Er verließ seine Studien; er verkaufte seine Bibliothek und eine Kupferstichsammlung; er behielt nichts, als die heiligen Bücher und solche, die in ihm den Geschmack eines andern Lebens, nach dem er seufzte, unterhalten konnten. Von allen Vergnügungen abgesondert, hatte er nicht erst nöthig, auf die Schauspiele Verzicht zu thun; dies war schon geschehen, als er sein Gedicht von der Religion vollendet hatte. Der Umgang mit einigen Freunden, die Zusammenkünfte der Akademie, ein kleiner Garten, den er in der Vorstadt St. Denys gemiethet hatte, und wohin er in der schönen Jahrszeit täglich gieng, um Blumen und Pflanzen zu warten; dies waren alle seine Ergötzlichkeiten. Er beschäftigte sich in seiner Einsamkeit mit der Umarbei-

tung seiner beyden Gedichte, wovon gleich nach seinem Tod eine neue Ausgabe erschien, und mit der Verfertigung einiger gottseligen Werke, die noch nicht bekannt worden sind.

Zwey Jahre vor seinem Tode empfand er einige Anfälle des Schlags, und von der Zeit an dachte er blos auf die Zubereitung zu seinem Sterben. Er sprach von seinem nahen Tod, als von einer Reise, nicht mit der blinden Gleichgültigkeit, die man mit dem Namen der Philosophie beehret, sondern mit einer christlichen Gelassenheit. Er wurde von dem tödtlichen Streich gerührt, ohne sich darüber zu entsetzen, und endigte sein Leben bey den Empfindungen der aufrichtigsten Frömmigkeit, am 29sten Januar 1763.

Er hatte einen ältern Bruder, der lange vor ihm gestorben war, ohne sich vermählt zu haben. Dieser Bruder hatte den französischen Gesandten in Holland, Herrn Bonnac, begleitet, der ihn liebte und ihm sein ganzes Zutrauen schenkte. Kurz nach seiner Rückreise legte er die Stelle eines Kammerjunkers, die er nach seinem Vater bekleidet hatte, nieder, und verließ den Hof, um sich ganz dem Studium der schönen Wissenschaften zu überlassen. Er war ein Mann von Geschmack, viel Witz, und sehr gelehrt in den Alterthümern: allein er begnügte sich damit, sich selbst zu unterrichten, ohne irgend etwas herauszugeben.

Unser Racine hatte auch drey Schwestern, wovon zwo unverheurathet gestorben sind; die dritte war verheurathet, und hinterließ zwo Töchter, wovon die eine mit dem Hrn. de Neuville de Saint-Hery, und die andere mit dem Hrn. Hariague vermählt ist.

Wenn die Dichtkunst dem Hrn. Racine Ruhm verschaft hat, so kann man auch sagen, daß seine Sitten der Dichtkunst Ehre machten. Unter den Fehlern, die man den Dichtern vorwirft, hatte er den geringsten unter allen, die Zerstreuung. Er war bisweilen kühn und sonderbar in seinen Meinungen über ganz gleichgültige Materien, und doch vertrug er leicht Widerspruch: allein er ergab sich nicht eher, als bis der Gegner seine Behauptung zur Evidenz, die er selten anzutreffen glaubte, gebracht hatte. Bey Streitigkeiten vertrat bey ihm die Sanftmuth des Charakters die Würkung der Höflichkeit. Er war in seinen Handlungen ungeheuchelt und simpel, kannte folglich weder Verstellung noch gezwungenes Betragen. Er war offenbar bescheiden, und sprach nie von seinen Werken. Er gestand lieber, was er nicht wußte, als daß er sagte, was er wußte. Da er frey von Bosheit und Eifersucht war, so sahe er nur immer die guten Eigenschaften der Menschen. Er pflegte gern gutes zu reden und zu thun, indem er die Unglücklichen so sehr tröstete, als es seine Glücksumstände verstatteten. Als ein guter Ehemann, als ein guter Vater, als ein zärtlicher und dienstfertiger Freund, als ein eifriger Bürger, glaubte er, daß die Gaben des Geistes nur die Zierde der Menschheit seyn, und daß alles, was an dem Menschen gründlich und brauchbar ist, in dem Herzen seinen Sitz habe.

III.

Leben Wilhelm von Blois,

genannt der Kardinal von Champagne, erster Staatsminister unter Philipp August.

Das Haus Champagne war mit der königlichen Familie in Verbindung gekommen, und Ludwig der Siebente, mit dem Zunamen der Fromme, der damals regierte, nahm sich der jüngern Söhne dieses erlauchten Hauses an, vorzüglich aber desjenigen, der nachher den Zunamen von Blois erhielt. Er war der vierte Sohn Thibauts (Theobalds) des Grossen oder des Alten, des Dritten dieses Namens, Grafens von Champagne, dessen Tochter an Ludwig den Siebenten vermählt war. Wilhelm wurde um das Jahr 1135 gebohren. Kaum war er in die Jünglingsjahre getreten, als Thibaut an den heiligen Bernhard schrieb, und ihn bat, sein Ansehen zum Besten seines Sohns anzuwenden, damit er durch den geistl. Stand empor kommen möchte. Das Vorwort des heil. Bernhards war hierinnen von grösserm Nachdruck, als dasjenige der Souverainen; das Volk hatte eine ausserordentliche Ehrfurcht für ihn, und alle Ordensgeistliche äusserten gegen ihn einen vollkommenen Gehorsam. Er versicherte den Grafen von Champagne, von seinen vortheilhaften Gesinnungen für den jungen Prinzen; nur

könnte er sich nicht entschliessen, um geistliche Würden für ihn anzuhalten, weil er sein Gewissen zu beschweren befürchtete, wenn er sich für einen jungen Menschen interessirte, der vielleicht weniger Beruf zum geistl. Stand, als vielmehr nur Lust sein Glück dadurch zu machen, hätte. Unterdessen versprach er, sich in allem, was ihm zuträglich seyn könnte, seiner anzunehmen, so bald er Gelegenheit gehabt haben würde, seine Gesinnungen zu prüfen. Der heil. **Bernhard** starb 1164, ehe noch **Wilhelm** zum Bischof von Chartres ernannt wurde, denn er erhielt diese Stelle erst eilf Jahre nach seinem Tod. Nicht lange darnach kam er von Chartres als Erzbischof nach Sens.

Alexander der Dritte, ein unumschränkter Pabst, befand sich damals 1168 in Frankreich, und mußte sich um die Gunst der Grossen dieses Reichs bewerben. Als er daher einen Legaten, bey Gelegenheit der Zwistigkeit zwischen dem Erzbischof **Thomas** von Kanterbury, Primas von England, und dem König **Heinrich** ernennen mußte, gab er dem neuen Erzbischof von Sens dieses Amt. Das traurige und ärgerliche Ende dieser Streitigkeit ist jedermann bekannt. Der König von England fand seine Hofleute nur allzugeneigt, seinen Zorn zu unterhalten, und die Erzbischöfliche Kanzel zu Kanterbury wurde durch den Mord dessen, der sie betrat, befleckt. Die Hartnäckigkeit dieses Prälaten gegen einen mächtigen König war in der That ein Fehler, aber er hätte nicht durch ein Verbrechen bestraft werden sollen. Der Erzbischof von Kanterbury hatte kaum den letzten Hauch von sich gegeben, als schon sein Grabmal durch die Wunder, die sich daselbst ereignen solten, berühmt wurde. Alle Geistliche in den christlichen Königreichen

reichen übernahmen öffentlich seine Vertheidigung, und Alexander der Dritte wurde von allen Seiten her ersucht, ihn für einen Heiligen und Märtyrer zu erkennen: allein der Pabst mußte sich dazumal sehr in Acht nehmen; denn hätte er den Primas von England kanonisirt, so hätte er sich den Zorn des englischen Monarchen, der nichts weniger als einen Märtyrer gemacht zu haben glaubte, gewiß zugezogen.

Unterdessen verwaltete der Erzbischof Wilhelm alles, was seine Legatenstelle von ihm forderte, mit der größten Genauigkeit. Er gab dem Pabste von dem kläglichen Tod des Erzbischofs Nachricht, und rieth ihm, Bannstralen über den Mörder dieses Geistlichen ergehen zu lassen. Hierzu trieb ihn wohl hauptsächlich sein Nachfolger im Bisthum Chartres an, der, weil er Erzbischof zu Kanterbury worden war, sich aus Erkenntlichkeit, den Tod seines Vorfahrers zu rächen, sehr angelegen seyn ließ. Dieser Bischof von Chartres giebt Wilhelmen in seinen Briefen an ihn, den Titel: Ihro Heiligkeit, der damals mit der Würde eines Bischofs verbunden war. Nachher änderte man dies, und setzte an dessen Statt: Ew. Hochwürdige Gnaden, und itzt heißt es: Ew. Bischöfliche Gnaden.

Der Eifer und die Klugheit, die Wilhelm von Champagne während seiner Legation sowohl in dem, was das päbstliche Interesse betraf, als auch in den Angelegenheiten Ludwigs des Frommen blicken ließ, machten, daß er das Erzbisthum Rheims, das damals das ansehnlichste im Königreich war, zur Belohnung erhielt. Man kan leicht glauben, daß er Sens ohne vielen Verdruß mit diesem ansehnlichen Posten vertauschte,

der schon mehr als einmal mit Prinzen aus dem königl. französischen Hause besetzt war.

Kurz darauf entschloß er sich, nach England zu gehen, um ein Zeuge von den Wunderwerken, die sich, wie man sagte, bey dem Grabe des Erzbischofs von Kanterbury zutrugen, zu seyn. **Heinrich der Zweyte** regierte noch, und bezeugte viele Reue über sein wüthendes Verfahren gegen den Lord Erzbischof. Um sich mit der Geistlichkeit wieder auszusöhnen, nahm er alle die Personen vom geistlichen Stande, die nach England kamen, um das Grab des heil. **Thomas**, der nun durchaus für einen Märtyrer gehalten wurde, zu besuchen, mit vielen Ehrenbezeugungen auf. **Wilhelm von Champagne** verdiente seiner Geburt, seines Standes und seines Ansehens wegen, da er der Schwager des Königs von Frankreich war, besondre Vorzüge, und der König unterließ auch gar nichts, um den Erzbischof auf eine sehr glänzende und herrliche Art in Empfang zu nehmen. Er selbst gieng ihm mit seinem ganzen Hofstaat entgegen und überhäufte ihn mit Geschenken.

Da **Wilhelm** den Verdruß, den sein längerer Aufenthalt in England dem König **Heinrich** machen mußte, deutlich merkte, so hielt er sich nicht lange daselbst auf. Denn so sehr sich auch dieser Prinz bemühte, ihn zu verbergen, so mußte er doch sehr viel leiden, wenn er die größten Prälaten der Kirche kommen und sie das Grabmal desjenigen, den er hatte ermorden lassen, beehren sahe. Der Erzbischof kam also wieder nach Frankreich zurück, und begab sich nach Rheims. Hier hatte er bald darauf die Ehre seinen Neffen, **Philipp August**, den sich **Ludwig der Fromme** zum Thron-

gehül-

gehülfen nahm und hierinnen seinen Vater **Ludwig den Dicken** nachahmte, der aus nothwendigen politischen Ursachen eben diese Vorsicht gebraucht hatte, zu salben. Noch nie war die Salbung eines französischen Königs mit so vielen Ansehen und so grosser Pracht vollzogen worden; denn Ludwig wollte, daß sich die sämtlichen Pairs nebst allen Vasallen der Krone, nämlich der König von England als Herzog von der Normandie, Philipp, Graf von Flandern, und andre, dabey einfinden sollten.

Wilhelm von Champagne machte sich das grosse Ansehen, indem er bey dem König stand, zu Nutzen und wirkte eine Verordnung aus, die den Erzbischöffen von Rheims auf beständig das Vorrecht ertheilte, daß nur sie allein die Könige von Frankreich krönen sollten. Diese Verordnung **Ludwigs des Frommen** bestätigte der Pabst durch eine Bulle. Kurz darauf starb der König, und hinterließ seinem Sohn den Thron.

Bey dem Anfang dieser neuen Regierung verlohr der Erzbischof ziemlich von seinem Ansehen. Seine Feinde, die er sich durch seinen nunmehr verschwundenen Glanz gemacht hatte, vereinigten sich alle, um ihn vom Hof zu entfernen. Umsonst bemühte er sich, daselbst zu bleiben. Seine Gegner erhielten den Sieg über ihn; er fiel in Ungnade; und ob ihn gleich seine Geburt zu der Vormundschaft über den jungen König zu berechtigen schien, so vertraute man sie doch nicht ihm, sondern dem Grafen von Flandern an. Unter diesem bekamen die Gebrüdere **Klemens** 1181 das Staatsruder. Die Art, wie sie dieses geführt haben, ist nicht

so

so schimmernd und von Wichtigkeit, daß es vielen Nutzen bringen würde, wenn man sie erzählte. **Wilhelm** beunruhigte sich über die unverdiente Ungnade eben so gar sehr nicht, und richtete nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit auf den Römischen Hof. Bald darauf erhielt er von daher den Kardinalshut, und nun nannte er sich den Kardinal von **Champagne**.

Obgleich diese ansehnliche Würde damals noch nicht den hohen Grad von Glanz hatte, wie zu unsern Zeiten, so gab sie doch schon demjenigen, der damit bekleidet wurde, einen neuen Schimmer. **Philipp August** ließ daher auch seinem Verdienst und seinen Fähigkeiten Gerechtigkeit wiederfahren, schenkte ihm wieder seine vorige Gnade, und machte ihn zum Staatsminister. Hier beschäftigte sich der Kardinal ganz allein mit Abschaffung der Unordnungen, die sich in die Staatsverfassung eingeschlichen hatten, und mit der gänzlichen Ausrottung der ketzerischen Waldenser, die den Staat mit den größten Unruhen drohten. Um sie ganz zu zerstören, bediente er sich eines Mittels, das ihm freylich in unsern Tagen nicht die Lobsprüche würde zugezogen haben, die er in diesem barbarischen Jahrhundert erhielt. Auf seinem Befehl wurden zu Arras eine grosse Menge Waldenser verbrannt; allein anstatt daß diese harte Strafe die andern hätte in Furcht setzen und bekehren sollen, wurde dadurch nur ihre Verbitterung gegen eine Religion, die sich so grausam und blutdürstig zeigte, vermehrt. Allenfalls kann man den Minister damit entschuldigen, daß er auf Anhalten des Grafen von **Flandern** diese Strenge geäussert habe.

Unter-

Unterdessen da der Kardinal von Champagne sich bemühte, die Waldenser durch Feuer auszurotten, brauchte Philipp August gegen andre Irrgläubige die Gaudenser (Colereaux), welche ganz Berri mit ihren Meynungen ansteckten, das Schwerd. 1183. Sie waren so kühn und fochten mit diesem Prinzen, allein ihre Verwegenheit wurde bestraft, und die königl. Soldaten hieben sie in Stücken. Auf diesen Krieg wider die Gaudenser, (Colereaux), und die Waldenser folgte der Feldzug gegen den Grafen von Flandern, der sein Vormund gewesen war, und mit dem er lange Zeit in einer genauen Verbindung gelebt hatte. Der Kardinal von Champagne war gleichfalls sehr genau mit diesem mächtigen Vasallen der Krone vereinigt gewesen: allein auf Anstiften der Grafen von Clermont, des Herrn von Couci und verschiedner andrer, gegen die der Graf etwas unbillig gewesen war, brachte er seinen König dahin, daß er ihm den Krieg ankündigte. Er war sehr blutig und der Graf wurde für alle seine Ungerechtigkeiten bestraft.

Hatte man diesen Krieg auf Antrieb des Kardinal Ministers unternommen, so brachte er auch den Frieden wieder zu Stande; doch ehe dieser noch geschlossen werden konnte, fiel eine blutige Schlacht zwischen den Flandrern und Franzosen vor. Die ersten giengen über die Somme, und suchten sich durch Verheeren und Verwüsten furchtbar zu machen. Sie plünderten und verbrannten alles, was sie unterwegs antrafen; ja, ihre Absicht war, alle die Städte, von der Somme an bis nach Paris in Steinhaufen zu verwandeln, sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen, sie zu plündern und alsdenn

gänzlich in die Asche zu legen. Hauptsächlich hatten sie ihr Absehen auf die itzt so genannte Gasse de la Kalende, die auch damals schon so hieß, gerichtet; auf diese wollten sie losgehen, und wie sie sagten, ihre Dragons, so nennten sie ihre Fahnen, daselbst aufpflanzen. Doch Schrecken und Bestürzung traten bald an die Stelle des vorgesetzten Blutbades und der Eroberungen; so bald die Flandrer nur gehört, daß der König mit einem mächtigen Heer gegen sie hervorrücke, zogen sie sich über unsre Grenzen weiter zurück, und liessen selbst die Ihrigen ohne Vertheidigung. Hierauf bat der Graf von Flandern, aus Furcht, man möchte seine Länder eben so verwüsten, als er Frankreich, ganz demüthig um Frieden, der ihm auch bewilligt wurde.

Dies gelinde Verfahren des französischen Ministers hatt der Graf seiner Freymüthigkeit gegen ihn zu danken. Er schrieb an ihn und gestand ein, daß er den Frieden nur durch seine Vermittelung erhalten könnte, und daß er ihn auch nur von ihm annehmen würde. Dies Zutrauen schmeichelte der Eigenliebe des Kardinals; er besänftigte seinen König, und brachte den Grafen wieder bey ihm in Gnaden. Philipp hatte, ob ihn gleich gerechte Ursachen aufgebracht hatten, dennoch diesen Krieg wider seinen Willen unternommen, weil er des Grafen Mündel gewesen, und es für eine Art von Undankbarkeit hielte, wenn er den Prinzen, der in seiner Jugend Sorge für ihn getragen, itzt stürzen sollte; es war ihm daher sehr angenehm, daß sein Minister für die Ehre seines Throns und das Interesse seines Staats wachte, und ihm zugleich einen verderblichen und verdrießlichen Krieg ersparte.

Der

Der Dienst, den ihm der Kardinal hierdurch geleistet hatte, war für ihn so wichtig, daß er in einem Brief, den er durch den Abt von St. Genevieve zu Paris, **Stephan von Tournay**, an den Pabst schickte, an Ihre Heiligkeit sich so ausdrückt: „Er könne unmöglich in die Reise eines, seinem Staat so nothwendigen, Mannes, als der Kardinal von **Champagne** wäre, nach Rom einwilligen. Er bäte ihn um die Erlaubniß, daß der Kardinal den wiederholten päbstlichen Schreiben, die er von seiner Heiligkeit bekäme, um nach Rom zu gehen, nicht zu gehorchen verbunden seyn sollte. Ja, er setzt noch hinzu: er wäre das **Auge seiner Rathschläge, der rechte Arm bey seinen Unternehmungen**; er hätte ihm das ganze Interesse seines Reichs aufgetragen, und er müsse es vertheidigen; er sähe ihn für eben so **tapfer an, als die Lanze, die er führte**, und er gestünde ein, **daß er sich ohne ihn für unfähig hielt, Krieg oder Frieden zu schliessen.**„ So starke Ausdrücke von einem König, wie Philipp, dem es doch nicht unbekannt seyn konnte, daß sein Brief in jedermanns Hände kommen würde, geben zu erkennen, wie hoch er seinen Staatsminister, der der erste Kardinal gewesen, der in Frankreich diese Stelle bekleidet, geschätzt habe.

Allein ohngeachtet dieses Briefs und der dringenden Bitten, **Philipps** bey dem Pabst **Luzius dem Dritten**, der den König zärtlich liebte, da er bey seiner Geburt als Legat in Frankreich gewesen war; ohngeachtet dessen, sage ich, bestand der Pabst darauf, der Kardinal von **Champagne** sollte zu ihm kommen. Als dieser Minister sahe, daß das Königreich sehr ruhig war,

und

und die öffentlichen Geschäfte seiner Gegenwart einige Zeit entbehren konnten, trat er die Reise nach Rom an, und kam endlich 1185 zu dem Pabst, der ihn so sehr erwartet hatte. **Luzius** starb einige Tage nach der Ankunft des Kardinals, und dieser blieb mit bey der Erwählung **Urbans des Dritten**, seines Nachfolgers. Nachher that er noch eine zwote Reise nach Italien, ohne daß er deswegen das Ministerium niederlegte. Ein deutlicher Beweis, wie verschieden damals die Staatsgeschäfte von den itzigen waren! Heut zu Tage würde gewiß kein erster französischer Staatsbedienter zweymal hinter einander nach Italien reisen können.

Nach der, damals unter den Prinzen eingeführten Gewohnheit, wollte **Philipp** auch einen Kreuzzug machen, das heißt, die abendländischen Länder verlassen, und in die morgenländischen Gegenden reisen, blos um Menschen daselbst umzubringen, und alsdenn wieder zurück zu kommen, ohne einigen andern Vortheil davon zu haben, als einen unnützen Eifer gezeigt zu haben. Es wurden daher grosse und sehr vergebliche Anstalten zu diesem Vorhaben gemacht. Werden Staaten durch Kriege mit benachbarten Völkern schon erschöpft: wie viel müssen nicht erst Feldzüge kosten, die man gegen so weit entlegne Völker unternehmen will? Der Kardinal von **Champagne** war auch viel zu erleuchtet, als daß er den Schaden, den solche fromme Reisen übers Meer bringen, nicht hätte einsehen sollen: allein er war Kardinal, und konnte sich, ohne Aergerniß zu geben, einer Handlung nicht wohl widersetzen, die Rom eifrigst wünschte, und die man damals als eine Gott höchst gefällige und seiner Kirche sehr ersprießliche Sache ansahe.

Richard

Richard der Erste, dieser stürmische Prinz, regierte damals in England, und er war um so viel mächtiger, da er ausser seiner Insel, noch sehr ansehnliche Vortheile in Frankreich, die allerreichsten Provinzen, besaß. Philipp August hatte ihm sehr wichtige Dienste erzeigt, allein von Richarden, der nach nichts als Krieg und Schlachten dürstete, durfte man keine Dankbarkeit erwarten. Nachdem er mit dem König von Frankreich und dem Grafen von Flandern Frieden geschlossen hatte, suchte er Gelegenheit, sich in den morgenländischen Gegenden hervorzuthun. Philipp entschloß sich, die Reise mit ihm zu machen; nur hatte er nicht Willens eher als der König von England abzureisen, aus Furcht, dieser unternehmende Prinz möchte alsdenn etwas wider seine Staaten unternehmen. Um allen diesen Schwierigkeiten vorzubeugen, übergab er seiner Mutter, der Königinn Alix von Champagne, und dem Kardinal von Champagne, ihrem Bruder, 1190 die Regierung.

Nach dieser gebrauchten Vorsicht begab er sich nach St. Denis, um sich den Pilgerstab, die Reisetasche und die Pilgerschuhe, die daselbst aufbewahrt wurden, reichen zu lassen. Er empfieng sie von den Händen des Kardinals von Champagne, der nunmehr nach seiner Abreise zugleich mit der Königinn die Regierungsgeschäfte besorgte. Auf diese Art kam es, daß das Haus Champagne ganz Frankreich regierte, und zwar so, daß das Volk vollkommen damit zufrieden war. Hier wollen einige behaupten, Alix hätte, ob sie gleich Königinn gewesen wäre, ihrem Bruder in allem folgen müssen; die meisten Geschichtschreiber nennen ihn auch allemal zuerst.

Doch er genoß dieses Ansehen nicht lange. **Philipp** wurde von einer Krankheit befallen, deren Ursache man so wenig wußte, als Mittel wider dieselbe; und eilte daher wieder nach Frankreich, um das Staatsruder selbst wieder zu übernehmen. Nunmehr fieng er an einzusehen, wie schädlich solche Reisen in das gelobte Land grossen Herrn und ihren Staaten waren; er entschloß sich daher, in seinem Königreich zu bleiben und den Ruhm, sich in diesem Stück eben eine solche Erfahrung zu erwerben, als nun der seinige war, andern Prinzen zu überlassen.

Gleich bey seiner Ankunft entstand ein Krieg zwischen ihm und **Balduin dem Vierten, Grafen von Hennegau**, wegen der Erbschaft des Grafen von **Flandern**, die nach dem Tod **Philipps von Elsaß**, Herrn dieses Landes, der in der Belagerung von Akre geblieben, an diesem gefallen war. Der König von Frankreich verlangte, **Balduin** sollte von ihm die Belehnung der neu ererbten Länder annehmen, und ihm die Grafschaft Artois, als Mitgabe seiner Gemalinn, die **Balduins des Vierten** Tochter und des verstorbnen Grafen von **Flandern** Nichte war, einräumen. Aber der Graf von **Hennegau** hatte keine Lust, seiner Tochter wegen ein so wichtiges Land zu missen. Er hatte Flandern und Hennegau im Besitz; daher war ihm sehr viel daran gelegen, daß der König von Frankreich nicht Herr von Artois würde, denn so bald er diese Provinz im Besitz hatte, so war ihm der Weg zu den beyden andern gebahnt. **Balduin** hatte noch überdies, wenn er auch nicht so mächtig gewesen wäre, einen hinreichenden politischen Grund für sich. Aber **Balduin** hatte mit einem sehr kriegrischen Monarchen zu thun, der, anstatt ihm

eine

eine ganze Provinz zu überlassen, nur damit er nicht wider seinen Schwiegervater fechten dürfte, ihn einer einzigen kleinen Stadt wegen schon bekriegt haben würde. Er sahe sich daher genöthigt nachzugeben; Artois kam zu Philipps Staaten, und der Kardinal von Champagne brachte diesen Vertrag, den er mit sehr vieler Geschicklichkeit betrieben hatte, zu Stande.

Philipp folgte in allem den redlichen und dem Wohl seines Staats angemessnen Absichten dieses Ministers. Die andern Staatsbedienten, als sie sahen, wie aufmerksam und weit sehend ihr Oberhaupt war, trugen auch alle das Ihrige zum Besten der öffentlichen Angelegenheiten bey. Keiner wich von seinen vorgeschriebnen Maaßregeln ab, und daher erblickte man damals an dem Hof nichts von Verwickelung, Unentschlossenheit, oder Langsamkeit in Verwaltung der öffentlichen Geschäfte.

Ausser den beyden angeführten Reisen des Kardinals nach Italien, fehlt es ihm auch nicht an Zeit, noch eine andre nach St. Jakob von Kompostell in Galizien zu unternehmen. Aber dies war keine Reise, die aus Staatsabsichten geschah, sondern es war eine ächte Pilgerreise. Nach dieser frommen That fieng der Ruhm des Kardinals von Champagne, den er sich durch seine guten Handlungen erworben hatte, durch die grosse Nachgiebigkeit gegen den König, seinen Herrn, 1193 an, zu fallen. Und hier gab er ein Beyspiel, daß man bey denen, die sich um Prinzen befinden, immer wenig wahre Tugend antrift.

Die Königinn starb, und Philipp vermälte sich zum zweyten male mit Ingelburge, Tochter des Königs von Dännemark. Die feyerliche Vollziehung geschah zu Amiens in der Kirche unsrer lieben Frauen. Denn

damals hatten die Könige von Frankreich noch nicht, wie jetzt, ihren beständigen Aufenthalt in der Hauptstadt, und Paris war auch zu jener Zeit, gegen die unsrige gerechnet, von gar wenigem Ansehen. Anfangs schien es, als wäre Philipp in Ingelburgen, die auch in der That eine sehr schöne Prinzeßinn war, ganz ausserordentlich verliebt; allein er veränderte sich auf einmal, ohne daß man begreifen konnte, warum? Einige wollten es gar einer Zauberey zuschreiben. Denn gleich den Tag nach der Vermählung hatte der König einen unüberwindlichen Abscheu gegen seine neue Gemalinn; ihre Gegenwart ward ihm unerträglich, und da es ihm unmöglich war, länger mit ihr den Thron zu besitzen, wagte er es, seine Heurath für ungültig erklären zu lassen.

Verbindungen dieser Art, die öffentlich vor dem Altar, ja vor den Augen von ganz Europa geschlossen worden, hatten bis itzt unauflöslich geschienen, und den König schreckten auch selbst die Hindernisse, die er dabey zu übersteigen haben würde, wenn er es durchsetzen wollte, anfangs ab. Doch es fanden sich niederträchtige Höflinge, die, um ihm zu schmeicheln, allen Gesinnungen der Rechtschaffenheit und der Religion entsagten, und ihm den Weg, der ihn zum Laster führen sollte, bahnten. Könige, sagten sie zu ihm, haben die Freyheit sich über das Gemeine hinweg zu setzen, und das, was andern Menschen heilig und unverletzbar ist, hört auf, es unumschränkten Beherrschern zu seyn.

Unter allen hatte der König zu dem Kardinal das größte Zutrauen, und hätte sich dieser seinen Gesinnungen widersetzt, so hätte er vielleicht sein Vorhaben geändert. So aber billigte der Minister den Abscheu, den sein Herr

hatte,

hatte, und erklärte, als päbstlicher Legat, seine Heurath mit Ingelburgen, unter dem Vorwand, weil sie eine Verwandte von der verstorbnen Königinn wäre, für nichtig. Jedermann sprach öffentlich wider eine so ärgerliche Ehescheidung, und man warf dem König, noch mehr aber dem Kardinal, vor, sie hätten ja wohl diese Verwandtschaft, die ihnen itzt zur Entschuldigung bey der Scheidung diente, schon vor der Vermählung gewußt. Ingelburge nahm nunmehr, da sie vom Thron ausgeschlossen wurde, ihre Zuflucht zu dem Pabst, und auf seinen Befehl versammelten sich ihrentwegen verschiedene französische Bischöffe. Das Betragen des Kardinals und einiger anderer Geistlichen, die mit ihm diese Sache entschieden hatten, wurde öffentlich getadelt. Endlich da der König sahe, daß man ihn für strafbar befinden würde, mochte er das entscheidende Urtheil der Richter nicht erst abwarten, sondern endigte die ganze Sache dadurch, daß er Ingelburgen wieder von freyen Stücken zu sich nahm.

Bey dieser Gelegenheit hatte sich der Kardinal durch sein Betragen bey allen Rechtschaffnen in eine üble Meynung gesetzt; doch der grosse Haufe, der sich immer auf die Seite lenkt, die man begünstiget und die in Ansehen steht, wußte ihn bald zu entschuldigen. Der Pabst selbst machte ihn zu seinen Legaten in ganz Frankreich; doch diese neue Ehre genoß er nicht lange. Denn bald nach dem Tod seiner zween ältsten Brüder, starb er selbst 1202 zu Laon in seinem sieben oder acht und sechzigsten Jahre. Sein Körper wurde von Laon in die Erzbischöfliche Kirche nach Rheims gebracht, und daselbst begraben.

Sein Titel war: Erzbischof zu Rheims, Kardinal Legat durch Deutschland und ganz Frankreich und erster

Staatsminister. Die Vorwürfe, die man ihm macht, sind ein allzugrosser Vorzug des Aeusserlichen der Religion vor der innerlichen Ausübung der Tugenden, die doch das Wesen derselben ausmacht; ein allzugeringes Widersetzen gegen einige ungerechte Handlungen des Königs; ein fast bis zur Grausamkeit ausschweifender Eifer für die einmal angenommene Glaubenslehre und sein sehr gehäßiges, hartes Bezeigen gegen einen Fürst Bischof von Lüttich, den er Hungers sterben ließ, als er, um der Verfolgung des Kaisers zu entgehen, nach Rheims geflüchtet war, unterdessen er aus einer übelverstandnen Andacht bis nach Gallizien reisete und dem heiligen Jakob seine Geschenke darbot. Uebrigens setzt man ihn unter die guten Staatsminister, weil er doch nicht so viel Böses angestiftet, als jene grosse Menge derer, die die Geschichte unter die schlimmen Staatsbedienten rechnet.

Der heil. Bernhard sagt von ihm: Er sey von Jugend auf zur Kirche bestimmt gewesen. Fast alle angesehne Schriftsteller seiner Zeit reden mit Achtung von ihm. Peter von Blois hat zween Briefe an ihn geschrieben, und Stephan von Tournai gegen fünf und zwanzig über verschiedne Gegenstände. Peter Comestor schrieb ihm seine scholastische Geschichte, und der Poet Gautier seine Alexandriade zu. Von den Geschichtschreibern wird er gemeiniglich der Kardinal von Rheims genannt, auch hat man ihm den Zunamen mit den weissen Händen gegeben. War Philipp August seit Hugo Kapeten der erste französische König, der in seiner Staatsklugheit einen richtigen Plan gehabt, und nach diesem gehandelt hat, so gehört die Ehre davon seinem ersten Staatsminister.

IV. Le-

IV.

Leben
Peter von Villebeon,
Kammerherr und erster Minister unter Ludwig dem Neunten.

Nach Ludwig des Achten Tod bestieg Ludwig der Neunte, sein Sohn, den Thron, und die Regierungsgeschäfte hatte Blanka von Kastilien, seine Mutter, übertragen bekommen. Theobalds von Champagne, Königs von Navarra, Liebe zu dieser Prinzeßin und die Lieder, die er auf sie gemacht, haben ihr etwas von der Achtung der Nachkommen entzogen, aber unpartheyische, von der ganzen Sache unterrichtete, Personen haben sie hierinnen vollkommen gerechtfertiget. Daß sie der Graf von Champagne geliebt habe, läugnet man nicht; man räumt auch ein, daß sie sich durch ihr sanftes Betragen mit diesem mächtigen Vasallen der Krone, zu einer Zeit, da die vielen Misvergnügten mehr als zu furchtbar waren, sehr wohl zu vertragen gewußt; man widerlegt aber auch sehr leicht diejenigen, die von dieser klugen Prinzeßin behaupten, sie hätte sich in eine strafbare Liebe eingelassen. Selbst die Standhaftigkeit und Treue des Grafen beweisen dies; denn daß man eine befriedigte Leidenschaft so lange besingen sollte, ist etwas seltenes.

Während der Minderjährigkeit ihres Sohns verwaltete die Königin Blanka die Regierung mit einer Klugheit und Einsicht, die ihr endlich alle Misvergnügte unterwürfig machte, und alle die Unruhen, die sich beym Anfang ihrer Regierung erhoben hatten, zerstreute. Selbst da Ludwig der Neunte die Jahre erlangt hatte, daß er nun allein regieren konnte, ließ er ihr stets einen Theil von ihrem vorigen Ansehen, und da er wußte, daß das einige Mittel zu einer billigen Regierung dies sey, wenn man sich der Einsichten rechtschaffner Männer bedient, so wählte er Peter'n von Villebeon, Adams von Villebeon, zweyten Sohn und eines andern Villebeon Urenkel, zu seinem vornehmsten Staatsminister. Diese beyde waren gleichfalls Kammerherrn gewesen. Die Ursache, die Ludwigen bewog, ihm diese Stelle zu übertragen, war, die ihm bekannte Liebe Villebeons zu seiner Person, und seine Einsicht in die öffentlichen Geschäfte. Und so zeigte er sich auch in dem ersten Kreuzzug, den Ludwig der Heilige gegen Aegypten unternahm. Der Herr von Joinville, Seneschall von Frankreich, der, als einer der vornehmsten Ritter bey Ludwig des Heiligen Heer, alles, was bey dieser Gelegenheit vorgefallen, mit angesehen, erzählt, daß dieser Prinz nach seiner Niederlage bey Massora, wobey der größte Theil des französischen Adels gefangen genommen, lange berathschlagt habe, ob er wieder den Rückweg nach Frankreich nehmen, oder den Krieg in Aegypten weiter fortzusetzen wagen sollte. Der letzte Entschluß behielt endlich die Oberhand, und der König befahl allen seinen übriggebliebnen Anführern, frische Soldaten zu werben.

Das

Das Geld, daß jeder von ihnen hierzu verlangte, war an Ludwigs Hof in Aegypten sehr selten, und man war nicht im Stand, ihnen so grosse Summen, als zu Werbung der Soldaten erfordert wurden, zu bewilligen. Ludwig, über diese Langsamkeit der Rekrutirung ungeduldig, versammelte seinen Rath, und fragte seine Minister um die Ursache. Peter von Villebeon, der erste und vornehmste unter ihnen, antwortete im Namen aller: seine Heerführer forderten weit mehr, als man im Stand wäre ihnen zuzugestehn, ja mehr als sie selbst dazu brauchten. Hauptsächlich beschuldigte er den Herrn von Joinville, ganz übermäßige Forderungen gethan zu haben. Dieser vertheidigte sich auf der Stelle dagegen, stellte dem König vor, mit wie vielen Unbequemlichkeiten und Kosten er ihm bis mitten in Aegypten gefolgt wäre, und jetzt verlange er nicht mehr, als zweytausend livres zu Aufrichtung einer ganzen Kompagnie, die aus lauter Rittern bestehen sollte. Zweytausend livres waren freylich damals eine ansehnliche Summe; doch Ludwig befahl sie dem Herrn von Joinville auszuzahlen.

So unzufrieden dieser Geschichtschreiber mit dem ersten Minister ist, so läßt er ihm doch Gerechtigkeit wiederfahren, und sagt von ihm: er wäre der Kammerherr, der rechtschaffenste und treuste Mann gewesen, den er je unter den Bedienten des Königs gekannt hätte. Auch gab ihm Joinville ein sehr grosses und merkliches Zeichen seiner Achtung für ihn. Als sich dieser Minister bey einem Gefecht mit den Sarazenen etwas zu tief unter die Feinde gewagt, und sie ihn schon umringt, und nach einer langen Ge-

genwehr zu ihrem Gefangenen gemacht hatten, eilte Joinville zu seiner Errettung herbey, jagte die Ungläubigen auseinander, und befreyte ihn wieder aus ihren Händen. Von dem üblen Fortgang dieses Feldzugs und dem traurigen Schicksal des Königs, der gefangen genommen wurde, will ich hier nichts weiter sagen, sondern verweise deswegen auf die allgemeine Geschichte von Frankreich und auf alle diejenigen, die von Ludwig dem Heiligen geschrieben haben.

Als Ludwig wieder nach Frankreich zurück kam, hatte er noch weit mehr Zutrauen gegen seinem ersten Minister und brauchte ihn zu dem Vergleich zwischen Heinrich, Grafen von Luxemburg, und Theobald dem Zweyten, Grafen von Bar, seinem Schwager, die wegen der Abhängigkeit einer Länderey, die letzterer von dem Grafen von Champagne und nicht von seinem Schwager, dem Grafen von Luxemburg, zu Lehn nehmen wollte, mit einander in Krieg gerathen waren.

Unterdessen sorgte der König, daß seine Staatsangelegenheiten in Ordnung und die Finanzen wieder in eine gute Aufnahme kamen, und that einen zweeten Zug in das heilige Land. Weil er seinen ersten Minister gerne bey sich haben wollte, übergab er die Regierung seines Reichs dem Abbt von St. Denis, Matthias von Vendame. Ludwig seegelte nach Afrika über, und kam in dem Hafen von Tunis an. Er bemeisterte sich sogleich dieser Stadt, und überfiel alsdann Karthago. Nun hatte ihm der König von Tunis das Christenthum anzunehmen versprochen, und ihn hierdurch auf die Afrikanische Küste gelockt; man erwartete daher auch jetzt alle Art von Beystand von

ihm;

ihm; allein anstatt dem Interesse der Franzosen geneigt zu scheinen, kam er ihnen an der Spitze einer mächtigen Armee entgegen. Doch Ludwigen machte diese Treulosigkeit der Sarazenen nicht kleinmüthig; er stieg zu Pferd, stellte sein Heer in Schlachtordnung, und rückte gegen die Ungläubigen an. Der Graf von Artois, sein Bruder, ein junger muthiger Prinz, trat an die Spitze eines Haufens Reuterey, und bemächtigte sich mit ihnen eines sehr vortheilhaften Postens, von da aus er die Feinde, wenn sie sich in ein Gefecht einlassen wollten, umzingeln konnte. Der König hielt sehr viel auf die Herzhaftigkeit und den Muth seines Bruders, ja er befürchtete, er möchte sich durch diesen zu weit treiben lassen; daher hatte er verschiedne Personen um ihn herum bestellt, die ihn zurückhalten sollten.

Als die Tunesische Armee sah, daß man sie in so guter Verfassung erwartete, wagte sie sich nicht weiter hervorzurücken, sondern blieb, als wenn sie nur beobachten wollte, stehen. Peter von Villebeon wollte sie auskundschaften; setzte sich daher mit Amauri, einem Ritter von St. Johann zu Jerusalem, und etwan dreyßig andern zu Pferd, schlich sich ganz sachte mit ihnen längst der Küste hin, und kam an den Ort, wo der Graf von Artois mit dem größten Haufen Reuterey im Hinterhalt stund. Die Feinde, die von dem Grafen von Artois und seinen versteckten Soldaten nichts wußten, hatten Villebeons Weg bemerkt, und schickten einen Haufen Reuter gegen ihn ab, die ihn zurücktreiben und sich der Küste versichern sollten. Der Minister hielt, anstatt sie zu vermeiden, ihren Angriff aus und fiel sie von der Seite an, in der Absicht sie so

weit

und gebräuchlich, und sie ist eine derjenigen Arbeiten, die am Anfang einer Kultur stehen, wie die Bereitung von Speisen, das Weben von Kleidern, das Bauen von Häusern und das Anfertigen von Werkzeugen.

Die Töpferei ist eine der ältesten Künste der Menschheit, und sie ist eine derjenigen Arbeiten, die am Anfang einer Kultur stehen, wie die Bereitung von Speisen, das Weben von Kleidern, das Bauen von Häusern und das Anfertigen von Werkzeugen. Die Töpferei ist eine der ältesten Künste der Menschheit, und sie ist eine derjenigen Arbeiten, die am Anfang einer Kultur stehen, wie die Bereitung von Speisen, das Weben von Kleidern, das Bauen von Häusern und das Anfertigen von Werkzeugen. Die Töpferei ist eine der ältesten Künste der Menschheit, und sie ist eine derjenigen Arbeiten, die am Anfang einer Kultur stehen, wie die Bereitung von Speisen, das Weben von Kleidern, das Bauen von Häusern und das Anfertigen von Werkzeugen.

Töpferei.

V.

Leben
Joh. Basilius Pascal Fenel,
Kanonikus der Metropolitankirche zu Sens, Prior bey U. L. F. zu Andresi, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris.

Johann Basilius Pascal Fenel ward zu Paris am 8ten Julius 1695 gebohren. Sein Vater, ein Parlamentsadvokat, dessen Vorfahren gleichfalls angesehene Advokaten waren, genoß einer angeerbten Achtung. Seine Mutter war aus der alten Familie der Francieres-Pascal in der Picardie. Heinrich Fenel, der jüngere Bruder seines Vaters, starb als Dechant des Kapitels zu Sens, dem er seine Bibliothek vermacht hatte, und welches ihn mit Beyfall in dieser Stelle dem Herrn de Fontaines, Bischof von Aleth, seinem Onkel, und dem Großmutterbruder dessen, von dem hier die Rede ist, folgen sahe. Allem Anscheine nach würde sie von den Onkeln auf den Neffen gekommen seyn, wenn dieser Neffe gelehriger oder interessirter gewesen wäre, und dem Verlangen seiner Anverwandten, die ihn zum geistlichen Stand bestimmten, Gehör gegeben hätte. Sie hatten sich hierzu aus

diesem

diesem Bewegungsgrund und noch mehr wegen der guten Vorbedeutungen entschlossen, die man aus seinem Charakter folgern konnte, so wie die Umstände und Jahre denselben entwickelten. In der That, die Wisbegierde ist bisweilen ein vorzüglicher Ruf zu einer Lebensart, wobey die Wissenschaft eben so nothwendig ist, als die Sitten. Allein diese Begierde, die der Herr Abbt Fenel in seiner Kindheit zeigte, war bey ihm kein schwacher Reitz, kein gemäßigter Geschmack, der fähig gewesen wäre, sich nach dem Geschmack anderer zu bequemen. Es war ein tyrannisches Bedürfniß, eine herrschende Leidenschaft, feind aller Art von Nachgiebigkeit, die eine Theilung von ihm erforderte. Sie zog ihn nicht von einer ernsthaften Lebensart ab, indem sie ihn von der Welt entfernt hielte: allein, sie verstattete ihm nicht, ihr so weit zu folgen, daß er in Orden hätte treten und sich einem Stand widmen sollen, wobey er wenig Zerstreuung und viel Langweile gehabt hätte.

Er widmete sich also den Studien. Sie waren sein wesentliches Geschäfte und sein einziges Vergnügen. Alle seine bey Geschäftigkeit verflossene Tage zeigen uns in ihrem einförmigen Gang nur eine einzige und eben dieselbe Handlung; und wenn man noch hinzusetzet, daß der Herr Abbt Fenel mit einer lebhaften und unersättlichen Neugierde gebohren war, die sich über alles ohne Ausnahme erstreckte, was der menschliche Witz erschaffen hat, daß er seine ganze Lebenszeit hindurch nicht aufhörte, diesen gierigen Eifer zu unterhalten; und daß er mehr Werke hätte liefern können, wenn er sich hätte entschliessen können, weniger für das Wachsthum

thum seiner Kenntnisse zu erwerben; so hat man in wenig Worten alles gesagt. Es bleibt uns nichts weiter übrig, als diesen Abriß seiner Lebensgeschichte durch Erzählung dessen, was er in allen Gattungen der Litteratur gethan, was er darin thun wollte, und was er noch hätte thun können, zu erweitern; und diese Erzählung, die artig ausfallen würde, wenn es uns frey stände, den Umfang derselben nach dem Umfang der Materie abzumessen, wird bis zu seinen ersten Jahren zurückgehen. Denn er war Schriftsteller, oder wollte es unter mehr als einem Titel seyn, in einem Alter, da man kaum erkennet, was Wissenschaften und Bücher sind. Die Erstlinge seiner Gelehrsamkeit verkündigten schon den unglaublichen Zuwachs, den sie erhalten sollte; und bey dem ersten Schritt in dieser Laufbahn verrieth die Geschwindigkeit seines Gangs die meisten Wege, die er hernach durchwanderte.

Der Herr Abbt Fenel hatte keinen andern Lehrer, als seinen Vater, der keine bessere Schule für ihn finden zu können glaubte, als sein Haus, wo nebst ihm der berühmte Mevage, sein besonderer Freund, wohnte, unter dessen Augen diese häusliche Erziehung vollendet wurde. Dieses brachte dem jungen Fenel Vortheil und Nachtheil, welche Mischung starken Einfluß auf den Rest seines Lebens hatte. Indem er dadurch zu einer einsamen Lebensart, ohne Verbindung und Umgang mit seines Gleichen, gewöhnt wurde, so wurde dadurch seine Gleichgültigkeit gegen Gesellschaften immer stärker. Betrachtet man hingegen diese Erziehung als eine solche, die ohne Zweifel seinen Talenten angemessener war, als die gemeine Erziehung, deren

ren methodische Langsamkeit sich mit Grunde nach dem Gang der gewöhnlichen Köpfe richtet, so erleichterte sie den Schwung seines Geistes, indem sie ihm die seinem Wachsthume so günstige Freyheit ließ. Sie hemmte nicht die Hitze seines Genies, aber sie mäßigte auch nicht genug das Ausschweifende desselben; sie widersetzte sich weder seiner Kühnheit noch seinem Ungestümm. Anstatt ihm Gesetze vorzuschreiben, die ihn, ohne ihn knechtisch zu machen, geleitet und alle seine Bemühungen nach Einem Ziele hin gerichtet hätten, überließ er ihn dem Eigensinn seiner Begriffe. Dieser Fehler bey seinen ersten Studien raubte der Litteratur, was sie von einem Geist, wie der seinige, erwarten konnte, von einem Geiste, der behend, muthig, durchdringend, einer langdauernden Anstrengung fähig war, und von dem glücklichsten Gedächtniß unterstützt wurde. Wäre er so stark gewesen, seine Einbildungskraft zu bändigen, und dem Vorsatze, ein Universalphilologe zu werden, zu entsagen; so würde er seine Zeitgenossen aufgeklärt, er würde die Nachkommenschaft unterrichtet haben; wir würden heute wichtige und vollendete Werke von ihm anführen können, anstatt daß wir genöthiget sind, fast nichts, als Versuche, anzukündigen.

Der Herr Abbt Fenel arbeitete in seinem dreyzehnten Jahre an einer Abhandlung über die Geographie; im funfzehnten machte er kritische Auszüge aus den Bibliotheken des le Clerc und Fabricius; im siebzehnten wollte er auf einmal über die Wahrsagerkunst, über die hermetische Philosophie und über die allgemeine Einrichtung des Weltgebäudes schreiben.

Num-

Nunmehr kam es an die Metaphysik, und sie zog ihn an sich, ohne ihn doch zu fesseln. Der lebhafte Geschmack, den er jederzeit für diese Wissenschaft empfand, von der er nicht anders, als mit einer religiösen Begeisterung, sprach, führte ihn, in einem Alter von zwanzig Jahren, auf die tiefsinnigsten Betrachtungen über den Ursprung und das Wesen der Wesen, und über das Wesen der Ideen. Er unternahm eine Kritik des Mallebranche, eine Widerlegung des Hobbes, und des Spinoza. Von der Metaphysik gieng er zur Moral über, von da zu dem Naturrecht, zu dem Völkerrecht, zu der Politik, zu allen Zweigen der Philosophie, ohne bey einem lange zu bleiben. Eine plötzliche Ausschweifung führte ihn hernach auf die höhere Meßkunst; er drang in die Algebr ein; er applicirte den Calcul auf sonderbare Probleme der Optik, der Astronomie, der allgemeinen und besondern Physik. Er berichtigte die Erfahrungen des Boyle; er dachte mit Descartes; er unterhielt sich mit Leibnitzen; er disputirte mit Newton; er ließ sich mit allen grossen Männern in Streit ein; er setzte alle Wissenschaften unter Kontribution. In einer Zeit von wenig Jahren wurde er gelehrt: aber er war nicht geschickt oder geübt, weil man dies nicht ohne Methode wird.

Unterdessen sind eben diese Jahre, in denen er noch als ein junger Mensch sich durch unermeßliche Spekulationen zu unermeßlichen Arbeiten vorbereitete, die Epoche seiner theologischen Studien, und seiner Ausschweifungen in die Medicin. Jene trieb er aus Pflicht; diese, aus Geschmack; und dieser Geschmack, der ohne die Anordnungen seiner Familie seinen Stand

vielleicht entschieden haben würde, wurde nachher beständig durch das lesen des Galenus, Celsus, Sydenham, Boerhaave, und anderer Meister in der Kunst, unterhalten. Er hielt sich für geschickt genug, eine eigene Theorie zu haben, deren Anwendung auf sich selbst ihm übel gelung, und ihn nicht aus seinem Irrthum zog.

Wir nehmen diese Umstände aus einem Verzeichniß, das der Herr Abbt Fenel von seinen Werken und Entwürfen, nach der Zeitordnung, verfertiget hat. Dies ist eine Rechnung, die er sich selbst von seinen vorigen Unternehmungen und von seinen Mitteln, dahin zu gelangen, ablegte. Ein einziges Wort, die blosse Ueberschrift eines Kapitels erinnerte ihn an den Abriß eines ehemals gefaßten Systems, das Resultat langwieriger Untersuchungen, den Inhalt einer Abhandlung. Dies Register seiner Gedanken hat uns in den Stand gesetzt, der fast unendlichen Fortrückung seiner Kenntnisse und seiner Entwürfe zu folgen. Er hatte ein Tagebuch hinzugethan, worin die Abwechselungen seiner Gesundheit sorgfältig bemerkt sind, wie auch der durchgedachte Plan seines Betragens in der Welt. Diese drey Stücke enthalten sonderbare Bemerkungen und Grundsätze, die sich auf seine eigene Erfahrung steiften. Sie sind von seiner eigenen Hand; und die beyden letzten geben die vornehmsten Züge her, nach denen wir ihn als Menschen charakterisiren wollen, wenn wir ihn vollends als Schriftsteller geschildert haben werden. Denn dieses erste Gemählde ist noch nicht geendiget. Die Seite der Wissenschaften ist nur das Profil davon; wir müssen auch einen Abriß von

Seiten

Seiten der Litteratur geben; und dies ist der Gesichtspunkt, unter dem er sich mehr gezeigt hat, ob er sich gleich unter einem andern mit noch grösserm Vortheil hätte können sehen lassen.

Ein gründliches Studium der gelehrten Sprachen hatte ihn sehr frühzeitig im Stand gesetzt, die Originale zu lesen; und von dem Lesen der Texte gieng er ohne Verzug zum lesen der Kommentatoren über, deren bändereiche Schriften geschwind durch seine Hände giengen. In seinem funfzehnten Jahre arbeitete er nach dem Bochart, und dachte eine neue Hypothese über die erste Zerstreuung der Menschen aus. Er machte sich die Werke eines Skaliger und Usher bekannt; er übte sich in der Muthmassungskunst der Etymologien; er schöpfte aus allen Quellen der Geschichte, deren Epochen er unter einander mischte, und der Chronologie die Sorge überließ, Ordnung und Verbindung der Begebenheiten in seinem Gedächtniß anzubringen. Alle heutiges Tages auf der Oberfläche der Erde zerstreute Völker; alle diejenigen, die nicht mehr sind, und die ihre Rollen abwechselnd auf dem Schauplatze der Welt gespielt haben, die Assyrer und die Gothen, die Griechen und die Barbaren, die Scythen und die Römer, waren für ihn vergebens durch Zeiten und Orte von einander gesondert; bey seiner Lektüre trafen sie auf einander. Er hatte dabey zum gemeinschaftlichen Gegenstand die geistliche und weltliche Geschichte, die fremden Nationen und die seinige, die Anekdoten seines Jahrhunderts, und die Ueberlieferungen aus den Zeiten des Menes und der Semiramis. Aus dieser allgemeinen Musterung entstanden haufen-

weis Plane zu gelehrten Werken, Entwürfe zu Abhandlungen, Aussichten, die oft neu und bisweilen glücklich waren. Viele derselben theilte er dem Pater de Tournemine mit, dessen Lobsprüche ihm schmeichelten, und der ihm Rathschläge gab. Allein der Eindruck dieser nützlichen Rathschläge ward durch die Lobsprüche geschwächt, die der Pater Harduin an ihm verschwendete, der, da er in ihm den Keim der Neuerungssucht und die Anlage zu einem grossen Mann an ihm entdeckte, einen Proselyten aus ihm machen wollte, der im Stand wäre, seine Stelle zu ersetzen. Glücklicherweise war der junge Litterator kein Mann, der sich durch Systeme, die er nicht ausgedacht hatte, verführen ließ; die Richtigkeit und Ungelehrigkeit seines Geistes verwahrten ihn für den Blendwerken des Harduinismus.

Uebrigens hatte der Herr Abbt Fenel bey seinen historischen Untersuchungen nicht sowohl die Kenntniß der Begebenheiten als der Menschen zur Absicht. Er wollte den menschlichen Geist in seinen verschiedenen Produkten studieren, die er in zwo allgemeine Klassen theilte. In der einen standen die Gebräuche der Völker, ihre Gesetze, ihre Staatsverfassung, ihre politischen und Religionssysteme; die andere begrif die verschiedenen Meinungen der philosophischen Sekten, die Wissenschaften, die auf die Ausübung der Künste einen Einfluß haben können, und die Künste selbst, sowohl die nützlichen als die angenehmen. Auf diesen doppelten Gesichtspunkt bezogen sich seine vornehmsten Studien. Unermeßliche Sammlungen von Auszügen, Citationen, Bemerkungen, sind der Schatz dessen, was er über eine unendliche Menge von Fragen, die

sich

sich auf diese Mannigfaltigkeit verschiedener Gegenstände bezogen, gedacht hat.

In seinem fünf und zwanzigsten Jahre sah er sich im Stand über alle Arten von Materien zu schreiben, und hatte doch noch über keine einzige geschrieben. Kaum entwischten seiner Feder von Zeit zu Zeit einige anonymische und für die Journale bestimmte Stücke. Endlich aber zog die Ruhmbegierde den Herrn Abbt Fenel aus seiner arbeitsamen Unthätigkeit; und seinen Ideen öffneten sich damals zwanzig Wege auf einmal. Fast alle Akademien Frankreichs und Europens vereinigten sich, ihn zum Schriftsteller zu machen, ohne es zu wissen. Die Preise, die sie jährlich aussetzten, fixirten seine Unentschlossenheit, indem sie ihm Gegenstände zur Untersuchung in allen Wissenschaften, mit denen er sich bekannt gemacht hatte, darboten.

Wir werden uns nicht in eine umständliche Erzählung der hierher gehörigen Dinge einlassen; sie würde uns zu weit führen. Allein, so zubereitet auch der Leser auf sonderbare Umstände seyn mag, so wird er doch nicht ohne Verwunderung erfahren, daß der Herr Abbt Fenel in funfzehn Jahren fünf und zwanzig verschiedene Fragen aus der Geometrie, Physik, Astronomie, und aus der alten und neuen Geschichte behandelt; daß er auf einmal an vielen gearbeitet, ohngeachtet der Wichtigkeit der Materien, ohngeachtet ihrer besondern Schwierigkeiten, und ihres wechselseitigen Widerspruchs; daß er z. B. im Jahr 1741 für die Akademie der Wissenschaften zu Paris über die Eigenschaften des Magneten, für die zu Bordeaux über die Ursache der Schwärze der Negern, und für

die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris über die Geschichte der Galater, schrieb; daß er um die Preise über die Unzulänglichkeit des Naturgesetzes, über die Theorie des Saturns und Jupiters, über das System der Monaden, über den Ursprung der figurirten Steine, werteiferte; daß er endlich in eben diesem Jahr über die Gesetze der Bewegung vier Abhandlungen hinter einander verfertigte, jede nach einer besondern Hypothese, wovon er aber nur die letzte zur Erwerbung des Preises bestimmte. Asklepiades, ein berühmter Athlete zur Zeit der Antonine, hatte, in weniger als sieben Jahren, in den berühmtesten Spielen Italiens, Griechenlandes, Aegyptens und Morgenlandes gestritten; als Sieger in allen schenkten ihm sechzehn Städte um die Wette das Bürgerrecht. Unser Asklepiades, unermüdet und kriegerisch, wie jener alte, hatte nicht eben dasselbe Glück. Die Anzahl seiner Gefechte übersteigt die Anzahl seiner Triumphe. Er erfuhr, daß, wenn man seine Kräfte theilet, man oft Gefahr läuft, sie unnütz zu machen, und ihre Würkung zu vernichten. Allein, wenn er auch nicht immer Lorbern erndtete, so verdiente er doch fast immer Lobsprüche. Oft machte er den Sieg zweifelhaft, und bisweilen trug er ihn davon. In den meisten Aufsätzen, zu deren Vollendung er sich Zeit nahm, findet man wichtige Bemerkungen und einige nützliche Entdeckungen.

Dahin gehört besonders seine, für die Akademie der Wissenschaften zu Paris, verfertigte Abhandlung über die Erdwinde, die in den Sammlungen dieser Akademie als eines von den Stücken abgedruckt ist,

die,

die, ohne den Preiß zu erlangen, verdienten, daß mehr als ein Preiß auszutheilen gewesen wäre. Im Jahr 1743 krönte die Akademie zu Soissons die Abhandlung des Herrn Abbt Fenel über die Eroberung Burgunds durch Klodwigs Söhne, und in eben diesem Jahr hatte ein anderes seiner Werke eben dieses Glück. Der Preiß, den ihm die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris zuerkannte, betraf die Materie von dem Zustand der Wissenschaften in Frankreich von dem Absterben Philipp des Schönen bis zum Absterben Karls des Fünften; eine eben so schwere als artige Preißfrage, und die er unvergleichlich behandelt hat! Seine Abhandlung ist ziemlich methodisch geschrieben, und voll von Umständen, die aus fast unbekannten Quellen geschöpfet sind. Er setzte seine Richter in Erstaunen; und einer von ihnen war Herr Falconet, der selbst so sehr im Stande ist, durch seine weit ausgebreiteten Kenntnisse Erstaunen zu erregen. Die Achtung, die er gegen das Werk bekam, erstreckte sich auf den Verfasser, den er in diesem Augenblick kennen lernen wollte, den er bald hochschätzte, und den er bald so zärtlich liebte, wie Peiresc den Gassendi liebte. Ein unumstößlicher und nicht der einzige Beweis seines Eifers für die Wissenschaften und seines offenen Herzens, auf welches alle Arten von Verdienst Rechte haben.

Der Herr Abbt Fenel, der schon für seine Arbeit durch eine so schmeichelhafte Verbindung, die ihm sehr nützlich wurde, bezahlt war, wurde es noch mehr durch die Ehre, die er kurz hernach durch die Vereinigung der Stimmen dieser Akademie genoß, als sie im

Jahr 1744 die durch den Tod des Herrn Abbt Gedoyn leer gewordene Stelle zu vergeben hatte. Sie warf die Augen auf ihn, in Hoffnung, in seiner Person viele Gelehrten auf einmal zu erlangen. Er hat diese Hoffnung durch die Anzahl der ihr vorgelesenen Abhandlungen, und durch die Mannigfaltigkeit der abgehandelten Materien, erfüllt. Dies waren keine blossen Abhandlungen; es waren dicke Bücher, deren Länge ganze Sitzungen der Akademie wegnahm; und doch ist kein einziges von diesen Stücken vollendet. Man konnte sie weder aus seinen Händen bekommen, noch ihn zur Vollendung bewegen, und ihnen die Form zu geben, die sie nöthig hatten, und die sie zu erhalten verdienten.

Als einen charakterisirenden Zug seiner Art zu arbeiten muß man bemerken, daß der größte Theil seiner Werke, seinem Plane nach, nur Vorbereitungen zu andern Werken, oder blosse Einleitungen waren, die ihn in der Folge nicht weiter führten. Im Jahr 1747 las er eine lange Abhandlung über die Religion der Celten und Teutschen vor, und dies war ein Auszug aus der Vorrede, die er zu seiner Geschichte von Sens bestimmte; eine Geschichte, die unter dem Herrn Bischof von Chavigni angefangen, und unter Herrn Languet fortgesetzt wurde, zu deren Vollendung er aber keine Zeit hatte.

Man hatte im Jahr 1742 in dem Sarg eines Erzbischofs von Sens, der im zehnten Jahrhundert gestorben war, einige Stücke seidener Stoffe, worin Goldfäden gewebt waren, gefunden. Andere bey dem Dorfe Rusch im Jahr 1746 aufgegrabene Gräber zeigten

ten eben so sonderbare Stücke. Diese Entdeckungen machten die alten Ideen des Herrn Abbt Fenel über die Kunst, Stoffe zu verfertigen, rege; und die erste Hitze brachte eine weitläufige Einleitung hervor, worin er bey Gelegenheit einer einzelnen Kunst der Akademie der schönen Wissenschaften einen Plan einer allgemeinen Geschichte der Künste vorlegte, worin er fast bis auf den Ursprung der Welt zurückgieng.

Was er der Akademie über die Eleusinischen Geheimnisse mittheilte, ist auch nur der Vorbericht zu einer Geschichte des Heidenthums, die er gleichfalls mit der Zeit herausgeben wollte.

Diese Menge allzuweitläufiger Entwürfe, seine häufige Abwesenheit, und die Zerstreuungen, die er während seines Aufenthaltes zu Paris, wegen der Angelegenheiten seines Kapitels, dessen Agent er war, hatte, sind die vornehmsten Ursachen, die ihn hinderten, sich der Akademie zu widmen, und ihre Erwartung, wie er doch gekonnt hätte, zu rechtfertigen. Ein noch stärkeres Hinderniß, als die vorhergehenden, und das zu seiner Vertheidigung, wenn er eine nöthig hätte, hinreichend wäre, ist die Verwirrung seiner Gesundheit, die von Natur schwach war, und die schon lange durch die ausschweifende Arbeit erschöpft war. Da er schweren Krankheiten unterworfen war und durch eine eingewurzelte Mattigkeit verzehrt wurde, so überließ er sich langwierigen Anfällen der Melancholie. Diese Lage, die noch durch Unglücksfälle von einer andern Art verschlimmert wurde, die er in seinem Tagebuch anführt, ohne sie umständlich zu erzählen, ver-

mehrte seine Abneigung gegen die Welt. Er scheute die Menschen, entweder aus Furcht oder aus Mistrauen, und entdeckte sich niemanden mit einiger Freymüthigkeit, als dem einzigen Herrn Falconet, dessen Freundschaft sich ein Recht auf seine Erkenntlichkeit erworben hatte. Für alle andere blieb er undurchdringlich, und gieng blos mit sich und mit seinen Büchern um. Wenn man ihn sah, so hätte man sagen sollen, er gehöre weder zu seinem Jahrhundert, noch zu seiner Nation, und er bewerbe sich um jene stoische Unempfindlichkeit, die man mit dem Namen der Philosophie beehret; ob sie gleich oft weniger vernünftig als natürlich ist, und eher Gleichgültigkeit als Entschlossenheit verräth. Der Herr Abbt Fenel wußte, daß, je weniger ein Körper Oberfläche hat, desto weniger ist er den Eindrücken anderer Körper unterworfen. Diese physische Wahrheit wandt er auf die Moral an, und opferte alle Vergnügungen, deren Quelle die Empfindung ist, der Hoffnung einer vorgegebenen Ruhe auf, die seine Seele mitten unter den ihn quälenden Uebeln nicht finden konnte.

Seit einigen Jahren sahe man ihn abnehmen: allein, er wollte es nicht glauben, und unter allen Symptomen, die ihn seinen Zustand hätten zu erkennen geben sollen, ist dasjenige gerade das gefährlichste, wofür er sich am wenigsten fürchtete. Dies war ein Heishunger, den man mit dem heftigen Durst der Wassersüchtigen vergleichen kann. Die stärksten ohne Maaß genommene Speisen reichten nicht zu, seinem Bedürfnisse zu steuern; unterdes machte er sich Hoffnung;

nung; er betrachtete seine von Tag zu Tag merklichere Entkräftung als eine vorübergehende Krankheit. Seine Sicherheit machte ihn hartnäckig; er unternahm es, sie zu heilen; sie wurde tödtlich, und rafte ihn fast plötzlich weg am 19ten December 1754, im neun und funfzigsten Jahr seines Alters. Er war ein in mehr als einer Betrachtung schätzbarer Mann, an dem aber alles sonderbar war, der Verstand, die Gelehrsamkeit, der Charakter, das Aeussetliche. Er war für das Grosse gebohren, that aber seiner Rolle kein Genüge; er wollte lieber in Erstaunen setzen, als sich bewundern lassen.

Unter allen Abhandlungen, die er der Akademie der schönen Wissenschaften übergeben, sind die einzigen, die bey seinem Leben zu erscheinen im Stand waren, seine Untersuchungen über die Gedanken der Alten von der Auferstehung, und seine etymologischen Muthmassungen über das in der celtischen Sprache so gemeine Wort Dunum. Die Kürze dieser beyden Stücke erlaubte es, sie ganz unter die Memoiren der Akademie einzurücken. Die andern Stücke waren in seinem Schreibepult unter einer unzählige Menge von Entwürfen, von Materien, die der Akademie nichts angehen, verworfen. Wir haben sie sorgfältig ausgesucht, in der Absicht, Auszüge daraus zu machen, worin alles, was merkwürdig ist, enthalten seyn soll. Dies wird die Materie vieler Artickel, die in der Geschichte der Akademie nach einander folgen sollen, ausmachen; das Bergwerk ist reich und wird lang ergiebig seyn.

Wir

Alle wahren, und den Wissen Namen Wappen, Wann sie Johann Jakobus Wallmerod, Bischof zu Basel, Fürst des Heiligen Römischen Reichs, Graf zu Pfirt, Herr zu Delsberg, Freiberg, Birseck, Pfeffingen, Landskron, Ajoie, Clos du Doubs, Grand-Vallon, Ocourt, Rougemont, Saint-Ursanne, Saignelégier, Saint-Brais, Soyhières, Laufen, Zwingen

VI.

Leben Enguerrand von Marigny, Graf von Longueville, erster Minister unter Philipp dem Schönen.

Enguerrand von Marigny war aus einer alten Normandischen Familie, von Lyons, einem Flecken, einige Meilen weit von Rouen, gebürtig. Ausser der Helfte dieses Orts, die ihm gehörte, besassen die Marignys noch viele andre Herrschaften, unter andern auch Rosey. Der erste und ursprüngliche Name dieser Familie war Le Portier. Hugo Le Portier vertauschte ihn, als er Mahaud, die Erbinn der Güter, der Wappen und des Namens des Hauses Marigny heurathete mit diesem Namen, und seine Nachkommen führten ihn nachher fort.

Enguerrand von Marigny, der zweyte dieses Namens, war der erste Sohn aus dieser Ehe, und lebte um das Jahr 1240. Sein Sohn führte eben so wie sein Vater den Namen Marigny, und von diesem kam er auf Enguerrand den Dritten, Herrn von Marigny, Grafen von Longueville und vornehmsten Staatsminister Philipps des Schönen. Einige Schriftsteller wollen zwar behaupten, er hätte diese Stelle niemals gehabt, sondern wäre nur Oberaufseher über die Finanzen, oder etwas dem ähnliches, gewesen. Andre hin-

hingegen nennen ihn, so wie **Wilhelmen von Champagne** und den Bischof **Gwevin**, **das Herz des Königs**, und gestehen ihm noch mehrere Vorzüge, als diesen beyden Ministern zu, nämlich den Titel als Oberstatthalter und Koadjutor des Königreichs.

Er begleitete den König, **Philipp den Schönen**, auf seinen Feldzügen nach Flandern, und gab ihm Mittel an die Hand, Geld dazu zu bekommen. Hierdurch erwarb er sich das Zutrauen seines Königs, und schwung sich 1296 so hoch empor, daß ihm die Franzosen eben so viel Ehrfurcht bezeigten, als ihrem Monarchen. Sein Vermögen vermehrte sich durch die Verwaltung eines grossen Königreichs und zog ihm die Eifersucht der andern Herrn am Hofe zu.

Zu Ecouis, einem Flecken der ihm angehörte, stiftete er eine Kollegiatkirche. Um sich bey ihm als Minister, in Gunst zu setzen, brachte man ihm Reliquien von allen Orten her; **Klemens der Fünfte** gestand ihm zu gleicher Zeit grosse Freyheiten für seine neu gestiftete Kirche zu, und sein Herr, der König, schlug ihm nichts ab, was zur Pracht und langen Dauer derselben etwas beytragen konnte. Um sich dafür dankbar zu erzeigen, erklärte sich **Enguerrand von Marigny**, er habe diese Kirche aus keiner andern Ursache erbaut, als Gott darinnen für die Seele der Königinn **Johanna von Navarra** und um die Erhaltung der Gesundheit des Königs anzuflehen. Ausser der Stiftskirche zu Ecouis errichtete er auch noch ein Hospital daselbst, das zur Aufnahme armer Reisenden bestimmt war. Durch diese frommen Handlungen empfahl er sich dem Volk

ausserordentlich, aber bey den Grossen erweckte er sich nur desto mehr Neid.

Enguerrand führte damals den Titel eines Grafen von Longueville; und hatte, wie ich schon gesagt habe, den Rang mit allen Prinzen von Geblüt. Karl, Graf von Valois, Bruder des Königs, hegte einen ausserordentlichen Haß gegen diesen Minister. Dieser Prinz hatte sich öffentlich bey einer grossen Streitigkeit, zwischen dem Graf von Harkourt und dem Herrn von Tankarville, für den erstern erklärt. Die ganze Sache betraf eine Kleinigkeit, eine Mühle; allein sie waren darüber so heftig hinter einander gekommen, und ihr Streit war so hitzig geworden, daß sich selbst der König genöthigt sahe, deswegen Erkundigung einzuziehen. Er trug die Entscheidung dieses Handels Enguerranden auf, und dieser fällte das Urtheil zum Besten des Herrn von Tankarville, ohne sich weiter an den Grafen von Valois, der den Gegentheil beschützte, zu kehren. Die wenige Achtung, die Enguerrand bey dieser Sache, für den Prinzen, den sie doch so sehr interessirte, bezeigte, brachte ihn heftig auf; und er schwur von der Zeit an, sich in der Folge deswegen an ihm zu rächen. Er that es auch, aber mit sehr vielem Nachtheil für seine Ehre.

Die Kriege in Flandern, in die der König um diese Zeit verwickelt wurde, waren Ursache, daß der Graf seine Rache verschob, und man dachte itzt an weiter nichts, als an diese Unternehmung. Enguerrand hatte sehr vielen Antheil daran, und befand sich auch bey dem bekannten Feldzug im Jahr 1302, wo Philipp der Schöne einen sehr ansehnlichen Theil seiner Macht

und

und seiner Stärke verlohr. Um diesen ganzen Vorfall, in den Enguerrand mit verwickelt war und der auch endlich die Gelegenheit seines Falls wurde, völlig zu verstehen, muß man bis auf die Quelle der zwischen dem Grafen von Flandern und Philipp dem Schönen, entstandnen Streitigkeit zurückgehen. Der erstere hatte sich mit dem König von England gegen den König von Frankreich, dessen Vasall er war, verbunden. Er ward deswegen als ein Rebelle angesehen, und seine Länder wurden zum Besten seines Landesherren, wenn er sich derselben bemächtigen würde, eingezogen. Der König von England hatte nach der Hand mit dem König von Frankreich Frieden gemacht, ohne daß der Graf von Flandern mit darinnen begriffen wurde.

Philipp hätte vielleicht seinem aufrührerischen Vasallen noch verziehen; wenn sich nicht Robert, Graf von Artois, der nichts mehr als seinen Gegner und Nachbar, den Grafen von Flandern unterdrückt zu sehen wünschte, wider dies gnädige Verfahren gesetzt hätte. Er wußte endlich den König so weit zu bringen, daß er eine Armee zusammen zog, die unter dem Grafen von Valois, so bald als der geschlossne Waffenstillstand zu Ende seyn würde, in Flandern einrücken sollte. Der Graf von Flandern war schon zu sehr bey Jahren, als daß er selbst an der Spitze seines Heers hätte erscheinen können; er übertrug daher die Anführung desselben seinem Sohne Robert. Als sich dieser ausser Stand sahe, sich im Feld zu halten, war er nur auf die Erhaltung der Städte bedacht, und zog sich deswegen nach Gent. Sein Bruder Wilhelm übernahm die Vertheidigung der Stadt Dam, und Veit, sein zweyter Bruder, schloß

sich

sich in Ypern ein. Der Graf von Valois verheerte die Gegenden um diese Städte herum, und ohne sich an eine Belagerung zu wagen, nahm er blos die Stadt Dixmuiden ein. Im folgenden Feldzug hatte er den Bürgern von Gent die Erhaltung aller ihrer Freyheiten bewilligt, und nun öfneten sie ihm ihre Thore. Aus Verzweiflung über diesen Verlust verlangte der Graf von Flandern eine Unterredung mit dem Grafen von Valois; sie ward ihm zugestanden und dieser unglückliche Prinz übergab sich, nachdem man vorher, ehe man zum König kam, ausgemacht hatte: wenn man in diesem Jahr mit dem Friedensschluß nicht zu Stande kommen würde, so sollte er wieder zurück nach Flandern kommen, dem Grafen auf Gnade und Ungnade, und begab sich mit seinen drey Söhnen, Robert, Veit und Wilhelm, (die andern drey ließ er in Flandern zurück,) an Philipps Hof.

Der Graf von Savoyen, der damals noch in Gnaden stand, brachte den Grafen, seine drey Söhne und eine Menge andrer Herren aus Flandern, die sie begleitet hatten, vor dem König, sie warfen sich alle dem Monarchen zu Füssen, und während daß sie in dieser erniedrigenden Stellung waren, stattete der Graf von Valois dem König, seinem Bruder, von dem Traktat, den er mit dem Graf von Flandern geschlossen, und seinem Versprechen, ihn wieder in seine Staaten zurückzubringen, im Fall man ihm keinen Frieden zugestünde, Bericht ab. Diese ganze Zeit über lag dieser bejahrte Prinz auf seinen Knien, und bat wegen des vorgefallenen, um Gnade und Vergebung; die Prinzen, seine Söhne, folgten dem Beyspiel ihres Vaters, und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nichts war rührender, als dieser Anblick. Auf Anrathen seines Ministers beobachtete der König noch einige Zeit das Stillschweigen, und sah sie mit einer kaltsinnigen Miene an. Endlich sagte er: Er wollte ihnen das Leben schenken; allein von dem übrigen Vertrag würde er nichts halten, da ihn der Graf von Valois ohne seine Einwilligung geschlossen. Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für den unglücklichen Grafen von Flandern; und ohngeachtet der Bemühungen des Grafen von Valois, der dem König beständig vorstellte, wie sehr er dadurch, daß man sein, im Namen des Königs gegebenes, feyerliches Ehrenwort bräche, beleidigt würde, wurden er und seine Söhne in verschiedne Gefängnisse gebracht.

Der König schenkte den Klagen seines Bruders keine Aufmerksamkeit; sondern begab sich nach Flandern, um, als rechtmäßiger Beherrscher, Besitz davon zu nehmen. Unter diesem Titel hielt er in den größten Städten dieses Landes mit seiner Gemahlin Johanna, Königin von Navarra, seinen Einzug. Als diese Prinzeßin nach Brügge kam, beneidete sie die Schönheit und die Pracht der Frauenzimmer in dieser Stadt, die durch die Handlung in einem sehr blühenden Zustand war. Alle Einwohner befanden sich in den besten Umständen, die Ueppigkeit war eine Folge davon und die Frauenzimmer hatten sich an diesem Einzugstag auf das kostbarste und reichste gekleidet. Als sie die Königin erblickte, rief sie verdrießlich aus: **Ich glaubte hier allein Königin zu seyn, und nun glaube ich ihrer fünf bis sechs hundert zu sehen.** Die Bürger von Brügge mußten den Putz ihrer Frauen theuer bezahlen, indem man ihnen

nen ungeheure Abgaben auflegte. Um sich deswegen zu rächen, richteten sie unter der Anführung der drey andern Söhne des Grafen von Flandern, die er zu Hause gelassen hatte, einen Aufruhr an, und holten sich in der Schlacht bey Courtrai, in der der Aushub des französischen Adels blieb, Genugthuung.

Nunmehr glaubte der König, er müsse wieder nach Flandern gehen, um diese Rebellen zu züchtigen. Und dies richtete er auch 1304 mit einem Heer von funfzig tausend Mann Infanterie und zwölf tausend Reutern, bey dem der Graf von Valois und Ludwig, Graf von Evreux, seine Brüder als Generallieutenants waren, ins Werk. Nachdem er den Uebergang über die Schelde vergeblich versucht hatte, lagerte er sich endlich bey Mons, nicht weit von der feindlichen Armee. Diese führte Philipp, einer von des Grafen von Flandern Söhnen, an; schon lange hatte dieser Prinz in Italien unter Karln von Sicilien gefochten, und auch selbst eine sehr vortheilhafte Stelle auf dieser Insel erhalten; aber er verließ dies alles um seinem Vaterland beyzustehen, und die Gefangenschaft seines Vaters und seiner Brüder zu rächen. Die Flamländer sahen ihn mit dem größten Vergnügen ankommen; die Erfahrung, die er sich in den italienischen Kriegen erworben hatte, schien ihnen hinreichend zu seyn, daß sie ihm sogleich die Befehlshaberstelle bey ihrer Armee auftrugen. Philipp von Flandern setzte auch gar kein Mistrauen in den Muth seiner Soldaten; nur fehlte ihnen die Uebung in den Waffen, und er nahm sich daher sehr in Acht, sie nicht ganz auf einmal einer Schlacht mit den Franzosen auszusetzen; vielmehr suchte er sich vor ihren Augen zu ver-

ſchanzen; und dies bewerkſtelligte er auch dadurch, daß er eine Wagenburg um ſein Lager ſchlagen ließ. Dieſer eingeſchloſſne Platz mochte etwa anderthalb Meilen im Umkreis haben, und an verſchiednen Orten waren einige Oeffnungen zum Ausgang gelaſſen. Doch die Franzoſen lieſſen ſich durch dieſe Verſchanzung nicht abhalten; ſie fiengen an zu ſcharmuzieren, und nachdem ſie durch ihre Maſchinen einige Wägen zerbrochen hatten, ſtiegen verſchiedne Soldaten auf dieſe Stücken, und ſchoſſen von da eine Menge Pfeile auf die Flamländer ab. Einige wurden getroffen, und die Franzoſen zogen ſich ohne Verluſt wieder zurück.

Die Flandriſchen Truppen baten hierauf ihre Anführer um ein Treffen. Es fehlte ihnen an Lebensmitteln, die Hitze war an dieſem Tag ganz auſſerordentlich heftig geweſen; und ſie mochten ſich an den folgenden Tagen dieſen Beſchwerlichkeiten nicht wieder ausſetzen. Er mußte daher ihrer Ungeduld nachgeben, und ſich in ein Treffen einlaſſen, ob er es gleich gern noch länger verſchoben hätte. Er machte die Einrichtung, daß der Angrif auf drey Seiten zu gleicher Zeit geſchah; und dieſe drey Haufen giengen auf das franzöſiſche Lager mit einer ſolchen Wuth los, daß die Seite, auf der die Grafen von Valois, und Saint Pol waren, in einem Augenblick eingenommen wurde. Einer von den vornehmſten Flandriſchen Officieren hatte die Seite, wo der König war, mit gleicher Tapferkeit angegriffen; ſie drangen bis an ſein Zelt durch, ja verſchiedne von ihnen kamen in daſſelbe hinein, wo ſie den Tiſch zum Abendeſſen gedeckt fanden; aber der König war weg. Er gieng gleich bey dem erſten Lermen hinaus, und brachte

einige

einige wenige tapfre Männer, die, wie er zu Fusse, waren, zusammen. In der Eile hatte er keine Zeit gehabt, seinen Waffenrock anzulegen, und dies rettete ihn noch; denn man hielt ihn nur für einen vornehmen Herrn, und die, die ihn angegriffen hatten, suchten immerfort noch den König. So bald einige seiner Offiziere von der Gefahr, in der er sich befand, Nachricht erhielten, eilten sie, ihm zu helfen, die parisische Garde stellte sich um ihn herum, man brachte ihm ein Pferd, und nun gab er sich den Feinden zu erkennen, indem er sie angrif.

Der Graf von Valois, der die Flucht zuerst ergreifen mußte, hatte nun einen Theil seiner Soldaten zusammen gebracht, und begab sich mit den andern, zum König, und denn fieng die Schlacht an, 1304 allgemein zu werden; sie war sehr blutig, aber für die Flandrer von traurigerern Folgen, als für die Franzosen. Diese giengen, da sie mehr Kavallerie hatten, ihren Feinden zu leibe, und zwangen sie mit dem Verlust von mehr als sechs tausend Todten zur Flucht. Nach diesem Sieg blieb der König noch eine Zeit in Flandern, und zum Zeichen seines Danks gegen Gott, dem er, wie er glaubte, den Sieg allein schuldig war, schickte er nach St. Denis und andre Kirchen in seinem Königreich sehr ansehnliche Geschenke. Bey seiner Zurückkunft nach Paris trat er ganz gewaffnet und auf eben dem Pferd, das er in der Schlacht bey Mons geritten hatte, in die Kathedralkirche dieser Stadt. Zu gleicher Zeit machte er auch eine Stiftung von hundert livres jährlichen Einkünften bey dieser Kirche. Die Statue zu Pferd, die ihm deshalb errichtet wurde, steht noch heut zu Tag in der Kir-

che unſrer lieben Frauen zu Paris, am Ende des Schifs der Kirche, rechter Hand am Chor.

Im folgenden Jahr geſtand er den Flandrern den Frieden zu und gab ihnen **Robert Veits**, ihres im Gefängniß geſtorbenen Oberherrns älteſten Sohn. Aber dieſer neue Graf lebte in einem eben ſo übeln Verſtändniß, als ſeine Vorfahren, mit den Franzoſen, und **Philipp der Schöne**, der die Gelegenheiten mit den Flanderern Krieg zu führen eben nicht vermied, kündigte ihnen denſelben einige Jahre darauf 1314 von neuem an. Aber nun kam es darauf an, wo man die zu dieſem Feldzug nöthigen Koſten hernehmen ſollte? Der König entſchloß ſich endlich zu einem ganz gemeinen Mittel, nämlich von ſeinen Unterthanen ein Darlehn zu nehmen. In der Abſicht begab er ſich am erſten Auguſt 1315 in den groſſen Hof des Pallaſts, ſtieg **nebſt dem Herrn von Marigny** auf einen ſehr prächtigen Thron, und die Prinzen, Biſchöffe und andre Groſſe des Reichs blieben auf dem Gerüſt, worauf der Thron ſtand. Die Abgeordneten aus den vornehmſten Städten, die man hierzu hatte herkommen laſſen nebſt einer ungeheuren Menge Volks waren in dem Hof, doch alle ſo, daß ſie den König ſehen konnten.

Als ſich der Monarch auf ſeinem Thron geſetzt hatte, gab er **Marignyn** ein Zeichen, ſeinen Willen zu eröfnen. Jedermann wußte ihn zwar ſchon: allein weil die Auflagen dem Volk etwas gar zu häufig zu werden anfiengen, mußte man groſſe Vorſicht brauchen, um ſie zu dem Entſchluß zu bringen, daß ſie das gerne verwilligten, was man von ihnen verlangte. **Enguerrand** fieng daher ſeine Rede damit an, daß er alle die

Zeit-

Zeitpunkte anführte, da die Franzosen nicht allein durch Darbietung ihres ganzen Vermögens, sondern auch ihrer eignen Person, ihren Königen ihren Eifer bezeugt hatten. Man dürfte, sagte er, diese königliche Bitte nicht als eine Auflage ansehen, sondern als eine Sache, die er blos der Liebe seiner Unterthanen zu danken haben wollte, und für die er sie noch zu ihrem Vortheil entschädigen würde. Hierauf zeigte er die Nothwendigkeit, in der sich itzt der König befand, den Grafen von Flandern, der einen feyerlichen Vertrag gebrochen, zu bekriegen. Er setzte hinzu: dieser aufrührerische Prinz wäre dem König grosse Summen schuldig, und er verlangte nur deswegen itzt von ihnen Geld, um jene, die man ihm in Flandern schuldig wäre, bezahlt zu bekommen, und sich durch Wiedererhaltung derselben in den Stand zu setzen, seine Völker künftig zu unterstützen.

Nachdem er diese Bedürfnisse des Staats auseinander gesetzt hatte, kam er wieder auf die Beyspiele zurück, die die Franzosen ihren Königen bey allen Gelegenheiten von ihrer Zuneigung gegeben hatten, und da die meisten, die sich in dem Hof des Pallasts versammlet hatten, Pariser waren, lobte er besonders dieser Einwohner Liebe und Gehorsam. Die Ehre, öftrers als andre der Gegenwart ihres Beherrschers zu geniessen, begabte sie gleichsam, sagte er, bey ihrer Geburt mit diesen zwo Eigenschaften, die allein schon hinreichend wären, sie andern Völkern als Muster darzustellen. Endlich schloß er damit, daß er sagte: Fiel es andern Völkern schwer ihren Prinzen etwas abzuschlagen, so wäre es den Franzosen ganz und gar unmöglich, nicht in die Bitten ihres Königs zu willigen, hauptsächlich,

waren die Volks- und Kinder-Krankheiten auch so selbst gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Wenn wir nun aber auch die Ursachen dieser Krankheiten kennen, wenn wir auch wissen, daß sie durch Contagien entstehen, so wissen wir doch nicht, wie sie entstehen. Wir wissen nicht, wie sie sich fortpflanzen, wie sie sich vermehren, wie sie sich verbreiten und ausgebreitet haben in Europa. Aus Asien sind sie nicht gekommen, denn sie sind in Asien nicht bekannt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie aus Afrika gekommen sind, denn sie sind in Afrika nicht bekannt. Es ist wahrscheinlich, daß sie in Europa entstanden sind, und daß sie sich von Europa aus nach Amerika verbreitet haben. Wie sie entstanden sind, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß sie Contagien sind, und daß sie sich durch Contagien fortpflanzen. Wir wissen ferner, daß sie sich in der Luft verbreiten, daß sie sich durch die Luft fortpflanzen, daß sie sich durch Ansteckung fortpflanzen. Wir wissen, daß sie sich durch Ansteckung fortpflanzen, daß sie sich durch Ansteckung verbreiten, daß sie sich durch Ansteckung vermehren, daß sie sich durch Ansteckung ausbreiten

das Kommando, und dieser nahm seinen Weg nach Douai. Philipp, Graf von Poitiers, Ludwig Hütins Bruder, rückte mit dem zwoten gegen St. Omer hin. Den dritten führte Karl der Schöne, der jüngste königliche Prinz, gegen Dornick an; weil er noch sehr jung war, hatte man ihm den Graf von Valois, als kommandierenden General zugegeben. Der vierte Haufen endlich gieng unter dem Grafen Ludwig von Evreux, zwoten Bruder des Königs, gegen Lille, um den Grafen von Flandern zur Aufhebung der Belagerung dieses Orts zu nöthigen. Die Absicht, die der König hierbey hatte, war nicht, daß sie blos die Flandrischen Städte wegnehmen sollten; nein, die grosse Menge Soldaten, womit er das Land überzog, sollte nur alles auf einmal in Schrecken setzen.

Als der Graf Robert von Flandern sahe, daß er nicht im Stande war, sich diesen vier Armeen auf einmal zu widersetzen, und ihre Absichten zu hintertreiben, faßte er den Entschluß, sich dem König zu unterwerfen. Er schickte daher an Enguerrand von Marigny, der sich bey Ludwig Hütins Armee befand, und ließ mit ihm von einem Vertrag sprechen; der Minister hatte auch schon Befehl einen anzunehmen und nur bald zu schliessen. Denn durch die grosse Menge Soldaten, die man auf einmal angeworben hatte, war fast das ganze Darlehn aufgegangen und man konnte, ohne das Finanzwesen ganz und gar zu verderben und die Ehre des Königs völlig daran zu setzen, einen so verderblichen Krieg unmöglich länger fortführen. Dies waren die Ursachen, warum Enguerrand geheime Befehle hatte und auch itzt, als der Vertrag geschlossen werden sollte,

niemand als dem König Nachricht davon gab. Der Graf von Valois, der das ganze Vertrauen seines Bruders zu besitzen glaubte, bildete sich ein, Marigny handelte hier wider seines Bruders Wissen, und bezeigte daher einen sehr heftigen Unwillen, als er, ohne an den Unterhandlungen des Ministers mit dem ältesten Prinzen des Grafen von Flandern Theil gehabt zu haben, den Befehl bekam, die Truppen wieder nach Frankreich zurückzuführen.

Enguerrand von Marigny wurde öffentlich beschuldigt, zum Besten des Grafen von Flandern den Staat verrathen zu haben. Das Volk, ganz voll von diesen Gedanken und den Klagen des Grafen von Valois, wiederholte sie ohne Aufhören, und warf dem Minister vor, er hätte das allgemeine Beste des Staats seinem eignen aufgeopfert. Doch das Stillschweigen, das Philipp hierbey beobachtete, und die Vertraulichkeit, in der er mit Marigny immer fort lebte, bewiesen, wie ungerecht diese Beschuldigungen waren; aber der grosse Haufe, welcher Staatsgründe mit seinem Verstande niemals durchdringt, und dem die geheimen Triebfedern der Politik unbekannt bleiben, glaubte doch lieber, daß er gegen seinen eignen Vortheil blind wäre, als daß er wichtige Gründe, die den Minister diesen Vertrag mit Flandern zu schliessen genöthigt hatten, hätte argwohnen sollen. Auf diese Art wurde nun Marigny von dem Volk, das einige Monate vorher so heftig für ihn eingenommen war, als ein Feind des Staats angesehen, und der Augenblick, in dem man von ihm befreyt werden würde, wurde mit Ungeduld erwartet. Um ihm noch mehr Verbitterung gegen ihn

einzu-

einzuflössen, streute der Graf von Valois überall aus, Marigny habe von dem Grafen von Flandern zwey kleine silberne und vergoldete Fäßgen voll Gold geschickt bekommen. Das leichtgläubige Volk nahm diese Beschuldigung, die doch der Graf von Valois selbst nicht für wahr hielte, mit der größten Begierde auf. Eifersucht und Wuth bringen dergleichen Beyspiele eines so schändlichen Betragens häufig hervor.

So lange als Philipp lebte, machte sich sein Staatsminister wenig aus den Verläumdungen der Grossen und der üblen Meynung in der er bey dem Volke stand. Alle seine Gedanken giengen nur darauf dem König bey den weisen Einrichtungen, die er immerfort zum Besten seines Reichs machte, beyzustehen. Er war es auch, der dem Parlement, das vorher von einem Ort zum andern kam, seinen bestimmten Sitz zu Paris ausmachte. Diese Versammlung war ehedem allezeit mit dem Hofstaat der Könige, die, weil sie es nur zusammen beriefen, wenn sie es für nöthig befanden, und ihren Berathschlagungen allezeit beywohnten, gereist. Unterdessen erhielt es, ob ihm gleich Philipp der Schöne 1302 seinen ordentlichen Aufenthalt zu Paris anwies, dennoch keine beständige Dauer, sondern versammlete sich nur zu gewissen Zeiten des Jahrs. Eben dieser König nahm auch bey dem Obergerichtshof (Cour de l'Echiquier) zu Rouen, einige Veränderungen vor, und Marigny mußte sich auf seinem Befehl deswegen in diese Stadt begeben. Der Obergerichtshof war eines von den Obergerichten der Herzoge von der Normandie, wo, wie bey den Parlementen, die Appellationen von den Aussprüchen der Seneschalle, Amtleute,

Amts-

Amtsverweser und andrer untergeordneter obrigkeitlichen Personen des Herzogthums angenommen wurden. Der Obergerichtshof behielt diesen Namen bis unter **Ludwig dem Zwölften**, der ihm den Titel eines Parlements gab, ohne doch zu dem, was es vorher gehabt hatte, etwas hinzuzufügen. **Franz der Erste**, schaffte im Jahr 1515 den Namen Obergerichtshof (Echiquier) völlig ab, und nannte dies Kollegium ein Parlement. Die vielen mächtigen Vasallen, die den gröſsten Theil der schönsten Provinzen in Frankreich besassen, hatten ein jeder seine Gerichtsbarkeit und seine Gerichtsstühle, denen sie, ob sie gleich fast alle einerley Verrichtungen und Ansehen hatten, verschiedne Namen gaben. So hatte man die **grossen Tage** (les grands jours) zu Troyes, der Hauptstadt in Champagne. Als **Philipp der Schöne** diesem Gericht eine beständige Sitzung gab, verlieh er ihm auch zugleich, wie den andern, das Recht, Urtheile, die keinen Appellationen unterworfen waren, abzufassen. Ausserdem richtete er noch ein Parlement zu Toulouse an, und hierdurch kamen die vielen Gerichtssachen, mit denen das Parlement zu Paris überhäuft war, in einen ganz andern Gang, und es war in der That eine sehr grosse Erleichterung für seine Unterthanen. **Philipp** räumte dem Pariser Parlement den Ort, der heut zu Tag **der Pallast**, (le Palais) heiſst, ein. Einen grossen Theil davon hatte **Enguerrand von Marigny** erbauen lassen; allein ob es gleich schon damals weitläuftig war, so war die grosse Menge von Sälen, die es itzt zu einem von den gröſsten Gebäuden in Europa machen, doch noch nicht darinnen.

Zu eben der Zeit, da Philipp so vortheilhafte Anstalten für das allgemeine Beste machte, hatte er auch Mittel gefunden die Grafschaften Bourgund, Angouleme, und la Marche, nebst den Herrschaften Lusignen, und Fougeres in Bretagne wieder mit den Krongütern zu vereinigen. Alles dies geschahe, da Enguerrand Staatsminister war. Legt man Ministern Fehler zur Last, die von den Prinzen, unter denen sie regieren, begangen werden, so muß durch einen eben so billigen Schluß auch der Ruhm von jener ihren vortreflichen Handlungen auf sie zurück fallen. Philipp, der das Beste seiner Krone mit so vielem Stolz und glücklichem Erfolg besorgt hatte, regierte für das Glück seiner Unterthanen zu kurz. Er starb am neun und zwanzigsten November 1314 in seinem sechs und vierzigsten Jahr, nachdem er neun und zwanzig Jahre, einen Monat und drey und zwanzig Tage regiert hatte. So sehr die Franzosen seinen Tod zu beweinen Ursache hatten, eben so sehr freuten sich die Italiener darüber, besonders die, die eine Macht des Pabst in weltlichen Dingen über Könige, wider welche grillenhafte Meynung sich Philipp immer mit sehr vieler Hitze gesetzt hatte, behaupteten.

Nachdem Enguerrand seinen König, den er zärtlich liebte, verlohren hatte, änderten sich seine Umstände plötzlich. Ludwig Hütin, Philipps ältester Prinz, kam in seinem sechs und zwanzigsten Jahr zur Regierung; er hatte wohl etwas von dem Stolz seines Vaters an sich, aber sein Oheim, der Graf von Valois, Marignys abgesagtester Feind, regierte ihn ganz. Nichts destoweniger erhielt sich dieser noch eine Zeit lang wider seine Verfolgungen; vorzüglich geschah

dies

dies durch den Beystand seiner mächtigen Familie, die er, so lange sein Glück gedauert, zu den ansehnlichsten Ehrenstellen erhoben hatte. Aber der Graf von Valois gab deswegen die Hoffnung Mittel auszumachen, wodurch er ihn stürzen könnte, nicht auf; ja er bemühte sich recht, um bald eines anzutreffen.

Die Unterthanen aus Vermandois, Brauvais, Champagne, Bourgund, und Forets hatten sich wegen der Steuern, die man auf ihre Provinzen gelegt hatte, empört; der Graf von Valois ward zu ihnen geschickt; er besänftigte sie, und um diesen verdrießlichen Streich Marignyn treffen zu lassen, versprach er dem Volk, ihnen den einigen Urheber alles des Unglücks, das sie leiden müßten, wie er ihn nannte, aufzuopfern.

Der Graf von Valois kam wieder an dem Hof zurück, und sagte dem König seinem Neffen: daß sich die Unterthanen mit Recht über die neuen Erpressungen, die man ihnen alle Tage auflegte, beklagten; und daß es höchstnöthig wäre, Marignyn, wegen der Finanzverwaltung, die er gehabt hätte, zur Rechenschaft zu ziehn. Bey einer Rathsversammlung, der der König und die angesehnsten Staatsbedienten beywohnten, wiederholte er es, man könnte in dem Kameralwesen nicht eher Ordnung wieder herstellen, als bis man Marigny die Rechnung abfoderte. Der König fragte diesen daher: Er möchte doch wissen, wo die Kammergelder des verstorbnen Königs und alle die Summen, die im königlichen Schatz gewesen, hingekommen wären?

Enguerrand antwortete, er wäre stets bereit, sein Verlangen zu erfüllen, und er dürfte nur befehlen. So legen sie denn, rief der Graf von Valois, gleich

diesen

dieſen Augenblick hier ihre Rechnung ab. Marigny wurde, ohne daß er eben beſtürzt worden wäre, durch die ſtolze und trotzige Miene, mit der ein andrer als der König mit ihm redete, aufgebracht, und antwortete ganz kaltſinnig: Dieſe Rechnung würde nicht ſo ſchwer, als man wohl glaubte, zu machen ſeyn; ſie beſtünde, und hier drehte er ſich gegen den Grafen von Valois, aus zween Punkten: Den größten Theil der Gelder aus dem königlichen Schatz habe ich, ſagte er, in Ihre Hände geliefert, und mit dem übrigen habe ich die Schulden des verſtorbnen Königs, auf ſeinem Befehl, bezahlt. Der Graf von Valois, der von Natur hitzig und leicht aufzubringen war, konnte die Vorwürfe, die man ihm wegen einer Verſchwendung der Staatseinkünfte machte, nicht leiden, und ſagte zu Enguerrand: Sie lügen es. Nein, Sie ſelbſt, antwortete ihm der Miniſter. Hierauf gerieth dieſer Herr, ohne vor der Gegenwart des Königs Ehrfurcht zu haben, in eine entſetzliche Wuth, und wollte auf Marignyn den Degen ziehen; man hielt ihn aber noch zurück, und Marigny, der ſich fühlte, daß er nicht der ſtärkſte war, gieng aus der Rathsverſammlung weg nach Hauſe. Ohnerachtet der öffentlichen Drohungen dieſes Prinzen vom königl. Geblüt und Oheims des Königs, den er lenken konnte, wie er nur wollte, war Enguerrand noch eben ſo ſtandhaft und entſchloſſen, und begab ſich nach ſeiner ordentlichen Gewohnheit zum König; der Graf von Valois aber brachte täglich den jungen Monarchen mehr wider ſeinen Gegner auf, und brachte es endlich ſo weit bey ihm, daß er ihn durfte gefangen nehmen

laſſen.

lassen. Dies geschah auch einige Wochen darauf, am zehnten März.

Enguerrand wurde nach dem Thurm im Louvre gebracht; aber unter dem Vorwand, daß er Hauptmann darüber wäre, erhielt es der Graf Karl von Valois vom König, daß er 1315 in die Gefängnisse im Temple, wo er weit sicherer war, kam. Die Beschuldigungen, die man ihm machte, waren diese: Er hätte dem König angelegen, neue, ausserordentliche Auflagen zu machen, und hierdurch den Aufstand verschiedner Provinzen verursacht; unter andern Geldern hätte er vierzigtausend Thaler, die der verstorbne König dem Pabst geschickt; und funfzehntausend Gülden, die eben dieser Herr dem Vetter des Pabstes, Edmund von Goth, geschenkt, zurück behalten; ferner hätte er durch den Kanzler Papiere zwo Vollmachten untersiegeln lassen, um vermuthlich seine falschen Rechnungen darauf setzen zu können; endlich hätte er in dem Krieg mit Flandern, den man blos auf sein Anstiften geendigt hätte, an dem König von Frankreich als Verräther gehandelt. Alle diese Verbrechen mußten nun bewiesen werden, und um deswillen wurde Enguerrand nach dem Schloß zu Vincennes gebracht, wo sich der König, die Prinzen, eine grosse Menge Staatsräthe, die Pairs von Frankreich, Bischöffe, Baronen und alles, was eine glänzende Versammlung ausmachen kann, versammelt hatten. Johann von Asnieres, ein damals berühmter Sachwalter, bekam den Auftrag, gegen Enguerrand die Klage zu führen; doch durfte er hierbey nicht seinem eignen Kopf folgen, sondern mußte alles, was ihm der Graf von Valois angab, annehmen.

men. Daher war seine Anklage auch nur blos eine alltägliche Rede, die die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer durch ein verdrießliches langweiliges Geschwätz zu betäuben, und von allen Gründen entblößt, die Richter durch einen sehr heftigen bittern Ton zu hintergehen suchte.

Wie man erzählt, so fieng dieser Sachwalter seine Klage von der Herrlichkeit Gottes an; von da kam er auf Abrahams Opfer, und von diesem sprang er unversehens auf die vielen Schlangen, die Frankreich, und besonders Poitou, zur Zeit des heil. Hilarius überzogen hatten, über. Marigny wurde von ihm mit diesen verglichen. Hierauf führte er, fast eben so unvernünftig, die vornehmsten Stücke der Anklage wider diesen Minister an; doch worüber sich die Versammlung am meisten wunderte, war, daß man ihnen blosse Muthmassungen statt gegründeter Beweise vorlegte, und daß kein einziger Zeuge auftrat. Als er mit seiner Rede fertig war, wollte ihn Marigny widerlegen, und seine Vertheidigung würde auch gewiß vernünftiger und ordentlicher gewesen seyn: aber wider alle Regeln der Billigkeit wurde ihm Stillschweigen geboten, und so dringend er auch bat, wurden ihm doch alle Mittel zu seiner Rechtfertigung abgeschlagen. Nicht einmal sein Bruder, der Bischof von Beauvais konnte eine Abschrift von der Klagschrift wider ihn erhalten. Ja, selbst der König, der dabey zugegen war, fühlte, wie ungerecht dies Verfahren sey; aber man gab ihm zu verstehen, Marigny wäre überführt, und es wäre itzt weiter nichts übrig, als eine Strafe zu benennen, die seinen Verbrechen angemessen wäre.

So schwach dieser Prinz war, so war er doch auch sehr billig und bemerkte den Groll, den sein Oheim wider den unglücklichen Enguerrand hatte, sehr wohl. Daher konnte er sich unmöglich entschliessen, das Todesurtheil über ihn auszusprechen, zumal da ihm die grossen Dienste, die er dem Staat erzeigt hatte, immer vor Augen waren. Alles, was seine Feinde von ihm erlangen konnten, war, daß er ihn auf die Insel Cypren verwies; aber diese blosse Verweisung stillte des Grafen von Valois Haß noch nicht; er verlangte Enguerrands Tod. Und um Zeit zu gewinnen, ihm noch mehrere Verbrechen anzudichten, bat er den König, die Vollstreckung dieses Urthels etwas aufzuschieben, oder vielmehr nur noch mit der Bekanntmachung desselben zu warten. Der König gestand es ihm zu, und hierauf ließ der Graf von Valois Marignys Gemahlin und Schwester gefangen setzen.

Es fanden sich Zeugen, die wider sie aussagten: Sie hätten sich, auf Angeben des gefangenen Staatsministers, der Hülfe eines Schwarzkünstlers, Namens Lor bedient, und mit ihm durch eine gewisse Art kleiner Figuren von Wachs, die damals sehr gewöhnlich waren, und deren gottloser Gebrauch unter der Königin Katherine von Medicis wieder von neuem eingeführt wurde, Anschläge auf das Leben des Königs gemacht. Die Bösewichter, die sich solcher kleiner Figuren bedienten, gaben vor: Alles, was man mit diesen Bildern vornähme, wirkte zu gleicher Zeit auch auf die Personen, die sie vorstellten, und daher bildeten sie sich ein, wenn sie so ein Bild stächen oder brennten, so würde auch die Person, die sie haßten und die durch dies Bild bedeu-

bedeutet wurde, wirklich gestochen oder gebrannt; so daß auf diese Art, wie sie glaubten, die Person in kurzer Zeit sterben müßte *). Kurz darauf, nachdem Marignys Gemahlin und Schwester mit ihren Mitschuldigen ins Gefängniß waren gebracht worden, erhängte sich dieser aus Verzweiflung. Zu gleicher Zeit brachte man auch die Figuren, die zu dieser Beschuldigung Anlaß gaben, vor dem König, und nun, da er sie wirklich sahe, zweifelte dieser leichtgläubige Prinz gar nicht mehr an der Gewißheit der ganzen Sache, eben als wenn Enguerrands Feinde diese Bildnisse nicht selbst hätten machen können, oder als wenn die Frau von Marigny, aus einem thörichten Vorurtheil, daß sie hierdurch ihren Gemahl befreyen würde, nicht die ganze Sache hätte vornehmen können, ohne daß er Antheil daran genommen.

Doch, itzt wurde auf nichts mehr, das Marigny noch einigen Vortheil hätte bringen können, geachtet. Seine Gemahlin und Schwester kamen nach Vincennes, und der Graf von Valois ließ es sich angelegen seyn, eine zweyte Versammlung von Richtern, die noch schlimmer als die erstern gegen ihn gesinnt waren, daselbst zusammen zu bringen. Er legte ihnen die wachsernen Figuren vor, und setzte hinzu: Enguerrand hätte diese Mittel aus dem Gefängniß los zu kommen, entweder selbst angegeben, oder doch gebilligt. Die Richter waren mit diesen blossen Vermuthungen zufrieden und verlangten gar keine gegründetere Beweise. Marigny wurde aller, dieser ihm zur last gelegten, Handlungen

*) Man nennte dies envouter, von dem lateinischen Worte Votum.

für schuldig und überführt erklärt, und daher zum Galgen verdammt. Einige Tage vor dem entsetzlichen Ausspruch dieses höchst schändlichen Urtheils, davon wir seit der Zeit schon mehrere Beyspiele gehabt haben — denn es giebt ja öfters solche höchst gottlose Richter, die sich bestechen lassen! — brachte man den Gefangenen wieder auf das Schloß Vincennes. Unterwegs begegnete man ihm sehr schimpflich, und man verstattete, daß das Volk verächtlich mit ihm verfuhr. Sein Urtheil ward ihm vorgelesen; er bat um Erlaubniß, etwas darwider einwenden zu dürfen, aber auch diese Gerechtigkeit, die man doch sonst den strafbarsten Böswichtern verstattete, ward ihm abgeschlagen.

Den Tag darauf, am Tage vor Himmelfahrt, wurde dieser grosse Minister, Philipps des Schönen Vertrauter und Liebling, an dem Galgen zu Montfaucon, dem Gerichtsplatz, den Marigny selbst einige Meilen von Paris zur öffentlichen Bestrafung der Verbrecher hatte bauen lassen, gehangen. Als er an dem Ort, wo er eine so ungerechte Todesstrafe leiden sollte, angekommen war, versicherte er seine Unschuld, sowol in Ansehung der verfertigten Wachsbilder, als auch der Verschwendung der königlichen Gelder auf das feyerlichste. Was die neuen Auflagen anlangte, zu deren Urheber man ihn machte, so hätte er sie dem Besten des Staats für nöthig gehalten, und hierzu seinen Rath so gut, als andre, gegeben. Von der Veränderung der Münzsorten wüßte man wohl, daß sie ohne Einwilligung des Oberherrn nicht hätte geschehen können, und von dem König Philipp, dessen erster Minister er gewesen, wäre es ja durchaus bekannt, daß er nicht der Prinz gewesen

sen

sen wäre, der sich hätte regieren lassen, wie man gewollt, oder den man in einer so sichtbaren als wichtigen Sache hätte hintergehen können. Jedermann wüßte es ja, daß der verstorbne König deswegen zu diesem Mittel, das vor ihm schon so oft wäre gebraucht worden, seine Zuflucht genommen hätte, um den ausserordentlichen Aufwand, den der Flandrische Krieg gemacht, damit zu bestreiten. Endlich setzte er noch hinzu: Weil seine Unschuld offenbar wäre, so hätte man ihm, eben aus diesem Grund, die Gnade auf alle die Verläumdungen, womit ihn seine Gegner belegt, antworten zu dürfen, abgeschlagen.„ Auf diese Art tröstete sich Marigny noch einen Augenblick über den Schmerz, so unschuldig und höchst schimpflich zu sterben.

So bald er hingerichtet war, wurde seine Statue zu Paris, die er in dem Pallast unter die Statue Philipps des Schönen, seines Königs, hatte setzen lassen, umgeworfen, sein Bildniß ward an deren Statt hingesetzt und oben darüber folgende Zeilen, die ihn der Ungenügsamkeit beschuldigten:

Ein jeder sey mit dem Seinigen zufrieden;
Der, dem nichts genug ist, hat nichts.

Das Volk, das über das Unglück gefallener und bestrafter Minister niederträchtige Spöttereyen auszustossen, und ihnen, wenn ihre Aufführung gleich offenbar und untadelhaft, ja selbst lobenswürdig ist, erschreckliche Verbrechen anzudichten niemals unterläßt, überhäufte Marignys Gedächtniß mit Schmähungen, sah ihn als einen Verräther und öffentlichen Räuber an und

ertheilte dafür dem Grafen von Valois, der ihn hatte hinrichten lassen, unzählige Lobsprüche.

Nunmehr, da sein Haß befriedigt war, fieng er es an zu bereuen, daß er seiner blinden und ungerechten Neigung so nachgegeben hatte, und Gewissensbisse ängstigten ihn. Um sie, wo möglich, zu ersticken, suchte er von allen Seiten neue Beweise wider Marignyn auf und nahm alles, was sich ihm in diesem Stück nur als wahrscheinlich vorstellte, für gewiß an. Eine Zeit lang befriedigten diese leeren Bilder seinen Geist, aber die Wahrheit brach doch endlich durch alles, was er ihr auch entgegenstellte, hindurch, und klärte sich auf. Eine heftige Krankheit, die ihn befiel, setzte ihn in grosse Furcht; ja, sie brachte ihn endlich gar so weit, daß er von seinem Verbrechen und der Unschuld des Mannes, den er hatte hinrichten lassen, überzeugt wurde.

Ludwig Hütin wurde selbst von dem Schicksal seines getreuen Ministers, dem er besonders die Wegräumung der meisten Schwierigkeiten bey seiner Besteigung des Narvarischen Throns zu danken hatte, gerührt und erkannte, daß Enguerrand nicht als strafbar gestorben wäre. Dieser Prinz starb in der Blüthe seiner Jahre, und hinterließ Marignys Kindern zehn tausend livres; fünftausend dem ältesten, der die Ehre gehabt hatte, sein Taufpathe zu seyn, und die übrigen fünftausend seinen andern Brüdern. Sie erhielten dies Geschenk, so steht es in seinem Testament, wegen des grossen Unglücks, das sie durch die Verdammung ihres Vaters erlitten hatten, und weil die Königin, seine Mutter, die Frau von Marigny sehr

lieb

lieb hatte. Um Enguerrands Bruder, **Johann von Marigny**, über den schimpflichen Tod seines Bruders zu trösten, und ihm zu gleicher Zeit zu erkennen zu geben, daß der Hof von seiner Unschuld überzeugt wäre, gab man ihm in der Folge statt des Bisthums Beauvais das Erzbisthum Rouen. Aber was wurde dadurch wieder gut gemacht? Hätte nicht vielmehr der Nutzen der Justitz und der ganzen menschlichen Gesellschaft erfodert, daß man alle diese schändliche Richter, die nach einem äussern verhaßten Verfahren ein Todesurtheil, dessen Ungerechtigkeit so offenbar war, unterzeichneten, zu den größten Martern verdammt hätte? Ein Beyspiel dieser Art wäre den Nachkommen gewiß sehr nöthig gewesen. Denn woher sieht man bisweilen so unbillige obrigkeitliche Personen, die ihren oder andrer leute leidenschaften alles aufopfern? Weil man ihnen Vergebung schenkt. Je mächtiger solche Richter sind, je weniger sollten ihre ungerechten Handlungen unbestraft bleiben.

Der Graf von **Valois** wurde, wie schon gesagt, gefährlich krank. Eine Lähmung traf die ganze eine Seite seines Körpers und da er diese schreckliche Krankheit dem, wider ihn mit Recht erzürnten, Himmel zuschrieb, befahl er, eine grosse Summe unter die Armen zu Paris auszutheilen. Diejenigen, die diese Austheilung vornehmen mußten, sagten zu einem jeden Armen, wenn sie ihm sein Allmosen gaben: **Bittet zu GOtt für den Herrn Enguerrand und unsern Herrn Karl.** Auf diese Art nannten sie **Marignyn** allezeit zuerst, und zwar geschah dies auf Befehl ihres Herrn. Alle diese Kennzeichen von Reue und Erniedrigung kon-

ten nun wohl die göttliche Barmherzigkeit besänftigen; aber den Flecken, den der Prinz durch den schmählichen Tod eines Mannes vom Stande, der ein getreuer Unterthan seines Herrn gewesen, und dessen Redlichkeit und Unschuld ihm mehr als jemand bekannt war, seinem Ruhm angehängt hatte, löschten sie doch nicht aus. Die Schande, womit der Name **Marigny** auf einen Augenblick bedeckt wird, bleibt bey **Karls, Grafen von Valois**, Andenken ewig.

Ehe dieser Prinz starb, hatte er **Enguerranden** noch in seinem Grabe eine weit gewissere und feyerlichere Ehrenerklärung gethan. Er bat nämlich **Philipp den Langen, Ludwigs Hütins** Bruder und Nachfolgern, selbst um die Erlaubniß, **Enguerrands** Leichnam von den Karthäusern, bey denen er begraben war, nach dem Flecken Escouis, einer Länderey, die der unglückliche **Marigny** besessen, und wo er sich eine Gruft für seine ganze Familie hatte bauen lassen, bringen lassen zu dürfen; und dieser Prinz, der für **Enguerrands** Gedächtniß nicht zu viel thun zu können glaubte, gestand es ihm zu. Auch das Volk, das ihn mit einer gewissen Art von Freude zum Tod hatte führen sehen, erkannte nunmehr, wie ungerecht es gewesen und erröthete über seine vorige Gesinnungen; ja einige schrieben so gar, und vielleicht nicht ohne Grund, alle die Unfälle, die kurze Zeit nachher über Frankreich kamen, und besonders das königliche Haus trafen, diesem unbilligen Verfahren zu. Alle Könige von **Karls von Valois** Linie haben sich auch nach der Zeit um die Wette bemüht, das Haus **Marigny** wieder empor zu bringen, und

das

das Verbrechen ihrer Ahnen, deſſen Schändlichkeit auf ſie gleichſam zurückzufallen ſchien, wieder gut zu machen.

Philipps des Schönen drey Söhne ſtarben ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, und die Krone fiel auf Philipp von Valois, des ſchon ſo oft angeführten Grafen von Valois Sohn. Dieſer Monarch wollte Enguerrands Andenken wieder herſtellen und erhob den ältſten Sohn dieſes unglücklichen Miniſters, der ſich dem Soldatenſtand gewidmet hatte, zu anſehnlichen Ehrenſtellen. Johanna von Frankreich, Königin von Navarra, nahm ſich einer von Marignys Töchtern an, und weil dieſe Dame nur noch allein von ihrer Familie übrig geblieben war, ſchenkte ihr der König ſo viel Geld, als ſie brauchte, um alle Güter ihres Hauſes, die eingezogen geweſen waren, wieder an ſich zu kaufen. Doch bemühte er ſich bey allem, was er auch zum Beſten des Fräuleins von Marigny that, die Ehre ſeines Vaters, Karl von Valois, zu ſchonen. Dieſe reiche Erbin ward nach der Zeit an Johann von Melün, ältſten Sohn des Grafen von Tankarville, Konnetabels und Obererbkämmerers von der Normandie, verheurathet. Zu gleicher Zeit gab er auch Johann von Marigny, Erzbiſchof von Rouen, eine von den erſten Stellen in ſeinem Staatsrath. Lange nachher wollte Ludwig der Eilfte, Enkel des Grafen von Valois im ſechſten Grad, zu den, um Marignys Andenken wieder in Aufnahme zu bringen, ſchon geſchehenen Ehrenerklärungen, noch mehrere hinzuſetzen, und erlaubte daher ſeinen Nachkommen im Jahr 1475, ihm in der Kirche zu Eſcouis, wohin ſein Körper war ge-

bracht worden, ein Denkmahl zu errichten; ja, er gestand so gar zu, eine sehr ruhmvolle Grabschrift und alles was man hierzu für dienlich halten würde, darauf setzen zu lassen, nur möchte nichts von des Grafen von Valois ungerechten Handlung darinnen erwähnt werden. Um auch das äusserliche des Wohlstands dabey zu beobachten, befahl er, auf der Grabschrift anzumerken: Daß er es auf dringendes Anhalten der Domherren dieser Kirche, und aus Achtung für die heil. Jungfrau, in deren Schutz der Ort war und für die er eine ganz besondre Ehrfurcht hatte, erlaubt hätte. Ludwig der Eilfte würde freylich weit grössere Lobsprüche verdient haben, wenn er, ohne weiter auf des Grafen von Valois Ehre zu sehen, nur darauf, wie er die erlittne Ungerechtigkeit wieder gut machen könnte, bedacht gewesen wäre. Das Haus Marigny war zwar mit dem, was man itzt für dasselbe that, sehr zufrieden, aber die Nachwelt kann es nicht seyn. Denn alles das, was itzt für dasselbe geschah, wurde ihnen als Gnadenbezeigungen gegeben, und doch wäre es wol nicht zu viel gewesen, wenn man wegen des unschuldigen Todes eines Kavaliers, der ein getreuer Staatsminister gewesen, das Andenken eines strafbaren Prinzen, der die Ursache davon war, mit Schimpf belegt hätte.

VII.

Leben
Peter de la Foreſt,
Erzbiſchof von Rouen, Kanzler, Kardinal und erſter Miniſter bey dem König Johann.

Peter de la Foreſt ſtammte aus einer mittelmäſſigen Familie in Maine ab, und empfahl ſich gleich Anfangs durch ſeine Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit. Er ward zu Süſe, einem Dorf, vier Meilen von Mons, gebohren. Sein Vater war Philipp de la Foreſt und ſeine Mutter Margarethe de la Chapelle, die Schweſter des Biſchofs von Mans, Gottfrieds de la Chapelle. Den Namen la Chapelle hatten dieſe beyden Geſchwiſter von dem Orte la Chapelle St. Aubin, nicht weit von Mans, weil ſie dort gebohren worden. Sein Vater, der ihm kein groſſes Vermögen hinterlaſſen konnte, wollte ihn durch eine weit ſchätzbarere Erbſchaft dafür ſchadlos halten, und gab ihm eine ſehr vortrefliche Erziehung. Er trug bey ſeinem Studieren alle Sorgfalt für ihn, und der junge la Foreſt übertraf auch alle Wünſche und Hofnungen ſeines Vaters. Als er in ſeinem zwölften Jahr mit den erſten Anfangsgründen fertig war, erlernte er die ſcholaſtiſche Weltweisheit, legte ſich hernach auf die Rechte, und brachte es hierinnen ſo weit, daß er bald darauf im Stande war, ſie ſelbſt zu lehren. Dies that

er

er auch würklich zu Orleans und zu Angers mit vielem Beyfall und vor einer groſſen Menge Zuhörer. Doch ſeine Geſchicklichkeit war es nicht allein, durch die er ſich hervorthat; man ſchätzte ihn auch wegen ſeines vortreflichen Herzens, dergleichen man wenige antraf, ſehr hoch.

Einige Schriftſteller geben vor, er wäre Ordensgeiſtlicher und nachher Abbt zu St. Denis geweſen; allein, wenn man **Auberi**, dieſem ſehr genauen Geſchichtſchreiber *), glaubt, ſo war er niemals ein Benediktiner. Es kann aber leicht ſeyn, daß man ihn mit **Aegidius Rigaud**, der Abbt zu St. Denis und nachher Kardinal war, verwechſelt. **Jakob Doublet** und **Klaudius Robert** glauben, er wäre, als **Aegidius Rigaud** Kardinal wurde, an ſeine Stelle als Abbt gekommen; man findet aber bey verſchiednen Geſchichtſchreibern, daß la Foreſt damals ſchon Biſchof zu Paris geweſen, und er ſelbſt ſeinen Freund **Rigaud** mit den Ehrenzeichen ſeiner neuen Würde bekleidet habe. Die Verfaſſer des **Chriſtlichen Galliens**, (Gallia chriſtiana) ſind eben der Meynung, wie **Doublet**; aber ſie haben nicht darauf Achtung gegeben, daß ſich das Amt eines Generaladvokaten, das er, wie wir bald ſehen werden, verwaltete, nicht mit dem Stand eines Ordensgeiſtlichen verträgt. Ueberdies muß man noch, wenn man ſich für dieſe Meynung erklärt, nothwendig annehmen, daß er Ordensgeiſtlicher und Biſchof von Dornick zugleich geweſen.

So viel iſt gewiß, daß, nachdem la Foreſt den geiſtlichen Stand angenommen, er verſchiedne Pfrün-

den

*) In ſeiner Geſchichte der Kardinäle, im erſten Theil.

den bey der St. Martinskirche zu Tours nach einander beſeſſen, und bald darauf Kanonikus zu Paris und Rouen worden. Veit von Lavat, Biſchof von Mans, hatte ihm Anfangs die Pfarrey zu Chender le Gaudin gegeben; aber ein Mann von ſolchen Verdienſten, wie er, war wohl nicht zu einem Landgeiſtlichen gemacht. Er gieng daher nach Paris, machte ſich bey dem Gerichtshof bekannt, und that ſich hier ſehr bald hervor. Zu dieſer Zeit geſchah es, daß er die Pfründen, von denen ich ſchon oben geredet, erhielt, die damals noch allezeit Männern von Einſicht, Geſchicklichkeit und Talenten zu Theil wurden.

Philipp von Valois kannte ſeine vorzüglichen Eigenſchaften, und machte ihn zu ſeinen Generaladvokaten bey dem Parlament zu Paris. Peter de la Foreſt zeigte auch bey ſeiner erſten Erhebung, daß man ſich in der guten Meynung, die man von ihm gefaßt, ganz und gar nicht geirrt hatte. Voll vom Eifer für das Beſte des Staats, war ihm jene Gewohnheit, aus Schmeicheley bey jemand den Haß zu machen, ganz unbekannt; und kam er nach und nach zu verſchiednen Ehrenſtellen, ſo hatte er ſie ſeiner Rechtſchaffenheit, nicht aber liſtigen Streichen der Kabale zu danken. In ſeinem Dienſt, als Generaladvokat, zeigte er ſich als ein vollkommen redlicher Mann, und erwarb ſich durch ſein gutes Betragen das Zutrauen ſeines Königs, der ſich nicht ſchämte ihn öfters um Rath zu fragen, und ſeinen ſehr wohl überlegten Anſchlägen, die ihm nützliche Dienſte leiſteten, bisweilen zu folgen. Und daher kam es, daß er an verſchiednen Begebenheiten unter ſeiner Regierung Antheil hatte. Uebrigens war er ganz ohne

Ehr-

Ehrgeiz, und dachte an nichts weniger, als an eine Vermehrung ſeiner Glücksumſtände. Seine ganze Sorgfalt gieng blos dahin, wie er ſeine Amtspflichten am würdigſten erfüllen möchte; aber für Frankreich, das damals durch die vielen Unruhen ſehr litte, war es von viel zu groſſem Nutzen, wenn gute Unterthanen etwas zu ſeiner Erhaltung beytragen konnten, als daß es la Foreſt länger bey den Gerichtshöfen hätte laſſen ſollen.

Der Herzog von der Normandie, des Königs einziger Prinz, der nachher unter dem Namen Johann zur Regierung kam, hatte eine wahre Achtung für la Foreſt, da er noch das obrigkeitliche Amt bekleidete, gefaßt, und wollte ihn gerne um ſich und in ſeinem Rathskollegio haben. Er machte ihn daher zu ſeinem Siegelbewahrer, und bald darauf, 1348, verſchafte er ihm auch das Bißthum Dornick. Philipp aber, der la Foreſts Verdienſte nicht weniger hochſchätzte, befahl 1349, er ſollte dies Bißthum mit dem Pariſer vertauſchen, das eben durch die Verſetzung des Biſchofs Aubouins, der auch den Kardinalshut dazu bekam, nach Auxerre, erledigt wurde; zu gleicher Zeit wollte er ihn auch mit in ſeinen Staatsrath haben. La Foreſt wurde alſo ein Mitglied deſſelben; bezeigte ſich aber hier nicht wie ein, dem Willen ſeines Prinzen blindlings unterworfener, Höfling, ſondern als ein rechtſchaffner Mann und wahrer Patriot. Der König wünſchte ſein, durch den ſo viele Jahre unglücklich geführten Krieg ganz in Abnahme gekommenes, Volk wieder empor zu bringen, und wollte auch ſchon dieſem Uebel nach des Biſchofs gethanen Vorſchlägen abhelfen, als ihn der Tod 1350 aus dieſer Welt wegnahm. Vor ſeinem Abſter-

ben ernannte er noch la Foreſt zu einem von den Vollziehern ſeines Teſtaments.

Anſtatt daß la Foreſt durch dieſen Todesfall einiges Hinderniß in ſeiner Erhebung hätte empfinden ſollen, ſo machte es ſichs vielmehr Johann Philipps Nachfolger zur Pflicht, ihn ſo genau, als möglich, mit ſich zu verbinden. Er machte ihn gleich vom Anfang zum Kanzler *) und Oberhaupt im Staatsrath, und bald darauf regierte er gar nicht anders, als nach ſeinen Rathſchlägen. Wurde gleich la Foreſt durch dieſe Stelle als erſter Miniſter ſehr feſt mit dem Hof verbunden, ſo verlohr er doch hierdurch nichts von ſeiner Sorgfalt für ſeine Gemeinde und von ſeinem Eifer für die Kirche überhaupt. Vorzüglich befliß er ſich, verſchiedne Mißbräuche, die durch die Länge der Zeit und ſchlimme Gewohnheit in dem Lebenswandel der Geiſtlichen eingeriſſen waren, abzuſchaffen.

Kurz vorher hatte er einen Beweis abgelegt, daß er in allem die Regeln der Gerechtigkeit befolgte, und von dem, was Partheylichkeit ſey, gar nichts wußte. Die Domherren an der Kirche unſrer lieben Frauen zu Paris waren bey dem Leichenbegängniß des Königs Philipp mit einigen von der Univerſität in Streit gekommen, wobey die letztern ſehr gemißhandelt worden, ja der Rektor ſelbſt einige Stöſſe erhalten hatte. Er forderte deswegen ſogleich bey dem König Genugthuung, und weil er ihm dieſe nicht abſchlagen zu dürfen glaubte, zog er den Biſchof von Paris dabey zu Rath, und dieſer

*) Der Pater Anſelm ſagt zwar: er wäre es ſchon im Jahr 1349 geweſen; allein dies ſtimmt nicht mit den andern Geſchichtſchreibern von dem König Johann überein.

ſer ſagte ihm, anſtatt daß er ſeinem Kapitel hätte beyſtehen ſollen, er möchte die Schuldigen beſtrafen laſſen. Die ganze Sache wurde endlich dem Ausſpruch des Abbts von St. Denis überlaſſen, und dieſer begnügte ſich damit, daß er die Domherren zum Schwur brachte. Sie ſchwuren alle auf das Evangelienbuch, ſie hätten keine Gewaltthätigkeit begangen, und darauf wurden ſie frey geſprochen *).

Aegidius Rigaud, von dem ſchon oben geredet worden, war Abbt zu St. Denis. Dieſer berühmte Mann, der dem Staat und der Kirche groſſe Dienſte gethan, bekam zur Belohnung von **Klemens dem Sechſten** den Kardinalshut geſchickt. **La Foreſt** ſahe die Erhebung ſeines Freundes ohne alle Eiferſucht an, und er bekam ſelbſt durch eine päbſtliche Bulle den Auftrag, dem Abbt von St. Denis den Kardinalshut aufzuſetzen. Dieſe Feyerlichkeit, wobey ihm der Biſchof von Laon beyſtand, gieng in Gegenwart des Königs vor. Doch **Rigaud** genoß ſeine neue Würde nicht lange; ſondern ſtarb bald darauf. Man merket an, daß in einem Jahr drey Aebbte von St. Denis nach einander geſtorben, und dieſe ſonſt reiche Abbtey durch den entſetzlichen Aufwand, den ſie allezeit, wenn ſie einen neuen Abbt bekam, machen muſte, beynahe in Abnahme gekommen. Man ſagt ſogar, die Geiſtlichen daſelbſt wären, um nur beſtehen zu können, genöthigt geweſen, von den Juwelen aus ihrem Schatz zu verkaufen.

Der König **Johann** ließ ſich hierauf im September 1350 ſalben. Bey ſeiner Zurückkunft von Rheims hielt er ſeinen Einzug in Paris; der Kanzler **de la Foreſt**

*) Helibiens Geſchichte von Paris im erſten Theil.

rest war aber nicht dabey zugegen. Ehe der König noch in die Kirche zu unsrer lieben Frauen trat, legte er in die Hände des Erzbischofs von Sens, der des Bischofs von Paris Stelle vertrat, den gewöhnlichen Eyd ab, die Freyheiten dieser Kirche aufrecht zu halten. Allem Vermuthen nach verzögerte Peter de la Forest seine Zurückkunft nicht lange, weil er an den weisen Verordnungen, die der König in dem Polizeywesen der Stadt machte, Antheil hatte. Gleich vom Anfang seiner Regierung ließ dieser Prinz verschiedne Befehle ausgehen, unter andern auch einen wider die Bettler, die durch ihre grosse Menge viele Verwirrung anrichteten. Sie musten alle aus der Hauptstadt hinaus; damit man aber sehen sollte, daß er nicht aus Mangel von Religion und christlicher Liebe so verfuhr, legte er verschiedne fromme Stiftungen an. La Forest folgte seinem Beyspiel, und gab sein Haus her, um ein Kollegium daraus zu machen; es wurde das Kollegium von Tournay genannt, und nachgehends mit dem Navarrischen vereinigt. Andere vornehme Geistliche bemühten sich gleichfalls, ihren Eifer für das allgemeine Beste zu zeigen, und bald sahe man eine grosse Menge Kollegiengebäude, in denen arme Studierende ein bequemes Auskommen und Gelegenheit, sich in den Wissenschaften zu üben, beysammen antrafen.

La Forest war schon drey Jahre Bischof zu Paris gewesen, als Johann von Marigny, Erzbischof zu Rouen, 1353 mit Tod abgieng, und er an seine Stelle kam. Dieser Johann von Marigny war ein Bruder des bekannten Enguerrand von Marigny, des unglücklichen Ministers bey Philipp dem schönen,

der das Opfer eines unversöhnlichen Hasses wurde, und unschuldiger Weise einen sehr schimpflichen Tod erlitt. La Forest nahm sogleich von seiner neuen Würde Besitz; aber er hielt sich nicht lange in seinem Kirchsprengel auf; denn so bald er ihn übernommen hatte, ließ ihn der König wieder an Hof kommen.

Karl der Schlimme, König von Navarra, der grausamste Feind, den Frankreich je gehabt, ob er gleich selbst aus Frankreich, und ein Prinz vom Geblüt, abstammte, war mit dem Königreich, das er schon hatte, nicht zufrieden, sondern verlangte noch von Philipps des schönen Gemalin, Johanna von Navarra, die Grafschaften Champagne und Brie, obgleich die Königin Johanna, Ludwig Hütins Tochter, unter Philipp von Valois, der ihr andre Herrschaften dafür eingeräumt, auf Frankreich Verzicht gethan hatte. Johann, dessen Nutzen es erforderte, ihm diese Foderung abzuschlagen, ihn aber doch auch dabey schonen wollte, dachte auf einen Mittelweg. Der Kanzler gab ihm den Rath, diesem Prinzen seine Tochter Johanna zur Gemahlin und einige Städte in der Normandie zur Morgengabe zu geben. Der König von Navarra, der damals nicht anders, als diesen Antrag annehmen, konnte, schien auch damit zufrieden zu seyn, heimlich aber hegte er einen tödtlichen Haß und sehr gefährliche Absichten, von denen auch der Connetable Ludwig von Spanien das erste Opfer ward. Karl ließ ihn, unter dem Vorwand, er hielte ihm die Grafschaft Angouleme zurück, in seinem Bett umbringen, und damit man ja wegen dieses Verbrechens niemand anders, als ihn, im Verdacht haben möchte, war er so

unver-

unverſchämt, und gab der Univerſität Paris und andern vornehmen Städten des Reichs ſelbſt Nachricht davon. Weil Frankreich eben einen Einfall von den Engländern befürchtete, ſo wollte man ſich nicht mehrere Feinde auf einmal über den Hals ziehen, und begnügte ſich daher nur mit einer kleinen Rache an dem König von Navarra. Doch hierdurch wurde ſein Trotz und ſeine Verwegenheit, etwas zu unternehmen, nur gröſſer. Man erfuhr, daß er heimlich mit Ausländern und den Groſſen des Reichs Verſtändniſſe errichtete; ja er wagte es ſogar, den Dauphin auf ſeine Seite zu bringen, und dieſer Prinz, den ſein zartes Alter noch hinderte, über ſeinen unſchicklichen Schritt nachzudenken, verſprach dem König von Navarra alles. Es wurde ein Tag feſtgeſetzt, an dem man ihn vom Hof entführen wollte; aber der König bekam von dieſer Verſchwörung Nachricht, ließ dem Dauphin die Gröſſe ſeines Fehlers einſehen, und brachte ihn wieder zu ſeiner Pflicht. Karl der Schlimme verlohr dadurch, ob ihm gleich ſeine Unternehmung fehlgeſchlagen war, nichts von ſeinem Muth, ſondern machte wieder neue Anſchläge. Der König bekam auch von dieſen Nachricht, doch ſtellte er ſich, als wäre ihm nichts davon bewußt; aber der Kanzler zeigte ihm ſehr nachdrücklich, was dies für Folgen nach ſich ziehen würde, wenn er ſo viele Nachſicht brauchen wollte; die andern Mißvergnügten, ſetzte er hinzu, würden, durch dies Beyſpiel hingeriſſen, alles zu wagen unternehmen, in der Hofnung, es gienge ihnen auch ſo ungeſtraft hin. Es wurde daher feſtgeſetzt, man wollte den König von Navarra gefangen nehmen; nur war dies wegen des groſſen Gefolgs, das dieſen Prinzen im-

mer begleitete, etwas ſchwer ins Werk zu richten. Endlich aber führte der König ſelbſt die ganze Sache ſo geſchwind und ſo ſtill aus, daß Karl zu Rouen gefangen genommen und ſogleich nach Cateau-Cambreſis gebracht wurde. Zugleich mit ihm bekam man auch etliche Herren von ſeinem Gefolge, und dieſen wurde der Kopf abgeſchlagen. Dieſer unvermuthete Streich ſetzte die Mißvergnügten in groſſes Schrecken; die furchtſamſten unter ihnen traten wieder zu ihrer Schuldigkeit, und die andern wagten es nicht, ſich viel zu rühren. Unterdeſſen merkte der König wohl, daß ſie nur auf eine bequeme Gelegenheit, um wieder anzufangen, warteten. Von England hatte er auch die Nachricht, daß man dort Anſtalten zu einem Einfall in Frankreich, ſo bald der Waffenſtillſtand zu Ende ſeyn würde, machte; daher wollte er ſich gleichfalls in die Verfaſſung ſetzen, daß er ſeinen Feinden widerſtehen könnte. Aber hierzu brauchte er Geld; und das Volk war von den letzten Kriegen noch erſchöpft, und kaum im Stande, etwas weniges zu geben. Demohngeachtet faßte man den Entſchluß, neue Steuern anzulegen; und um dies mit ſo weniger Gefahr, als möglich, zu thun, berief der König eine Verſammlung ſeiner Landsſtände nach Paris zuſammen. Johann von Kraon, Erzbiſchof von Rheims, wurde im Namen der Geiſtlichkeit, Walther von Brienne, Herzog von Athen, im Namen des Adels, und Stephan Marcel, Oberhandlungsvorſteher, (Prevot des Marchands) im Namen des Volks hierzu abgeordnet. Der Kanzler hielt eine Rede an ſie, in der er ihnen die Gefahr, in der ſich der König mit dem Reich befände, und die dringende Nothwendigkeit,

daß

daß man Geld und Trouppen haben müſte, um den gemeinſchaftlichen Feinden zu widerſtehn, und die Groſſen, die immer noch zum Aufſtand geneigt wären, in der Unterwürfigkeit zu erhalten, vorſtellte. Als er ausgeredet hatte, berathſchlagten ſich die Abgeordneten unter einander, und willigten endlich ein, dem König eine Armee von dreyßigtauſend Mann aufzurichten und ſie ein Jahr lang zu unterhalten. Das Geld zur Bezahlung dieſer Soldaten ſollte von einer Steuer, die man auf die Kaufmannsgüter legte, gehoben werden; da aber dies noch nicht hinreichend war, ſetzte man eine Kopfſteuer, von der niemand, auch die Prinzen vom Geblüt nicht, frey ſeyn ſollte, feſt.

Der König wartete nicht lange, ſo machte er ſchon von dem Beyſtand, den ihm ſeine Stände verwilligt hatten, Gebrauch. Der Anfang geſchah damit, daß er die Ruhe in der Normandie wieder herſtellte. Philipp von Evreux hatte ſich nach der Gefangennehmung ſeines Bruders, des Königs von Navarra, in die feſten Plätze, die ſie beyde in der Normandie hatten, gezogen, Soldaten geworben, und, mit Hülfe des Herzogs von Lankaſter, dieſe ganze Provinz ungeſtraft verwüſtet, ja ſelbſt einige Städte eingenommen. Der König ſchickte Truppen gegen ihn ab, um ſeinen Progreſſen Einhalt zu thun, und nach verſchiednen kleinen Gefechten zwang man ihn, ſich ruhig zu halten.

Doch der Krieg auf dieſer Seite hatte nicht viel zu bedeuten. Der Prinz von Wallis, ein eben ſo geſchickter als tapfrer Feldherr, war mit einem zahlreichen Heer in Guyenne eingerückt; er machte dort viele Eroberungen, und rückte bis gegen Romoventin heran.

Der König faßte den Entſchluß, ihm ſelbſt entgegen zu gehen, übergab dem Kanzler die Regierung des Reichs, und gieng auf den Feind los. Als der Prinz von Wallis, deſſen Armee durch die vielen Eroberungen ziemlich geſchwächt war, von der Annäherung des Königs Nachricht erhielt, merkte er wohl, daß er zu lange gewartet hatte, ehe er ſich zurückgezogen, und ſuchte itzt nur geſchwinde wieder nach Guyenne zu kommen; doch der König folgte ihm zu ſehr auf dem Fuß nach, und erreichte ihn endlich in den Ebnen von Maupertuis. Und hier fiel die berühmte Schlacht bey Poitiers oder Maupertuis vor, die für den jungen engliſchen Prinzen ſo rühmlich war, als ſie den franzöſiſchen Adel, der hier den König auf eine niederträchtige Art verließ, und dadurch allen den Ruhm, den er unter den vorigen Königen erlangt hatte, wieder verlohr, mit der gröſten Schande überhäufte. Seine eigne Söhne, ausgenommen Philipp, der jüngſte, giengen vom Schlachtfelde weg. Die Soldaten folgten ihrem Beyſpiel, und der König hatte nur noch einen kleinen Haufen tapfrer Männer, die als Verzweifelte wider die ganze engliſche Armee fochten, bey ſich. Doch endlich ſiegte die Menge, und der König gab ſich, nachdem er die meiſten von ſeinen Begleitern zu ſeinen Seiten hatte fallen ſehen, mit den wenigen Soldaten und Officieren, die noch übrig waren, gefangen. So bald der König in der Gefangenſchaft war, begab ſich der Dauphin nach Paris, woſelbſt ihn die Bürger, die der Kanzler unterdeſſen, ohnerachtet der Ränke des Königs von Navarra, ziemlich noch in ihrer Treue erhalten hatte, ſehr wohl aufnahmen. Denn obgleich der König von Navarra

varra im Gefängniß ſaß, ſo hatte er doch immer ſeine Kundſchafter, die ihm Anhang zu machen ſuchten, in dieſer Hauptſtadt; daher war auch die Ruhe daſelbſt von keiner langen Dauer.

Der Dauphin hielt mit dem Kanzler Rath, was man für Mittel gegen dieſe Gefahr des Staats ergreifen ſollte; und ſie faßten den Entſchluß, die drey Stände des Königreichs zuſammen zu berufen, und von ihnen Beyſtand zu verlangen. Der Dauphin ließ ſich gleich beym Anfang dieſer Verſammlung zum Generallieutenant des Königreichs erklären, und hernach wurde von Werbungen und neu anzulegenden Steuren geſprochen. Der Kanzler hielt nach ſeiner Gewohnheit eine Rede, in der er die Bedürfniſſe des Staats ſehr dringend vortrug. Man antwortete auch darauf: es ſollten alle Forderungen zugeſtanden werden; aber nicht wenig erſtaunte er über den Zuſatz, den ſie dazu machten: nämlich, der Kopf des Kanzlers ſollte der Preiß ihrer Einwilligung ſeyn, und würde man ihm und andern Miniſtern nicht den Prozeß machen, ſo würden ſie dem Dauphin mit nichts beyſtehen. Dies Begehren war eine Wirkung der liſtigen Streiche des Königs von Navarra. Dieſer Prinz, der in ſeiner noch dauernden Gefangenſchaft wohl wuſte, daß La Foreſt dem König am meiſten dazu gerathen hatte, ſuchte ſich itzt deswegen an ihm zu rächen, und ließ von ſeinem Gefängniß aus die Triebfedern ſeiner Staatsliſt bis in die Rathsverſammlung des Dauphins wirken. Der Prevot des Marchands Marcel war noch der einzige, der ſich dieſen verderblichen Abſichten hätte widerſetzen können; aber er war dem König von Navarra ganz ergeben,

und ſuchte durch den Fall des Kanzlers ſich ſelbſt empor zu ſchwingen; daher beſtand er darauf, man ſollte ihm den Proceß machen. Der Dauphin erſtaunte über ein ſolches Begehren, und bezeigte ſeinen Unwillen darüber; doch itzt war die Zeit nicht mehr, da man für ſeine Würde einige Achtung hatte; er mochte ſich immerhin dawider ſetzen, das Volk, das der Prevot des Marchands aufgebracht hatte, zwang ihn, es aus Noth zuzugeſtehn.

Der Kanzler hielt es daher für das Beſte, ſich aus der Verſammlung wegzubegeben, und Paris zu verlaſſen. So bald er weg war, that der Prevot des Marchands, der in ſeiner Abweſenheit gewonnenes Spiel zu haben glaubte, den Vorſchlag, man ſollte dem Dauphin einen Rath von zwölf Perſonen aus allen drey Ständen zugeben. Der Prinz wurde durch dieſen Vorſchlag ſehr aufgebracht; doch wagte er es nicht, es merken zu laſſen; ſondern hielt es für das Beſte, ſich zu verſtellen, und ließ die Verſammlung unter dem Vorwand, er wolle nach Metz reiſen, aus einander gehen. Er begab ſich auch wirklich von Paris weg, kam zu dem Kanzler, und nun giengen ſie beyde mit einander nach Metz zu dem Kaiſer **Karl dem Vierten**, dem Oheim des Dauphins von der mütterlichen Seite, und berathſchlagten mit ihm, wie ſie den König wieder in Freyheit ſetzen und das Reich in Ruhe bringen könnten. **Innocenz des ſechſten** Legaten kamen in eben der Abſicht hin. Dieſer Pabſt hatte ſeit ſeiner Erhebung auf den päbſtlichen Stuhl immer, aber allezeit vergeblich, an einer Ausſöhnung zwiſchen England und Frankreich gearbeitet. Auch dieſe Reiſe ſeiner Legaten brachte weiter

ter keinen Nutzen, auſſer daß la Forest 1356 zu Metz den Kardinalshut erhielt, womit ihn der Pabst, der von seinem Eifer und seiner Rechtschaffenheit ganz eingenommen war, zu belohnen geruhte.

Der Dauphin bekam hier Nachricht, daß die Unruhen in Paris wieder zunähmen, und sogleich kehrte er mit dem Kardinal La Forest dahin zurück. Die Einwohner von Paris, die La Forests Verdienste in der That sehr hoch schätzten, waren bey seinem Einzug in Menge versammlet. Auch die Domherren und die übrige Geistlichkeit nebst den Brüderschaften fanden sich dabey ein, in der Absicht, dem neuen Kardinal, für den sie bey dieser Gelegenheit eben so viel Achtung hatten, als für den Dauphin, ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Der Oberhandlungsvorsteher Marcel war gleichfalls dabey zugegen, doch mehr aus politischen Ursachen. Karl machte sich diese glückliche Verfassung der Gemüther zu Nutzen, und ließ sich sogleich zum Regenten erklären; Marcel wurde zwar nachzugeben gezwungen, doch bestand er darauf, man sollte dem Dauphin wenigstens einen Rath zuordnen. Der Kardinal setzte sich dawider, und da er auch dem Regenten den Anschlag gegeben hatte, eine neue Geldsorte schlagen zu lassen, zog er sich dadurch den Haß der Aufrührer abermals zu. Der Oberhandlungsvorsteher bediente sich dieser glücklichen Umstände, und trug von neuem dahin an, man sollte ihm den Proceß machen. Umsonst versuchte Karl ihn auf seine Seite zu bringen; alle Unterhandlungen, die man deswegen zu St. Germain l'Auxerrois hielte, waren vergeblich.

So bald der Oberhandlungsvorſteher merkte, daß man ſich für ihm fürchtete, vermehrte ſich ſein Trotz; er willigte nicht in die Einführung der neuen Münze, und drang noch immer darauf, den Kardinal, als einen Feind des allgemeinen Beſten, aus dem Weg zu räumen. Der Dauphin ſuchte ihn zu befriedigen, ließ das Haus des erſten Präſidenten, Simons von Büſſy, mit Soldaten beſetzen, und geſtand auch eine Veränderung des Parlaments und ſeines Raths zu, zugleich erklärte er aber auch, er würde niemals verſtatten, daß man ſich an des Kardinals Gütern oder Perſon vergrieffe.

Auf dieſe abſchlägliche Antwort nahm das Volk die Waffen, und würde vielleicht dem Dauphin und ſeinem Miniſter ſchlimme Streiche geſpielt haben, wenn ſich dieſer nicht als ein Opfer, das man der allgemeinen Ruhe bringen muß, angeſehen, Paris verlaſſen, und ſein Haus den Aufrührern, die alles Geräthe in demſelben plünderten, überlaſſen hätte. Nach ſeiner Entfernung verſchlimmerten ſich die Sachen immer mehr, und Paris wurde ein Schauplatz entſetzlicher Unruhen, die den Staat beynahe unwiederbringlich ins Verderben geſtürzt hätten. Zum gröſten Unglück fand der König von Navarra Mittel, aus ſeiner Gefangenſchaft zu entkommen, und der Kardinal würde vielleicht, wenn er nicht die Flucht erwählt hätte, eben das Schickſal erlitten haben, das Robert von Clermont und Johann von Conflans traf, die der Oberhandlungsvorſteher Marcel in dem Zimmer des Dauphins umbringen zu laſſen die Frechheit hatte.

Hatte

Hatte La Forest sein grosses Glück ohne Uebermuth genossen, so ertrug er den Umsturz desselben ohne Bekümmerniß. Ja, er that noch mehr, und faßte, um die Ruhe, die er in Frankreich nicht finden konnte, ganz zu geniessen, den Entschluß, sich von allem, was ihn noch an diesem Hof gefesselt hielt, loszumachen. In dieser Absicht begab er sich nach Bourdeaux, und übergab dem König Johann, der sich noch daselbst aufhielt, seine Kanzlerstelle und die ihm anvertrauten Siegel. Er war Willens, sich ganz in die Einsamkeit zu begeben, als er vom Pabst Befehl erhielt, sich mit den Legaten zu vereinigen und an der Wiederherstellung des Friedens zwischen Engelland und Frankreich zu arbeiten. Man trat deswegen mit dem Prinzen von Wallis in Unterhandlung, und endlich wurde ein zweyjähriger Waffenstillstand zwischen diesen zwo Kronen geschlossen. Der König bat hierauf den Kardinal, der ihn nun verlassen wollte, ihm wenigstens bey der Wahl derer, die ihm in seinen Aemtern nachfolgen sollten, mit seinem Rath an die Hand zu gehen; und er schlug ihm zween Männer vor, die würdig genug waren, sie zu besitzen; der eine war Johann Dormans, Bischof von Beauvais, den der König zu seinem Kanzler machte, und nachher sehr viel Vertrauen zu ihm hatte; der andre war Aegidius Aißelin von Montaigu; dieser wurde Siegelbewahrer, und verwaltete sein Amt sogar in England, wohin er den Monarchen in seiner Gefangenschaft begleitete; nachher bekam er noch den Kardinalshut. Nachdem La Forest seine Aemter auf diese Art niedergelegt hatte, sahe er den König nach England abreisen, und dieser Prinz erzeigte ihm bey seinem Weggehen

gehen die Ehre, und bat ihn, ſich ſeiner bisweilen zu erinnern.

Unterdeſſen daß der Kardinal freywillig ſeine Stellen, als Kanzler und Siegelbewahrer, niederlegte, erfuhr er, daß die Pariſer mehr als jemals gegen ihn aufgebracht wären, und den Dauphin gezwungen hätten, ihn von der Staatsverwaltung und allen ſeinen übrigen Aemtern abzuſetzen. Allein, faſt zu gleicher Zeit bekam er auch die Nachricht, daß dieſer Prinz durch Hülfe des Adels ſein ganzes Anſehen in Paris wieder erlangt hätte, der Oberhandlungsvorſteher Marcel für alle ſeine Verbrechen den verdienten Lohn erhalten, und der Regent ihm zum Beſten eine Erklärung von ſich gegeben hätte, durch die er mit aller Ehre wieder in ſeine vorige Würde als erſter Miniſter eingeſetzt würde. La Foreſt erhielt auch bald die Beſtätigung von dieſer Veränderung, aber er blieb bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, allen ſeinen Stellen ganz zu entſagen. So ſehr ihn auch der Dauphin bat, wieder nach Paris zu kommen, begab er ſich doch nach Avignon, an den päbſtlichen Hof, wo er ſehr wohl aufgenommen wurde. Der Pabſt, dem ſeine Verdienſte bekannt waren, wuſte ihn auch bald zu nutzen. Er wurde ſehr vertraut gegen ihn, und ſchickte ihn als Legaten nach Sicilien. Der Kardinal La Foreſt brachte eine ziemliche Zeit auf dieſer Inſel zu, und beſchäftigte ſich auch dort noch mit dem Unglück ſeines, obgleich undankbaren, Vaterlandes. Endlich kam er wieder nach Avignon zurück, und fand bald neue Gelegenheit, ſeinem Prinzen zu dienen.

Der

Der Pabſt, der zur beſſern Ausführung eines ſeiner Anſchläge nichts heftiger wünſchte, als den Frieden in Europa wieder aufleben zu ſehen, ſchickte La Foreſt nebſt dem Kardinal von Perigueux nach Engelland, wo ſie lange Friedensunterhandlungen hielten, aber Anfangs ohne alle Wirkung. Nachher verſammleten ſie ſich wieder zu Bretigny, nicht weit von Kalais, und hier wurde endlich der Vertrag geſchloſſen, der ſeinen Namen von dieſem Ort, wo ſie zuſammen gekommen, erhalten. Der König von Frankreich wurde auf freyen Fuß geſtellt, kam aus England herüber, und hielt mit dem Kardinal La Foreſt, der ſein Vertrauen noch immer beſaß, ſeinen Einzug in Paris. Er fieng an, die öffentlichen Geſchäfte wieder, wie zuvor, zu verwalten, als ſich bey Vollſtreckung des Bretignyſchen Friedensſchluſſes einige Schwierigkeiten fanden, und die Feindſeligkeiten wieder von neuem angiengen. Der König wollte ſich der Vermittelung des Pabſtes hierbey bedienen, und ſchickte deswegen den Herzog von Bourbon und den Kardinal La Foreſt an ihn; aber ihre Reiſe war von keinem glücklichen Erfolg, weil ſich die Landsſtände den Artikeln dieſes Vertrags widerſetzten. Hierauf faßte der König den Entſchluß, wieder nach Engelland in ſeine Gefangenſchaft zurück zu kehren, und führte ihn auch, ſo ſeltſam er war, und ſo ſehr ihn auch ſein ganzer Rath mißbilligte, aus.

So bald La Foreſt dies erfuhr, glaubte er dieſem Königreich, in dem, wie er vorausſah, die Unruhen wieder recht angehen würden, keine Dienſte mehr thun zu können, und begab ſich nach Avignon an den

gefehlen sind. Ist sich so in der Ehe geeinigt, daß sie sich Wohnung und Kost gewähren, so ist dies ein Vertrag, der nicht nur Verbindlichkeiten, sondern auch Rechte für beide Theile begründet. Die Ehe ist ein so hoher Zweck, daß sie jeder Gewährleistung entspricht.

Die Ehe ist ein Vertrag, der nicht nur Verbindlichkeiten, sondern auch Rechte für beide Theile begründet. Die Ehe ist ein so hoher Zweck, daß sie jeder Gewährleistung entspricht.

VIII.

Leben Nikolaus Freret.

Nikolaus Freret, Pensionair und beständiger Sekretair der Akademie der schönen Wissenschaften Ehrenmitglied der Mahlerakademie, und der Gesellschaften zu Bourdeaux und Cortona, ward gebohren zu Paris am 15ten Februar 1688. Seine Eltern waren Karl Anton Freret, Parlaments-Prokurator, und Anne Antonie Ameline. Von seiner zarten Kindheit an zeigte er einen fast unglaublichen Hang zum Lesen, welches der einzige Zeitvertreib seiner ersten Jahre war. Sein ernsthafter Charakter, der allen Ausschweifungen zuwider, und die Vergnügungen gleichgültig waren, entwickelte sich von Tag zu Tage, und sehr leicht sahe man voraus, daß das Studieren seine einzige Neigung seyn würde. Unter der Anführung des Herrn Rollin, der sich alle Mühe gab, das aufblühende Genie eines seiner so würdigen Schülers zu bilden, kam er in kurzer Zeit sehr weit. Der Professor der Philosophie, dessen Vorlesungen er nachgehends in dem Kollegium du Pleßis anhörte, sahe bald genug aus seinen schnellen Antworten, und noch mehr aus seinen öfteren Einwürfen, daß er einen Schüler hätte, dem Plato, Descartes und Mallebranche

nicht

nicht unbekannt wären. In der That konnte sich der junge Freret mit einer nur flüchtigen Untersuchung nicht begnügen, und suchte daher alles zu ergründen. Er schöpfte aus allen Quellen, und von der Zeit an liebte er jede, oft auch weniger wichtige, Wahrheit mit einer Wärme, die ihm nicht erlaubete, einer für falsch gehaltenen Meinung zu schonen.

Die öffentlichen Uebungen, denen sich Hr. Freret unterzog, hatten den glücklichen Erfolg, den sein Fleiß verdiente. Doch, so sehr viele Reitze Metaphysik und systematische Wissenschaften für ein Genie dieser Art haben müssen, so konnten sie doch nicht hindern, daß er sich nicht, in seinem zweyjährigen Cursus, auch andern Sachen hätte widmen sollen. Die Philosophie beschäftigte ihn in den Studierstunden: die Nebenstunden hingegen widmete er der Geschichte. In seinem sechzehnten Jahre hatte er die vornehmsten Werke eines Skaliger, Dodwell, Usher, des gelehrten P. Petau und anderer grossen Chronologen, nicht nur gelesen, sondern auch einen Auszug daraus gemacht. Er hatte, zu seinem eigenen Gebrauch, ein mythologisches Wörterbuch, das sich noch unter seinen Handschriften befindet, angefangen.

Der Geschmack an gelehrten Zusammenkünften war dazumal allgemeiner, als heut zu Tage. Die Errichtung der Akademien hatte gelehrt, wie vortheilhaft eine solche Bekanntschaft den Gelehrten ist. Ueberall sahe man Privat-Gesellschaften entstehen, die nach dem Muster derselben eingerichtet wurden. Zu Ende des Jahres 1707 entstand eine ziemlich zahlreiche, die sichs Anfangs zum Geschäfte machte, die Schrift, und

hernach

hernach die Universal-Geschichte zu studieren. Herr Freret ward dabey zugelassen, und erschien, ohngeachtet er erst neunzehn Jahre alt war, mit Beyfall. Ich habe unter der Anzahl seiner Handschriften neun Abhandlungen gefunden, die er in den Sitzungen dieser Gesellschaft vorgelesen. Fast alle betreffen die Religion der Griechen. Der Verfasser untersucht einige Punkte derselben; unter andern die göttliche Verehrung des Bacchus, der Ceres, der Cybele und des Apollo. Diese Werke seiner Jugend sind zwar minder gut, als die Früchte seines reiferen Alters, doch haben sie deutlich sein Gepräge. Es sind die Versuche eines Genies, das auf dem Punkte stehet, sich zu entwickeln.

Seine Neigung gieng einzig und allein auf den gelehrten Stand: aber seine Familie hatte andere Absichten mit ihm. Sie hielte das Advociren für eine gleichfals edle und nützlichere Beschäftigung, bey der er seine Talente mit gleich gutem Erfolge zeigen könnte. Herr Freret glaubte sich verbunden, seinen Geschmack dem Willen eines Vaters, den er liebte, aufzuopfern. Aus Gehorsam wagte er einige Schritte in dieser Laufbahn; er advocirte bey zween Processen, und, voll Hochachtung für die Rechtsgelehrsamkeit, wollte er sie auch lieber. Seine über das Stadtrecht von Paris aufgesetzte Schriften sind ein hinreichender Beweis von der Aufrichtigkeit seiner Bemühungen. Aber vergebens kämpfte er wider die Natur. Ermüdet endlich durch einen fruchtlosen Eifer, bat er seine Familie, seiner Neigung nicht länger Gewalt anzuthun.

Dieser Schritt gab ihn sich selbst wieder. Er machte sich seine Freyheit zu Nutzen, und widmete sich ganz den Geschäften, von denen er sich zuvor mit Betrübniß entfernt sahe. Beständiges Misvergnügen lehrte ihn täglich eine mehr erzwungene, als freywillige Geduld. Aber Hindernisse geben den Gegenständen unserer Leidenschaften nur immer mehr Reitze. Freret war zwar nicht unempfindlich, er trug aber doch sein Schicksal mit stoischer Gelassenheit. In kurzem hatte er keine andere Gesellschaft, als seine Bücher. Sein Zimmer war für jederman verschlossen, und er brachte in demselben seine Tage recht vergnügt mit Lesen, Denken und Schreiben zu. Man sahe ihn nicht ausgehen, ausser einige Gelehrte zu besuchen, und unter andern den berühmten Grafen von Boulainvilliers, dessen Freund er, ohngeachtet ihres ungleichen Alters, war, und der, erstaunt über seine Gelehrsamkeit, vorhersagte, daß Freret einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts werden würde.

Diese Prophezeyhung wird ohne Zweifel niemand für zu kühn halten. Man konnte sich dieses schon dazumal auf das Zukünftige versprechen. Denn ein jeder siehet leicht ein, mit welch' grossen Schritten ein Einsiedler, der nach nichts, als nach neuen Kenntnissen, trachtet, immer Herr seiner Zeit, niemals müßig und nur denn vergnügt ist, wenn er aus den Quellen der Gelehrsamkeit schöpfen kann, in dem Reiche der Wissenschaften fortwandern muß. In wenigen Jahren las und durchdachte er fast alle Schriftsteller des Alterthums, alle litterarische Journale ohne Ausnahme, und eine zum Erstaunen grosse Anzahl der neue-

ren Autoren, von was sie auch mochten geschrieben haben. In dieser Zeit entwarf er auch den Grund seines Chronologischen Systems, und da das anhaltende Bitten seiner Freunde ihn seiner Einsamkeit entriß, hatte er schon fast alle Fragen, die er nachgehends erörterte, entschieden.

Als der Abbt Sevin ihn zu Ende des Jahres 1713 mit dem Abbt Bignon bekannt machte, so wurde dieser durch die ausgebreitete Gelehrsamkeit und die gründlichen Urtheile unsers Frerets so sehr eingenommen, daß er ihn als einen Mann betrachtete, den die Akademie nicht bald genug sich eigen machen könnte. Herr Freret wurde daher den 23sten März 1714 in dieselbe aufgenommen, unter dem Titel eines Eleven, welcher zwar so ziemlich seinem Alter, aber nicht seiner Gelehrsamkeit, und noch weniger seinem Charakter gemäß war. Die Schrift, mit welcher er zuerst auftrat, war eine Abhandlung über den Ursprung der Franzosen, die er in der öffentlichen Versammlung am 13ten November desselben Jahrs vorlas. Seit langer Zeit hatte er die vaterländische Geschichte studieret, und wie er in der Folge diese Art der Untersuchungen andern aufzuopfern schiene, so war es nicht sowohl Kaltsinn, als vielmehr eine, vielleicht zu weit getriebene, Fürsichtigkeit, die aber durch die Folgen der Vorlesung dieser Rede gerechtfertiget wurde. Ich werde hier weder die Sache selbst, noch ihre Umstände wiederholen; es würde ohne Nutzen seyn, wenn ich diese besondere Begebenheit in der Geschichte des Herrn Frerets erzählete, der durch die Stimme des Publikums und

durch eine bald erfolgte Befreyung hinreichend gerechtfertiget wurde.

Herr Freret war zu gewiß, daß dieses Ungewitter sich bald verziehen würde, als daß er sehr dadurch beunruhiget werden sollte, und nutzte diese angenöthigte Einsamkeit eben so gut, als ob sie freywillig gelassen wäre. Er machte Auszüge, setzte Wörterbücher verschiedener Sprachen zusammen, und durchlas noch einmal den größten Theil der griechischen und lateinischen Schriftsteller, um seinem eigenen Richterstuhle die erstern Urtheile, die er von ihnen gefällt hatte, zu unterwerfen. Xenophon besonders war sein Lieblingsschriftsteller, und wir haben der Untersuchung, die er dazumal anstellte, seine vortrefliche Schrift über die Cyropädie zu danken.

Der Befehl, der in dem Jahre 1716 die Klasse der Eleven aufhob, setzte Hrn. Freret unter die Reihe der ordentlichen Mitglieder. Eben dieses und die drey folgende Jahre sind der Zeitpunkt, in dem er die meisten Abhandlungen ausarbeitete, die zwar alle gleich merkwürdig sind: besonders aber zeichnet sich der Aufsatz über den Ursprung des Schachspiels aus, sowohl wegen des sonderbaren Inhalts, als auch der Umstände, die mit der Vorlesung verknüpft waren. Sie geschahe in einer am 24sten Jul. 1719 gehaltenen Versammlung, in Gegenwart des Königs, der diesesmal der Akademie präsidiren, und uns dadurch eine Versicherung seines Schutzes zusagen wollte, im Anfang einer Regierung, die in der Folge so erhabenen Stof zu den Ausarbeitungen der Akademie an die Hand geben sollte.

Der

Der Herr Marschall von Noailles, dessen blosse Achtung die schmeichelhafteste Lobrede ist, gabe fast zu eben dieser Zeit dem Herrn Freret ein Zeichen seines Zutrauens, indem er ihn bat, über die Erziehung seiner Kinder die Aufsicht zu übernehmen. Durch seinen Eifer zeigte er sich dieser Wahl würdig, ohne daß deswegen die Akademie nöthig gehabt hätte, sich auf das Recht zu berufen, das sie an seine Talente hatte. Er bildete zwar seine Eleven, die so vieles versprachen, mit möglichstem Fleisse, aber dies hinderte seine litterarischen Arbeiten nicht. Schade nur, daß durch die anhaltende Bemühung, beyden Pflichten Genüge zu leisten, seine Gesundheit geschwächt wurde! sie nahm von Tag zu Tage ab, und Ruhe war höchst nöthig, um sie wieder herzustellen. Herr Freret suchte sie also in einem Hause des Oratorii, nahe bey Paris. Nach einem ruhig zugebrachten halben Jahre, kam er in das Haus seines Vaters zurück, zu Anfange des Jahres 1723.

Von dieser Zeit an zeiget uns sein Leben keine besondere Begebenheit; es war das Leben eines Gelehrten, der seine Zeit unter seine Bücher und einige Freunde theilet. Dies ist das Schicksal der meisten, die sich entweder durch einen schönen Geist, oder durch die Tiefe ihrer Kenntnisse hervorgethan haben. Nur allein beschäftiget mit den Wissenschaften, und in die Sphäre einer kleinen Gesellschaft eingeschlossen, sind sie kaum denjenigen bekannt, die durch ihre Werke erleuchtet werden. Alle Tage sind sich gleich, die, zusammengenommen, ein einziges, gleichförmiges Bild darstellen, das zwar dem Lobredner Stof genug zur Beredsamkeit,

samkeit, dem Geschichtschreiber aber keine besondern Umstände zu seiner Erzählung, darreichet. Diese Einförmigkeit, die so viele Jahre fortdauert, verdient vielleicht eben so gut genauer betrachtet zu werden, als eine prachtvolle Reihe stolzer Thaten, die das Leben eines Staatsmanns oder Soldaten so abwechselnd machen. Der Anblick ist weniger glänzend, aber er ist nicht unfruchtbar für das Auge des Beobachters, der seinen Gegenstand zu schätzen weis. Und endlich ist die Lebensbeschreibung eines Gelehrten, eines Philosophen, eines grossen Schriftstellers, eigentlich die Geschichte seines Geistes. Aufgelößte Probleme, erfundene Wahrheiten, geistreiche und gründliche Schriften sind die Thaten und die Denkmale eines gelehrten Helden. Von diesen reden, heißt nichts anders, als ihre Werke bekannt machen.

Alle Werke des Hern. Freret haben die Gestalt einer Dissertation. Er liebte die Akademie, wie ein Spartaner Lacedämon. Beständig zu ihrem Nutzen auch in so weit beschäftiget, daß er seinen eigenen zu verachten schiene, las, dachte, arbeitete er nur für sie. Er weyhete ihr, von dem Augenblicke seiner Aufnahme an, seine so fruchtbare Feder, die sich durch Schriften anderer Art hätte unsterblich machen können. Er entsagte dem Ruhm, den er sich eigen machen konnte, und wollte alle Ehre seiner Ausarbeitungen dem Körper, dessen Mitglied er war, zuwenden. Eine Art von Uneigennützigkeit, die allein schon die Weitläuftigkeit unserer Lebensbeschreibung rechtfertigen kann! Allein diese zerstreuten Stücke, die noch größtentheils in der

Hand-

Handschrift da liegen *), sind nur dem Anscheine nach abgerissen, in der That aber haben sie eine wahre Verbindung unter einander. Sie sind ein Körper, dessen Theile durch ein Band, das freylich nur dem Auge des aufmerksamen Lesers sichtbar ist, zusammenhängen. Ueberall siehet man den nämlichen Geist, überall die nämlichen Grundsätze, die nämlichen Voraussetzungen, die nämlichen Ausrechnungen, und die Auflösung derselben würde, in ihre Sätze geordnet, ein systematisches, und vielleicht vollkommenes, Werk über die alte Geschichte ausmachen. Sie war der Hauptgegenstand der Untersuchungen des Hrn. Freret. Aber die Chronologie und Geographie sind die Augen der Geschichte; ohne diese verirret man sich sehr leicht in den Finsternissen des Alterthums. Eine allgemeine Kenntniß der Sprachen ist nicht weniger nöthig, da sie uns ein Mittel an die Hand giebt, den Ursprung der Völker und andere dunkele Gegenden der Geschichte zu beleuchten. Und überhaupt ist diese nicht eine blosse Zusammenhäufung von Thaten, die in eine gewisse Ordnung gebracht sind. Nebst den Revolutionen, die so oft die Scene dieser Welt verändert haben, zeigt sie uns einen höchstwichtigen und mannigfaltigen Anblick der Sitten, der Religionen, der philosophischen Grundsätzen aller Völker des Erdbodens, den Anfang der Künste und die Fortrückung des menschlichen Geistes. Dies sind eben so viele Zweige dieses Studiums; Zweige, deren jeder

*) Seit der Vorlesung dieses Ehrengedächtnisses sind fast alle, der Reihe nach, erschienen in den Memoiren der Akademie, wo wir sie theils ganz, theils in Auszügen, mitgetheilt haben. S. den 16ten bis 24sten Band.

wieder andere bis ins Unendliche forttreibt. Hr. Freret ſuchte ſie alle zu vereinigen, und indem er jeden derſelben einer ſo genauen Unterſuchung unterwarf, als ob er nur dieſen einzigen zu ſtudieren hätte, ſo ward er zu gleicher Zeit Chronologe, Geographe, Philoſophe, Mythologiſt und Grammatiker. Wir wollen ihn aus dieſen verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten.

Bey dem erſten Anblicke gefällt die Chronologie nicht. Flüchtige Köpfe, die jede Sache nur dem Anſcheine nach beurtheilen, ſcheuen ſich für ihrer Bekanntſchaft. Sie iſt für ſie ſo trocken, als die Buchſtabenrechnung, und da jene ohnehin nicht die Gewisheit von dieſer hat, ſo ſehen ſie die Chronologie an, als eine Wiſſenſchaft, die geringſchätzig iſt, ohne Vergnügen, und mühſam, ohne Nutzen. Die beſondern Punkte, in deren Erörterung ſie ſich zuweilen einlaſſen muß, ſcheinen dieſen Tadel zu rechtfertigen. Allein dieſe Herren würden die Ungerechtigkeit deſſelben einſehen, wenn ſie bedenken wollten, daß kleinere Umſtände, die an und für ſich ſelbſt nicht ſehr wichtig ſind, oft einen Theil eines beträchtlichen Ganzen ausmachen; daß alle Körper aus Körperchen zuſammengeſetzt ſind, und daß in der Vereinigung dieſer Atomen ein philoſophiſcher Kopf ſich deſto mehr Ruhm erwirbt, je mehr ſie willkührlich zu ſeyn ſcheinet. Welch' ein Bild, das uns in den Jahrbüchern der Welt aufgeſtellet iſt! Groſſe Begebenheiten folgen darin plötzlich auf einander und ſtellen ſich unſern Blicken dar. Das Auge, welches die zahlreichen Würkungen ſolcher Thaten, die zu gleicher Zeit geſchehen ſind, mit Einem Blick durchläuft, entdecket dadurch die Verbindung und die gegenſeitige

Bezie-

Beziehung derſelben. Wenn uns alſo dieſe Vorſtellung unterrichtet und ergötzt, ſo ſind in der That Bemühungen, die ſolche Früchte hervorbringen, nicht zu verachten. Schwere Unterſuchungen, weitläufige Ausrechnungen, vor denen ſich Leute, die nur das Blumenreiche der Litteratur lieben, ſo ſehr entſetzen, können immer Reitze genug haben für ein gründliches und arbeitſames Genie, das bey einer langen Anſtrengung nicht ermüdet und durch Hinderniſſe nur mehr ermuntert wird. Ein ſolches Genie beſaß Herr Freret. Die Dornen, die der Chronologie zum Erbtheile gegeben ſind, verhinderten nicht, daß nicht die Augen ſeines Verſtandes den wahren Nutzen derſelben hätten entdecken ſollen. Er durchbrach die äuſſere Schaale, und, überzeugt von dem Nutzen einer Wiſſenſchaft, die zur Vollkommenheit der Geſchichte höchſtnothwendig iſt, hielte er ſie für wichtig genug, um ihr einen Theil ſeiner Zeit zu ſchenken.

Die Schriften der berühmteſten Chronologen des letztern Jahrhunderts hatten ſchon ſo viel Licht über die Zeiten nach dem Cyrus verbreitet, daß es ſchwer war, ihren Entdeckungen noch neue hinzuzufügen. Aber über dieſe Epoche hinaus war es noch nicht helle. Eine finſtere Nacht bedeckte noch die älteſten Zeiten. Herrn Freret ſchien alſo das graue Alterthum ein weites, beynahe noch ungebautes, Feld; nicht zwar, als ob die Gelehrten nicht verſucht hätten, alles ins Reine zu bringen, ſondern weil die fehlerhafte Art, wie ſie zu Werke giengen, ihre Mühe unfruchtbar machte. Der gröſte Theil war ſchon zum voraus für eine beſondere Hypotheſe eingenommen, und ſuchte ſie nur feſt zu

setzen. Ihre von Vorurtheilen eingenommene Augen wollten in den Alten nichts sehen, als was sie zu sehen wünschten. Daher so viele Systeme, künstlich aufgebauet, aber ohne dauerhaften Grund! daher so viele Denkmale der Gelehrsamkeit und des Genies ihrer Verfasser, aber beynahe von keinem Nutzen!

Und doch war dies einer der Hauptpunkte, die genau bestimmt werden mußten. Obgleich das erste Zeitalter der Welt unsere Neugierde weniger zu reitzen scheinet, als das gegenwärtige, so ist es doch, aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, ein Studium sehr wichtiger Sachen. Die Kenntniß des Ursprungs der Völker hat einen grossen Einfluß auf ihre ganze übrige Geschichte. Man kann sich von derselben keine genaue Vorstellung machen, wenn Finsterniß einen Theil derselben bedecket, wenn die Verbindung der Begebenheiten unter sich, statt an einem festen Punkte angeknüpft zu seyn, an ihrem äussersten Ende sich in der Dunkelheit verlieret und unbestimmt bleibet. Noch mehr, gewisse berühmte Völker des Orients schrieben sich ein Alterthum zu, das man mit den Nachrichten der Bibel gar nicht reimen kann, und in unsern Tagen misbrauchet der historische Pyrrhonismus von der einen, und der Unglaube von der andern Seite diese erdichtete Ansprüche. Daß also den Ursprung der Nationen aufklären, und ihre Geschichte von Fabeln reinigen, eben so viel ist, als ein neues Licht über die folgenden Zeiten verbreiten, dem Unglauben seine zwar schwache, aber scheinbare, Waffen, die ihm Erdichtungen in die Hand gaben, entreissen, die Wolken, womit sie die Gewisheit der Geschichte überziehen, zerstreuen.

Groß

Groß ist diese Unternehmung und würdig eines gelehrten Philosophen. Herr Freret unterzog sich derselben. Da er in einem Jahrhunderte gebohren war, wo man grosse Männer ehret, ohne deswegen ihre Meinungen sklavisch anzunehmen, und da er, wenn es auch sein Jahrhundert nicht gethan hätte, selbst diesen Unterschied würde gemacht haben, so wagte er es, die Laufbahn von neuem anzutreten, in der er noch die Fußstapfen eines Skaliger, Marsham und anderer eingedrückt sahe. Ihres Geistes voll setzte er sich den nämlichen Zweck vor, suchte ihn aber durch einen ganz verschiedenen Weg zu erreichen. Ohne Vorurtheil, ohne vorher angenommene Hypothesen, sammlete er mit Sorgfalt die Citationen, die Stellen, die Spuren der Ueberlieferungen, mit einem Wort, alle Fragmente der Jahrbücher der Welt, zerstreuet in den alten Schriftstellern. Er sonderte sie ab von den in der Folge beygefügten Zusätzen, wog die verschiedene Zeugnisse gegeneinander ab, und, indem er sie alsdenn zusammen hielt, fand er zu seinem größten Vergnügen eine Uebereinstimmung, über die er selbst erstaunte.

Durch Hülfe dieser ersten Untersuchung entdeckte er, daß die Ueberlieferungen aller Völker aus zwey Stücken zusammen gesetzt waren, die man nicht sorgfältig genug unterscheiden könnte. Wenn man tief in das Alterthum zurückgehet, so findet man allezeit eine Epoche, deren Ueberlieferungen nichts historisches enthalten. Die Bewohner der Erde sind keine Menschen mehr: es sind Geister, Ungeheuer, Riesen. Die Natur folgt verschiedenen Gesetzen; alle Begebenheiten

sind

sind Wunder. In der Geschichte einiger Völker, der Griechen besonders, sind diese Erdichtungen durch keine Chronologie verknüpft. Bey den Chaldäern, Aegyptern und andern Orientalischen Völkern hingegen haben sie eine gewisse Verbindung, und machen so gar eine Art von System aus. Sie erklären nämlich die Meinungen ihrer Weltweisen von Entstehung der Welt und von den Veränderungen der Erde, die vor der gegenwärtigen existirt haben soll, allegorisch. Die ausserordentliche Dauer, die sie den fabelhaften Zeiten zuschreiben, scheinet fast allemal auf eine astronomische Periode, mit sich selbst multiplicirt, gegründet zu seyn. Nach dieser Epoche werden die Ueberlieferungen historisch. Diese allein verdienen von einem Chronologen auseinander gesetzt und mit dem, was Moses uns berichtet, verglichen zu werden.

Herr Freret also, dessen Grundsätze ich hier erzähle, gab sich Mühe, bey der Geschichte jedes Volkes die historischen Ueberlieferungen von den Fabeln abzusondern. Diese Absonderung wurde von einer aufmerksamen Untersuchung aller Stellen, welche die erstere Gattung enthielten, begleitet. Er schloß daraus, daß diese Stellen, nach ihrer Folge geordnet, die Begebenheiten der entfernteren Jahrhunderte unter einander verbinden würden; welches der eigentliche Charakter einer wahrhaften Geschichte ist: daß aber auch keine von allen Stellen bis an die Zeiten hinreichte, in welche die Samaritanische Handschrift und die siebenzig Dollmetscher die neue Bevölkerung der Erde, durch die Familie des Noa, setzen.

Nie-

Niemand hat diese Wahrheiten so sehr ins Licht gesetzet, als Herr Freret. Seine Abhandlungen beweisen dieses, die er über die Geschichte der Assyrer in Ninive, über die Zeitrechnung der Chaldäer, Aegyptier, der Völker in Indien, und über den Ursprung der ersten Einwohner Griechenlands geschrieben hat. Schriften, die sehr wichtig sind, von denen aber nur die erste gedruckt ist. Aus dieser erhellet, daß die Geschichte Aegyptens, die älteste unter allen, nicht eher anfängt, als mit dem Jahre 2900 vor Christi Geburt, folglich viele Jahrhunderte später, als die Zerstreuung des menschlichen Geschlechts, die in den heiligen Büchern als der Zeitpunkt, in welchem besondere Völkerschaften entstehen mußten, angegeben wird.

Wenn der Gegenstand und der Erfolg der chronologischen Untersuchungen des Herrn Freret schon die Wichtigkeit derselben erweisen, so müssen wir noch mehr für sein System eingenommen werden, wenn wir seine Art der Untersuchung und seine Grundsätze, denen er beständig getreu blieb, kennen lernen. Um diese vollkommen einzusehen, darf man nur seine Betrachtungen über das Studium der alten Geschichtschreiber und über den Grad der Gewisheit ihrer Beweise nachlesen, welche in dem sechsten Theile unserer Memoiren abgedruckt und gleichsam die Vorrede aller Werke ist, die er über das hohe Alterthum geschrieben hat. Wer diese wahrhaftig philosophische Schrift des Herrn Freret, die Descartes so würde geschrieben haben, wenn Descartes über diese Gegenstände gedacht hätte, ließt, der muß ein grosses Zu-

trauen

trauen zu den Meinungen eines Mannes bekommen, der alles aus einem so richtigen Gesichtspunkte betrachten kann. Die alte Chronologie ist zwar ein Labyrinth, aber man durchwandert es doch, ohne zu irren, wenn die Gelehrsamkeit durch den Faden der Critik geleitet wird.

Allein, so sehr sich auch Herr Freret beschäftigte, die weltliche Geschichte mit der Bibel zu vereinigen, so konnte er doch sein grosses Vorhaben nicht ganz zu Stande bringen. Es war ein Hinderniß zu heben, weit grösser, als alle, die seine Bemühungen besiegt hatten. Ein mit den ältesten Monarchien zu gleicher Zeit blühendes Reich, ein Reich, das noch heut zu Tage so groß ist, als es zu den Zeiten des Sesostris war, das Chinesische, setzte dem Zeugnisse der Schrift Jahrbücher entgegen, die seinen Ursprung in die Zeit vor der allgemeinen Sündfluth behaupten. Die Untersuchung dieser Jahrbücher war um so nöthiger, da die Chineser ein gelehrtes Volk sind, ihre eigene Geschichte sehr studieren, und vor allen Völkern im Stande zu seyn scheinen, sich vor einem gänzlichen Umsturz zu schützen.

Herr Freret sahe die Wichtigkeit und Grösse dieser Schwierigkeit sehr gut ein, aber er sahe auch zugleich, daß zur Hebung derselben ein tiefes Studium der Chinesischen Geschichte erfordert wird. Und da man, seiner Meinung nach, die Anzahl und Gewisheit seiner Kenntnisse dem Vergnügen aufopfern mußte; so war er im Jahre 1714 beynahe entschlossen, nach China zu reisen, um diese Geschichte an den Quellen selbst zu studieren. Nur Bande, die ihn an seine Familie gefesselt

fesselt hielten, konnten ihn von der Ausführung dieses Vorhabens abhalten. Er suchte diese fehlgeschlagene Absicht durch eine Verbindung mit Arcadio Hoangh, einem gelehrten Chineser, den Herr von Lionne, Bischof zu Rosalin, im Jahr 1712 nach Paris gebracht hatte, und durch einen Briefwechsel mit unsern besten Mißionarien, so gut als möglich, zu erreichen. Den Erläuterungen, die sie ihm, und besonders der gedachte P. Gaubil, gaben, fügte er seine eigene Bemerkungen bey, mit einen Fleiß, der der Wichtigkeit der Sache gemäß war. Der Erfolg übertraf seine Hoffnung. Durch Rechnungen und angestellte Vergleichungen fand er das wahre System der Chinesischen Chronologie, ein System, das von dem in China angenommenen sehr unterschieden ist. Die Frucht seiner Bemühungen war ein lesenswürdiger Traktat, in welchem er zeiget, daß die Geschichte der Chineser sich nicht über das Jahr 2575 vor Christi Geburt erstrecket, und daß sie von dieser Zeit an mit der Erzählung Moses vollkommen übereinstimmt. Die vier erstern Abschnitte desselben sind in dem funfzehnten Band unserer Memoiren eingerückt, und sechs andere sind noch ungedruckt *).

Einige Chronologen, da sie das eingebildete Alterthum gewisser Völker über den Haufen werfen wollten, scheinen zu weit gegangen zu seyn, und setzten die Anzahl der Jahre, in welcher besagte Monarchien sollen geblühet haben, allzusehr herab. Herr Freret vermiede beyde Abwege bey Bestimmung der erstern Epochen, und den getroffenen Mittelpunkt hielte er, wie aller

*) Nun sind sie es nicht mehr, nachdem sie in dem achtzehnten Band abgedruckt sind.

aller Orten, so auch hier, für die beste Auskunft, als er mit Erstaunen den Hrn. Newton sich öffentlich für die abgekürzte Zahl der anzugebenden Jahre erklären sahe. Dieser grosse Mann ist der Verfasser eines neuen Systems, welches von der Dauer der historischen Zeiten ohngefähr fünfhundert Jahre abschneidet. Seine Hypothese beruhet auf zween Grundsätzen: auf einer neuen Berechnung der Generationen, und auf der Epoche Chirons, die er durch eine astronomische Methode näher an das Zeitalter der Ptolemäer brachte. Es ist bekannt, daß Newton für die Prinzeßin von Wales einen Auszug aus einem grössern weitläuftigen Werk, worin er die Beweise dieses sonderbaren Systems auseinandergesetzt, gemacht hatte; daß eine Kopie dieses Auszugs einige Zeit hernach Herrn Freret in die Hände fiel, der ihn übersetzte und mit allgemeinen Anmerkungen wider die darin enthaltene Chronologie drucken ließ; daß Newton in einem sehr lebhaften Schreiben darauf antwortete; daß nach seinem Tode Herr Halley sich für seinen Vertheidiger erklärte; daß endlich der berühmte englische Astronom, Herr Whiston und der Pater Souciet ihn angegriffen, der erste, in einer Abhandlung unter dem Titel einer Widerlegung; der andere, in fünf Briefen, welche Herr de la Nauze beantwortete. Alle diese Begebenheiten sind bekannt: aber die wahren Umstände der Hauptsache weis man noch nicht. Ich unterdrücke sie hier, weil ich mich kurz fassen muß. Ich setze nur noch hinzu, daß Herr Freret, zur Vertheidigung seiner ersten Anmerkungen, ein grosses Werk verfertiget hat, das aus drey Theilen besteht, und eine vollständige Abhandlung über die alte

Zeit-

Zeitrechnung ausmachet; daß dieses Stück, das im Jahr 1728 geendiget und von dem Verfasser zum Druck bestimmt war, noch nicht erschienen ist; und daß es wegen seiner Weitläuftigkeit gar wohl einen besondern Band ausmachen kann, den ich vielleicht bald als eine Folge der Memoiren unserer Akademie herauszugeben im Stande seyn werde.

Dieses Werk und die Abhandlung über die chinesische Chronologie, welche beyde mit entsetzlichen, aber nothwendigen, Rechnungen angefüllt sind, setzen bey dem Herrn Freret eine nicht gemeine Kenntniß der alten und neuen Astronomie voraus. Nicht weniger leuchtet diese Kenntniß aus den meisten seiner chronologischen Abhandlungen hervor, die ich hier nicht einmal anzeigen kann, besonders aus denen, die er über die Kalender der Chaldäer, Perser, Römer und einiger anderer Völker verfertiget hat. Die verschiedenen Gattungen von Jahren kommen alle, auf verschiedenen Wegen, zu Einem Ziele; welches darin bestehet, daß man die Dauer der Zeit durch die Revolutionen des Monds und der Sonne, oder durch die Vereinigung dieser Gestirne mit gewissen Fixsternen in gewissen bestimmten Punkten ihrer Strasse, ausmißt. Zur richtigen Vorstellung dieser verschiedenen Perioden gehört eine genaue Bekanntschaft mit der damals gebräuchlichen Astronomie, die ihnen eine beständige und regelmäßige Form gab.

Die astronomischen Kenntnisse haben einen grossen Einfluß auf eine andere Wissenschaft, die Hr. Freret eben so sorgfältig studierte, als die Wissenschaft der Zeitrechnung, auf die Geographie. Er widmete sich

ihr mit einem unbeschreiblichen Eifer; und wenn wir nicht zahlreiche Denkmale seiner übrigen Bemühungen hätten, so sollte man aus dem, was er von seinen geographischen Arbeiten hinterlassen, schliessen, er habe alle Augenblicke eines langen und arbeitsamen Lebens auf diese Art von Untersuchungen verwendet.

Eine umständliche Beschreibung seiner Verdienste um die Geographie würde ins Unendliche hinaus laufen. Man giebt davon nur einen seichten Begrif, wenn man sagt, er habe aus einer Menge sowohl alter als später Schriftsteller alles herausgezogen, was auf die Geographie eine Beziehung hat; daß er den Auszügen aus den meisten Tagebüchern der Schiffer und lootsen und aus allen bekannten Reisebeschreibungen, Sammlungen astronomischer Bemerkungen und Tabellen von fast allen längen und Breiten der Oerter, die mit Genauigkeit bestimmt waren, hinzugefüget hat. Alles, was Herr von Fontenelle in der Denkschrift des Herrn Delisle über die Schwierigkeiten der Geographie, über die Menge, Wahl und Kenntniß der nöthigen Materialien zur Verfertigung einer Karte angemerket hat, kann auf Herrn Freret angewandt werden. Die erstaunende Anzahl von Karten, die er verfertiget, wird diese Anwendung rechtfertigen. Unter seinen Papieren fanden sich dreyzehn hundert und sieben und funfzig derselben, alle mit eigener Hand verfertiget, wovon ein beträchtlicher Theil mir zugefallen ist. Diese gehören zu Gallien, Italien, Griechenland und den Inseln des Archipelags, zu Kleinasien, Armenien, Persien und Afrika. Herr Büache, Schwiegersohn des Herrn Delisle, und erster Geographe des Königs, hat sie in

Ord-

Ordnung gebracht, um mir die Untersuchung derselben zu erleichtern; und die Nachricht, die er davon aufgesetzet, giebt einen grossen Begrif von dem Verdienst der meisten. Alle diese Stücke können unter drey Klassen gebracht werden.

Viele derselben scheinen bey dem ersten Anblick einerley zu enthalten. Dies sind verschiedene Karten von ein und eben demselben Lande, nach verschiedenen Nachrichten entworfen. Sie können zum Verständniß derselben dienen: aber das System des Hrn. Freret darf man nicht darin suchen.

Andere enthalten eine umständliche Erörterung besonderer Punkte, die, wenn man sie mit einander verbände, allgemeinere Karten ausmachen könnten, wovon die meisten noch nicht ausgeführet sind.

Die dritte Klasse, die lange nicht so zahlreich ist, als die beyden andern, enthält einige von solchen allgemeinen Karten, die man als das Resultat einer unzählichen Menge von Untersuchungen und verbundenen Beobachtungen ansehen muß.

Herr Büache zweifelt nicht, daß diese Sammlung für die Geographie von grossem Nutzen seyn könne. Bey einer sorgfältigen Prüfung derselben bemerkte er neue Aussichten in sehr grosser Menge, unbekannte und artige Umstände, und viele wichtige Entdeckungen. Auf den Karten der Meerenge bey den Dardanellen siehet man alle alte Maase mit den Bemerkungen der Astronomen und mit dem geometrischen Plan des Ritters von Clerac verglichen. Kleinasien war noch nicht

genau beschrieben worden. Alle Karten *) verstellen dieses Land, dessen Kenntniß für die alte Geschichte und für das mittlere Zeitalter so erheblich ist. Hr. Freret gab sich alle Mühe, diesem Uebel abzuhelfen; und seine Karten, an der Zahl hundert und funfzig, machen eine ganz neue Vorstellung aus. Sie betreffen alle Küsten Kleinasiens, von Trapezunt am schwarzen Meere bis nach Seyde und Tripolis an die mittelländische See. Man könnte eine allgemeine Karte daraus verfertigen, worauf die äussere Gestalt dieser weiten Gegend mit beträchtlichen Veränderungen, die auf das Innere des Landes allerdings einen Einfluß hätten, erscheinen würde.

Eine andere Bemerkung über die Landkarten des Hrn. Freret! Man findet darauf eine unzählige Menge Wege und Strassen, nebst einer deutlichen Vorstellung der Berge, engen Wege, und Kreutzwege. Er gab sich besondere Mühe, den Bau und, so zu sagen, die Organisation der Erdkugel kennen zu lernen. Die Geographie, so wie er sie studierte, hatte sowohl die Physik als Astronomie zu ihrer Begleitung. Man kann sich davon überzeugen, wenn man seine Beschreibung von Griechenland lieset, die einen von den Abschnitten seiner Abhandlung über den Ursprung der Griechen ausmachet, wie auch seine Abhandlung über die vorgebliche Erhöhung des ägyptischen Erdreichs durch die Ueberschwemmungen des Nils.

Die

*) Die Karte des Herrn Danville von Asien war noch nicht erschienen, als diese Lebensbeschreibung verfertiget wurde.

Die Landkarten, von denen ich eben jetzt geredet habe, sind nicht die einzigen geographischen Werke des Herrn Freret. Er hat viele Schriften dieser Art verfertiget: allein die merkwürdigste ist noch ungedruckt. Sie führet den Titel: Allgemeine Anmerkungen über die alte Geographie. Dies ist eine Abhandlung, die in drey Artickeln alles enthält, was man wesentliches über diese wichtige Materie sagen kann. Im ersten prüft der Verfasser die Gestalt der von den Alten verfertigten Landkarten, und bestimmt die Epoche der ersten. Im zweeten entwirft er eine Geschichte ihrer geographischen Kenntnisse von Homer bis auf die Zeit des Plutarch und Ptolemäus. Der dritte enthält eine Vergleichung ihrer astronomischen Geographie mit der unsrigen. Aus dieser Parallele siehet man, daß die Alten die Längen und Breiten mit mehr Genauigkeit zu bestimmen wußten, als man gemeiniglich glaubt.

Nach dieser Richtigkeit der Alten in ihren Berechnungen machte sich Herr Freret einen hohen Begrif von ihrem philosophischen Verdienst; und aus diesem Gesichtspunkt schätzte er sie vorzüglich. Ueberzeugt, daß der Unterschied, den man zwischen den Menschen macht, mehr die Jahrhunderte als den Verstand treffe; daß die Alten und Neuern einander gleich seyn; daß man bey Schätzung ihrer Talente nicht sowohl auf die Vortheile, die sie erlangt, als auf den Punkt, von dem sie ausgegangen, sehen müsse, hegte er den Grundsatz, daß die Anzahl unserer Begriffe zu eingeschränkt sey, als daß man sie nicht bald erschöpfen sollte; und daß es folglich heut zu Tage wenig neue Meinungen, wenig Entdeckungen gebe, die diesen Namen, im stren-

gen Verstand genommen, verdienten. Das Nachdenken allein hatte ihn auf dieses Urtheil gebracht; und, wenn es Anfangs ein Vorurtheil von ihm war, so konnte es nichts anders als das Vorurtheil eines Philosophen seyn. Allein, seine Bemühungen bestätigten ihn bald hierinnen. Der Beweis dieser so vernünftigen Meinung fand sich in allen Werken der Alten. Er suchte bey seiner Lektüre alles zu sammlen, was uns von ihren philosophischen Meinungen übrig geblieben ist; er suchte die Trümmer ihrer Hypotheſen zu vereinigen; untersuchte sie mit der größten Aufmerksamkeit. Niemand kannte auch die alte Philosophie besser, als er; sie hatte wenig Geheimnisse, deren Grund seine Augen nicht durchschauet hätten. Fast alle Systeme der Metaphysik und Physik, von verschiedenen Sekten ausgedacht, waren in seinem Verstande nach der schönsten Ordnung aufgestellt. Die Leichtigkeit, die Genauigkeit, die Methode, mit der er sie entwickelte, verriethen einen Mann, der über seine Materie Herr ist, und der sie oft auf allen Seiten betrachtet hat. Die neuen und hellen Aussichten, die er bey seinen Gesprächen sehen ließ, erregten mehr als einmal das Verlangen, daß er an der Geschichte der Philosophie arbeiten möchte. Seine Freunde vermahnten ihn, dies zu unternehmen: allein andere Arbeiten hinderten ihn daran, und wir haben von ihm wenig philosophische Stücke. Doch ist die Abhandlung, die er über die alte Philosophie, unter dem Titel allgemeiner Anmerkungen, schrieb, ein Denkmal seiner Kenntnisse in dieser Wissenschaft. Ausserdem findet man Spuren davon in den meisten seiner Abhandlungen. Vorzüglich hatte er die

Hypo-

Hypothesen der Alten über die Bildung des Weltgebäudes studiert, weil er sie als die Quelle aller in den folgenden Zeiten angenommenen philosophischen Systeme betrachtete. Wir finden in seinen Werken die Erklärung der vornehmsten dieser Kosmogonien, nämlich der Phönizier, Chaldäer, Aegypter und indianischen Völker.

Wenn die philosophischen Systeme der Menschen der Vernunft ein nützliches und unterhaltendes Schauspiel darbieten, so ist es dasjenige der verschiedenen Religionen nicht weniger. So erniedrigend auch immer der Anblick der Vergehungen unserer Nebenmenschen für die Eigenliebe ist, so ist dies doch vielleicht der am meisten unterrichtende Theil der Geschichte des menschlichen Verstandes. Je abgeschmackter das Heidenthum scheinet, desto sorgfältiger muß man untersuchen, wie so plumpe Ideen unter vernünftigen Wesen Beyfall finden konnten. Die Quelle der Abgötterey aufsuchen, ihren Fortgang betrachten, alle ihre Arten bey verschiedenen Völkern durchlaufen, die Entstehung so vieler verschiedener Gottesdienste, und, wenn ich so sagen darf, die Wiege der Götter, entdecken, ihrer Einführung bey fremden Nationen, ihrer Ausbreitung, ihren Anmassungen nachgehen, unterscheiden, was Anfangs das Wesen ihrer Verehrung ausmachte, und was in der Folge von einem abergläubischen Pöbel hinzugesetzt wurde; eine und eben dieselbe Gottheit unter ihren verschiedenen Namen in Aegypten, in Phönizien, in Griechenland erkennen; durch die Decke der Geheimnisse dringen; die Fabeln erklären, und diejenigen, die entweder physische Ideen oder blosse Allegorien enthiel-

ten, mit denen, deren Grund historisch ist, nicht zu verwechseln; mit einem Worte, Licht über das finstere Chaos der Ueberlieferungen und Irrthümer verbreiten, das heißt die Mythologie als Philosoph und so, wie Herr Freret, studieren.

Sie war einer der vornehmsten Gegenstände seiner Betrachtungen. Alle seine Werke sind voll davon. In seiner Abhandlung über das Persianische Jahr erklärt er die Lehrsätze der Anhänger des Zoroaster. In der Abhandlung über die Alterthümer Babylons entwickelt er die chaldäische Göttergenealogie. Anderswo findet man einen kurzen Begrif von der Götterlehre der Indianer. Seine Abhandlung von dem Ursprung der Griechen enthält eine artige Beschreibung der Religion dieses Volks. In der Schrift gegen Newtons Chronologie werden die Leser sehen, wie er die Hypothese des Evhemerus widerlegt, und das Religionssystem der Aegypter entwickelt, dessen Kenntniß einen Einfluß hat auf die Kenntniß des minder abgeschmackten Heidenthums, das die neuern Platoniker dem Fortgang der christlichen Religion entgegen setzen wollten. Ich rede weder von seiner Abhandlung über die Verehrung des Bacchus, noch von derjenigen, die er über die Religion der Gallier und der Teutschen verfertiget hat. Alle diese Stücke werden, indem sie von der Gelehrsamkeit des Herrn Freret zeugen, zum Beweis dienen, daß es keine Untersuchungen gebe, wobey man nicht mit Vortheil den Geist der Philosophie brauchen könne.

Einen

Einen nicht minder häufigen und glücklichen Gebrauch machte er davon bey dem Studium der Sprachen; ein Studium, dessen Wichtigkeit er einsahe, und das ihn vielmal im Stand setzte, schwere Fragen aufzulösen. Die Betrachtungen und Bemerkungen, die man fast durchgehends mit mehr als zwey und dreyßig verschiedenen Wörterbüchern, die er aus vielen Schriftstellern gezogen oder selbst verfertiget hatte, verbunden findet, würden allein schon beweisen, in welchem Grad er die Grundsätze der allgemeinen Grammatik innen hatte. Jene Verwirrung, welche die Vermischung der Völker in ihre Sprachen einführte, hinderte ihn nicht, den Ursprung und Grund derselben aufzusuchen. Die meisten haben sich blos durch einen Zusatz, der sie verstellt, bereichert, und die Anzahl der aufgenommenen Ausdrücke ersticket beynahe die Anzahl der Stammwörter und ihrer Ableitungen. Um sie zu ihrer ursprünglichen Simplicität zurückzuführen, muß man sie durch gelehrte Auflösungen ihrer Zusammensetzung zergliedern; und das einzige Mittel hierzu ist dieses, daß man sie unter gewisse Klassen ordnet, sie, wie die Botanisten die Kräuter, in verschiedene Arten eintheilet, so, daß jede derselben in viel Gattungen, die alle in den wesentlichen Charakteren übereinkommen, geordnet werden, und die jenen gemeinschaftlichen Charakteren specifische Mannigfaltigkeiten ertheilen. So verfuhr Herr Freret. Er bezog alle bekannte Mundarten auf einige Hauptsprachen; und, indem er sich an das Wesen dieser Hauptsprachen hielt, so bemerkte er in jeder das grammatische Genie, das ihr eigen ist, und welches, da es allen ihren Mundarten gemein ist,

diesen ein gewisses Ansehn von Familie giebt, welches sie, ohngeachtet der Verschiedenheit ihrer Gesichtszüge, verräth.

Durch Hülfe einer so einfachen Methode konnte er mit sichern Schritten auf den ungewissen Wegen der Etymologie fortgehen. Diese sinnreiche, aber auch verwegene und vorwitzige Kunst, welche Muthmassungen verschwendet, und die so oft beschuldiget worden, als wenn sie Wahrscheinlichkeiten für Beweise annähme, ward vom Herrn Freret den Gesetzen einer geläuterten Kritik unterworfen. Frey ohne Ausschweifung, vorsichtig ohne Furchtsamkeit, gewissenhaft in der Wahl der Beweise, wagte er nie etwas ohne Behutsamkeit, und gab seine Entdeckungen blos für Wahrscheinlichkeiten aus.

Die Wissenschaft des Hrn. Freret schränkte sich nicht auf die Grundregeln der Sprachen ein. Er begnügte sich zwar, die Grammatik und die Stammwörter fast aller nordischen und morgenländischen Sprachen gelernt zu haben: aber einige andere waren der Hauptgegenstand seiner Studien. Er verstand die gelehrten Sprachen, englisch, italienisch, und besonders spanisch, auf welche letztere Sprache er sich vorzüglich gelegt hatte. Sein Umgang mit dem Arcadio Hoangh bahnte ihm seit dem Jahre 1713 den Weg zur Kenntniß der chinesischen Sprache. Er brachte es weit darin, und es ist kein Zweifel, daß er alle ihre Geheimnisse würde durchdrungen haben, wenn er sie unausgesetzt hätte studieren können. Das blosse Ansehn einiger Seiten eines chinesischen Wörterbuchs brachte ihn auf die wichtige Entdeckung des allgemeinen Systems der

chine-

chinesischen Schrift. Er sahe ein, daß man sie als eine wahre Sprache betrachten müsse, die von andern ganz unabhängig ist; daß ihre Charaktere unmittelbare Zeichen der Ideen sind, daß ihre ungeheure Anzahl auf zweyhundert und vierzehn Grundcharaktere gebracht werden könne, und daß alle andere nur durch verschiedene Verbindungen dieser Hauptzeichen gebildet werden. Diese bisher in Europa unbekannte Theorie erschien das erstemal in einer Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Art zu schreiben, und besonders über die Grundsätze der chinesischen Schrift, die er im Monat November des Jahrs 1718 vorlas. Wenn man diese Abhandlung, die in den sechsten Band unserer Memoiren eingedruckt ist, so wie seine Betrachtungen über die Sprache der Chineser und der Griechen, lieset; so wird man vollkommen überzeugt werden, daß er bey dem Studium der Sprachen die Wissenschaft eines geschickten Grammatikers mit den Kenntnissen eines tiefsinnigen Metaphysikers vereiniget habe.

Kaum sollte man es glauben, daß eben dieser Mann allein so vielerley Kenntnisse in sich habe vereinigen und es so weit darin bringen können. Und doch geben die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen ich Herrn Freret gezeigt habe, noch lange nicht einen vollkommenen Begrif von seinem litterarischen Verdienst. Dasjenige, was ich noch anzuführen habe, würde noch hinreichend seyn, viele Gelehrte zu machen. Alle, die eine genauere Bekanntschaft im Stand setzte, ihn ganz kennen zu lernen, wissen, daß er ein besonderes Studium aus der Taktik der Alten machte; daß er sich sehr gern mit der Naturgeschichte und mit den schönen

Kün-

Künsten beschäftigte; daß er Geometrie genug verstand, um ein Naturkundiger zu werden; daß er im Stande war, die Sitten und Gesetze aller Nationen mit einander zu vergleichen; daß er in der neuern Geschichte und Litteratur sehr bewandert war; daß er endlich alle Romane und die Schauspiele fast aller Nationen kannte, nicht anders, als wenn er in seinem Leben nichts anders gelesen hätte. Alle dramatische Werke, alte und neue, französische, italienische, englische, spanische, waren seinem Gedächtniß gegenwärtig. Er zergliederte auf der Stelle ein Stück vom Lope de Vega eben so, wie ein Trauerspiel vom Korwille. Man erstaunte, wenn man die litterarischen und politischen Neuigkeiten von einem Mann erzählen hörte, den die Griechen, die Römer, die Celten, die Chineser, die Peruvianer für ihren Landsmann und Zeitgenossen gehalten haben würden.

So mannigfaltige Kenntnisse machten in seinem Verstande ein systematisches Ganzes aus, wovon die entferntesten Theile eine Verbindung mit einander hatten, wodurch sie einander unterstützen konnten. Weil er die Grammatik studiert hatte, so wußte er die Geographie besser, als wenn er ein blosser Geograph gewesen wäre; und eben dies muß man von andern Wissenschaften, die er studierte, sagen. In einer seiner gedruckten Abhandlungen schlägt er vor, ein himmlisches Phänomen, das sich zur Zeit des Ogyges ereignet, als eine alte Erscheinung des berühmten Kometen vom Jahr 1680, zu betrachten. Man untersuche die Bewegungsgründe, worauf diese sinnreiche Muthmassung gebauet ist, und man wird, ohne andere Beweise nöthig zu haben,

haben, sehen, mit welcher Kunst er viele Wissenschaften auf die Erklärung einer Frage anzuwenden wußte, die sich nur auf eine einzige zu gründen schiene.

Man behauptet mit Recht, daß er sich wegen einiger besonderer Punkte geirrt; daß die Menge der Gegenstände, die er in seiner Gewalt hatte, mehr als einmal seiner Genauigkeit geschadet; daß er sich, sowohl in seinen Schriften, als in gelehrten Gesprächen, zu sehr in seine Materie vertieft, und nicht gewußt habe, wie er sich wieder heraushelfen sollte. Allein, ohngeachtet dieser Verirrungen wird man ihm immer die Geschicklichkeit in Auseinandersetzung einer Sache zugestehen und bekennen müssen, daß er, als ein methodischer Schriftsteller und Philosoph, die Kunst besaß, eine Frage zu erörtern, sie deutlich zu entwickeln, und die Theile derselben von einander abzusondern, und daß, wenn auch bisweilen seinen Ideen eine gewisse Ordnung fehlet, er doch dies vermeiden konnte, wenn er nur wollte. Die Irrthümer, in die er bey einigen wenig beträchtlichen Punkten fallen konnte, werden uns nicht hindern, zu behaupten, daß er fast unverträgliche Eigenschaften, Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit, gedrungene Kürze und Weitläuftigkeit der Kenntnisse, in gleich hohem Grade mit einander zu vereinigen wußte.

In der That, niemand verdiente es mehr, als er, viel zu wissen, und dieses viele gut zu wissen. Er hatte von der Natur alle nöthige Gaben empfangen; und, um der Natur zu Hülfe zu kommen, that er mehr, als ein anderer zur Wegräumung ihrer Hindernisse gethan haben würde. Mit einem grossen Verstand vereinigte er eine unermüdete und ununterbrochene Arbeitsamkeit,

samkeit, mit den Vortheilen des glücklichsten Gedächtnisses die Vortheile einer Methode, die jenes hätte ersetzen können, und deren Nutzen Leibnitzens Beyspiel und das seinige beweisen. Er machte durchgedachte Auszüge aus allen Schriften, die er las, indem er sie nach der Ordnung der Materien und der Natur der Gegenstände einrichtete. Er besaß einen unermeßlichen Haufen Materialien von allerhand Gattungen. Daher kann seine Leichtigkeit, fast täglich und auf der Stelle lange Abhandlungen zu verfertigen. Alle diese Auszüge sind mir überliefert worden. Sie machen eine erstaunenswürdige Sammlung aus, welche die Ungläubigen — wenn es ja dergleichen gäbe — von der fast abergläubischen Genauigkeit bey seinen Untersuchungen überzeugen könnte.

Aus allen, was bisher gesagt worden, kann man urtheilen, daß Herr Freret die Vergnügungen der Gesellschaft wenig gekannt habe. Er war fast immer allein, und kam nicht weiter, als in die Akademie, oder in Gesellschaften von Gelehrten, wo die Unterredung immer ernsthafte Materien betraf. Von seiner Jugend an hatte er sich gewöhnt, bey seinen Arbeiten zwischen Nacht und Tag keinen Unterschied zu machen. Er schlief wenig, und trank in vier und zwanzig Stunden vier bis fünfmal Kaffee, um der Ermüdung, die auf ein lang angestrengtes Studieren folget, vorzubeugen.

Ein solches Betragen hatte die doppelte Würkung, die es verursachen mußte. In kurzer Zeit erwarb er sich eine seltene Gelehrsamkeit, und verlohr die Gesundheit. Sein Temperament erlag, ohngeachtet

seiner

seiner Stärke, unter einer eben so gefährlichen als seltenen Ausschweifung. Er ward allen Schwächlichkeiten ausgesetzt, die ein verdorbenes Geblüt nach sich ziehet. Die Milch, mit welcher er sich viele Jahre lang unterhielt, unterstützte ihn, und hätte ihn vielleicht ganz wieder hergestellt. Allein er hätte seine Strenge in der Diät auch auf das Studieren ausdehnen sollen, und so weit konnte es Herr Freret niemals bringen. Sein stets thätiger und ernsthafter Geist konnte sich nicht entschliessen, vom Studieren oder Nachdenken einen Augenblick auszuruhen.

Diese bey ihm eingewurzelte Entkräftung ist eine von den Ursachen, die ihn verhinderten, die Pflichten eines Sekretärs der Akademie gehörig zu erfüllen. Er übernahm dieses Amt zu Anfang des Jahrs 1743, und wir sehen uns genöthigt, zu gestehen, daß seit dieser Zeit die Bekanntmachung unsrer Memoiren unterbrochen wurde, obgleich die Arbeit nie ausgesetzt wurde. Das Publikum, das seit langer Zeit an die Genauigkeit des Herrn von Boze gewohnt war, erstaunte über ein so plötzliches Stillschweigen, das um so viel sonderbarer scheinen mußte, da der neue Sekretär der Akademie für seinen eigenen Ruhm eiferte, da er fähig war, ihn durch seine Gaben zu unterstützen, weil er die Arbeit liebte, und noch überdies ein Muster an seinem Vorgänger hatte. Ein Lobredner, der alles, was nicht lobenswürdig ist, zu rechtfertigen suchen muß, würde die schwächlichen Gesundheitsumstände des Hrn. Freret zu seiner Vertheidigung brauchen. Er würde sagen, daß er, zu voll von seinen eigenen Ideen, nicht Zeit gehabt hätte, sich mit den Ideen anderer zu beschäfti-

schäftigen; daß unermeßliche und an sich nützliche Arbeiten ihm eine beständige und vielleicht zu entschuldigende Zerstreuung verursachten; daß sein allzufreyes Genie, das über alle seine Augenblicke zu sehr Herr war, das Joch einer angenöthigten Beschäftigung wider seinen Willen abschüttelte; daß er aus Neigung, aus Grundsätzen, aus Gewohnheit, diese Arbeit immer bis auf den andern Tag verschob. Wir unserer Seits, als Geschichtschreiber, wir wollen blos sagen, daß er Unrecht hatte; und, wenn wir seine Gründe umständlich anführen, so geschieht dies nicht sowohl zu seiner Vertheidigung, als zu einer Erklärung, wie es möglich ist, daß ein Mann, der seine Pflichten in allen Stücken genau befolgte, gerade in diesem Punkt sie hintansetzte. Uebrigens dachte er gegen das Ende seiner Tage mit Ernst darauf, wie er die Folgen einer fast unverschuldeten Nachläßigkeit wieder gut machen könnte; und obgleich diese Nachläßigkeit eine Verzögerung von acht Jahren verursachet, so schmeicheln wir uns doch, bald wieder nachzukommen.

Die verschiedenen Gattungen von Wissenschaften, die Herr Freret vorzüglich trieb, haben ein wahres Verdienst, das aber von einem äusserlichen Schein von Unfreundlichkeit begleitet wird. Sein Charakter schien sich darzu zu schicken. Da er von Natur ernsthaft war, so hatte er in der Einsamkeit der Studierstube ein Ansehn von Rauhigkeit, welches, ehe man ihn genauer kennen lernte, abschrecken konnte. Ob er gleich keinen Widerspruch vertragen konnte, so besaß er doch nicht so viel Gewalt über sich selbst, daß er andere hierin geschont hätte. In der That, obgleich immer die Feind-

selig-

seligkeiten von seiner Seite anzufangen schienen, so gieng er doch meistens nur Vertheidigungsweise, selbst dann, wenn er den Angrif zu thun schien. So wie er über alles nachgedacht hatte, so nahm er auch bey allem Partheyen, und zwar, nicht sowohl zur Widerlegung der Gedanken eines andern, als zur Vertheidigung seiner eigenen. Der Antheil, den er an einer streitigen Sache nahm, und der fast immer zu lebhaft war, je nachdem sie wichtig zu seyn schien, kam auch bisweilen daher, weil er eine Verbindung mit den wesentlichen Theilen seines Systems daran wahrnahm. Ein witziger Kopf sagt von ihm, er habe allemal Recht, wann er zuerst redte. Dies ist genug gesagt, um zu wissen, daß ihn der Streit oft zu weit führte. Allein, wer weis nicht, daß die Liebe zu unsern Meinungen einer der empfindlichsten Zweige unsrer Eigenliebe ist? Ausserdem, wenn er die seinigen vertheidigte, so geschah es nicht sowohl aus Hartnäckigkeit, als aus Ueberzeugung. Für die Wahrheit besaß er einen unerträglichen aber aufrichtigen Eifer. Immer war er zum Streiten gerüstet, und sah sich dabey als Fechter und Schiedsrichter zugleich an. Eine schwer zu behauptende und oft misfallende Rolle! Allein, eine solche Rolle ist doch immer nichts gemeines, sie setzt sehr viele Kenntnisse, sehr viel Urtheilskraft voraus. Dieser Geschmack des Herrn Freret an Streitigkeiten, dieses finstere Gesicht, diese Entfernung von Vergnügungen machte, daß er für einen Philosophen galt, so wie dieser Ausdruck im uneigentlichen Verstande gebraucht wird.

Demohngeachtet hatte dieser Philosoph Freunde, und er verdiente sie. Dies stoische äussere Ansehn ver-

barg eine empfindende, edle und uneigennützige Seele. Als ein zärtlicher und ehrerbietiger Sohn, als Mensch und Bürger, als ein richtiger Beurtheiler des Verdienstes, tugendhaft nach Grundsätzen, obgleich ohne Zwang, als ein sicherer, wohlthätiger, treuer Freund, suchte er Gelegenheiten zu Dienstleistungen, so sehr, daß er gegen diejenigen, die er sich verbindlich machte, erkenntlich war. Er war alles, was so viele andere zu scheinen suchen. Die Schätze seiner Gelehrsamkeit öffnete er jedem, der ihm um Rath fragte. Er fand sein Vergnügen daran, etwas zum Wachsthum gelehrter Leute beyzutragen, und theilte ihnen gern seine eigenen Gedanken mit, ohne sich deswegen die geringste Erkenntlichkeit vorzubehalten. Dergleichen Gefälligkeiten waren nicht die einzigen, die er verschwendete. Durch seinen Tod verlohr mehr als eine Familie einen Wohlthäter, der ihr nicht allein mit Bereitwilligkeit, sondern auch insgeheim Hülfe leistete.

Dieser Tod, welcher der gelehrten Republik einen ihrer vornehmsten Bürger raubet, erfolgte am achten März 1749, nach einer langen und schmerzlichen Krankheit, im zwey und sechzigsten Jahr seines Alters.

Wenn leben so viel ist, als denken, so hat niemand länger gelebt, als er.

IX.

Leben Stephan des Ersten, Graf von Sancerre.

Das alte Haus der Grafen von Sancerre in der Landschaft Berri, ist wegen seines hohen Adels und wegen seiner glänzenden Handlungen in der französischen Geschichte sehr berühmt. Dieser Ruhm erhielt sich bis zu den Regierungen Karls des Fünften und des Sechsten, durch die Tapferkeit Ludwigs von Sancerre, und noch mehr dadurch, daß er die Stelle eines Konnetable von Frankreich ausschlug, die ihm nach dem Tod Bertrands du Gueselin angeboten wurde. Er schlug sie dieses erstemahl aus, weil er glaubte, es wäre kein einziger Kriegsmann vorhanden, der den Verlust desselben ersetzen könnte. „Er antwor„tete, heißt es in der Geschichte a), er wolle sie nicht „annehmen, weil im ganzen Königreich kein so tapferer „Mann wäre, der so herzhafte Thaten verrichten könn„te, und die, wären sie auch noch so groß, gegen die „Thaten Bertrands du Gueselin für nichts geachtet „werden sollten. „

Diese Ablehnung macht dem Andenken dieser beyden Männer Ehre. Das mit dem Namen Sancerre verbundene Ansehn läßt mich also hoffen, daß das Leben

a) Jean Jouvenel Hist. de Charles VI. p. 5. ann. 1380.

Stephans, des Ersten dieses Namens, keine gleichgültige Arbeit seyn dürfte, wenn es umständlicher beschrieben würde, als Zeither von den Genealogisten der angesehensten Häuser Frankreichs geschehen ist [b]).

Wir werden die Erzählung der vornehmsten Begebenheiten auf eine Urkunde gründen, die zwar in den Sammlungen unserer historischen Denkmahle bekannt gemacht, aber von den Schriftstellern, die die Begebenheiten jenes Zeitraumes aufgezeichnet, nicht genutzt worden ist [c]).

Stephan von Sancerre war der dritte Sohn Theobalds, Grafen von Blois und der Mathilde von Flandern.

Der Graf von Blois, den die Schriftsteller seiner Zeit, und besonders der heil. Bernhard, sehr gelobt haben, starb im Jahr 1150, im Monat Januar, der damals einer der letzten Monate des Jahrs war. Er ward in die Kirche zu Lagny [d]) in Brie begraben. Ein Ordensgeistlicher von St. Viktor, mit Namen Chevred'or, Capra aurea, der Santeuil seiner Zeit, machte auf ihn eine lateinische Grabschrift von so gutem Geschmack, daß wir eine Uebersetzung davon mittheilen wollen.

„Er ist nicht mehr, dieser berühmte, dieser angesehene Graf! Er war der Sohn, oder vielmehr der „Vater der Kirche; groß durch die Ehrenstellen, mächtig

„tig

b) Hist. généal. de la maison Roy de France, edit. 1716. T. 2. p. 847.

c) Droits du Roy, par Dupuy, p. 626.

d) Rigord, Nangis, und nach diesen alten Geschichtschreibern einige neue, haben sich geirret, wenn sie sagen, er wäre in die Kirche der Abtey zu Pontigny begraben worden.

„tig durch die Waffen, verehrungswürdig durch seine „Geburt; begabt mit einem durchdringenden Genie, „waren seine Gespräche beredt, und seine Worte wichtig. „Gut gegen Geringe, stolz gegen die Hoffärtigen, streng „gegen die Ungerechten, einfältig mit den Einfältigen, „war er allen alles. Er war mildthätig, und schüttete „reiche Unterstützung in den Schooß der Armen. Er „bauete Hospitäler für die Kranken, Häuser für die „Mönche. Er machte sichs zum Gesetz, die Recht„schaffenen zu beschützen, die Gottlosen zu strafen, und „nach Gerechtigkeit zu handeln und zu reden. Alle diese „Tugenden waren in ihm vereinigt; sie erweckten ihm „Bewunderer. Frankreich, dessen Stärke er war, „schmachtet weinend über die Beraubung seiner festesten „Stütze. Er starb am zehnten Januar. Dieser Tag, „der ihn mit dem Herrn vereinigte, war für ihn der „glücklichste unter allen Tagen. „

Nach seinem Tode theilten seine drey Söhne die grossen Besitzthümer, die er ihnen hinterließ. **Heinrich**, der älteste, wurde Graf von **Troies**, **Theobald**, Graf von **Blois**; **Stephan**, von dem wir reden wollen, bekam die Grafschaft **Sancerre**. Der vierte, der sich dem geistlichen Stande widmete, wurde Kardinal und Erzbischof zu Reims.

Der Graf von **Sancerre** war noch unmündig, als sein Vater im Jahr 1151 starb. Allein, wir werden sehen, daß er zwey Jahre hernach seine Truppen selbst kommandirte, welches er, nach den Gesetzen jener Zeit, vor dem ein und zwanzigsten Jahre nicht thun konnte; folglich geschah dies im Jahr 1153, und um das Jahr 1132 war er gebohren.

Während der zwey Jahre seiner Unmündigkeit war er unter der Vormundschaft seiner Mutter Mathilde, deren Zureden und Ansehn zu schwach waren, einen Sohn, den die Lebhaftigkeit seiner Jugend mit sich fortriß, zurückzuhalten. Sie überließ ihn der Leitung und dem Unterricht des heil. Bernhard, eines Mannes von überzeugender Beredtsamkeit, der der Rathgeber und Regierer der Päbste, der Könige und aller Grossen seines Jahrhunderts war, und sie hofte, seinen Leidenschaften einen Zaum dadurch anzulegen. Der heil. Bernhard glaubte es auch; man sehe, wie er hiervon an diese beunruhigte und bekümmerte Dame schrieb e).

„Ich bekümmere mich sehr über die heftigen Lei„denschaften Ihres Sohns und über seinen Mangel der „Ehrfurcht gegen Sie. Ich bin eben sowohl für ihn „besorgt, als auch wegen des Verdrusses und der Un„ruhe, die Sie darüber empfinden. Jedoch, seine „Jugend giebt Hoffnung, daß er sich bessern werde; er „ist in einem Alter, wo man sich leicht vergehet: allein, „obgleich ein Sohn die einer Mutter schuldige Zärtlich„keit und Unterwürfigkeit hintansetzet, so kann und darf „er doch nicht vergessen, daß er ihr Sohn ist. Ich „hoffe daher, daß der Herr, durch unser Gebet und „Ihre Thränen gerührt, diesen jungen Prinzen, der „von Natur einige schöne Eigenschaften hat, zum voll„kommenen Nachahmer der Tugenden seines Vaters „machen werde. Sehen Sie ihm mit Sanftmuth und „Klugheit nach, diese Art, ihn zu ziehen, ist sicherer, „als Vorwürfe und Strenge. Wir werden das Ver„gnügen

e) S. Bernar. ep. 300.

„gnügen haben, ihn mit der Zeit sittsamer, weiser und „ehrerbietiger zu sehn. Was mich betrift, so habe ich „Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn; er hat allemahl „befolget, was ich von ihm verlangt habe. Demohn„geachtet habe ich noch nicht aufgehört, ihm häufige „und dringende Vermahnungen zu geben, so wie Sie „mir vorgeschrieben haben; ich werde damit aus Pflicht „und mit Vergnügen fortfahren.„

Dieser Brief ist vom Don Mabillon nebst andern Briefen des heil. Bernhard aufs neue herausgegeben und vom Abbt Leroy übersetzt worden. Sie haben in ihren Werken keine Anmerkung hinzugesetzt, worinn etwann erklärt würde, über welchen von ihren Söhnen die Gräfin von Blois Ursache hatte, sich zu beklagen. Sollten diese beyden Gelehrten, deren Genauigkeit und Treue bewundernswürdig ist, gezweifelt haben, welcher von den vier Söhnen der Mathilde hier zu verstehen sey? Der Verfolg der Lebensgeschichte des Grafen von Sancerre wird diesen Zweifel lösen, wenn sie ja einen darüber gehabt haben.

Sobald der Graf von Sancerre seine lehnmäßige Mündigkeit von ein und zwanzig Jahren erlangt hatte, so wurden ihm die Vermahnungen seiner Mutter und der Unterricht des heil. Bernhard unerträglicher, als vorher. Er verließ deswegen den Pallast seiner Mutter, und wollte nunmehr in voller Freyheit auf seinem Schlosse zu Sancerre leben. Er machte daselbst Bekanntschaften mit jungen Leuten, die ihn in seinen Ausschweifungen bestärkten, und er überließ sich ganz und gar den Leidenschaften, die für den jungen Adel nur allzuviele Reitze haben.

Die erste merkwürdige Sache, deren die Geschichte erwähnet, hatte ihren Ursprung von der Tochter des Herrn von Donzy, einer Landschaft, die von Sancerre blos durch die Loire getrennet wird.

Ehe wir den Krieg, den seine thörichte Leidenschaft anzündete, beschreiben, so müssen wir, um alles genauer zu entwickeln, die Prinzen kennen lernen, die dadurch in die Waffen gebracht wurden. Dergleichen Schauspiele sind in der Geschichte eben so rührend als lehrreich; hierauf haben die französischen Geschichtschreiber nicht geachtet.

Die Lehngesetze waren in ihrer völligen Kraft. Vermöge eines dieser Gesetze durfte der Oberlehnsherr seinem Vasallen den Beystand, den er von ihm verlangte, nicht versagen, wenn sich dieser beleidigt oder angegriffen glaubte; welches die Quelle jener kleinen Kriege ist, dergleichen die Herren einer jeden Landschaft unaufhörlich mit einander führten.

Ludwig der Siebente beherrschte damals Frankreich. Er liebte den Krieg, und führte ihn oft mehr aus Geschmack, als aus Billigkeit. Er besaß die Macht einer richterlichen Vermittelung zur Beylegung der, unter den Lehnträgern der Krone, entstandenen Zwistigkeiten: allein er half ihnen lieber mit seinen Waffen. Heinrich, Graf von Troies, war der ältere Bruder Stephans von Sancerre. Er besaß Edelmuth und eine nicht gemeine Wohlthätigkeit. Seine Freundschaft hatte er einem Ritter aus Champagne, mit Namen Ansel, geschenkt, welcher Herr der Landschaft Trainel war, die zwischen Provins und Nogent an der Seine liegt.

Der

Der Ritter von Trainel hatte den Prinzen Heinrich bey dem Kreuzzuge im Jahr 1147 begleitet. Er erwarb sich auf dieser Reise die Gunst und Freundschaft des jungen Prinzen, der, als er Graf von Troies wurde, ihn auf eine vorzügliche Weise vermählen wollte, indem er ihm die Tochter Gottfrieds des Dritten, Herrn von Donzy, Gien, St. Agnan, und anderer Landschaften, zur Gemahlin verschafte. Einige Jahre hernach gab er ihm das Amt eines Oberschenken in seinem Hause, dessen Verrichtungen sich nicht blos auf das einschränkten, was zur Bestellung des Weins auf der Tafel gehört, sondern der Oberschenke war, in Abwesenheit des Grafen, auch ein kommandirender General seiner Truppen f).

Der Herr von Donzy hatte einen Sohn und eine Tochter; der Sohn hieß Herve; er war der Vater Herve des Zweeten, welcher Graf von Nevers wurde, durch seine Vermählung mit der einzigen Erbin dieser Grafschaft. Die Tochter, die Ursache des Kriegs, von dem wir reden werden, hieß Hermensede. Als der Graf von Sancerre sie kennen lernte, war sie mit dem Ritter von Trainel versprochen, und ihr Vater hatte deswegen die Landschaften Neuilly-St. Front g)

f) Coquil. hist. du Nivern. p. 149. Hist. de la mais. de Vergy L. 10. c. 4. p. 309. Hist. généalog. des Grands Offic. de Fr. T. 3. p. 198.

g) Es giebt viele Ländereyen dieses Namens in Frankreich: allein, da diejenigen in Soissonnois an die Grafschaft Champagne gränzen, und man daselbst noch Ruinen von alten Schlössern siehet, so glauben wir, daß es diejenigen waren, die der Herr von Donzy dem Herrn von Trainel gegeben hatte. Dieser letztere war ein Vasall der Grafschaft Champagne.

und Ouchy-len Chateau in Soissonnois, Trainel'n als ein Heurathsgut seiner Tochter abgetreten, und eine gewisse Summe Geldes dagegen bekommen.

Der Graf von Troies war nicht allein der Unterhändler bey dieser Vermählung und bey diesen Verträgen gewesen; er hatte auch die Vollziehung derselben garantirt. Ein Oberlehnsherr, der zur selbigen Zeit für einen solchen Vergleich gut sagte, verband sich dadurch zur Vollziehung desselben, und, im Fall einer von beyden Theilen saumselig darinnen war, muste er ihn durch die Gewalt der Waffen darzu nöthigen.

Der Graf von Troies hatte vielleicht noch eine andere Ursache, die ihn so sehr, als seine Bürgschaft, reitzte. Er wünschte die Vermählung des Ritters von Trainel mit dem Fräulein von Douzy, weil er wahrscheinlich von der Leidenschaft seines Bruders von Sancerre gegen sie und von seinem Verlangen, sie zu heurathen, unterrichtet war. Eine solche Verbindung hatte zu wenig Verhältniß mit derjenigen, die der Graf von Troies für sich selbst gestiftet hatte. Er war des Königs Eydam; er war auch sein Schwager h); denn der König hatte sich mit seiner Schwester Alix vermählt.

Ohngeachtet der Wünsche des Grafen von Sancerre ward also Trainel mit Hermensede vermählt, und ihre Vereinigung geschah an einem Freytage im Jahr 1153, in der Kirche zu Donzy.

Die

h) Ludwig der Siebente vermählte sich um das Jahr 1161 mit Alix, der Schwester des Grafen von Troies. Der Graf von Troies und sein Bruder Theobald, Graf von Blois, hatten die beyden Töchter des Königs geheurathet, die aus der Vermählung mit Eleonoren von Aquitanien entsprungen waren.

Die Leidenschaft des Grafen von Sancerre wurde durch diese Hindernisse aufgebracht. Er bediente sich der List, um sich mit dem Gegenstand, der ihm versagt war, und den man seinem Nebenbuhler zugestanden hatte, zu vereinigen. Eine oder zwo Stunden hernach, da Trainel und seine Gemahlin nach dem Schlosse zu Donzy zurückkehrten, mag ein Courier Trainel'n einen Brief gebracht haben, worinn man von ihm verlangte, wegen sehr dringenden Angelegenheiten auf der Stelle nach Hause zu kommen [i]). Er befürchtete nichts, und dachte nicht, daß der Bote eine bestochene Person seyn könnte, daß der Brief nachgemacht, daß dies, mit einem Worte, eine Verschwörung des Grafen von Sancerre wäre, die er mit Hermenseden und ihrem Vater verabredet hatte [k]).

Er reißte, wie man es von ihm verlangt hatte [l]). Einige Tage hernach kam der Graf von Sancerre nach Donzy.

i) Wir gestehen, daß wir nur Muthmassungen haben, um die Ursachen zu errathen, wodurch der Ritter von Trainel bewegt wurde, nach seiner Vermählung nach Hause zu gehen. Die Urkunde meldet nichts von der Ursache seiner Abreise; wir geben diejenige an, die uns am wahrscheinlichsten vorkommt. Vielleicht war das Fräulein zu jung, und man wollte also noch einige Zeit abwarten, bis sie bey ihrem Gemahl bleiben konnte.

k) Es ist kein Zweifel, daß der Herr von Donzy nicht seine Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter mit dem Grafen von Sancerre gegeben haben sollte. Er gab seiner Tochter die Landschaft St. Agnan zum Heurathsgute mit.

l) Es sind fast dreyßig Meilen von Donzy nach Trainel. Ansel konnte sie nicht anders als in vier oder fünf Tagen zurücklegen, weil er mit einem vierspännigen Wagen fuhr, ein ziemlich langsames Fuhrwerk, welches von vier hinter einander gespannten Pferden gezogen wurde; es glich einem offenen Lastwagen.

Donzy. Er führte Hermensede'n noch einmahl in die Kirche, und vermählte sich mit ihr, et cepit eamdem Dominam in uxorem. Wir führen die eigenen Worte des Denkmahles an, woraus wir diese Begebenheiten nehmen, um zu zeigen, daß zu der Zeit dieser so unerlaubten Heurath — denn Hermensede hatte auf diese Art zu gleicher Zeit zween lebende Gemahle — man sie doch als eine rechtmäßige und ordentliche Heurath ansahe.

Nach der Trauung gieng der Graf von Sancerre mit seiner Gemahlin über die Loire zurück. Sie begaben sich in das Schloß St. Agnan, welches zum Heurathsgut der Hermensede gehörte, und sieben bis acht Meilen von dem Schlosse zu Sancerre lag.

Inzwischen betrachtete Trainel diese Hochzeit als eine Beleidigung und Beschimpfung von Seiten des Grafen von Sancerre. Er brachte deshalb seine Klage vor den Grafen von Troies, seinen Oberlehnsherrn, seinen Beschützer und den Gewährleister seiner Vermählung. Diese Umstände bewegten den Grafen. Er glaubte, die Beleidigung wäre ihm selbst zugefügt; er dachte, man sey ihm in der Person des Ritters von Trainel, den er liebte, verächtlich begegnet. Er gab niemanden, als seinem Unwillen, Gehör. Er versicherte Trainel'n, daß er ihn rächen würde, daß die Vermählung seines Bruders vernichtet und seine wieder hergestellt werden sollte.

Der Graf von Sancerre trug seine Grafschaft von seinem Bruder zu Lehen [m]), welcher deswegen ein

Lehen-

m) In dem Verzeichniß der von Troiel abhängenden Lehen, das gerade zur Zeit Heinrichs des Ersten, Grafen von Troies,

lehenträger des Königs war; der Graf von Sancerre war also ein Afterlehnträger von der Krone. Aus diesem Grunde, und Kraft des Lehnrechtes, konnte Heinrich die Waffen gegen seinen Vasallen nicht ohne Einwilligung des Königs ergreifen, der bey Streitigkeiten zwischen zween grossen Vasallen der erste Richter war.

Wir haben gesagt, daß Ludwig der Siebente damals regierte. Bey seiner Zurückkunft von dem Kreuzzuge hatte er Eleonoren von Aquitanien verstossen, und seine Tochter Maria mit dem Grafen von Troies vermählt. Der Graf von Troies stellte ihm vor, daß die Sache des Ritters von Trainel seine eigene wäre, daß die Beleidigung, die der Graf von Sancerre dem Ritter zugefüget, auf ihn zurückfiele, daß er einen so ausserordentlichen Frevel rächen müsse und wolle.

Der König ließ sich leicht bereden; er versprach, seinem Schwiegersohn und Vasallen zu helfen; er versammlete seine Truppen, und marschirte selbst nebst dem Grafen von Troies an der Spitze derselben gegen den Grafen von Sancerre. Sie griffen das Schloß St. Agnan an, welches der Graf von Sancerre befestiget hatte. Er vertheidigte sich ziemlich lang, und ergab sich nicht eher, als bey überlegener Menge und Macht. Er erhielt eine Kapitulation, deren Hauptbedingungen folgende waren: Erstlich, daß Hermensede von Donzy, die Gemahlin des Ritters von Trainel, mit ihm zurück-

Troies, gemacht worden, standen die Grafen von Blois und von Sancerre an der Spitze der grossen Vasallen der Grafschaft, unter der blossen Benennung: Comes Theobaudus, Comes Stephanus.

zurückkehren; zweytens, daß das Schloß St. Aignan so lange in den Händen des Königs und des Grafen von Troies bleiben sollte, bis der Graf von Sancerre die Trainel'n, wegen der Entführung seiner Gemahlin und für die wegen seines Heurathsgutes bezahlte Summe, schuldige Schadloshaltung geleistet haben würde.

Diesem zufolge ließ sich Trainel in dem Besitz der Landschaften Ouchy und Neuilly bestätigen. Die Vermählung der Hermensede mit dem Grafen von Sancerre wurde als unrechtmäßig betrachtet; sie kam nebst dem Ritter Trainel wieder zurück, der sie als seine Gemahlin empfieng. Die Zärtlichkeit der Empfindung wurde dadurch nicht beleidiget, wie heut zu Tage geschehen würde.

Ein Chronickschreiber jener Zeit n) hat diese Erzählung durch erdichtete Umstände und durch Veränderungen in den Namen der Personen und Oerter so verstellt, daß man diese Begebenheit ohne Hülfe der Urkunde, die wir vorbringen werden, kaum erkennen würde. „Damals, sagt dieser vom Mezeray o) abgeschrie„bene, vom P. Daniel aber nicht gebrauchte, Chro„nickschreiber, damals verschafte sich Gottfried von „Gien, als er nicht stark genug war, die Last des „Kriegs gegen den Grafen von Nevers allein zu ertra„gen, einen mächtigen Bundesgenossen, indem er den „Grafen von Sancerre mit seiner Tochter vermählte, „dem er das Schloß Gien p) zum Heurathsgute gab: „allein, Herve, sein ältester Sohn, dem das Schloß „nach

n) Histor. Lud. VII. ap. Ducheſne T. 4. p. 415.
o) Mezer. Vie de Louis VII. an. 1155.
p) Castrum Giemum, aliter Gianum, Giernagum.

„nach des Vaters Tod anheim fallen muste, beklagte „sich beym König, daß er enterbt wäre. Unterdes „hatte der Graf von Sancerre das Schloß befestiget, „und weil er vorhersahe, daß es belagert werden würde, „so verließ er es 9), und legte blos eine Besatzung von „Reutern hinein. Der König, der die Gerechtigkeit „liebte, belagerte das Schloß, und nachdem er es fast „beym ersten Anlauf erobert, übergab er es dem „Herve. „

Ohngeachtet der Verschiedenheiten in der Erzählung dieses Chronickschreibers siehet man, daß dies eben die Begebenheit in eben diesem Jahre sey, und daß dies einerley Personen sind. Gottfried von Donzy oder Gien — er war Herr dieser beyden Landschaften — ist es, der das Familienbündniß mit dem Grafen von Sancerre machte. Eine Klage ist es, die dieser Heurath wegen vor den König gebracht wurde. Der König ist es, der ein Schloß in Person belagert. Auf diese Art sind die beyden Erzählungen im Grunde übereinstimmend, und weichen also blos in den Umständen und in dem Namen des Schlosses von einander ab.

Der Chronickschreiber wußte nicht, daß bey dieser Streitigkeit der Graf von Troies und der Ritter von Trainel die Hauptvartheyen waren. Aus Irrthum nennt er das Schloß Gien anstatt des Schlosses St. Agnan. Er war ein Geistlicher, der, in sein Kloster eingeschlossen, von den Umständen nicht unterrichtet war. Er verfertigte seine Erzählung erst über sechzig Jahre nach der vorgegangenen Sache. Er schrieb

zur

9) Militibus muniuerat, sed seipsum absentauerat.

zur Zeit des Enkels Gottfrieds von Donzy r). Er wuste nicht, daß die Vermählung der Tochter dieses Gottfrieds mit dem Grafen von Sancerre getrennt, und daß Hermensede dem Ritter von Trainel, ihrem ersten Mann, überlassen worden war. Kurz, er giebt einen schlechten Unterricht: da hingegen die Urkunde, die wir anführen werden, die Erklärung eines Zeugen enthält, der bey der Belagerung von St. Agnan gegenwärtig war, und der sich folglich, weder in Ansehung des Namens des Schlosses, das der König belagerte, noch in Ansehung anderer Umstände irren konnte.

Der Graf von Sancerre war zwar durch den schlechten Verlauf dieses Kriegs gekränkt, aber nicht verändert. Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, hat mit zwey Worten den Grafen von Sancerre geschildert. Er war von einem hohen Adel, sagt er, aber er hatte Sitten, die seiner Geburt sehr zuwider waren. Vir quidem carne nobilis, moribus uero non ita s).

Unterdes hielt der König im Jahr 1162 eine grosse Versammlung oder ein Parlement der Baronen des Königreichs t). Allein sein unruhiges Temperament verwickelte ihn oft mit den Herren, seinen Nachbarn, in Streitigkeiten u). Im Jahr 1165 führte er einen Krieg

r) Dieser Enkel war Herve der Zweete, Graf von Nevers. Wir sagen in der Anmerkung t) über die Erklärung des Guido von Gaste-blé, daß Herve die Ländereyen, als das Heurathsgut seiner Tante Hermensede zurückforderte.

s) Gesta Dei per Franc. Vill. Tyr. L. 20. c. 27.

t) Hist. généal. de Châtill. L. 2. ch. 12. und in den Documenten p. 26.

u) Hist. généal. des grands Offic. T. 3. p. 198.

Krieg mit Wilhelm dem Vierten, Grafen von Nevers f).

Die Monarchen seiner Zeit waren noch mehr von dem Glanz ihrer Geburt verblendet, als daß sie sich für sein ausschweifendes Betragen und für seinem Charakter hätten fürchten sollen. Amaury der Erste, König von Jerusalem, und seine Gemahlin, Agnes von Courtenai, erfuhren dies auf eine nachtheilige Art. Sie hatten zur Absicht, die Prinzeßin Sibylle, ihre Tochter, durch ihn vermählen zu lassen g). Amaury hatte im Jahr 1169 Friederich, den Erzbischof von Tyrus, nach Frankreich geschickt, um Beystand gegen Noradin zu erflehen, und zugleich hatte er ihm aufgetragen, wegen der Vermählung seiner Tochter mit dem Grafen von Sancerre in Unterhandlung zu treten. Da dieser ein Schwager des Königs Ludwigs des Siebenten war, der, wie wir gesehn, seine Schwester Alix, oder Adele, geheurathet hatte; so glaubte Amaury, durch diese Vermählung genauer mit dem König verbunden zu werden.

Der Antrag wurde vom König und vom Grafen angenommen. Man verfertigte die Ehepakten, und der Graf reißte aus Frankreich ab, um die Vermählung zu vollziehen. Allein bey seiner Ankunft zu Jerusalem änderte er seine Gesinnung, und wollte sich weiter nicht in die Sache einlassen. Um jedoch seine Unbeständigkeit einiger-

f) Die Enkelin dieses Grafen von Nevers wurde mit Herve dem Ersten von Donzy vermählt. Durch diese Vermählung wurden die Herren von Donzy Grafen von Nevers.

g) Vill. Syr. Lib. 20. cap. 27.

einigermassen zu verbergen, blieb er ein oder zween Monate an dem Hofe des Amaury, ohne seine Gedanken zu entdecken. Er entwich heimlich, da man sichs am wenigsten versahe. Man siehet leicht ein, daß ein so offenbarer Bruch und eine so wenig erwartete Abreise ihm den Unwillen des Amaury, die Vorwürfe und die Verachtung der Baronen im gelobten Lande zuziehen musten.

Als er von dem Sultan zu Ikonium z) einen Paß erhalten hatte, so nahm er seinen Weg durch Cilicien: allein, dieses Passes ohngeachtet wurde er von einer Parthey des Milon, eines armenischen Prinzen, überfallen, und bey der Stadt Mamistra zum Gefangenen gemacht. Man nahm ihm sein ganzes Reisegeräthe, und ließ ihm nur ein mittelmäßiges Pferd, womit er Konstantinopel erreichte, von da er wieder nach Frankreich kam.

Es ist glaublich, daß das Unglück auf seiner Rückreise und die Gründe, die er wegen seines Widerwillens gegen diese Heurath anführte, den König rührten; er wurde nicht übel empfangen. Auch seine Brüder geriethen dieser Sache wegen nicht mit ihm in Zwist. Er war, so wie sein Bruder Wilhelm, damaliger Erzbischof zu Sens und Legat des päbstlichen Stuhls, Zeuge a) bey einer Schenkung, die Heinrich, Graf von Troies,

z) Soldanus Iconiensis — Mamistra urbs. *Vill. Tyr.* Ikonium ist eine Stadt in Kleinasien bey dem Berge Taurus; Mamistra lag nicht weit von Ikonium.

a) Affuerunt huius rei testes Dominus et frater meus Villelmus Senonensis archiepiscopus, Apostolicae sedis legatus, Stephanus frater meus etc. *Cartul. de Pontigny* p. 36, in der königlichen Bibliothek.

Troies, ihr Bruder, zum Besten der Kirche zu Pontigny im Jahr 1172 machte. Die Urkunden hierüber wurden auf dem Schlosse Provins, das Heinrichen gehörte, untersiegelt und ausgefertiget. In eben dem Jahre, da dies geschah, war auch der Graf von Sancerre von seiner Reise wiedergekommen.

Wir glauben, er habe sich in Frankreich um das Jahr 1179 vermählet: allein, wir wissen nicht, wer seine Gemahlin gewesen sey. Die Verfasser der genealogischen Historie des französischen Hauses b) geben ihr drey Namen. Erst nennen sie dieselbe Mathilde c) in ihrem Text, und in einer Anmerkung auf dem Rande sagen sie, in einer Aufschrift der Abtey St. Satur in Berri werde sie Alix genennet; andere, setzen sie hinzu, nennen sie Maria. Man siehet hieraus, daß der wahre Name der Gemahlin des Grafen von Sancerre ungewiß sey.

Andere ältere Genealogisten, z. B. Andreas Düchesne d), du Tillet e), Sainte-Marthe f), Peter Pithou g) ꝛc. haben sich mit allzugrosser Zuversicht an den vorhin getadelten Chronickschreiber gehalten. Sie haben dem Grafen von Sancerre keine andere Gemahlin, als die Tochter Gottfrieds von Donzy und Gien gegeben. Diese verehrungswerthen Schriftsteller waren nicht auf die Urkunde, die wir vorbringen

b) T. 2. p. 847. edit. 1716.
c) So hieß die Mutter des Grafen von Sancerre.
d) Hist. de la maif. de Châtill. L. 2. c. 12. und in den Documenten p. 26.
e) Recueil des Rois de France.
f) Hist. généal. de la maif. de France T. I. p. 632.
g) Généalog. des comtes de Champagnes.

werden, aufmerksam. Sie dachten nicht daran, daß der Graf von Sancerre im Jahr 1170 nach Jerusalem reißte, um sich zu vermählen, und daß er also damals keine Gemahlin hatte. Sie haben nicht die Bemerkungen gemacht, die wir über das Datum der Geburt und über das Alter seiner Kinder beybringen werden.

Wir vermuthen, daß er sich im Jahr 1180, nach Ludwigs des Sieben ten Tod, wieder vermählt habe. Sein unruhiges Temperament hatte ihn zur Parthey der Ligue gezogen, die wegen der Verwaltung des Königreichs, während der Minderjährigkeit Philipps Augusts, entstand.

Ludwig der Siebente hatte den Grafen von Flandern zum Regenten ernennet. Der Graf von Sancerre behauptete, daß die Regentschaft von Rechtswegen der verwittweten Königin, seiner Schwester, zugehöre; er erklärte sich für sie, und machte sich zum Haupt der Ligue.

Der Graf von Flandern rüstete sich eilends, um sich dem Fortgange des entstandenen Feuers zu widersetzen. Er hatte den jungen König in seiner Gewalt. Er nahm ihn mit zu der Armee, und begleitete ihn bey der Belagerung der Festung Chatillon am Loing, die dem Grafen von Sancerre gehörte h). Der Graf von Flandern war in diesem Feldzuge geschwind und glücklich, nahm die Festung ein, und schleifte sie; und durch diese

h) Tenco de Blancha comitissa Trecensi — Castellionem super Loa, cum omnibus pertinentiis etc. — S. den Huldigungsvertrag des Sohns des Grafen von Sancerre, unter den Documenten zu der Abhandlung des Chantereau Lefebvre von den Lehen S. 35.

diese That demüthigte er die Ligue, indem er den Anführer derselben strafte.

Nach diesem Unfalle brachte der Graf von Sancerre seine Zeit in seinen Ländereyen zu; er blieb daselbst einige Zeit lang, ohne sich in die Angelegenheiten des Königreichs zu mischen: allein, bey dem ersten Gerüchte von dem Kreuzzug, der in Frankreich wider Saladin geprediget wurde, erwachte seine Tapferkeit. Er besuchte demnach diejenige Gegend wieder, wo er der Prinzeßin Sibylle, durch Versagung seiner Hand, eine so empfindliche Beleidigung zugefügt hatte.

Der König Amaury lebte nicht mehr, und Sibylle war mit Veiten von Lusignan vermählt, der durch sie den Titel eines Königs von Jerusalem besaß, ob ihm gleich nichts übrig war, als die traurigen Trümmer dieses Königreichs. Saladin hatte den Franken alle Städte Palästinens, von Jerusalem bis nach Ptolemais oder St. Johann d'Acre am Meere wieder abgenommen. Um diesen letzten Platz wieder einzunehmen, hätte man ihn zu Wasser und zu Land einschliessen müssen. Lusignan hatte nur wenig Schiffe, und konnte ihn also nur zu Land angreiffen. Saladin näherte sich zum Entsatze. Er fieng an, die Armee des Lusignan in ihren Linien einzuschliessen, so daß aus einer belagernden Armee eine belagerte wurde; als auf einmahl einige Schiffe im Hafen erschienen i). Dies waren die Schiffe, welche Robert der Zweete, Graf von Dreux, Theobald, Graf von Blois, und sein Bruder Stephan von Sancerre, führten. Diese drey Generale waren die Vorläufer der Könige von Frankreich und

i) Chron. Roberti Sanuto L. 7. part. 10. c. 4.

England. Sie schifften sich um die Mitte des Jahrs 1189 aus, und nachdem sie sich mit der Armee des Lusignan vereinigt hatten, nöthigten sie den Saladin, sich ein wenig zurückzuziehen; allein, bey den ersten Angriffen blieben die Grafen von Blois und Sancerre. Die Stadt wurde erst nach der Ankunft der Könige Philipp und Richard erobert.

Der Leichnam des Grafen von Blois wurde nach Frankreich gebracht, und zu Pontigny beerdiget [k]). Es ist glaublich, daß man dem Leichnam seines Bruders eben diese Ehre bezeigte: allein versichern können wir es nicht, weil wir kein Denkmahl haben, das uns davon unterrichtete.

Stephan wurde nach seinem Tode nicht sehr bedauret. Dies soll nicht so viel sagen, als wenn er nicht von Zeit zu Zeit Proben der Tugend und des Verdienstes gegeben hätte. Wir haben angeführt, daß in seiner Jugend der heil. Bernhard mit seinem guten Betragen gegen ihn zufrieden war. Er besaß die Herzhaftigkeit seines Jahrhunderts, die in seiner Familie erblich war [l]). Er nahm das Kreuz, und starb mit den Waffen in der Hand gegen die Saracenen. Allein, die überwiegende Menge von Lastern und Fehlern verdunkelte das wenige Gute, das wir an seinem Bildniß erblicken. Er war seinen Leidenschaften zu sehr unterworfen, zu unbeständig, zu unruhig; mit einem Worte, wenn man seine Eigenschaften abwäget, werden

k) Hist. de Blois, par Bernier p. 303.

l) Heinrich, Graf von Troies, sein Bruder, hat einen Kreutzzug gethan. Heinrichs Sohn nahm auch das Kreutz. Theobald, Graf von Blois, und Ludwig, sein Sohn, gleichfalls. Beyde wurden auf ihrem Kreutzzug getödtet.

den die Tugenden gegen die Laster zu leicht befunden. Noch tadelnswürdiger erscheint er, wenn man ihn mit seinen Brüdern vergleicht. Heinrich war der freygebigste Prinz seiner Zeit; jeder Tag wurde mit einer Wohlthat bezeichnet. Der Kardinal von Champagne behauptet in der Geschichte den Platz eines der größten Kardinäle und der besten Minister, die Frankreich je gehabt hat [m]). Der Graf von Blois verdiente sich den Beynamen des Guten [n]) Stephan von Sancerre verdunkelt diese Gemählde seines Hauses.

Er war acht und funfzig Jahr alt, als er umkam. Er hatte zween Söhne von der Gemahlin, die er ums Jahr 1179 heurathete. Der ältere hieß Wilhelm, wie der Erzbischof von Reims, sein Onkel; der jüngere hatte den Namen Stephan. Wilhelm konnte bey dem Tode seines Vaters nicht älter, als zehn bis eilf Jahre seyn [o]). Diese beyden Kinder blieben unter der Vormundschaft ihrer Mutter, so lange sie ihren Gemahl überlebte. Als sie ums Jahr 1198 starb, wurden sie der Aufsicht Theobalds, Grafen von Troies, ihres Vetters, und Oberlehnsherrn ihrer Länder, anvertrauet [p]). Die Königin Adele, die Tante dieses und der unmündigen Grafen, überließ ihm, als ihrem Vormund, die Rechte, die ihr in Ansehung der Vormundschaft zukamen.

m) Cardin. Franç. par Fr. Ducheſne L. 1. p. 165.
n) Hiſt. de Blois, par Bernier p. 301.
o) Hiſt. généal. de la maiſ. de France T. 2. p. 817.
p) Charte du cartulaire de Champagne, liber Pontificum, in der königlichen Bibliothek fo. 83. Gedruckt in der Alliance chronologique des P. Labbe T. 2. p. 630.

Als Wilhelm im Jahr 1209 mündig geworden war, so huldigte er selbst dem Grafen von Champagne wegen seiner Grafschaft Sancerre und wegen der davon abhängenden Länder q).

Wenn die Genealogisten auf die Unmündigkeit der Kinder Stephans von Sancerre, und auf die Zeit, da der ältere mündig wurde, ein wenig aufmerksam gewesen wären; so würden sie eingesehn haben, daß dieser ältere kein Sohn der Hermensede von Donzy und Gien, die im Jahr 1153 geheurathet und verlassen wurde, seyn könnte. Wäre er ihr Sohn gewesen, so würde er sieben und dreyßig Jahre alt gewesen seyn, als sein Vater umkam. Er war also, wie wir behaupten, das Kind einer andern Gemahlin, deren Name und Familie noch nicht genau bekannt sind.

Das Unglück Stephans von Sancerre bey seiner ersten Reise nach dem gelobten Lande, sein Tod bey seiner zwoten Reise, schreckten seinen Sohn nicht ab, dahin zu gehen. Nachdem er seine Länder der Aufsicht Roberts des Dritten, Grafen von Dreux, eines Sohns desjenigen, der mit Stephan von Sancerre vor Ptolemais angekommen war, anvertrauet hatte r); so reißte er ab im Jahr 1216. Er hatte damals einen Sohn, mit Namen Ludwig, durch welchen die Nachkommenschaft bis auf Ludwig von Sancerre, den wir im Anfang dieser Lebensbeschreibung nannten, fortgepflanzt wurde.

Wir

q) Traité des fiefs, par Chantereau Lefebvre, unter den Documenten S. 35.

r) Cartulaire de Champagne p. 43. Alliance chronologique du P. *Labbe* T. 2. p. 640. et dans les notes sur les assises de Jerusalem p. 251.

Wir übergeben sie als ein historisches Stück, das viele bis jetzt unbekannte Dinge enthält, oder doch wenigstens solche, die unrechtmäßiger Weise von allen, die unsere Geschichte geschrieben haben, ausgelassen worden sind, wie z. B. die Belagerung von St. Agnan durch den König Ludewig den Siebenten im Jahr 1153. Kein einziger alter und neuer Geschichtschreiber hat derselben, so wenig als der zwoten Vermählung Stephans von Sancerre, gedacht. Alle genealogische Schriftsteller haben nur von der ersten geredet, und haben aus ihr, wider alle Wahrheit, seine Kinder entspringen lassen. Um das Zutrauen der Geschichtschreiber, die in Zukunft das Leben Ludwigs des Siebenten beschreiben, und der Genealogisten, die die Genealogie des Hauses Sancerre anders ausarbeiten wollen, zu gewinnen, erfordern diese Neuigkeiten von uns, daß wir das Denkmahl, woraus wir sie gezogen, von neuem aufstellen. Es ist schon in der genealogischen Geschichte der Herren von Vergy [s]), und in dem Thesaurus Anecdotorum, bekannt gemacht worden: allein die unermeßliche Menge von Urkunden, unter denen es in diesen beyden Werken stehet, hat es gleichsam erstickt. Niemand suchte es daselbst; niemand gab Achtung darauf.

Wir haben es von der Schrift abgeschrieben, die einen Theil der Urkundensammlung von Champagne, liber Principum genannt, ausmachte, und bey dem Brand der Rechnungskammer untergieng. Glücklicherweise besitzt die königliche Bibliothek eine sehr schöne Abschrift davon. Es ist auch noch eine Kopie von eben dieser Schrift in einer von den Champagnischen Urkun-

s) T. 1. col. 863.

densammlungen, die man die Kolbertinischen nennet, befindlich. Hier ist sie, so wie wir sie gelesen, und vor dem Brande getreulich abgeschrieben haben [t]).

Urkunde, wodurch bewiesen wird, daß der König Ludwig der Siebente das feste Schloß St. Agnan *), wegen einer Vermählung Stephans, Grafen von Sancerre, mit Hermensede, einer Tochter Gottfrieds des Dritten, Herrn von Donzy und Gien, in Person belagert und eingenommen hat [u]).

Nos Odo [x]), dux Burgundie, et Galcherus [y]) comes sancti Pauli, notum facimus universis presentes litteras inspecturis, quod Guido

t) Im Monat September des Jahrs 1237.

*) Dieses Schloß wurde im Jahr 1663 zu einem Herzogthum und zu einer Pairschaft erhoben.

u) In der Urkundensammlung waren zwo Kopien von dieser Urkunde, die eine S. 83, die andere S. 84.

Wir halten dies für die erste Erklärung oder Aussage, welche Guido oder Veit von Gastenble, als abgehörter Zeuge, vor drey Kommissarien, dem Herzog von Burgund, dem Grafen von Saint-Paul, und Robert von Courtenai, ablegte. Der Sammler des Thesaurus Anecdotorum hat diese erste Aussage bekannt gemacht. Robert von Courtenai ist in seiner Abschrift genennet, wie auch in der Abschrift, die vorher in der genealogischen Geschichte von Vergy erschien; aber nicht in der unsrigen.

x) Odo der Dritte, Herzog von Burgund, der sich zu einem Kreuzzug fertig machte, zu Lyon aber krank wurde, und daselbst am 6ten Julius 1218 starb.

y) Gaucher von Chatillon, der erste dieses Namens, der durch seine Gemahlin Graf von Saint-Paul wurde. Er war mit bey dem Parlament, das Philipp August zu Melün im Jahr 1216, in Angelegenheiten der Grafschaft Champagne, hielt. Gaucher starb im J. 1219.

do z) de Gasteble juratus coram nobis testificatus est ista, et haec subscripta asseruit vera esse, quod

z) Gaste:ble ist der Name einer Länderey im Gebiete der Stadt Sens. Guido oder Veit war Herr darüber, und führte den Namen davon. Noch jetzt wird sie Pleßis-Gaste=ble genennet. Weil die Urkunde an sich die Aussage Veitens von Gaste=ble ist, so muß aus andern Urkunden gezeigt werden, daß zur selbigen Zeit würklich ein Edelmann dieses Namens gelebt habe.

Wir haben Briefe vor uns, die im Jahr 1185 geschrieben sind, und worinn es heißt: testis Guido de Gasteble. Aus der Abschrift der Domänenrechnung Philipps August, die an Brüssels Abhandlung von den Lehen angedruckt ist, sehen wir, daß im Jahr 1203 Veit von Gaste=ble königlicher Domäneneinnehmer zu Sens war: Computum balliorum de Guidone de Gaste-ble p. CXCV. Im J. 1207 ertheilte Philipp August, auf Ansuchen Veitens von Gaste=ble und anderer Edelleute, eine Urkunde, wovon wir die Abschrift genommen, Kraft welcher er seine Einwilligung gab, daß keine Häuser mehr auf ein gewisses Stück Land nahe bey Sens gebauet werden sollten. Concessimus – Blanche comitisse Campanie, Guidoni Gaste-ble etc. S. die Kolbertinische Urkundensammlung von Champagne in der königlichen Bibliothek. In einem Papiere vom Jahr 1213 heißt es: Recepimus testimonium nobilium virorum, Simonis de Corpalai – et Guidonis Gaste-ble. S. Baluzens Bullen Innocenz des Dritten, und Alliance chronolog. du P. Labbe T. 2. p. 658.

Wir haben gesagt, daß das Schloß St. Agnan im J. 1153 von dem König Ludwig dem Siebenten belagert wurde. Wir müssen nun auch diesen Datum berichtigen. Er wird uns von dem Chronickschreiber der Regierung dieses Königs, den wir angeführt haben, angegeben. Anno 1153 – eodem tempore, sagt er, Gaufridus de Ginnago quamdam filiam suam Stephano de Sancerre in uxorem dedit etc.

Guido von Gaste=ble war mit bey dieser Belagerung. Er muste damals noch sehr jung seyn. Wir glauben, er sey achtzehn oder höchstens zwanzig Jahre alt gewesen:

quod Gaufridus a) de Donciaco dedit filiam suam Ansel-

wesen: ipse Guido interfuit obsidioni. War er im J. 1153 achtzehn oder zwanzig Jahre, so war er im J. 1217, da diese Aussage geschah, zwey oder vier und achtzig Jahre alt. Es wird auch würklich bemerkt, daß er sehr alt gewesen: idem Guido longevus est et magne etatis etc.

Alle diese Anmerkungen zeigen, wer der Zeuge, dessen Aussage wir zum Beweis anführen, gewesen sey. Sie zeigen auch, wie genau und sicher seine Aussage sey, welches Zutrauen sie von Seiten der Geschichtschreiber, die in Zukunft die Geschichte der Regierung Ludwigs des 7ten beschreiben wollen, verdiene.

Wir wissen nicht genau das Sterbejahr Veits von Gastesble: allein man ist versichert, daß es nicht eher, als nach dem J. 1217 erfolget sey.

a) Die Landschaft Donzy macht, nach dem Coquille, in seiner Geschichte von Nivernois S. 354, den achten Distrikt im Lande Nevers aus.

Die alten Herren, die sich nach dieser Landschaft benennten, stammten von der Familie von Vergy ab. S. Histoire de Vergy, par A. Ducheſne L. 10. chap. 4 p. 399.

Gottfried der Dritte besaß nicht allein die Herrschaft Donzy, sondern auch die Herrschaften Saint-Agnan, Gien an der Loire, Ouchi und Neuilli ꝛc. wie man aus der Aussage Veitens von Gastesble und aus der angeführten Stelle des Chronickschreibers Ludwigs des 7ten siehet. Eben dieser Chronickschreiber wurde durch diese mehrern Herrschaften verführt, zu sagen, der König habe das Schloß Gien eingenommen, anstatt daß er das Schloß St. Agnan hätte nennen sollen. Allein, da Veit von Gastesble bey der Armee der Belagerer war, so muß man ihm, in Ansehung des Namens des Schlosses, mehr Glauben beymessen, als dem andern Schriftsteller.

Gottfried von Donzy starb um das Jahr 1161, sein Sohn, Herve, folgte ihm in seinen Herrschaften im J. 1162. Er war unter der Zahl der Baronen des Königreichs, die der König in diesem Jahre zu einem Parlement versammlete. Baronum nostrorum fuit magna frequentia — Herveus de Giennio etc. — S. Lettres

impri-

Anſello de Triangulo b) in uxorem, et ſponſalia facta fuerunt apud Donciacum quadam die vene-

imprimées dans l'hiſtoire généalogique de la maiſon de châtillon L. 2. chap. 12. p. 26, unter den Documenten.

b) Die Landſchaft Trainel liegt in Champagne an dem Bache Loing, der in die Seine fällt, nicht weit unterhalb Nogent. Sie iſt ein Lehen von der Grafſchaft Champagne.

Der älteſte bekannte Edelmann, der den Beynamen von Trainel führte, war Anſeau oder Anſel der Erſte. Er lebte zur Zeit der Stiftung der Abtey Paraclet, die unter der Aufſicht der berühmten Heloiſe erbauet wurde. Anſel erlaubte der angehenden Abtey den Gebrauch ſeiner Waldungen. Opera Abailardi p. 351. et 1186.

Anſel ſtarb um das Jahr 1150; er hatte Hermengard von Villemor geheurathet, von der er zween Söhne hatte, Anſel den 2ten und Garnier.

Anſel der Zweete iſt die Hauptparthey bey dieſer Urkunde. Er heurathete die Tochter des Herrn von Donzy. Er beſaß deswegen die Landſchaften Ouchi und Neuilly, die er funfzehn Jahre hernach (im J. 1168) mit dem Grafen von Champagne für die Zölle von Provins und Pons an der Seine vertauſchte. Einen Theil davon trat er ſeinem Bruder, Garnier von Trainel, ab, der ihm zu ſeiner Heurath Geld gelehnt hatte.

Alles dieſes iſt in der Urkunde bemerkt. Der Tauſch gegen den Zoll von Pons wird durch die Urkunde vom J. 1209, die wir in der Urkundenſammlung von Champagne, liber Principum, geleſen haben, beſtätiget. — Dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen einerley Begebenheiten, die man aus verſchiedenen Urkunden ziehet, beſtätigen immer mehr und mehr die Treue und Genauigkeit der Auſſage Veits von Gaſte-ble. Anſel von Trainel, von dem in der Urkunde geredet wird, ſtarb um das Jahr 1198. Seine Gemahlin überlebte ihn; ſie huldigte dem Grafen von Champagne im J. 1205. S. Chantereau Lefebvre p. 29. Sie ſtarb erſt um das J. 1212, ſo daß von allen in der Urkunde genannten Perſonen, die an der Belagerung von St. Aignan Theil hatten, Veit von Gaſte-ble im J. 1217 noch allein am Leben war.

veneris: Gaufridus de Donciaco dedit Anſello de Triangulo in matitagium Nulliacum, et quidquid habebat ibidem, et id quod habebat in burgo de Ulcheio, videlicet medietatem, quia nihil habebat in caſtro. Anſellus vero dedit propter hoc predicto Gaufrido quingenta libras et amplius, ſicut credit Guido. Anſellus de Triangulo non jacuit cum uxore ſua ea nocte qua eam deſponſauit, ſed ſtatim rediit in terram ſuam. Poſtea contigit quod comes Stephanus cepit eamdem Dominam in uxorem, et adduxit eam apud Sanctum Anianum, et fuit ſaiſitus de Sancto Aniano pro uxore ſua. Anſellus de Triangulo hoc audito conqueſtus eſt comiti Henrico c), per quem fecerat matrimonium iſtud et qui debebat ei garantire, quod inde factum fuerat. Comes vero Henricus ſtatim ivit ad regem Ludovicum d), et oſtendit ei quod tantam injuriam et tantum dedecus fecerat frater ejus comes Stephanus Domino Anſello Militi ſuo, quem tantum diligebat, imo ipſi comiti Henrico, quia dedecus illud ſibi factum eſſe reputabat. Tantum autem fecit comes

c) Heinrich, Graf von Troies, Stephans, Grafen von Sancerre, älterer Bruder, hatte die Grafſchaft Troies im Jahr 1151 geerbt. Er ſtarb im Jahr 1180, und hinterließ die ſchmeichelhafteſte Achtung, nach der ein Prinz ſtreben kann.

d) Die Zeit, in der ſich die von Veiten von Gaſte-ble erzählten Begebenheiten zutrugen, kommt mit der Zeit der Regierung Ludwigs des Siebenten überein, welcher vom Jahr 1137 bis 1180 regierte. Folglich iſt nicht zu zweifeln, daß er es ſey, von dem in der Urkunde die Rede iſt.

mes Henricus erga Regem, quod Rex et ipſe obſederunt Sanctum Anianum e), et ipſe Guido interfuit obſidioni. Tandem caſtellum illud redditum fuit eis, et tandiu detentum fuit ab eis quoad Galfridus de Donciaco et uxor ejus et comes Stephanus fecerunt pacem cum Triangulo tali modo, videlicet quod propter injuriam et dedecus eidem Anſello facta et pro denariis quos dictus Galfridus de ipſo habuerat, quittauerunt dicto Anſello Nulliacum f) et medietatem burgi Ulchei, et laudari fecerunt ab illis ad quos laudatio pertinebat: Anſellus autem et Hermenſedis g) uxor ejus tenuerunt Nulliacum

e) Saint-Agnan iſt eine Landſchaft in Berri, an dem Fluſſe Cher. Nach der getrennten Vermählung des Grafen von Sancerre kam die Landſchaft wieder an Gottfried von Donzy, und durch Erbfolge an ſeine Kinder; ſie war ein Lehen von der Grafſchaft Blois. Der Herr, der ſie im Jahr 1203 nebſt andern Ländern beſaß, huldigte Ludwigen, Grafen von Blois, der zwey Jahre hernach in der Schlacht bey Adrianopel blieb.

f) Wir haben geſagt, daß dieſes Neuilly und Ouchi in Soiſſonnois liegen. — Der Streit, der ſich zwiſchen den Grafen von Champagne und Nevers bey Gelegenheit des Eigenthums dieſer Ländereyen erhob, ward durch einen Vergleich beygelegt, der unter denen von Chantereau-Lefebvre bekannt gemachten Urkunden gedruckt iſt, Traité des fiefs p. 98; Hiſtoire généalogique de Vergy L. 10. p. 101.

g) Da der Zeuge ſagt, daß der Ritter von Trainel und ſeine Gemahlin Hermenſede die Landſchaften vor dem Tauſch beſaſſen; ſo folget daraus, daß dieſe Landſchaften das Heurathsgut der Tochter Gottfrieds von Donzy waren. Es folget ferner hieraus, daß die Genealogiſten, die die kurze Ehe des Grafen von Sancerre mit eben dieſem Fräulein als immer fortdauernd angeſehn, Hermenſeden, und nicht Mathil-

liacum et medietatem burgi Ulchei per quindecim annos et amplius. Postea vero excambivit Anſellus comiti Henrico Nulliacum, et id quod habebat apud Ulcheium, et inde habuit medietatem pedagii pontium et portarum Pruvini. Postea Aſellus aſſignavit Garnero h) de Triangulo fratri ſuo triginta libratas terrae in pedagio pontium pro parte quam idem Garnerus habebat in denariis quos Anſellus dederat ſupra dicto Galfrido.

Iſtud nobis teſtificatus eſt Guido Gaſteble per ſacramentum ſuum: quia igitur idem Guido longevus eſt et magne etatis, timentes ne decederet, recepimus ſuper hoc teſtimonium eius redactum in preſenti ſcripto, in cujus autem rei teſtimonium preſentes litteras fieri voluimus ſigillorum noſtrorum appencione munitas. Actum anno gratie M°. CC°. XVII°.

Mathilden, hätten nennen ſollen, wie doch geſchehen iſt. Hiſtoire des grands Officiers de la Couronne T. 2. p. 847.

h) Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir in der Anmerkung b) vom Garnier, dem Bruder des Anſel, geſagt haben. Die Urkunde vom J. 1209, die wir zum Beweis, daß ein Theil des Zolls von Pons dem Garnier gehört hatte, angeführt, iſt in Anſehung dieſes Punkts entſcheidend. Wir ſchlieſſen mit der Vermahnung, daß unſere künftigen Geſchichtſchreiber das Studium der Urkunden nicht vernachläßigen mögen. Dies iſt die ſicherſte Quelle der Geſchichte.

X.

Leben Georg von Amboise,

Bischof zu Valenz, nachher Erzbischof zu Narbonne, und endlich zu Rouen; Generallieutenant und nachgehends Statthalter der Normandie, Kardinal, beständiger Legat des päbstlichen Stuhls in Frankreich und erster Minister unter Ludwig dem Zwölften.

Georg von Amboise ward im Jahr 1460 gebohren. Sein Vater war Peter von Amboise, Herr auf Chaumont, an der Loire; seine Vorfahren, die ehedem den Namen von Berrie geführt, hatten die Güter des Hauses Amboise durch Erbschaften überkommen, und im Jahr 1256 den Namen und das Wappen desselben für sich und ihre Nachkommen angenommen. Dieser Peter von Amboise war erster Kammerjunker bey Ludwig dem Eilften, und hatte neun Söhne, die sich alle durch ihre Verdienste und die Aemter, die sie besassen, hervorthaten. Der, von dem wir hier reden wollen, war der jüngste, oder, wie andre vorgeben, der vorletzte.

Georg entsprach durch seine vortrefliche Naturgaben der Sorgfalt seiner geschickten Mutter und dem Unterricht seines aufmerksamen Lehrers vollkommen.

Nachdem er einige Wissenschaften so obenhin, wie man es in jenen Zeiten der Unwissenheit gewohnt war, erlernt hatte, bekam er nach dem Willen seiner Eltern, die ihn zum geistlichen Stand bestimmten, von dem man damals glaubte, er erfordere so gar viel Gelehrsamkeit nicht, den Titel als Doktor des Kanonischen Rechts. Es währte nicht lange, so wurde er Bischof, und er war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ihn schon **Ludwig der Eilfte**, in Ansehung seines ältesten Bruders, **Karls von Amboise**, zum Bisthum von Montauban ernannte, und nicht lange darnach ihn auch unter seine Allmosenpfleger aufnahm. Dieser junge Geistliche machte sich bey dem König durch seine Weisheit und Bescheidenheit sehr beliebt. Der berühmte **Robert Gaguin** *) und **Philipp von Comines**, der durch seine (so ungekünstelt und mit der größten Genauigkeit geschriebene) Nachrichten **) bekannt genug ist, standen eben damals, als er bey Hof erschien, in grossem Ansehen. Sie gaben sich Mühe, ihn auszubilden, und schrieben ihm vortrefliche Regeln, wie er sich zu betragen habe, vor. In der Folge wußte er sie auch sehr wohl zu nutzen. Sein Verstand war mehr gründlich, als blendend; mehr richtig, als fein. An den freyen Künsten oder auch an andern Wissenschaften hatte er keinen Geschmack, ja selbst die mittelmäßigen Kenntnisse, die doch die meisten Personen seines Standes in unsern Tagen zu erlangen suchen, fehlten ihm; an deren Statt aber besaß er alle jene Eigenschaften, durch

*) General vom Orden zur Auslösung der Gefangnen. Er war so wie Philipp de Comines aus Flandern.

**) Dies Werk steht in so grosser Achtung, daß es in alle europäische Sprachen übersetzt ist.

durch die man in der Welt sein Glück machen und zu hohen Ehrenstellen kommen kann. Mit der Kunst vom Hofleben und dem was dazu gehört, war er sehr bekannt; dabey besaß er aber eben so viel Bescheidenheit als Mäßigung, wußte zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen, seinen Verdruß auszulassen oder fahren zu lassen, unter einem äusserlichen Ansehen von Gleichgültigkeit und Freymüthigkeit war er heftig, ehrgeitzig, biegsam und verschlagen; im Grunde hatte er viel Religion, ja, man kann es so gar Frömmigkeit nennen, doch wollte er es immer mehr scheinen, als er es würklich war, er war arbeitsam, wachsam und gegen die Wollüste ziemlich unempfindlich; immer höflich, sprach gerne und drückte sich mit vieler Anmuth aus. Sein Ansehen war sanft und heiter, und seine Gesichtszüge, in denen seine schöne Eigenschaften, sein feiner Verstand und gewisser massen auch jenes grosse Glück, zu dem er gelangte, abgebildet waren, versprachen viel Gutes.

Er war nicht lange am Hof, so theilten sich die Gemüther zwischen dem Herzog von Orleans, ersten Prinzen vom Geblüt, der nachher als Ludwig der Zwölfte zur Regierung kam, und dem Hrn. von Beaujeu, dem Jüngsten von der älteren Bourbonischen Linie. Das königliche Haus stand damals auf schwachen Füssen, und es lebte nur der Dauphin nebst zwo von seinen Schwestern. Dieser Prinz hatte eine schlechte Erziehung erhalten; sein Geist war nur mittelmäßig, doch aber lebhaft und kriegrisch.

Die älteste Prinzeßin, die am Geist eben so liebenswürdig als am Körper war, wurde an den Herrn von Beaujeu vermählt, und die zwote, die ziemlich

ungestalt war und auch nicht einmal durch ihren Geist diese Häßlichkeit ersetzte, sondern nur ein sehr gutes Gemüth hatte, bekam der Herzog von **Orleans**, erster Prinz vom Geblüt. Aus Furcht, **Ludwig den Eilften**, der sehr zu fürchten war, und der sich nicht ungestraft beleidigen ließ, zu misfallen, wagte er es nicht, sie auszuschlagen. Diese beyden Vermählungen zogen zwo mächtige Partheyen unter den Grossen nach sich. Einige hielten es, weil der König sehr alt und der Dauphin immer kränklich war, mit dem Herzog von **Orleans**, den man als den vermuthlichen Kronerben ansah. Andre traten auf des Herrn von **Beaujeu** Seite, in der Meynung, daß ihm während der Minderjährigkeit des jungen Königs die königliche Gewalt würde übertragen werden.

Der junge Bischof von Montauban hatte seinen Jahren und Neigungen nach eine vollkommne Uebereinstimmung mit dem Herzog von Orleans, und wurde daher einer von den eifrigsten Anhängern dieses Prinzen, der ihn auch dafür mit seiner Freundschaft und Vertraulichkeit beehrte. Seine Brüder, die eben so schlau waren als er, schlugen sich theils zum Herzog von **Orleans**, theils zur Frau von **Beaujeu**, damit sie, der Glückswind mochte auch blasen, von welcher Seite er wollte, doch nie leer ausgehen möchten. Nach **Ludwigs des Eilften** Tod kam **Karl der Achte**, sein Sohn, im Anfang seines vierzehnten Jahrs 1483 zur Regierung. Nunmehr fieng die Parthey des Herzogs von **Orleans**, die sich bisher noch ganz verborgen gehalten hatte, an, sich öffentlich zu zeigen, und ihren Gegner die Verwaltung der Regierung streitig zu machen. Doch

die

die zu Tours versammleten Stände erklärten, daß, vermöge des unwiderruflichen Ausspruchs König Karls des Fünften, in Ansehung der Volljährigkeit der Könige, gar kein Regent seyn, sondern Karl so gleich gekrönt und alles in seinem Namen ausgefertigt werden sollte. Der Frau von Beaujeu, seiner Schwester, die nicht älter als zwey und zwanzig Jahr war, wurde die Sorge für seine Erziehung aufgetragen, und aus den Prinzen vom Geblüt und zwölf andern Personen, die die Stände erwählt und gebilligt hatten, wurde ein Rathskollegium gemacht, das die Besorgung der Staatsgeschäfte hatte.

Der Herzog von Orleans, der damals in seinem drey und zwanzigsten Jahre stand, war mit dieser Anordnung, die ihm nur sehr wenig Ansehen und Macht gab, ziemlich unzufrieden; doch hielt er es für das rathsamste, seinen Verdruß und seinen Ehrgeitz nicht eher ausbrechen zu lassen, als bis sich sein Anhang verstärkt hatte. Der Bischof von Mantauban, den seine Stelle, als königl. Allmosenpfleger, beständig an den Hof rief, gab unterdessen dem jungen König verschiedne Anschläge und suchte ihm üble Begriffe von der Frau Beaujeu beyzubringen, von dem Herzog von Orleans hingegen sprach er beständig mit Lobsprüchen. Endlich brachte er es bey diesem jungen Monarchen so weit, daß er ihm vorstellte, wie sehr gut es wäre, wenn er das Joch seiner Schwester abschüttelte, und sich ihrer Aufsicht entzöge.

Der Bischof merkte kaum, daß der König diesen seinen Wünschen geneigt war, so gab er dem Grafen von Dünois, Bastard von Orleans, und einigen andern,

dern, die von der Sache wußten, Nachricht davon. Sie nahmen auch ihre Maaßregeln sowohl, daß ihr Vorhaben gewiß nicht würde fehlgeschlagen seyn, wenn es nicht der Kourier, dem Amboise Briefe anvertraut, aus allzugrosser Treue der Frau von Beaujeu verrathen und ihr die Briefe überliefert hätte. Der Bischof von Montauban wurde hierauf sogleich nebst seinem Bruder Büssy und einigen andern, die mit an dieser Verschwörung Theil hatten, 1488 in Verhaft genommen. Unter diesen befand sich Pompadour, Bischof von Perigueux, und Philipp von Comines, der sechs Monate lang, nach der damaligen Gewohnheit, in einen Kerker kam und nachher noch ziemlich lange Gefangner bleiben mußte; den beyden Bischöffen hingegen und Büssyn wurde nicht so scharf begegnet.

Ob gleich Amboise seinen Richtern hinlänglich bewiesen hatte, daß er nichts ohne Einwilligung des Königs, der doch damals siebzehn Jahre alt und also im Stand war, von seiner Aufführung selbst zu urtheilen, unternommen, so wurde er doch nicht eher, als nach zwey Jahren, wieder frey. Während dieser Zeit war der Herzog von Orleans, der von dem Verhaftbefehl gegen Amboisen Nachricht bekommen hatte, 1488 nach Bretagne geflüchtet, vereinigte seine Soldaten mit den Truppen des Herzogs, der damals mit Frankreich im Krieg war, und kehrte seine Waffen gegen sein Vaterland, oder vielmehr nur gegen den Hof. Hier verlohr er die Schlacht bey St. Aubin du Cornier, wobey La Tremouille, ein Herr von fünf und zwanzig Jahren, die königl. Armee kommandirte, und der Herzog gefangen genommen wurde.

Der

Der Biſchof von Montauban, der ganz auf des Herzogs Seite war, wurde über dieſe traurige Nachricht ſehr beſtürzt. Was ihn dabey am meiſten ärgerte, war, daß er itzt ſelbſt ſeiner Freyheit beraubt und alſo auſſer Stande war, ihm zu dienen. Er gab ſich viele Mühe, um von ſeiner Gefangenſchaft frey zu werden; aber alles umſonſt. Die Herzogin von Bourbon, — denn ſo hieß itzt dieſe Prinzeßin, ſeitdem das Herzogthum und die andern Güter des Hauſes Bourbon älterer Linie durch Erbſchaft an ihren Gemahl gefallen waren, — war unerbittlich. Doch endlich fand noch Amboiſens Bruder, der Biſchof Ludwig von Albi, der ganz öffentlich, aus Furcht ſelbſt in Ungnade zu fallen, nichts für ihn unternehmen durfte, ein Mittel, wodurch er ihm Verzeihung zu verſchaffen hoffte, ohne ſich weiter dabey einer Gefahr auszuſetzen. Er ſtiftete nämlich einen Franziskaner, Namens Malerne, den Beichtvater der Prinzeßin, an. Dieſer Mönch wußte ſie dahin zu bringen, daß ſie nach und nach etwas von ihrer Strenge nachließ, und den beyden Biſchöffen zu verzeihen geneigt wurde.

Sobald der Biſchof von Albi durch den Vater Malerne, von dieſen Geſinnungen der Herzogin Nachricht bekam, ſchrieb er heimlich nach Rom, und bewog den Pabſt, die Biſchöffe von Montauban und Perigueux, die beyde einerley Urſache wegen gefangen ſaſſen, wieder auf freyen Fuß geſtellt zu verlangen. Dies Mittel glückte, und die Prinzeßin, die durch ihren Beichtvater und die päbſtlichen Nuncien, denen der Pabſt dieſe Sache zu betreiben aufgetragen hatte, heftig angegangen wurde, gab endlich 1489 dieſer zween Biſchöffen

schöffen ihre Freyheit wieder; doch mit der Bedingung, daß sie sich in ihre Kirchsprengel begeben mußten. So gemildert auch diese Strafe war, so blieb es doch noch für Geistliche, die des Hofs gewohnt waren, hart genug. Amboise hatte auch in der That itzt, da er seine Freyheit wieder genoß, nur den kleinsten seiner Wünsche befriedigt. Er bat von neuem, um die Erlaubniß, wieder an den Hof kommen zu dürfen, aber ohnerachtet aller seiner Bewerbungen konnte er diese Gnade nicht eher als funfzehn Monate nachher erhalten; und hier mußten noch seine Brüder für sein Betragen in Ansehung der Staatssachen Bürge werden. Er versprach alles zu befolgen, bey sich aber faßte er den Schluß, nichts zu halten, sondern alle Mühe anzuwenden, um den Herzog von Orleans, für den er sich mehr interessirte, als für seine eigne Angelegenheiten, wieder auf freyen Fuß zu setzen.

Die damalige Beschaffenheit der Umstände versprach seinen Absichten wenig Gutes. In Bretagne sah alles sehr schlimm aus. Durch den Ausgang der Schlacht bey St. Aubin und die Gefangennehmung des Herzogs von Orleans hatten die Bretagner ihren Muth verloren und begehrten Frieden zu schliessen, zu dem aber die Herzogin von Bourbon um so viel weniger geneigt war, da sie die Befreyung des Herzogs von Orleans zu einem der ersten Stücke dieses Vertrags machten. Endlich aber willigte Franz der Zweyte, Herzog von Bretagne ein, weil er voraus sah, daß diese ganze Sache schlimme Folgen für ihn nach sich ziehen würde, wenn er sich nicht völlig nach der Regentin Willen bequemte, daß der Herzog von Orleans nicht mit in diesem Frie-

den

den begriffen seyn sollte, und unter dieser Bedingung erhielt er ihn auch.

Da Amboise sah, daß von Seiten des Herzogs von Bretagne keine Hoffnung war, setzte er alles in Bewegung, um die Herzogin von Bourbon zu erweichen. In dieser Absicht verband er sich mit Ludwig Mallet, Herrn von Graville, der bey dieser Prinzeßin alles vermochte *). Er überredete selbst die Gemahlin des Herzogs von Orleans, Johanna von Frankreich, daß sie um die Befreyung ihres Gemahls, ob sie gleich wenig mit ihm zufrieden war, anhielt. Doch alles dies war umsonst; die Regentin gab nur leere Versprechungen, und der Tod des Herzogs von Bretagne, der in diese Zeit 1487 fiel, machte sie noch weniger geneigt. Sie wiederholte ihre Bitten, um den König zu bewegen, daß er diese Provinz eroberte; aber weder er noch sein Kanzler traten ihren Vorstellungen bey. Der Kanzler schlug vielmehr eine Vermählung des Königs mit der Erbinn von Bretagne, als

*) Johann von St. Gelais sagt, er habe in dem Rath das größte Ansehen gehabt. Glaubt man dem Geschichtschreiber Varillas, so war er so reich, daß der Kardinal Richelieu sein Testament drucken ließ, damit das Publikum einstens daraus eine Vergleichung mit dem seinigen anstellen könnte. Er hatte einen vortreflichen Kopf, aber sein Herz taugte nichts, denn wenn die Herzogin von Bourbon in der Rechtsversammlung einer andern Meynung war, so trat er niemals auf die gute Seite. Georg von Amboise schlug ihm seinen Neffen, Chaumont von Amboise, zum Schwiegersohn vor; Graville, der mit angesehnen Familien in Verbindung zu kommen suchte, nahm es mit dem größten Vergnügen an, und so wurde er ein Freund des Amboisischen Hauses. Die Heurath wurde erst nachher vollzogen.

ein weit rechtmäßigeres Mittel, dies Land mit Frankreich zu vereinigen, in der Rathsversammlung vor. Amboise, in der gewissen Hoffnung, durch diese Verbindung die Freyheit des Herzogs von Orleans am ersten zu erhalten, wünschte nichts mehr als dies; ja er hatte selbst dem Kanzler angelegen, es in der Rathsversammlung vorzutragen.

Anna, Herzogin von Bretagne, war eben so schön, als reich und mächtig. Der Graf von Dünois aber, der vom König an sie abgeschickt wurde, erhielt kein vortheilhaftes Gehör. Ihr Widerwille, sich an einen Prinzen zu vermählen, der den Herzog, ihren Vater, bekriegt hatte und sich auch noch gegen sie waffnete, war so groß, daß ihn der Graf nicht überwinden konnte. Hierzu kam noch ihr Stolz und ihre Zärtlichkeit, und sie befürchtete, Karl suche mehr ihr Land, als ihre Person. Vergebens bemühte sich der Graf, ihr diese Meynung zu benehmen; sie wollte von nichts hören; endlich sahe er sich genöthigt, dem König zu melden: Er würde sich ganz und gar keine Hoffnung machen dürfen, wofern sich nicht der Herzog von Orleans, für den die junge Prinzeßin sehr viele Achtung hatte, ins Mittel schlüge, und die Sache zu Stande brächte.

Amboise brachte dem König diese Nachricht von dem Grafen von Dünois, und da die Gelegenheit ausserordentlich günstig war, lag er ihm so sehr an, daß dieser junge Monarch, der für sich allein nichts zu thun würde gewagt haben, wenn er nicht verliebt gewesen wäre, den Augenblick befahl, den Herzog seines Gefängnisses zu entlassen. Einige Geschichtschreiber wollen

sogar

sogar sagen: Der König wäre 1491, ohne der Herzogin etwas von seinem Entschluß zu sagen, hingegangen, und hätte den Herzog von Orleans selbst aus dem Gefängniß abgeholt.

Der Herzog, der die Prinzeßin von Bretagne liebte, und auch wieder von ihr geliebt wurde, hätte freylich lieber für sich selbst werben mögen; aber da er einmal durch die Nothwendigkeit gezwungen war, hieß er seine Liebe schweigen, und bediente sich seiner Macht über das Herz der jungen Herzogin, um sie zur Vermählung mit dem König, die auch endlich 1492 zu Langeais geschlossen wurde, zu bewegen.

Die Vortheile, die der Herzog von Orleans aus dieser glücklichen Vollziehung zog, waren groß. Der König gab ihm öffentlich, und auch wenn sie allein beysammen waren, viele Merkmahle seiner Erkenntlichkeit und seiner Liebe. Die junge Königin hatte alle mögliche Achtung für ihn, und bey der Herzogin von Bourbon stand er auch wieder in Gnaden. Amboise sahe mit Vergnügen, wie sein Ansehen zugleich mit dem Ansehen seines Beschützers stieg. Man erzeigte ihm überall viele Ehre und erwies ihm alle Achtung, die er nur verlangen konnte. Durch den Tod des Grafen von Dunois, der sich einige Tage vor der Vermählung des Königs ereignete, erhielt er das Vertrauen und Wohlwollen des Herzogs von Orleans ganz allein. Solche grosse Vorzüge konnten ihm nichts anders als Nutzen und Ehre bringen; jedermann suchte durch sein Ansehen bey Hofe unterzukommen oder sich aufzuhelfen. Um diese Zeit wählte ihn das Domkapitel zu Narbonne zum Erzbischof, und kurz darauf wurde er Generallieutenant

tenant in der Normandie. Wie dies zugieng, will ich gleich erzählen.

Seit der Aussöhnung des Herzogs von **Orleans** mit dem Hof stellte sich zwar die Herzogin von **Bourbon**, bey allen Gelegenheiten an, als ob sie ihm sehr geneigt wäre, innerlich aber haßte sie ihn würklich, und befürchtete, er möchte sich einmal in der Folge wegen aller der erlittnen üblen Begegnisse an ihr rächen. Aus dieser Absicht hatte sie ihm die Statthalterschaft über die Normandie geben lassen. Der Herzog, der sich nicht gerne mit allen Kleinigkeiten abgab und sich ganz auf die, die ihm einmal gefallen hatten, zu verlassen gewohnt war, hatte eine grosse Freude, daß er an dem Erzbischof von Narbonne so einen Mann antraf, dem er alles übergeben konnte. Er ernannte ihn daher mit Genehmigung des Königs zu seinem Generallieutenant, und gab sein ganzes Ansehen in seine Hände. Einige Jahre nachher, da das Erzbisthum Rouen 1493 erledigt wurde, bemühte er sich, daß man **Amboisen** dazu erwählen möchte, damit er die Pflichten seines Amts mit mehrerer Gemächlichkeit erfüllen könnte. Der König vereinigte sich mit dem Herzog von **Orleans** und ließ das Kapitel zu Rouen inständig ersuchen, ihn zu wählen. **Georg von Amboise** wurde daher auf ihr Zureden Erzbischof von Rouen. In seiner Erwählungsurkunde wird er nur Priester genannt; es ist daher zu vermuthen, daß er niemals, weder zum Bischof von Montauban, noch zum Erzbischof von Narbonne, geweyht worden. Die Normandie war seit etlichen Jahren ganz voll von Raubgesindel, die das Land verwüsteten, und hatte daher einen solchen Befreyer, wie **Amboise** war,

war, höchst nöthig. Er traf auch als Generallieutenant so gute Anstalten, und ließ sie mit so viel Muth ausführen, daß er in weniger als einem Jahr die Sicherheit in dieser Provinz wieder herstellte.

Um diese Zeit 1494 faßte der König den Entschluß, mit einer Armee nach Italien zu gehen und das Königreich Neapel, auf das er gerechte Ansprüche hatte, zu erobern. Die Stadt Asti war zum allgemeinen Sammelplatz der Truppen bestimmt, und der Herzog von Orleans, dem sie gehörte, begab sich vorher dahin, um den König dort zu erwarten. So sehr er es auch verlangte, konnte der Erzbischof doch nicht sogleich mit ihm abreisen, weil er, da er eine so lange Reise unternehmen sollte, vorher erst seinen Kirchsprengel in die Verfassung setzen wollte, daß er in seiner Abwesenheit nichts litte. Einige fromme Seelen machten ihm zwar Zweifel darüber, daß er sein geistliches Amt so verlassen und einer Armee, wo seine Gegenwart eben so nöthig nicht war, folgen wollte; aber er fand gar leicht Kasuisten, die weniger streng waren, und ihm das Hofleben dem geistlichen Leben und die Ehre den ersten Prinzen vom Geblüt zu regieren der Ehre, seine Heerde zu weiden, vorzuziehn erlaubten.

Der Erzbischof reiste daher, nachdem ihm seine Zweifel auf die Art benommen worden, ab, und traf bey dem Herzog von Orleans in Italien ein. Er kam noch zeitig genug, um den berühmten Sieg, den der Herzog über die neapolitanische Flotte erhielt, mit anzusehen. Die Nachricht von dieser Niederlage verbreitete Schrecken über ganz Italien und die mächtigsten Städte öfneten dem König ihre Thore, der, nachdem

er

er zu Florenz und Rom seinen Einzug gehalten, den zwey und zwanzigsten Februar 1494 vor Neapel ankam. Er bemeisterte sich dieser Stadt und des ganzen Reichs in weniger als acht Tagen.

Der Herzog von Orleans war bey diesen Heldenthaten nicht zugegen. Kurz nach seinem Sieg wurde er krank, und mußte sich mit seinem Vertrauten, so sehr es ihn auch schmerzte, eine so vortrefliche Gelegenheit entgehen zu lassen, ohne sich neue Lorbeern erworben zu haben, nach Asti begeben. Amboise hatte noch eine andre Ursache, warum er verdrießlich war. Er hatte sich den Kardinalshut zu erhalten geschmeichelt, wenn der Herzog den König nach Rom begleitet hätte; und itzt da Briconnet, der von niedrer Herkunft und auch, wie er glaubte, von weniger Verdiensten war, den Purpur erhielt, bezeigte Amboise dem Herzog von Orleans, seine Unzufriedenheit darüber. Der Herzog beklagte sich auch nachher bey dem König, daß er Amboisen bey seiner Unterredung mit Alexander dem Sechsten vergessen hätte; aber Briconnet war Staatsminister, und befand sich eben in dem königl. Gefolge, da diese Unterredung vorfiel.

Sobald der König von Asti, wo er sich an die Spitze seiner Armee stellte, wieder weg war, faßte der Herzog von Orleans, der für die königlichen Befehle weniger Unterwürfigkeit hatte, als für die Anschläge seines Vertrauten, den Entschluß, Novarre, einen vesten Platz im Herzogthum Mayland, zu belagern. Er hatte auf dies Fürstenthum, dessen sich Ludwig Sforzia unrechtmäßiger weise bemächtigt hatte, Ansprüche, und während daß der König mit der Einnahme

von

von Neapel beschäftigt war, glaubte er seiner Seits auch ein Land, das ihm zugehörte, wieder zu erobern. In dieser Absicht behielt er die frisch ankommenden französischen Verstärkungen, anstatt sie zu der königlichen Armee gehen zu lassen, bey sich, und brauchte sie zu Ausführung seines Vorhabens.

Er belagerte 1495 Novarre, und als er es ohne vielen Widerstand eingenommen hatte, schloß er sich aus einem unüberlegten Schrit mit Amboisen darinnen ein, um frische Hülfstruppen zu erwarten. Die Sforzische Armee umzingelte die Stadt, und sie würden der Gefahr darinnen zu verhungern ausgesetzt gewesen seyn, wenn ihnen nicht die Belagerer selbst einen Waffenstillstand zugestanden hätten, während dem der Herzog wieder mit allen seinen Soldaten aus der Stadt zog.

Der Herzog von Orleans und sein Liebling hätten es freylich sehr gewünscht, wenn der König nach dem Sieg bey Fornoue die Eroberung von Mayland vorgenommen hätte; vielleicht hätte er sich auch durch ihr Bitten überwinden lassen und in ihre Absichten gewilligt; aber eine neue Verstärkung von zwanzigtausend Schweizern, die die feindliche Armee um diese Zeit erhielt, schreckte ihn davon ab und er mußte den Friedensschluß unterschreiben. Die Wiederabtretung der Stadt und des Schlosses Novarre war, so sehr sich auch der Herzog und Amboise bemühten diesen Vertrag ungültig zu machen, darinnen begriffen. Der Herzog bezeigte sich hierüber gegen die, die er für die Urheber dieses Anschlags hielt, sehr aufgebracht; und sie hingegen, die wohl wußten, daß der Erzbischof von Rouen diesen Prinzen ganz in seiner Gewalt hatte, gaben sich alle

Mühe,

Mühe, Amboisen am Hof zu verkleinern, damit er in sein Bisthum möchte verwiesen werden.

Es zeigte sich auch bald 1496 eine Gelegenheit dazu. Einige Italienische Fürsten lagen dem König von Frankreich an, Neapel, woraus Ferdinand von Arragonien die Franzosen kurz darauf, nachdem sie sich dort vestgesetzt, gejagt hatte, wieder einzunehmen und er übertrug 1497 dem Herzog von Orleans die Befehlshaberstelle zu diesem zweyten Feldzug. Die Eroberung von Mayland, das nachher an den Herzog fallen sollte, war das erste Stück bey diesem Plan. So angenehm ihm dies einige Jahre vorher würde gewesen seyn, so fand er doch itzt so wenig Vergnügen daran, daß er es ganz abschlug, nach Italien zu gehen. Hierdurch zog er sich den Unwillen des Königs zu, und Amboise, von dem man glaubte, er habe den Herzog von dieser Reise, zu der er doch anfangs so geneigt geschienen, abwendig gemacht, fiel mit in Ungnade. Man hatte auch in der That so gar Unrecht nicht, denn Amboise hatte diesem Prinzen vorgestellt, daß es ganz wider sein eignes Interesse seyn würde, wenn er sich itzt, da der König immer schwächlicher würde, und der ganz frische Tod des Dauphins ihn in seiner Hoffnung zur Krone bestätigte, vom Hof entfernen wollte. Diese Umstände suchten ihre gemeinschaftlichen Feinde zu nutzen und ihnen beyden Schaden zuzufügen. Sie stifteten die Vornehmsten aus der Normandie an, daß sie nach Hof kommen und sich wider ihren Statthalter und seinen Lieutenant beschweren mußten. Sie beschuldigten sie sogar, sie hätten sich dieser Provinz, in der sie wie unumschränkte Beherrscher handelten, bemeistern wollen.

Man

Man sieht gleich, was diese Anklage für einen Ausgang genommen. Der Statthalter und sein Lieutenant wagten es, diese Verläumdungen zu widerlegen; aber umsonst. Der König mochte ihre Vertheidigung nicht anhören, und daher entschlossen sie sich, nach Blois zu gehen, und dort zu warten, bis die Sachen eine andre Gestalt gewönnen. Dies geschah auch bald darauf durch den Tod **Karl des Achten**, der, am siebenten April 1498 in seinem sieben und zwanzigsten Jahr, an einer Art von Schlagfluß starb, und **Ludwig, Herzog von Orleans**, als den nächsten Thronerben hinterließ.

Auf **Amboisens** Anrathen, den der neue König so gleich zu seinem ersten Minister erklärte, wurde dem verstorbnen König ein sehr prächtiges Leichenbegängniß gehalten. Hierauf gieng die Krönung mit sehr vieler Feyerlichkeit vor sich, und er ließ sich dabey als König von Frankreich, beyder Sicilien und Jerusalem, auch Herzog von Mayland, ausrufen. Der Minister, der **Ludwigs** angebohrne Großmuth und Zärtlichkeit gegen seine Unterthanen kannte, gab ihm den Rath: Er möchte, um so gleich bey seiner Gelangung zum Thron vortheilhafte Eindrücke zu machen, den Aufwand zu diesen beyden Feyerlichkeiten von seinen eignen Einkünften erheben, und **Ludwig** that es auch so gleich. Ganz Frankreich wurde über diese so unerwartete Großmuth entzückt, doch es erstaunte erst noch mehr, als man auch, wider die eingeführte Gewohnheit, nichts wegen der glücklichen Gelangung zur Krone, verlangte. Ein so glücklicher Anfang machte, daß man von dem Minister und der Regierung die schönsten Vorbedeutungen bekam.

Der König und sein Minister stimmten vollkommen mit einander überein. Ludwig hielt es für die erste und wichtigste Pflicht der Könige, die Unterthanen glücklich zu machen, und ließ sich auch dies sehr angelegen seyn; und Amboise hatte die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten nur deswegen übernommen, um sie wieder in Aufnahme zu bringen, und seinen Herrn bey seinen Absichten zu unterstützen. Ja, man kann wohl sagen, daß Ludwig der Zwölfte den rühmlichen Titel eines Vaters des Volks, den er in unsern Jahrbüchern führt, — ein Beyname, den fast keiner seiner Vorfahren verdient hat, und nach dem auch nur wenige seiner Nachfolger begierig waren — Amboisen zu verdanken hat. Den Anfang machte er damit, daß er den zehnten Theil von allen Auflagen abschaffte, und sie endlich bis auf zwey Drittheile herunter brachte. Besonders merkwürdig ist hierbey, daß er niemals, so lange er Minister war, der Staat mochte sich auch in einer noch so grossen Noth befinden, etwas von dem, was er einmal abgeschaft hatte / wieder aufbrachte. Wie groß da seine Klugheit müsse gewesen seyn, läßt sich schon aus dieser Verwaltung der öffentlichen Einkünfte schliessen. Dem ohngeachtet liefen seine Einrichtungen niemals auf einen schmutzigen Geiz hinaus, sondern allezeit auf den Nutzen der Unterthanen, ohne den Thron dadurch zu erniedrigen; — Eifer und reife Ueberlegung blickten überall aus ihnen hervor; und niemals verstatteten sie, daß sich nichtswürdige Menschen von dem Blute des Volks nährten, und sich durch öffentlich gebilligte Raubereyen unermeßliche Schätze sammelten. Auch der Adel, auf den gemeiniglich durch ein gegenseitiges

Ver-

Verhältniß die Abgaben fallen, die der Landmann entrichten soll, wurde dadurch nicht entkräftet noch ausser Stand gesetzt, die Waffen für die Vertheidigung des Vaterlands zu führen. Amboise, als ein Mann vom Stande, liebte und beschützte daher stets den Adel; auch die Gelehrten und die, die mit den Wissenschaften bekannt waren, wurden von ihm geliebt.

Alle diejenigen, die unter dem König **Karl dem Achten** in Kriegsdiensten oder in obrigkeitlichen Aemtern und Finanzbedienungen gestanden hatten, ließ er in ihren Aemtern bestätigen, und machte sie sich hierdurch alle zu Anhängern; doch sahe er auch zugleich darauf, daß sie alle ihre Dienste, in deren Besitz er sie gerne gelassen, mit der größten Sorgfalt versahen. Hauptsächlich bemühte er sich, die Mannszucht unter den Soldaten wieder einzuführen, und reinigte, so wie er es schon in der Normandie gemacht hatte, das Königreich von den vielen Gewaltthätigkeiten, die täglich in demselben begangen wurden. Nachdem er dies zu Stand gebracht hatte, richtete er seine Sorgen auf die Verwaltung der Gerechtigkeit. Alles was in den alten Verordnungen fehlte, verbesserte er nach den Meynungen der geschicktesten Rechtslehrer, kürzte die Prozesse ab, verjagte die im Finstern schleichende Chikane, und ließ einem jeden mit eben so viel Billigkeit als Geschwindigkeit Recht wiederfahren.

Auf diese Art stellte er von dem ersten Jahr an, da er Minister war, die Ordnung wieder her. Doch, da nichts mehr im Stand ist, die allgemeine Ruhe aufrecht zu erhalten und allen tückischen Streichen vorzubeugen, als ein Sohn des Regenten, ein Erbe, an den

nach des Prinzen Tod die Krone einmal fällt, so bewog er den König, seine Verbindung mit der **Johanna von Frankreich**, von der er keine Kinder hatte, für ungültig erklären lassen. Der Minister überredete auch die Prinzeßin, die nach grossen Grundsätzen zu handeln gewohnt war, daß sie ohne vielen Widerstand in die Auflösung einer Ehe, deren längere Dauer betrübte Folgen für ein grosses Königreich hätte nach sich ziehen können, willigte. Der Pabst **Alexander der Sechste** ernannte Bevollmächtigte, die die Ungültigkeit dieser Ehe untersuchen sollten, und nach ihrer gethanen Entscheidung, die nicht anders als den Gesinnungen des Hofs angemessen seyn konnte, erlaubte er dem König sich wieder zu vermählen, um Kinder zu erzeugen, die ihm, wie es alle Franzosen wünschten, einstens nachfolgen könnten. Ein andrer Pabst, als **Alexander der Sechste**, hätte sich vielleicht nicht so willig finden lassen.

Doch diese päbstliche Herablassung blieb nicht unbelohnt. **Ludwig** gab **Cäsarn von Borgia**, dem natürlichen Sohn des Pabsts, das Herzogthum Valentinois und verschiedne andre Ehrenstellen. Hierdurch wurde **Alexander** zur Nacheiferung gereizt und schickte durch den neuen Herzog von **Valentinois** für seinen Minister den Kardinalshut. Der König war sehr damit zufrieden, daß er **Amboisen** auf diese Art den Purpur verschaft hatte, und sich gegen seine Treue und seinen Eifer erkenntlich zeigen konnte. Beyde, seine Feinde und seine Freunde mußten auch eingestehn, daß niemand diese Würde mehr verdiente, als er. Der Kardinal **de la Rovere**, der nachher unter dem Namen

men **Julius der Zweyte**, Pabst wurde, setzte ihm in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs und mit vielen Feyerlichkeiten 1498 den Kardinalshut auf.

Diese neue Gnadenbezeigung vermehrte den Eifer des Ministers gegen seinen König noch mehr, und munterte ihn zu neuen Diensten auf, um dadurch zu zeigen, daß er der Liebe und der Achtung, womit er ihn beehrte, nicht unwürdig sey. Er hatte bemerkt, daß sich **Ludwigs** Liebe zu **Annen von Bretagne**, der Wittwe des vorigen Königs, noch nichts vermindert hatte; ob gleich diese Prinzeßin zehn Jahre an **Karl den Achten** vermählt gewesen war, so blieb sie doch stets der Gegenstand seiner Zuneigung. Der Kardinal sprach mit ihr davon, und nachdem er einige Schwierigkeiten, die sie ihm wegen ihres Herzogthums Bretagne, das sie gerne bey seinen Freyheiten erhalten wollte, entgegen setzte, gehoben hatte, gab sie ihre Einwilligung zur Vermählung mit **Ludwig dem Zwölften**. Diese wurde auch zu ihrem beyderseitigen Vergnügen und mitten unter dem Zuruf aller Stände des Königreichs am ersten Januar 1499 vollzogen.

Als diese Feyerlichkeit vorbey war, begab sich der Kardinal nach der Normandie, worüber ihn der König gleich beym Anfang seiner Regierung zum Statthalter gemacht hatte. Die Einwohner von Rouen, die ihn, seitdem er Minister worden, nicht gesehen, holten ihn sehr prächtig ein. Durch verschiedne Vortheile, die er ihnen verschaft, hatte er ihnen erst ganz neuerlich deutliche Beweise seiner besondern Zuneigung gegeben, und jedermann beeiferte sich nun um die Wette, ihn bey dieser Gelegenheit von der lebhaftesten Erkenntlichkeit zu

überzeugen. Diese Stadt hat auch noch bis auf den heutigen Tag eine ganz besondre Ehrfurcht für das Andenken dieses grossen Mannes.

Amboisens größter Ehrgeiz bestand darinnen, sich der Lobeserhebungen, die man ihm ertheilte, würdig zu machen, und über die Herzen der Unterthanen zu regieren, folglich hatte er alle Ursache, mit der Art, wie er aufgenommen wurde, zufrieden zu seyn. Der gute Zustand, in dem er seinen Kirchsprengel antraf, machte ihm nicht weniger Vergnügen. Er sorgte auch zuerst für seine kirchliche Angelegenheiten und als er mit diesen fertig war, berief er die drey Stände der Provinz zusammen, und antwortete auf alle die Beschwerden, die sie ihm vorbrachten. Auf Vorstellung verschiedner Vornehmern machte er auch — und dies war eine grosse Bequemlichkeit für die Partheyen — den Obergerichtshof (Echiquier), der vorher nur zweymahl des Jahrs gehalten worden, zu einem beständig fortdaurenden Gericht, und wies ihm seinen Platz zu Rouen an. Dieser Echiquier war ein hoher Gerichtshof, in dem Geistliche, Personen vom Soldatenstand, und auch Rechtsgelehrte sassen und auf die, von den niedern Gerichtshöfen der Provinz eingebrachte, Appellationen das Endurthel abfaßten. Franz der Erste gab ihm nachher den Titel eines Parlements.

Unterdessen da Amboise für alles, was zur Ruhe seines Kirchsprengels und der Unterthanen in seiner Provinz, etwas beytragen könnte, eifrig bemüht war, riefen ihn wieder andre Gegenstände nach Paris zurück. Die Universität in dieser Stadt hatte sich den neuen Verordnungen, die der Minister hatte bekannt machen

lassen,

lassen, unter dem Vorwand, sie thäten ihren meisten Freyheiten Eintrag, widersetzt. Der Hof hatte sich um diese Klagen wenig bekümmert, und hierdurch waren die Misvergnügten so sehr aufgebracht worden, daß der Rektor auf Anrathen aller Facultäten die öffentlichen Vorlesungen in den Kollegien untersagte und den Predigern die Kanzeln zu besteigen verbot. Der Kardinal rieth dem König, einige Soldaten gegen Paris anrücken zu lassen, um diese Aufrührer zurecht zu bringen; doch sie hatten ihrer Gewehre nicht nöthig. Die Unzufriednen schickten Abgeordnete an den König, liessen um Gnade bitten, und wurden nun so furchtsam, als sie vorher übermüthig und trotzig gewesen waren.

Als Amboise dies Ungewitter, das von der Schule aufgezogen war, gedämpft hatte, war er auf nichts, als auf die Ausführung einer Sache, die er und sein Herr schon lange beschlossen hatten, auf die Eroberung von Mayland bedacht. Um deswillen fieng er an mit den benachbarten Prinzen Unterhandlungen zu pflegen, damit sie ihn durch nichts bey dieser Unternehmung stören möchten. Den Herzog von Lothringen brachte er dahin, daß er seinen Ansprüchen auf die Provence, die, wie er glaubte, gültig waren, entsagte; den Erzherzog von Oesterreich ließ er dem König wegen der Grafschaften Flandern, Artois und Charlois die Huldigung leisten, mit dem Kaiser brachte er einen Waffenstillstand zuwege, und die furchtsamen und eifersüchtigen Italienischen Fürsten wußte er eben so zu befriedigen. Ja, er bewog sie so gar dazu, daß sie das Ihrige zur Eroberung von Mayland mit beytrugen.

Alle diese Maaßregeln waren getroffen und nun ließ er die Truppen unter der Anführung der Generale Ligny, Aubigny und Trivulcio, der ein gebohrner Mayländer war, abgehen. Er selbst war genöthigt, noch einige Zeit in Frankreich zu bleiben, theils um auf die Abreise des Königs zu warten, theils eines Breve wegen, das ihm der Pabst Alexander aus politischen Absichten bey diesen Umständen geschickt, und ihn darin zum päbstlichen Legaten im ganzen Königreich erklärte. Freylich schien es vielen, als wenn sich diese neue Würde mit der Ministerstelle nicht wohl vertragen würde; doch Amboise fand Mittel sie mit einander zu vereinigen, und den Pabst und den König, so sehr auch ihr beyderseitiges Interesse einander zuwider lief, zufrieden zu stellen.

Die Eroberung von Mayland kostete dem König fast gar nichts. Ludwig, der unrechtmäßige Besitzer desselben, den jedermann haßte, erschrack ausserordentlich, als ihm seine besten Städte weggenommen wurden, und begab sich aus Mayland weg. Sogleich öfnete diese Stadt ihre Thore dem König; er hielt im October 1499 mit dem Kardinal seinen Einzug daselbst, und richtete nun seine ganze Macht wider Genua, das er auch in kurzem in seine Gewalt bekam.

Der König, der seinen neuen Unterthanen seine Regierung so angenehm als möglich machen wollte, ließ den beyden Staaten, Genua und Mayland ihre alten Freyheiten und verwilligte ihnen auch noch neue dazu. Auf Anrathen des Kardinals errichtete er zu Mayland Lehrstühle der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit und der Arzneykunst, wie auch einen Gerichtshof, vor dem

die

die Partheyen ohnentgeldlich klagen konnten. Die Steuren verminderte er gleichfalls um den vierten Theil, legte Besatzungen in die vesten Städte, er nannte Trivulcio, der aus dem Lande gebürtig war, zum Statthalter, und fügte ihm noch Aubigny'n bey.

Doch, alle diese kluge Vorsicht war umsonst; denn kurz nach der Abreise des Königs und des Kardinals zog sich Trivulcio, der sehr grausam und unausstehlich stolz war, theils durch seine Ungerechtigkeiten, theils durch die übermäßige Freyheit, die er seinen Soldaten verstattete, so viel Haß zu, daß sich der Adel und der Pöbel zu Mayland mit einander verschworen, dieses tyrannische Joch abzuschütteln.

Sforzia, der 1500 nach Deutschland geflüchtet, und dort neue Truppen zu werben bemüht war, hatte kaum von diesen Gesinnungen der Mayländer Nachricht bekommen, so erschien er schon mit einer Armee an den Gränzen. Sobald dies die Einwohner hörten, fiengen sie einen Aufstand an und griffen zu den Waffen; man suchte den Statthalter, und wollte ihn ermorden, aber er war schon in Sicherheit. Den andern Tag nach seiner Flucht nahm die Stadt den Herzog, als ihren Befreyer, wieder auf.

Dieser Aufstand der Mayländer erregte bey dem König und dem Kardinal eben so viel Verdruß als Erstaunen. Doch ärgerten sie sich nicht so sehr über den Verlust dieses Herzogthums, als weil ihnen dadurch der Weg, das Königreich Neapel zu erobern, versperrt war. Man murrte öffentlich wider den Minister, daß er Trivulcios Charakter nicht besser gekannt, und konnte es gar nicht begreifen, wie er zween solche ungestüme

Männer, als Trivulcio und Aubigny waren, einander hatte zugesellen können. Doch die größten Fehler, die Minister begehen, geschehen gemeiniglich bey Besetzung der Dienste. Sie sollten sich daher vorzüglich bemühen, diejenigen, die sie dazu bestimmen, genau kennen zu lernen und sich dabey nicht auf ihre Vorurtheile, oder auf die Empfehlung ihrer Lieblinge verlassen.

Jedermann sahe den Fall des Kardinals nunmehr als unvermeidlich und nicht mehr weit entfernt, an; alle seine Freunde und Anhänger zitterten schon im voraus. Doch er gab auf diese leere Reden nicht Achtung, sondern er dachte nichts, als seine Aufführung vor dem König zu rechtfertigen und ein Mittel wider dies nicht vorausgesehene Unglück ausfindig zu machen. Den Anfang machte er damit, daß er frische Soldaten warb, und sie unter dem General La Tremouille nach Italien gehen ließ. Für sich aber erhielt er, ohne daß er es schien gefordert zu haben, die Stelle als oberster Feldherr und die Macht nach seinem Gutdünken zu handeln.

Trivulcio und Aubigny hatten nicht so bald seine Ankunft zu Verceil erfahren, als sie schon zu ihm kamen. Dieser kluge Minister empfieng sie, anstatt sie seinen Zorn fühlen zu lassen, mit vieler Güte und söhnte so gar diese beyden unversöhnlichen Feinde, die durch ihre Streitigkeiten, ihre Eifersucht und ihre wenige Mäßigung an dem Verlust von Mayland schuld waren, mit einander aus. Unterdessen schien er sich, ob ihn gleich der König zum Generalißimus erklärt hatte, aus Furcht bey den andern Generalen Neid zu erwecken, sei-

ner

ner Macht wenig zu bedienen. Durch dies kluge Betragen erreichte er seinen Zweck; jeder bemühte sich, ihm zu gehorchen und seinen Rathschlägen zu folgen.

Man hatte zwar anfangs vestgesetzt, gerade auf Mayland loszugehen; weil man aber hörte, daß Ludwig eine starke Besatzung hineingelegt, hielt man es für besser, ihn selbst aufzusuchen und ihm ein Treffen zu liefern. Er hatte sich unter die Kanonen von Novarre gezogen; so bald die zwo Armeen nahe an einander kamen, machten sie sich von beyden Theilen zum Gefecht fertig. Doch der kluge Amboise, der ganz andre Absichten hatte und nicht auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht bauen wollte, fand Mittel die beyden Armeen abzuhalten, daß sie nicht handgemein wurden. Eben der Streich, dessen er sich das Jahr zuvor bey der Einnahme des Schlosses von Mayland bedient, schien ihm itzt weit sicherer und gewisser. Er entschloß sich daher, ihn itzt wieder zu spielen, und das Scholß Novarre nebst dem Herzog Sforzia selbst dadurch in seine Gewalt zu bekommen. Die Schweizer, die sich bey dieses Herzogs Armee befanden, wurden schlecht bezahlt und waren daher zur Verrätherey nicht abgeneigt; Amboise ließ ihnen eine ansehnliche Summe Geld anbieten, wenn sie ihm den Herzog und den Platz überliefern wollten, und der Handel wurde gleich richtig.

Der unglückliche Sforzia merkte das Verständniß der Schweizer mit seinen Feinden, und bat sie auf das inständigste, ja er that ihnen auch die größten Versprechungen, daß sie ihn nicht verrathen möchten; da aber alles, was er ihnen gab, nur Worte waren, so gaben diese feile Seelen seinen Bitten kein Gehör. Der

Platz

Platz wurde in die Hände der Franzosen gegeben, und der unglückliche Herzog, eben da er in verstellter Kleidung mit unter den Soldaten von der Besatzung, die zween und zween aus der Stadt abzogen, durchzukommen suchte, gefangen genommen.

Diese Nachricht versetzte 1500 die Mayländer in ein solches Schrecken, daß sie in aller Eile Abgeordnete an den Kardinal schickten, die ihm die Schlüssel zur Stadt überbringen, und ihn durch ihre Unterwürfigkeit zu bewegen suchen mußten. Sie hatten sich sehr geändert, denn vor einigen Tagen hatten sie sich noch gerühmt, den Kardinal zu Verceil aufzuheben. Amboise nahm sie sehr kaltsinnig auf und schickte sie ohne Antwort wieder zurück; nun verlohren sie alle Hoffnung, Verzeihung zu erhalten. Er rückte gegen die Stadt an und zog mit seinen Truppen in dieselbe ein. Wäre den Mayländer nicht die Großmuth und Güte des Kardinals bekannt gewesen, so hätten sie sich für unwiederbringlich verlohren gehalten. Er wurde auch in der That durch ihre Reue so sehr gerührt, als ihn ihre Treulosigkeit aufgebracht hatte, und ertheilte ihnen im Namen des Königs Verzeihung. Dies geschah am siebzehnten April 1500, da eben der Charfreytag war. Der Kardinal saß dabey auf einem Thron, der für ihn im Hof des Rathhauses errichtet worden, und die vornehmsten Einwohner der Stadt waren auf seinem Befehl mit zugegen.

So bald er den Fehler, den er aus Mangel gehöriger Vorsicht begangen hatte, wieder gut gemacht, übergab er die Oberbefehlshabersstelle bey der Armee, und die Statthalterschaft über Mayland seinem Vetter,

Chau-

Chaumont von Amboise, der auch der Wahl seines Oheims völlig würdig war. Hierauf legte er starke Besatzungen in die Festungen, machte neue Anordnungen um die Soldaten im Zaum zu halten, und gab scharfe Befehle wider die Uebertreter derselben. Und damit man im Nothfall immer eine Armee in Bereitschaft haben möchte, ließ er die besten von seinen Truppen in Italien, und gab sie den Florentinern und dem Herzog von Valentinois, die den König von Frankreich um Hülfsvölker gebeten hatten, in Sold. Jene wollten Pisa, das Karl der Achte auf seinem Zug nach Neapel ihrer Botmäßigkeit entrissen, wieder damit erobern; und dieser wollte sich der Städte in Romanien bemeistern. Doch in Frankreich hatte man eben keine grosse Lust, an den Herzog von Valentinois, der sehr betrügerisch und wankelmüthig war, und auf den man sich gar nichts verlassen konnte, Truppen zu geben. Mit seinem Vater, dem Pabst Alexander, war man eben so wenig zufrieden; denn anstatt daß er nach seinem gethanen Versprechen mit zur Eroberung von Mayland hätte beytragen sollen, kam er vielmehr in Verdacht, dem Herzog Sforzia bey seiner Wiedereinsetzung beygestanden zu haben.

Ob nun gleich der König dem Pabst deswegen sein Wort gegeben hatte, so glaubten doch der Marschall von Trivulcio und andre vornehme Officiers von der Armee, der König könne sich nach dem Beyspiel des heil. Vaters wieder davon los machen und brauche es nicht zu halten. Allein ausserdem daß er sich hierdurch mit dem päbstlichen Stuhl offenbar würde überworfen haben, und dies war doch bey den damaligen Umständen

nicht

nicht rathsam, hatte auch noch Amboise sein besondres Interesse daben, ihm keinen Anlaß zum Misvergnügen zu geben. Die Stelle, als Legat des heil. Stuhls, gefiel ihm, und er mochte sie noch nicht niederlegen; inzwischen war doch itzt die Zeit, auf die er sie erhalten hatte, bald zu Ende, und er hätte sie gewiß nicht von dem Pabst verlängert bekommen, wenn er seinem Sohn die Truppen abgeschlagen hätte; der Herzog bekam daher sowol Infanterie als Kavallerie, und Amboise erhielt ausser der Verlängerung seiner Legation, noch eine vermehrtere Gewalt. Nach diesen glorreichen Thaten kam er wieder nach Frankreich zurück und hielt zu Lyon und Paris einen prächtigen Einzug, hauptsächlich aber zu Rouen, wo eine grosse Menge Volks von allen Orten herbeygekommen war, theils um diese grosse Feyerlichkeit mit anzusehen, theils um an dem Jubeljahr, das Amboise nur für seine Kirche allein mitgebracht hatte, Antheil zu nehmen.

Mayland war eigentlich nur deswegen erobert worden, um nachher Neapel desto leichter einnehmen zu können; der Kardinal war daher kaum nach Hof gekommen, als sich schon der König mit ihm, wie man diese Sache eben so gewiß als leicht ausführen könnte, unterredete. Vor allen Dingen hielt es der Minister für nöthig sich des Kaisers, der Miene machte, als wollte er sich ihren Absichten widersetzen, zu versichern. Man besprach sich deswegen mit ihm und es wurde 1501 ein Waffenstillstand auf vier Monate geschlossen. Amboise setzte sich hierauf auch in die Verfassung, von Seiten des Pabsts, der Schweizer, der Venetianer, der Florentiner und besonders des Königs Ferdinand

von

von Arragonien keine Hinderniß zu befürchten. Mit dem letztern schloß er einen besondern Vertrag, in dem der vornehmste Artikel war: Der König von Frankreich wollte ihm die Hälfte von Neapel, wenn es erobert wäre, abtreten. Dieser etwas schimpfliche Vertrag wurde von dem Publikum übel aufgenommen. Amboisens Feinde tadelten ihn, und zwar mit Recht, daß er für das Interesse und die Ehre seines Herrn so wenig Achtung gehabt, und sich mit einem Prinzen, dessen wenige Treue bekannt wäre, und den man übrigens auch entbehren könnte, verbunden hätte. Doch alle diese Reden machten ihm keine Unruhe; Ferdinands listige Ränke kannte er, und er hatte sich auch deswegen schon vorgesehn. Es wurde eine Flotte ausgerüstet und eine Landarmee geworben; der Graf von Ravenstein bekam die Befehlshabersstelle über jene, und Stuart von Aubigni über diese.

Nachdem alles auf diese Art in Ordnung war, begab er sich selbst auf den Weg und kam zu Mayland an; hier beschloß er zu bleiben, theils um das Volk im Zaum zu halten, theils um desto geschwinder bey der Hand zu seyn, wenn sich etwa in Neapel Schwierigkeiten zeigen sollten, denen er durch seine Klugheit abhelfen konnte. In Rom liessen sich die beyden Könige zum voraus durch ihre Gesandten die Belehnung über das Königreich, das sie erst erobern wollten, ertheilen. Der Pabst, der eben so schwach als unbillig war, schlug sie ihnen auch nicht ab, zumahl da er sahe, daß sie im Stande waren es mit Gewalt zu erhalten, wenn man ihnen es nicht gutwillig geben wollte. Die Französischen und Spanischen Truppen fanden in Neapel

pel so wenig Widerstand, daß sie in kurzer Zeit sehr schnelle Progressen machten. Auf der einen Seite belagerten die Spanier Tarent, und auf der andern die Franzosen Kapua. Die Einnahme dieser zuletzt genannten Stadt und das Blutbad, das daselbst vorfiel, verbreitete Schrecken bis über Neapel und die Einwohner dieser Stadt wollten lieber kapituliren, als sich einer ähnlichen Begegnung aussetzen. Der König **Friedrich** erbot sich freywillig, den Franzosen, was ihnen nach der gemachten Theilung zukäme, zu überliefern; nur möchte man ihm die Freyheit lassen, sich mit seiner Familie auf die Insel Ischia zu begeben.

Aubigny hielt diese Vorschläge für sehr vortheilhaft, unterschrieb sie und erlaubte dem Prinzen, sich zu entfernen. Zugleich nahm er mit seinen Soldaten von der Stadt und allem, was dazu gehörte, Besitz. Aber dieser General hatte nachher den Vertrag, den er ganz vor sich geschlossen, sehr zu bereuen; der Minister tadelte sein Betragen, und befahl dem **Ravenstein**, mit einigen Truppen nach der Insel Ischia zu gehen, und sich des Königs von Neapel zu bemächtigen; er wurde nachher nach Frankreich gebracht, wo man ihm durch gute Begegnung sein Unglück zu mildern suchte. Die übrigen Italienischen Fürsten wagten zwar für diesen König ohne Land einige Versuche; hauptsächlich wiegelten der Kaiser **Maximilian** und die Venetianer, die über die grosse Macht der Franzosen in Italien eifersüchtig wurden, die Schweizer auf, daß sie einen Einfall ins Mayländische thun sollten; doch so bald nur die Französische Armee anfieng sich zu bewegen, zogen sie sich geschwind wieder zurück.

Der

Der Kardinal merkte wohl, daß der Kaiser nicht lange warten würde, Frankreich in seinem neueroberten Land zu beunruhigen, und faßte daher den Entschluß, nach Trident zu gehen, und mit ihm wegen des Interesse der beyden Kronen Abrede zu nehmen. Der Kaiser begegnete ihm mehr als einem König als wie einem Minister; und sie hatten verschiedne geheime Unterredungen mit einander. Amboise begehrte für seinen Herrn die Belehnung des Herzogthum Maylands, und bot dafür dem Kaiser eine ziemliche Summe Geld und die Prinzeßin Klaudia, des Königs älteste Tochter, für seinen Enkel, Karln von Oesterreich, an. So vortheilhaft auch dem Kaiser diese Verbindung schien, so wurde er dadurch doch nicht geneigter, in dies Verlangen zu willigen. Er bestand darauf, Ludwig sollte wieder in seine Staaten eingesetzt werden, und der Kardinal konnte bey dieser Unterredung nichts als die Verlängerung des Waffenstillstandes auf noch ein paar Monate erlangen.

Dieser Waffenstillstand kam auch zu sehr gelegner Zeit; denn die Franzosen und Spanier geriethen mit einander, nachdem sie sich des Königreichs Neapel bemächtigt hatten, wegen der Vertheilung der Provinzen, in grossen Streit. Ein jeder wollte das haben, was ihm als das beste vorkam, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu einem offenbaren Krieg gekommen. Aubigni, den der Kardinal aufgebracht hatte, weil er ihm die vornehmste Befehlshaberstelle genommen, gieng von der Armee weg, und nach Frankreich, mit dem Entschluß, nicht wieder zu dienen; aber der Minister schickte ihm, ohne auf seinen Verdruß viel zu ach-

ten, Befehle zu, und er mußte mit dem Herzog von Nemours, der als Vicekönig mit frischen Truppen nach Neapel gieng, wieder abreisen.

Die Sachen sahen in diesem Königreich um so viel mislicher für die Franzosen aus, da der König auf Amboisens Anrathen seine Flotte zu der Venetianischen hatte stossen lassen, in der Absicht, die türkischen Küsten zu verwüsten. Nemours und der Spanische General, Gonsalvo, erwarteten nichts als Befehle von ihren Herren, um sich ein Treffen zu liefern. Ein kleines Stück land, die Kapitanata, das wegen seiner vortreflichen Viehweide berühmt ist, war eigentlich der Hauptgegenstand ihres Zanks. Frankreich und Spanien, ein jedes wollte es besitzen, und der andre sollte davon ausgeschlossen werden. Amboisens Feinde tadelten ihn hier, und zwar mit Grund, daß er sich nicht deutlicher und ausführlicher in dem Vertheilungsvertrag darüber erklärt; doch er behauptete, die Sache wäre darinnen hinlänglich genug auseinander gesetzt, und ließ dem König Ferdinand den Krieg ankündigen.

Der Kardinal befand sich eben damals mit dem König zu Mayland, der sich 1502 hierher begeben hatte, theils um Sforzias Unternehmungen, denen der Kaiser heimlich Vorschub that, zuvorzukommen, theils um die Vereinigung eben dieses Prinzen mit seinem Feind, dem König Ferdinand, zu hintertreiben. Amboise bekam Nachricht, daß sich die Venetianer öffentlich für Spanien erklärt hatten, und nun suchte er die Herzoge von Ferrara und Mantua auf französische Seite zu ziehen, daß sie den Venetianern zu schaffen machen sollten. Ferner gab er sich alle Mühe, den Bruch zwischen

schen Frankreich und dem Pabst, der alle Augenblicke auf dem Punkt war, auszubrechen, zu hintertreiben. Denn Ludwig war endlich der Betrügereyen dieses Pabstes und der Gewaltthätigkeiten seines Sohns, des Herzogs von Valentinois, der alle kleine Herrschaften in Italien verwüstete, müde worden, und hatte sich fest vorgesetzt, sie zu demüthigen. Ein Krieg, sagte er, der wider diese zween Bösewichter unternommen würde, wäre wohl eben so heilig, als ein Kreuzzug wider die Türken.

So bald nur der Pabst und sein Sohn erfuhren, daß die französische Armee ins Toskanische eingefallen wäre, waren sie so gleich bedacht, Ludwigs Zorn vorzubeugen. Der Herzog von Valentinois begab sich deswegen mit eben so vieler Zuversicht, als hätte er sich nichts vorzuwerfen, nach Mayland, und Amboise, der sein eignes Interesse dabey fand, den Pabst zu schonen und sich in dem heiligen Kollegium Anhang zu verschaffen, wußte den Zorn des Königs sowohl zu besänftigen, daß er dem Herzog wieder seine Freundschaft schenkte und einen Vertrag mit ihm errichtete. Der Neid, der seine Augen ganz auf des Kardinals Schritte gerichtet hatte, unterließ hier nicht öffentlich, und zwar mit einigem Schein der Wahrheit, auszustreuen, als wenn er sich auf den heiligen Stuhl Rechnung gemacht oder doch wenigstens seiner Legation in Frankreich eine beständige Dauer verschaffen wollen, und also mehr an seine eigne, als an seines Herrn Angelegenheiten dabey gedacht hätte. Man sieht hieraus, wie nöthig es ist, daß ein Prinz auf alles Achtung giebt, und

ausser den Augen seiner getreusten Minister noch andre Augen hat.

Dem, mit dem Herzog von Valentinois gemachten, Vertrag zu Folge verstattete der Pabst den französischen Truppen, die nach Neapel sollten, den Durchgang durch sein Land, und versprach ihnen auch alles, was sie im Nothfall brauchen würden. Amboise erhielt gleichfalls, was ihm zu Ausführung seiner grossen Absichten nützlich seyn konnte; es wurden nämlich neue Kardinäle gemacht, die ganz auf seiner Seite waren, und seine Legatenstelle bekam eine beständige Dauer. Rechtschaffne Leute misbilligten diesen ganzen Vertrag um so viel mehr, da der König, Amboisens Interesse bey Seite gesetzt, der Verbindung mit diesen zwoen lasterhaften Personen gar wohl entbehren konnte.

Die französische Armee rückte in Kalabrien und Apulien ein, und vertrieb die Spanier daraus, die sich gar nicht gegen sie halten konnten; aber durch das üble Betragen der Generale gieng dieser ganze Vortheil wieder verlohren. Anstatt daß man die Belagerung von Barlette, wo sich Gonsalvo einschliessen lassen, stärker hätte betreiben sollen, verlohren sie die Zeit damit, daß sie sich verschiedner kleiner, weniger wichtiger Plätze bemeisterten. Unterdessen zeigten die Mayländer und Genueser, die sich zu empören gewiß nicht würden unterlassen haben, wenn Frankreich den kürzern gezogen hätte, wie viel Antheil sie an dem glücklichen Fortgang der königlichen Waffen nähmen und holten den Monarchen auf eine sehr prächtige Art in ihre Städte ein.

Der

Der Minister nahm mit Theil an diesen beyden Triumphen seines Herrn.

Waren gleich Ludwig und Ferdinand mit einander im Krieg, so liessen sie doch durch ihre Minister 1503 Vorschläge zu einem Vergleich thun. Frankreich wünschte ihn mit vieler Begierde, aber das schlauere Spanien suchte nur Zeit dadurch zu gewinnen. In der Absicht kam der Erzherzog, Ferdinands Schwiegersohn, nach Frankreich, um die Sachen in der Güte auszumachen; und man wurde auch endlich, nachdem man die von beyden Theilen gethanen Vorschläge untersucht hatte, einig, daß der Friede unterzeichnet, beschworen und von beyderseitigen Generalen vor der Spitze der Armeen bekannt gemacht werden sollte.

Der Herzog von Nemours kam seinem erhaltenen Befehl so gleich nach; aber Gonsalvo suchte die vortheilhafte Verfassung, in der er sich befand, zu nützen, und, wenn es möglich wäre, seinen alten Ruf wieder herzustellen. Er setzte daher, ohne weiter auf den Friedensschluß zu sehen, die Feindseligkeiten fort, und da ihn die Vortheile, die er täglich über die Franzosen erhielt, noch kühner machten, verfolgte er sie mit solcher Heftigkeit, daß er sie ganz aus dem Königreich Neapel jagte. Nach diesem, eben so geschwind als rühmlich geendigten, Streich kam er als Sieger nach Neapel zurück; und die übrigen Städte, die noch französisch waren, kapitulirten sehr bald.

Amboisens Feinde legten ihm auch diesen neuen Unfall zur Last. Er hätte, sagten sie, nicht zu gehöriger Zeit Hülfstruppen abgeschickt; andre, die weniger eingenommen waren, gaben den Generalen Nemours

und Aubigni, weil sie den Feind zur unrechten Zeit angegriffen, die Schuld. Aubigni wurde nahe bey Seminare in Kalabrien 1503 geschlagen, und der Herzog von Nemours blieb, da er eben die feindliche Armee, die bey Ceriguoles in Apulien stand, mit Gewalt angreifen wollte.

Der König und sein Minister zweifelten nun nicht mehr, daß der Erzherzog aus keiner andern Ursache gekommen wäre, als sie durch seine Friedensvorschläge zu hintergehen; doch der Prinz benahm ihnen diesen Verdacht wieder, indem er sich ihnen freywillig überlieferte. Er beschwerte sich auch bey dem König von Kastilien, seinem Schwiegervater, über diese Aufführung seines Generals, aber Ferdinand suchte die Vorwürfe, die man ihm wegen seiner wenigen Treue machte, nur durch neue Ausreden zu entkräften. Der König von Frankreich hingegen und der Kardinal wurden über diese Treulosigkeit so aufgebracht, daß sie seine Gesandten, ohne sie nur anhören zu wollen, mit Schimpf wegjagten.

Amboisens gerechter Zorn gieng noch weiter; er überredete den König, sich wegen dieser Beleidigung zu rächen und eine Flotte auslaufen zu lassen, um dadurch wenigstens zu hindern, daß von Spanien keine frische Truppen nach Neapel kämen. Ausser dieser Flotte errichtete er noch drey Landarmeen, ohne dem Volk deswegen, wie es doch die dringende Nothwendigkeit, in der sich der Staat befand, zu erfordern schien, neue Abgaben aufzulegen. Zwo von diesen Armeen sollten Spanien angreifen, und die dritte unter dem

tapfern

tapfern General La Tremouille in das Königreich Neapel einrücken.

So bald Amboise diese Truppen über die Alpen hatte gehen lassen, und sie gemustert hatte, gieng seine größte Sorge dahin, wie er sich der Italienischen Fürsten, und hauptsächlich des Pabsts und der Venetianer, die der französischen Armee auf ihrem Marsch hätten hinderlich fallen können, versichern möchte; er war auch hierinnen so glücklich und geschickt, daß er sie ganz auf seine Seite brachte. Auf das Versprechen des Pabsts baute er freylich nicht viel, und da ihm überdies der geheime Vertrag, den dieser eben auch mit dem spanischen General geschlossen, bekannt wurde, konnte er auch seinen eidlichen Versicherungen nicht einmal Glauben beymessen. In diesem Vertrag versprach der Pabst den Spaniern, ihnen eben so freyen Durchzug durch seine Staaten, wie den Franzosen, zu verstatten, mit der Bedingung, daß Ferdinand, so bald er ruhiger Besitzer von Neapel seyn würde, dem Herzog von Valentinois bey der Eroberung von Toskana beystehen sollte.

Doch, Alexanders Tod warf alle diese seine und seines Sohns Anschläge über den Haufen. Er endigte, wie bekannt ist, sein Leben auf eine sehr unglückliche Art, da er aus Versehen das Gift, das er einem Kardinal, den er haßte, zugedacht hatte, selbst austrank. Auf diese Nachricht begab sich Amboise, seiner Erwählung zum Pabst fast schon gewiß, in aller Eile nach Rom; sowohl sein eigner, als auch Frankreichs Nutzen berechtigte ihn, diese Würde zu verlangen. Der König wünschte es auch sehr eifrig, denn, wenn sein ehemaliger Minister auf diesem Stuhl saß, hoffte er bald

Herr von Italien zu werden; doch ihre Hoffnung wurde hintergangen. Ohngeachtet aller der Maaßregeln, die der Kardinal schon lange, damit ihm ja nicht die päbstliche Krone entgehen möchte, genommen hatte, wurde er ausgeschlossen, und Franz Piccolomini, der den Namen Pius der Dritte annahm, erwählt.

Amboise gab sein Misvergnügen und sein Erstaunen, daß ihm die Stimmen der meisten Kardinäle, die er doch gewiß zu haben glaubte, entgangen waren, deutlich zu erkennen. Sie führten dagegen zu ihrer Entschuldigung an, daß sie sich des gemeinen Bestens wegen für verpflichtet gehalten hätten, eine solche Person zu erwählen, die auf keiner Seite einigen Anhang hätte, und daher die Einträchtigkeit unter den christlichen Prinzen wieder herzustellen am geneigtesten wäre. Amboise, der aus angebohrner Liebe zur Billigkeit ihre redlichen Gesinnungen genehmigte, ließ sich auch durch diese Ausreden besänftigen.

Der Tod des neuen Pabsts, der sechs und zwanzig Tage nach seiner Erhebung erfolgte, setzte die Kardinäle abermals in Verlegenheit. Der Herzog von Valentinois, das Haus Orsini und Kolonna waren die drey stärksten Partheyen, und alle hatten ein verschiednes Interesse. Sie kamen hierüber öfters mit einander ins Handgemenge und machten Rom zum blutigen Schauplatz eines innerlichen Kriegs. Die von Kolonna und Orsini waren gegen den Kardinal von Amboise, weil er sich des niederträchtigen Herzogs von Valentinois, ihres gemeinschaftlichen Feindes, annahm, so sehr aufgebracht, daß ihm beynahe sehr schimpflich wäre begegnet worden. Seine Freunde

riethen

riethen ihm daher, ihrer Wuth durch die Flucht zu entgehen; doch er wollte in Rom bleiben und seine Ansprüche durchsetzen. Unterdessen wurden seine Absichten, ob er sie gleich sehr gut eingefädelt hatte, zum zweyten mal vereitelt. Der Kardinal de la Rovere, der den Namen Julius der Zweyte führte, wurde ihm vorgezogen. Dieser neue Pabst wußte wohl, wie wichtig es für ihn sey, Frankreich in den ersten Jahren seiner Regierung zu schonen, und suchte daher Amboisen auf seiner Seite zu behalten. Er bestätigte ihn in seiner Würde als beständiger legat des Königreichs und fügte auch noch die legation von Avignon und Bretagne hinzu.

Während der Zeit sich der Kardinal zu Rom mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigte, hatten die Franzosen in Neapel sehr schlechte Aussichten. Die Armee war zu spät dort angekommen, und der Herzog von Valentinois und das Haus Orsini leisteten die versprochne Hülfe nicht; ja die letztern giengen noch weiter, und traten auf des Königs von Spanien Seite. Ein anders Unglück entstand durch den Markgrafen von Mantua, einen Bundsgenossen von Frankreich, der bey verschiedenen Vortheilen, die er über die spanische Armee erhielt, sich diese zu Nutzen zu machen unterließ. Er kam daher in Verdacht, als wenn er mit dem Feind im Verständniß lebte; und dieser Verdacht wurde noch mehr gegründet, da er ein Fort, das Frankreich an dem Fluß Garillan besaß, das nämlich, wo der berühmte Ritter Bayard, als ein zweeter Kokles, den Zugang zu einer Kommunikationsbrücke ganz allein wider zweyhundert Spanier vertheidigte, hatte wegnehmen lassen. Als der Markgraf von Mantua merkte, daß

man alles Zutrauen zu ihm verlohren hatte, faßte er den Entschluß, sich unter dem Vorwand einer Krankheit zu entfernen, und nahm alle Truppen, die in seinem Sold standen, mit weg.

Amboise war nicht gegenwärtig, daß er diesen traurigen Begegnissen hätte abhelfen können, sondern war auf die erhaltne Nachricht, daß seine Feinde verschiedne Klagen wider ihn am Hof erhoben, 1504 nach Frankreich zurückgereißt. Der unglückliche Fortgang der französischen Waffen in Italien ward seiner Nachläßigkeit, Unfähigkeit und seinem Ehrgeiz zugeschrieben. Die Ursachen, sagte man, die ihn zu Rom zurückgehalten, wären jetzt Ursache, daß die Franzosen die Spanier nicht aus dem Königreich Neapel gejagt hätten. Ferner wurde ihm auch schuld gegeben, daß die zwo Armeen in Spanien so wenig ausrichteten. Kurz er fand, als er bey Hof ankam, fast jederman wider sich eingenommen. Was sein Unglück noch vermehrte, war die Nachricht, daß die Pest bey der Armee in Italien, die sich an den Ufern des Garillan gelagert hatte, eingerissen wäre; und bald darauf auch die, daß eben diese Armee von der spanischen, als sie sich nach Gayette zurückzog, das durch eine schimpfliche Kapitulation übergieng, gänzlich geschlagen worden.

Doch dieser Verlust rührte den Minister bey weitem nicht so sehr, als die ansteckende Krankheit, die sich nebst einer Hungersnoth über das ganze Königreich zu verbreiten anfieng. Die Sorgfalt, die er hier anwandte, um das Land von diesen zwo schrecklichen Geisseln bald zu befreyen, gab den Franzosen Beweise genug von seinem wohlüberlegten und wirksamen Eifer.

So

So bald er diesen Bedürfnissen im Innern des Staats abgeholfen hatte, fieng er wieder an, sich um die auswärtigen Angelegenheiten zu bekümmern. Und weil er sah, daß seine Absichten sowohl auf Neapel, als auf Spanien keinen glücklichen Erfolg hatten, hielt er sich wenigstens für verbunden, Mayland, das Spanien mit einem Einfall bedroht, zu erhalten. Er verfügte sich auch dahin, theils die Unterthanen im Gehorsam zu erhalten, theils um den feindlichen Unternehmungen vorzubeugen.

Aber er merkte bald, daß von Seiten Ferdinands, Königs von Arragonien, nichts für Mayland zu befürchten war; der Kaiser hingegen hatte beschlossen, den Herzog Sforzia wieder einzusetzen, und würde auch sein Vorhaben ausgeführt haben, wenn nicht Amboise durch seine Geschicklichkeit diesen Streich abzuwenden gewußt hätte. Er besuchte den Kaiser, um mit ihm davon zu sprechen, und ihn, wo möglich, dahin zu bringen, daß er seinen Entschluß änderte. Schon versprach er sich auch einen glücklichen Erfolg von dieser Bewerbung, als er aus Frankreich Briefe bekam, daß der König krank wäre, und ein mächtiger Anhang wider ihn bey Hof entstände.

Seine Freunde sowohl, als seine Feinde hielten seinen Fall für unvermeidlich. Der Marschall von Gie', Aeltester aus dem Hause Rohan, der damals bey der Königin sehr wohl stand, war der vornehmste unter denen, die dem Kardinal zu schaden suchten. Dieser eben so geübte als eifersüchtige Hofmann hatte sich der Abwesenheit seines vermeynten Gegners bedient und alles darauf angelegt, den Kardinal, weil er seinen

Ruhm

Ruhm verdunkelte, zu demüthigen und sich durch seinen Sturz empor zu schwingen. Die Krankheit des Königs, die blos von dem Verdruß herkam, daß seine Sachen in Spanien und Italien so einen üblen Gang nahmen, gab ihm hierzu auch die schönste Gelegenheit.

Amboise hingegen fuhr, ohne sich durch diese verdrießliche Nachrichten in Schrecken setzen zu lassen, in seiner Unterhandlung fort, und nahm sich vor, nicht eher, als nach dem Schluß seines Vertrags mit dem Kaiser, nach Frankreich abzureisen. Die vornehmsten Artickel davon waren: daß Maximilian dem König von Frankreich die Belehnung über Mayland gegen eine Summe von 660000 livres, die nach zwo verschiednen Fristen bezahlt werden sollten, ertheilte; überdies gab ihm Ludwig noch seine Tochter Klaudia für seinen Enkel Karl; auch der König von Kastilien war nach diesem Vertrag einen Waffenstillstand mit Frankreich einzugehen verbunden. Der Minister, der alle die Vortheile dieses Vertrags besser als jemand einsahe, kam im größten Triumph, als wenn er einen Sieg erlangt hätte, wieder an den französischen Hof. Der unerwartete Ausgang seiner Unterhandlung brachte alle die, die ihn hatten stürzen wollen, zum schweigen; und der Marschall von Gie', der sich einige Zeit darauf der Königin Misfallen zugezogen hatte, fiel selbst in Ungnade.

Der Tod der Königin Isabelle von Kastilien, Ferdinands von Arragonien Gemahlin, verursachte im Jahr 1505 zwischen diesem König und seinem Schwiegersohn, Philipp, Erzherzog von Oesterreich, viele Verdrießlichkeiten, und Amboise suchte sich ihre Uneinig-

keit

keit zu Nutzen zu machen. Isabelle hatte bey ihrem Tod den König, ihren Gemahl, zum Verweser des Königreichs Kastilien für ihre Tochter Johanna, des Erzherzogs Gemahlin, der es nach dem Erbfolgungsrecht gehörte, ernannt. Die Grossen von Kastilien, die den König von Arragonien wegen seiner schlimmen Regierung haßten, waren mit dieser Testamentsverordnung ziemlich unzufrieden und begünstigten den Erzherzog.

Ferdinand glaubte, um diese Regierung, die ihm der Erzherzog streitig machte, zu behaupten, nichts bessers thun zu können, als wenn er sich mit Frankreich in ein Bündniß einließ, damit er im Nothfall entweder Beystand von diesem Reich bekäme, oder es doch abhielt, sich für seinen Schwiegersohn zu erklären. In der Absicht schickte er den Inquisitor, Frater Johann von Higuera, einen Bernhardiner, an den Kardinal ab, der ihm Vorschläge thun und ein Bündniß zwischen den beyden Kronen schliessen sollte. Amboise, der Ferdinands schlechte Treue schon aus der Erfahrung kannte, empfieng diesen Geistlichen ziemlich kaltsinnig, und antwortete ihm: der beste Vergleich, den sein Herr mit dem König treffen könnte, würde wohl der seyn, wenn er sich mit einer französischen Prinzeßin vermählte.

Der Kardinal hatte hierbey Germanien von Foix, Gaston's, Herzogs von Nemours, Ludwig des Zwölften Neffens, Schwester im Sinne. Ferdinand nahm diesen Vorschlag mit der größten Freude an, aber Frankreich sollte vorher, ehe noch etwas geschlossen würde, allen seinen Ansprüchen auf das Königreich Neapel auf immer entsagen. Ludwig willigte auch auf den Rath seines Ministers, der nichts als das

Beste

Beste des Staats vor Augen hatte, ein; nur sollte es, wenn die Prinzeßin ohne Kinder stürbe, an die Krone wieder zurückfallen. Bald nach dem Schluß dieses Vertrags 1506 fand der Erzherzog Mittel, einen Einfall in Kastilien zu thun, und Ferdinanden daraus zu verjagen; diese unerwartete Veränderung nöthigte den Kardinal andre Maaßregeln zu ergreifen, damit dieser Prinz nicht gar zu muthig würde. Vermöge des Vertrags zwischen Frankreich und dem Kaiser sollte Karl, des Erzherzogs Prinz, mit der Prinzeßin Klaudia, Ludwig des Zwölften Tochter, vermählt werden. Diese Prinzeßin war von dem König, ihrem Vater, her, die einige Erbin des Herzogthums Mayland und des Genuesischen Staats; und von ihrer Mutter bekam sie das Herzogthum Bretagne nebst verschiednen andern wichtigen Herrschaften und Städten sowohl in als ausser dem Königreich.

Der Kardinal sahe von dieser Verbindung voraus, daß sie das Haus Oesterreich einst in den Stand setzen möchte, Frankreich Gesetze vorzuschreiben, und entschloß sich, nichts zu unterlassen, wodurch er sie wieder rückgängig machen könnte. Er wußte wohl, daß sie nicht wieder würde können aufgehoben werden, ohne Maximilian und den Erzherzog dadurch aufzubringen; ja daß er sich selbst dem Misfallen des Königs und der Königin, die aus Zärtlichkeit für ihre Tochter die Vollziehung dieser Vermählung recht sehr wünschten, aussetzen würde doch das gemeine Beste des Staats hieß ihn alle diese besondren Betrachtungen ausser den Augen setzen.

Der

Der Graf von Angouleme, der nachher Ludwigs Nachfolger unter dem Namen Franz der Erste wurde, war der nächste Kronerbe; und auf ihn warf der Kardinal seine Augen, um ihn mit der Prinzeßin Klaudia, ob sie gleich durch einen feyerlichen Vertrag an den erzherzoglichen Prinzen versprochen war, zu vermählen. So groß und schwer dies Unternehmen war, so wurde es mit eben so vieler Klugheit und mit eben so vielem Glück ausgeführt.

Der Minister ließ dem König durch alle Reichsstände Vorstellungen thun, daß der Nutzen von Frankreich die Vermählung des Grafen von Angouleme, der damals Herzog von Valois hieß, mit der königl. Prinzeßin unumgänglich erfodere. Denn sollte er, der König, ohne männliche Erben sterben, so würde dieser junge hoffnungsvolle Prinz dadurch in Stand gesetzt werden, ihm nachzufolgen und den Ruhm der Nation aufrecht zu erhalten. Diese Vorstellungen thaten ihre Würkung, der König willigte in diese Vermählung, und sie ward nach dem Wunsch aller Franzosen vollzogen.

Diese Beleidigung brachte den Kaiser und den Erzherzog sehr heftig auf, und da sie gar nicht daran zweifeln konnten, daß der Minister die Haupturſache davon war, machten sie beyderseits ausserordentliche Anstalten zum Krieg, um sich deswegen zu rächen. Es schien auch würklich, als wenn sie es dem König weniger wollten entgelten lassen, als dem Kardinal, der seiner Seits unglaublich geschwinde Zurüstungen machte, um diesem Ungewitter, im Fall, daß er es nicht ganz abwenden könnte, zu widerstehn. Er strengte alle seine Kräfte an, um die Italienischen Prinzen abzuhalten,

daß

daß sie nicht zu seinen Feinden übertreten sollten; da er sie aber zu seinen Absichten wenig geneigt fand, wänd er sich auf eine andre Seite und hier glückte es ihm besser. Der König von Ungern und der Herzog von Geldern nahmen es über sich, dem Kaiser und dem Erzherzog zu thun zu machen, der eine an den Gränzen von Oesterreich, und der andre in den Niederlanden. So bald sich Amboise dieser beyden Mächte versichert hatte, traf er seine Maaßregeln so wohl, daß er das Königreich nicht allein vor dem Zorn dieser zween beleidigten Prinzen in Sicherheit setzte, sondern sich ihnen sogar furchtbar machte.

Der Tod des Erzherzogs Philipp, der wegen seiner Gemahlin Johanna auch König von Kastilien war, machte, daß die Zurüstungen von beyden Theilen fruchtlos wurden. Kurz vor seinem Tod hatte er noch aus einem sehr klugen Einfall seinen Sohn, den jungen Prinzen, der hernach als Karl der Fünfte Kaiser wurde, Ludwig des Zwölften Schutz empfohlen und ihn zu seinem Vormund ernannt. Verschiedne riethen zwar dem König ab, diese Vormundschaft anzunehmen, weil sie ihm die Gelegenheit raubte, das Haus Oesterreich zu bekriegen; aber Ludwig, der von Natur großmüthig war, folgte lieber der Meinung seines Amboise, der ihm den Rath gab, sie zu übernehmen.

Inzwischen wollten beyde, der Kaiser sowohl als der König Ferdinand, während der Minderjährigkeit des Prinzen Karl regieren; sie trugen die Entscheidung ihres Zwists dem König von Frankreich und seinem Minister auf und jeder von ihnen bildete sich ein, der Ausspruch würde zu seinem Vortheil geschehen. Nachdem

man

man die Gründe, die jeder für sich zu haben glaubte, reiflich überlegt und das besondre Interesse eines jeden Staats erwogen hatte, sprach Ludwig nach seinem Gewissen Ferdinanden die Regierung zu. Der Kaiser wurde über diesen, nach seiner Meinung unbillig gegebenen, Vorzug erzürnt und drohte, sich an Frankreich, besonders aber an dem Kardinal, von dem er wußte, daß er Ludwigs des Zwölften Orakel sey, zu rächen. Er zog alle deutsche Prinzen, ja auch selbst die Italienischen, mit in diesen Streit. Seine Absicht war, zuerst auf das Herzogthum Mayland loszugehen und den Herzog Sforzia wieder in seine Staaten einzusetzen. Amboise würde vielleicht diese kaiserlichen Drohungen nicht viel geachtet haben, wenn er nicht befürchtet hätte, der Pabst Julius, der ohnehin übel gegen Frankreich gesinnt war, möchte auf des Kaisers Seite treten. Dieser Pabst hatte dem König schon mehrern Anlaß zum Misvergnügen gegeben und nur die Klugheit des Kardinals hatte es verhindert, daß sie nicht eher zu einem öffentlichen Bruch gekommen.

Julius merkte, daß man seiner nöthig hatte; daher machte er sich die Umstände zu Nutzen, und bat den König um Beystand gegen die Bologneser, die sich der Macht des heiligen Stuhls entzogen hatten. Damit auch seine Absicht die gewünschte Würkung haben möchte, schmeichelte er noch dem Minister, ausser dem Versprechen, daß er seine Legatenstelle fortbehalten sollte, mit der Hoffnung, einem seiner Neffen den Kardinalshut zu geben. Amboise fand zwar bey dieser Sache verschiednen Widerspruch in der Rathsversammlung; doch der König, der nach seinen Vorschlägen handelte,

bewilligte dem Pabst seine Bitte und Chaumont von Amboise führte ihm die Truppen zu.

Der heilige Vater brachte Bologna durch Hülfe der französischen Soldaten wieder in seine Gewalt; doch ward er deswegen weder erkenntlicher, noch feindseliger. Er faßte vielmehr den Entschluß, sie um das, was sie in Italien besassen, zu bringen; und zwar auf folgende Art: er schickte 1507 Kundschafter nach Genua, die zwischen dem Adel und dem Volk Uneinigkeit ausstreuen mußten, in der Absicht, daß schon hernach hieraus ein, für sein Vorhaben günstiger, Aufruhr entstehen würde. Er irrte sich auch hierinnen nicht: das Volk ward darüber aufgebracht, daß der König und sein Minister dem Adel bey allen Gelegenheiten, ohne auf seine Klagen Achtung zu geben, Recht gaben, gerieth in Wuth, fiel über die Adlichen her, hieb einen Theil derselben nieder und steckte ihre Häuser in Brand. Selbst der Graf von Ravenstein, der königliche Statthalter, würde nicht verschont worden seyn, wenn er nicht Mittel gefunden, aus der Stadt zu kommen, und vorher aus Vorsicht Truppen in das Schloß gelegt hätte. Hierauf schüttelten die Rebellen das Joch der französischen Herrschaft ganz und gar ab, erwählten sich einen Herzog und Tribunen, richteten eine Armee auf und bemächtigten sich verschiedner Städte, mit dem festen Entschluß, sich bey ihrer Unabhängigkeit zu erhalten.

So groß am Hof der Verdruß über diesen Aufstand war, so groß war Amboisens Freude, daß er nun einmal einen Vorwand bekam, diese stolze Stadt ganz zu demüthigen. Weil die Erhaltung von Mayland davon abhieng, daß man Genua in Besitz hatte,

so

so war gar nicht viel Zeit zu verlieren. Er gab daher schleunig Befehl, eine Flotte auszurüsten und eine Landarmee zu errichten, damit man Genua von zwo Seiten angreifen könnte; und trat mit dem König von England, dem Kaiser und den Italienischen Fürsten in Unterhandlungen, daß sie den Rebellen mit nichts beystehen sollten.

Der Pabst und der Kaiser, die immer auf Frankreich neidisch waren und es ohnehin schon für zu mächtig hielten, waren hierzu wenig geneigt. Besonders sagte der Kaiser: Ludwig hätte doch, wenn er sich Meister von Italien machte, keine andern Absichten, als den Pabst aus Rom zu jagen, und seinen liebling Amboise an dessen Stelle erwählen zu lassen. Glaubte dies der Pabst gleich nicht, so stellte er sich doch an, als fürchtete er sich dafür, und suchte unter der Hand Spanien, Venedig und andre nahgelegene Mächte zu bewegen, daß sie sich für Genua erklärten. Da er dies nicht erhalten konnte, suchte er so viel als möglich auf seiner Hut zu bleiben.

Der Pabst und der Kaiser machten Amboisen nicht so viele Unruhe, als die Königin, die sich der Abreise ihres Gemahls heftig widersetzte; hierzu trugen die Schmeicheleyen einiger Höflinge, die das Ansehen und die Macht des Ministers mit neidischen Augen ansahen und dieser Prinzeßin unaufhörlich vorstellten, sie möchte den König ja nicht in eigner Person zu einem so gefährlichen Feldzug, von dem der Ausgang höchst ungewiß wäre, abreisen lassen, nicht wenig bey. Amboise hingegen bewies dem König, er müsse sich selbst an die Spitze seiner Soldaten stellen, und die Anführ-

rung der Armee, theils um seine Leute durch seine Gegenwart aufzumuntern, theils um die Aufrührer in Schrecken zu setzen, selbst übernehmen. Diese Reden des Ministers vermochten mehr als die dringenden Bitten der Königin und der König setzte seine Abreise fest.

Nicht einmal ein Anfall von der Gicht, der der Kardinal sehr unterworfen war, war im Stand, ihn aufzuhalten; er reißte voraus, um das benöthigte anzuordnen, und als der König bey der Armee ankam, ward er über die gute Ordnung, die bey derselben herrschte, entzückt, und gab der Fürsorge des Kardinals die verdienten Lobsprüche. Während dem ganzen Feldzug litte man an nichts Mangel, und man muß eingestehen, daß Frankreich den guten Ausgang dieser Unternehmung meistens der Sorgfalt und der Geschicklichkeit seines Ministers zu danken hatte. Genua wurde in kurzem auf das Aeusserste gebracht; von allen den Truppen, die sie mit entsetzlichen Unkosten geworben hatten, kamen die besten um, und die wenigen, die noch übrig blieben, waren nicht im Stand, die Stadt lange zu vertheidigen. Ihr Herzog, den sie erwählt hatten, war davon gegangen; kurz, sie sahen sich auf allen Seiten von der französischen Armee in die Enge getrieben, und für sich kein andres Auskommen, als sich dem König zu ergeben, und ihm den Aufwand zum Krieg, wenn er ihnen ihr Leben und ihr Vermögen lassen würde, wieder zu erstatten. Damit aber war der Kardinal nicht zufrieden, sondern verlangte, sie sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben und dem König die Bestimmung ihres Schicksals überlassen. Die Genueser waren genöthigt, diese Bedingnisse, so

hart

hart sie ihnen auch vorkamen, anzunehmen, und ihr Heil von der Gnade des Siegers zu erwarten.

Der König hielt einen sehr kriegrischen Einzug in die Stadt; er ritt ganz geharnischt auf seinem Schlachtpferd und neben ihm war seine Leibwache zu Pferd mit blossen Säbeln. Der Kardinal ließ sich, um durch seine Gegenwart, den hitzigen Begierden der Soldaten nach Beute und Blut Einhalt zu thun, in alle Quartiere der Stadt bringen. Hierauf wurde den Einwohnern angedeutet, ihre Waffen niederzulegen; sie folgten und nun ließ man sie länger als eine Woche in grausamer Ungewisheit. Kurz, nachdem neun Tage vorbey waren, bekamen die ältsten und angesehnsten Bürger Befehl, sich in den Hof vor dem herzoglichen Pallast zu begeben. Der König erschien daselbst auf einem Thron und der Kardinal Minister ihm zur Seite. Die vornehmsten Genueser lagen auf ihren Knien in Trauerkleidern und mit entblößtem Haupt.

Der Sprecher der Stadt flehte in einer rührenden Rede, die er zu dem Ende aufgesetzt hatte, bey dem Sieger um Gnade; derjenige, der im Namen des Königs das Wort führte, antwortete darauf, und warf den Genuesern ihre Treulosigkeit und ihre Undankbarkeit gegen einen so guten Oberherrn vor. Er ließ sie noch einige Augenblicke über ihr Schicksal in Ungewisheit, und endlich erklärte er ihnen: der König wolle ihnen zwar nach seiner grossen Gütigkeit ihr Vermögen und ihr Leben schenken; was aber ihre Freyheiten beträfe, so sollten sie ihnen genommen und sie von jetzt nach den Gesetzen, die ihnen der König vorzuschreiben für gut finden würde, regiert werden. Doch wurden

die Oberhäupter der Rebellen, nämlich ihr Herzog, Paul von Nove, Giuſtiniani, einer ihrer Tribunen, nebſt noch einigen andern von dieſer allgemeinen Begnadigung ausgenommen, und den Kopf zu verlieren verurtheilt.

Die Nachricht von dieſem, mit eben ſo viel Ruhm als Geſchwindigkeit geendigten, Feldzug ſetzte ganz Deutſchland und Italien in Schrecken. Der Pabſt Julius, der, weil er befürchtete, ſeine heimlichen Ränke möchten durch die Auſſage der Schuldigen entdeckt werden, es unter allen am wenigſten wünſchte, konnte es ganz und gar nicht glauben; doch der Kardinal ſchrieb an ihn und benahm ihm ſeine Zweifel. Die Venetianer, als verſchlagne Staatsleute, ſchickten Abgeordnete nach Genua, die dem König Glück wünſchen und ihn um ſeine Freundſchaft bitten mußten; doch dies ihnen ſonſt ungewöhnliche, demüthige Bezeigen trug viel dazu bey, daß ſie in Verdacht kamen, mit Antheil an der Verſchwörung gehabt zu haben. Zu gleicher Zeit langte auch der Nuncius an, und nachdem er bey dem König die Höflichkeitsverſicherungen in Namen ſeiner Heiligkeit abgelegt hatte, beſchwerte er ſich, ſeinen erhaltnen Vorſchriften zu Folge, daß ſich Frankreich durch heimliche Unterhandlungen bemühte, den unrechtmäßigen Beſitzer Bentiroglio zum größten Schaden des heiligen Stuhls in Bologna wieder einzuſetzen. Doch man merkte wohl, daß Julius dieſe Klagen nur deswegen wider Frankreich vorbringen ließ, um den Beſchwerden, die man wider ihn mit weit mehrerem Grund anſtellte, zuvorzukommen. Die meiſten vornehmen franzöſiſche Herrn riethen dem Kö-

nig-

nig, sich der Bestürzung, in der Italien, Spanien und Deutschland waren, zu Nutzen zu machen, und Neapel wieder wegzunehmen; aber der Kardinal, dessen Absichten weiter hinaus giengen, brachte ihn von dieser Unternehmung ab, und gab ihm vielmehr den Rath, seine Soldaten abzudanken, um den eifersüchtigen Mächten keinen Vorwand zu geben, sich wider ihn zu verbinden.

Kurz darauf hatte Ferdinand, König von Arragonien, und seine Gemahlin eine Unterredung mit dem König zu Savona; Amboise, der dem schlauen König von Spanien ganz und gar nicht traute, hatte es nicht verstattet, daß sie zu Genua zusammenkämen. Die beyden Monarchen hatten alle mögliche Achtung gegen einander; Ferdinand, wie es sich hernach zeigte, aus Staatsabsichten, und Ludwig vermöge seiner großmüthigen Denkungsart. Er schlug es auch ab, sich in persönliche Unterhandlung mit Ferdinanden einzulassen, und verwies ihn auf seinen Minister, mit dem er auch zwo geheime Unterredungen hatte. Aus der Folge urtheilte man, daß sie hier wegen einer ligue wider die Venetianer, eines Vergleichs zwischen dem König von Frankreich und dem Kaiser, und endlich wegen der Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, um Julius dem Zweyten die päbstliche Krone zu rauben, und sie, wenn es möglich, dem Kardinal Amboise aufzusetzen, einig geworden.

Dies Gerücht, es mochte nun gegründet seyn oder nicht, verursachte dem Pabst Julius viel Unruhe. Er bildete sich ganz gewiß ein, die beyden Könige hätten Maaßregeln mit einander gegen ihn genommen;

Frankreich, um ihn zu nöthigen, daß er dem König die Ernennung der Pfründen in dem Herzogthum Mayland und im Genuesischen verstatten müßte; und Spanien, um von ihm die Belehnung des Königreichs Neapel zu erhalten. In diesen Gedanken, und aus Furcht, sie möchten die Sachen noch weiter treiben, setzte er alles in Bewegung, um die Venetianer, die Schweizer, die Italienischen Prinzen und den Kaiser mit in sein Interesse zu ziehen. Amboise aber kam ihm zuvor und brachte die Schweizer auf französische Seite. Was die Venetianer und die andern Italienischen Fürsten anlangte, so erfoderte es ihr allerseitiger besondrer Nutzen, diese beyden Könige zu schonen; daher schlugen sie es ab, sich der Sache des heiligen Petrus anzunehmen. Auf diese Art blieb ihm niemand, als der Kaiser, übrig; doch dieser war nicht im Stand, ihn zu unterstützen. Julius fieng schon an, sich seinen Schritt gereuen zu lassen, zumal da er nun wahrnahm, daß er sich blos leeren Schrecken überlassen hatte; doch jetzt war es zu spät. Der Kaiser rückte, weil er ihn darum ersucht hatte, mit einer Armee zu seinem Beystand an; aber Julius ließ ihn, weil er ihn nicht mehr nöthig hatte, bitten, sich wieder zurückzuziehn, und bediente sich hierbey der Vermittlung der Venetianer.

Hierdurch wurde der Kaiser, weil er glaubte, man wollte nur mit ihm spielen, aufgebracht, hielt sich an die Venetianer, richtete seine Waffen gegen sie und rückte in ihr Land ein. Trivulcio kam ihnen auf Befehl seines Königs mit sechstausend Mann zu Hülfe und hieb einen Theil der kaiserlichen Armee nieder. Den andern würde es eben so ergangen seyn, wenn nicht die

Vene-

Venetianer aus eignem Antrieb ohne Trivulcio'n dazu zu nehmen, ja ohne die Genehmigung des Königs zu erwarten, in der größten Eile und Stille mit dem Kaiser einen Waffenstillstand geschlossen hätten.

Der König und der Kardinal, die schon lange auf diese Republikaner übel zu sprechen waren, nahmen 1508 diesen neuen Beweis ihrer Treulosigkeit mit dem größten Unwillen auf. Ausser dem Misvergnügen, woran Amboise mit dem König gleichen Antheil nahm, hatte er auch noch eine besondre Ursache, auf sie zornig zu seyn. Sie waren es hauptsächlich gewesen, die ihm seine Hoffnung, zum Pabst erwählt zu werden, vereitelt hatten; und dies konnte er ihnen nicht verzeihen. Er nahm sichs vor, diese, seiner Rache so günstige, Umstände nicht aus den Händen gehen zu lassen, und beredete den König, die Waffen zu ergreifen, um diese stolze Republik zu demüthigen, und sich deswegen mit dem König von Arragonien, dem Pabst und dem Kaiser zu vereinigen. So bald er dies Vorhaben in der Rathsversammlung vortrug, wurde es von allen gebilligt; nur der einige Stephan Poncher, Bischof von Paris, versuchte es, aber vergeblich, den König davon abzubringen.

Der Kaiser nahm, weil ihn die Venetianer nur erst neulich beleidigt hatten, diesen Antrag mit Freuden an, und Amboise verfügte sich so gleich nach Kambrai, um die Artickel zu diesem Vertrag mit der Gouvernantin der Niederlande, Margarethe von Oesterreich, der Schwester des Kaisers, in Richtigkeit zu bringen. Dieser Schritt kam den Venetianern um so viel weniger verdächtig vor, da der Kardinal eine Friedensunter-

handlung zwischen dem König von Frankreich und dem Kaiser und die Beylegung einiger Streitigkeiten, die zwischen dem Herzog von Geldern und dem jungen Erzherzog, dem die Niederlande zugehörten, entstanden waren, zum Vorwand seiner Reise genommen hatte.

Die Republik Venedig, die durch ihr Alter eben so ansehnlich war als durch ihre Macht, hatte sich durch die Einfälle, die sie zu verschiednen Zeiten unternommen, bey allen Völkern verhaßt gemacht; alle diese forderten jetzt das wieder zurück, was sie ihnen geraubt hatte, und ihr Untergang schien unvermeidlich. Der Pabst, der Kaiser, die Könige von Frankreich und von Spanien, ein jeder vergaß jetzt, wie viel seinem besondern Interesse daran gelegen war, daß diese Stadt, die das Gleichgewicht in Italien erhielt, nicht zerstört würde, und vereinigten sich zusammen, um sich durch sie zu bereichern.

So klug auch sonst die Venetianer, die von Natur sehr mistrauisch und unruhig sind, waren, so schienen sie doch jetzt wie eingeschlafen und hatten gar keinen Verdacht, daß sich etwas wider sie anspönne. Der Pabst, den sie bey diesen Umständen durch eine verächtliche Verwerfung gewisser Vorschläge, die er ihnen heimlich hatte thun lassen, noch mehr aufgebracht hatten, fieng die Feindseligkeiten gegen sie zuerst an, und that den Senat in den Bann. Bald darauf ließ Amboise auch die französische Armee ins Feld rücken, und brachte den König, ohnerachtet der gewöhnlichen Widersetzung seiner Gemahlin, zum Entschluß, sie selbst anzuführen. Ob ihm gleich die Gicht und das Fieber wenige Ruhe ließ, reißte er doch voraus ab und begab

sich

sich nach Mayland, um den König dort zu erwarten, und die Armee zu mustern. An den Zurüstungen zu diesem Krieg ließ er mit einem solchen Eifer arbeiten, daß man schon am ersten April den Feldzug zu eröfnen im Stand war.

Die Bundsgenossen hingegen waren so saumselig gewesen, daß sie fast noch gar keine Truppen beysammen hatten, und ihre Treue dadurch verdächtig ward. Obgleich die Venetianische Armee nur zehn bis zwölftausend Mann stärker war, als die Französische, that dennoch der Kardinal, der über die Verzögerungen der Bundsgenossen verdrießlich ward, den Vorschlag, gegen die Feinde anzurücken, ohne auf diese zu warten, und da er diese Meinung durch tüchtige Gründe unterstützte, stimmte ihr der ganze Kriegsrath bey. Amboise schien es auch fast vorausgesehn zu haben, daß die französischen Truppen bey diesem Feldzug den Ruhm allein davon tragen würden.

Nach einiger Zeit kamen sie endlich bey Vailo, sonst auch Aignadel, an einander. Die Feinde thaten anfangs tapfern Widerstand; aber endlich wurden sie auseinander getrieben und niedergehauen; die wenigen, die übrig blieben, ergriffen die Flucht. Amboise befand sich, ob er gleich krank war, so lange als das Treffen am hitzigsten war, dem König beständig zur Seite. Zum Andenken dieses berühmten Siegs ließ der König auf Anrathen des Ministers auf eben dem Platz eine Kirche erbauen, die den Namen erhielt unsrer lieben Frauen zum Siege. Die französische Armee machte sich ohne viel Zeitverlust alle Vortheile zu Nutzen,

drang

drang tiefer ins Land ein und nahm in zehn bis zwölf Tagen alle die Plätze weg, die der König wieder für sich zurück haben wollte.

Die Republik zitterte, als sie durch den traurigen Rest ihrer überwundnen Armee diese schrecklichen Nachrichten vernahm; der Rath hielt es für das beste, so gleich Abgeordnete an den König von Frankreich und die übrigen vereinigten Prinzen abzuschicken und sie demüthig um Frieden zu bitten. Alle Statthalter in den Orten, die man wieder zurück forderte, bekamen Befehl, sie sogleich mit ihren Besatzungen zu verlassen und den Einwohnern die Freyheit zuzugestehen, sich selbst einen Oberherrn zu wählen. Jeder von den verbundnen Prinzen nahm daher das, was ihm gehörte, wieder zurück; aber durch die gewöhnliche Nachläßigkeit des Kaisers, der nicht zeitig genug ankam, um seine Städte wieder in Besitz zu nehmen; und durch die Mäßigung des Königs, der sich ihrer, so sehr man ihm auch dazu rieth, nicht bemächtigen wollte, erhielten die Ueberwundnen wieder Zeit sich zu fassen und alle die erhaltnen Vortheile verlohren ihren Nutzen.

Unterdessen befürchtete Amboise, die Ligue möchte durch Wiedereinräumung aller dieser Städte getrennt werden, und die Verbundnen möchten, wenn ein jeder das, was er ihm zuzugehören glaubte, zurückgenommen hätte, ihre Waffen gegen Frankreich wenden. Seine Furcht war auch wirklich nicht ohne Grund. Diese Prinzen, die eben so neidisch als erstaunt über den Sieg waren, den der König von Frankreich ohne ihre Beyhülfe erfochten hatte, bezeigten grosse Lust mit ihm zu brechen und sich dem Wachsthum seiner Macht in Italien

lien zu widerſetzen. Vielleicht würde es auch in der That ſo erfolgt ſeyn, wie Amboiſe vermuthete, wenn er nicht durch ſeine Geſchicklichkeit Mittel gefunden hätte, ihren Argwohn zu zerſtreuen und ihre Eiferſucht zu beſänftigen. Er that noch mehr, er überredete ſie ſo gar, die ligue ferner fortzuſetzen und den Anerbietungen der Venetianer kein Gehör zu geben.

Weil Julius mit der Wiedereinnahme der Städte, die dem römiſchen Stuhl gehörten, eben ſo zufrieden, als durch die Unterwerfung, die ihm die Venetianiſchen Geſandten im Namen des Raths und des Volks verſichert hatten, wieder beſänftigt war, ſo hatte er ſehr groſſe Luſt, ihnen den Frieden zuzugeſtehn. Aber die Furcht, die ihm Amboiſe zu rechter Zeit einjagte, der Kaiſer und der König von Frankreich würden ihm die Oerter wieder wegnehmen, die er erſt zurück erhalten hatte, wenn er ſich ohne ſie auf einen Vertrag einließ, machte, daß er eben ſo geſchwind wieder zur ligue trat. Ja, um dem König und ſeinem Miniſter die Verſicherung zu geben, daß er aufrichtig handle, verwilligte er dem erſten, was er ihm die ganze Zeit her verſagt hatte, nämlich die Präbenden in dem Herzogthum Mayland und im Genueſiſchen ſelbſt ernennen zu dürfen, und verſprach dem andern den Purpur für ſeinen Neffen.

Während der Zeit der Miniſter dieſe Sache zu Rom durch ſeine Bevollmächtigte betreiben ließ, unternahm er, ob er gleich krank war, 1509 eine Reiſe nach Trident, um ſich mit dem Kaiſer zu bereden. Die Venetianer thaten dieſem Prinzen ſehr groſſe Anerbietungen, und er war auch bereit, ſie anzunehmen und ihnen den Frieden zuzugeſtehen, als ihm der Kardinal vorſtellte,

wie

wie wenig man auf solche Versprechungen Staat machen dürfe, und ihn dadurch wieder dahin, wo er ihn hin haben wollte, zurücke brachte. Weil er aber befürchtete, der König möchte noch vor Ausführung dieses Anschlags wieder zurück nach Frankreich wollen, wie er es auch willens zu haben schien, so veranstalltete er eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Kaiser, in der Hoffnung, dieser Prinz würde ihn bewegen, Italien nicht eher als nach völliger Endigung des Kriegs zu verlassen. Die beyden Monarchen waren mit einander eins geworden, sich beyde nach Garda zu verfügen; aber der Kaiser hielt sein Wort nicht und Amboise konnte den König nicht länger aufhalten; sondern er reiste aller heftigen Bitten ohnerachtet ab.

Was er befürchtet hatte, traf glücklich ein. Die Venetianer, die durch die Abwesenheit des Königs mehr Kühnheit bekamen, setzten sich bald in Verfassung, es mit der ganzen Ligue aufzunehmen, und nahmen die meisten Städte, die man ihnen abgenommen hatte, wieder ein. Amboisen blieb noch eine einzige Zuflucht übrig; er ersuchte den Kaiser die Belagerung von Padua vorzunehmen, wobey er ihm allen Beystand von Seiten der Verbundnen und auch von deutschen Prinzen, bey denen er es zu betreiben unternehmen wollte, versprach. Seine Klugheit und die Geldsummen, die er zu rechter Zeit auszutheilen wußte, machten daß auch alle seine Bewerbungen glückten; der Kaiser belagerte Padua mit einem zahlreichen Heer, und man würde es ganz ohnfehlbar erobert haben, wenn dieser Prinz mehr Muth und Wirksamkeit gehabt hätte, und nicht gleich beym ersten Angriff verzagt gewesen wäre. Aller Vor-

stel-

stellungen seiner vornehmsten Officiere ohngeachtet hob er recht schimpflich die Belagerung auf, und begab sich nach Trident.

So sehr dieser schändliche Zurückzug der Kaiserlichen den niedergeschlagnen Muth der Venetianer wieder belebte, so sehr setzte er Amboisen, der hierdurch alle seine grossen Absichten vereitelt sahe, in Verwirrung. Die Republikaner verdoppelten ihre Bemühungen, und thaten dem Pabst, dem Kaiser und dem König von Arragonien die vortheilhaftesten Versprechungen, um sie von der Ligue abzubringen. Amboise, der des Pabsts schlimme Gesinnungen gegen Frankreich und des Kaisers Schwäche kannte, befürchtete auch, sie würden sich endlich gewinnen lassen. Was seine Verwirrung noch vermehrte, war, daß ihn der Kaiser und der König von Arragonien bey einer zwischen ihnen entstandnen Streitigkeit, wer die Einkünfte von Kastilien zu geniessen haben sollte, zum Schiedsrichter erwählten. Er konnte sie unmöglich dem einen zusprechen, ohne den andern dadurch nicht zu beleidigen, und doch wollte er sie gern beyde schonen. Endlich wickelte er sich noch so heraus, daß er dem König Ferdinand den Genuß dieser Einkünfte zusprach; doch sollt er dem Kaiser jährlich eine ansehnliche Summe Geld dafür zahlen.

Weder der Papst noch die Venetianer waren damit zufrieden, daß er die Sache so in der Güte beygelegt hatte. Besonders sparten die letztern nichts, um es wieder rückgängig zu machen. Der Pabst, der heimlich seine Maaßregeln genommen hatte, um Frieden 1510 mit ihnen zu schliessen, hätte es sehr gewünscht, wenn diese zween Prinzen, anstatt die Sache Amboi-

sen

sen zu überlassen, seinem Beyspiel auch gefolgt wären. Es reute ihn itzt mehr als jemals, daß er den Kaiser und den König von Frankreich so nach Italien, wo sie sich fest zu setzen Mine machten, gezogen hatte; er eilte daher recht sehr, seinen Frieden mit den Venetianern zu schliessen in gewisser Ueberzeugung, daß die Erhaltung dieser Republik für niemand wichtiger wäre, als für ihn.

Der Kaiser und der König von Frankreich hatten ganz andere Absichten, und drohten ihm, wenn er sich von ihnen trennen würde; aber der heil. Vater, der nichts für sich zu befürchten glaubte, wenn die Venetianer auf seiner Seite waren, ließ sich weder durch ihre Vorstellungen rühren, noch durch ihre Drohungen schrecken. Amboise that vergebliche Versuche, ihn wieder zurückzubringen; alle List, deren er sich hierbey bediente, half zu nichts, und man beschloß, dem Pabst feindselig zu begegnen.

So bald der Vertrag zwischen den Venetianern und dem römischen Hof geschlossen war, stellten sie eine zahlreiche Armee ins Feld, die der Pabst mit ansehnlichen Verstärkungen vermehrte. Dies war noch nöthig gewesen, um den Kaiser zu erschrecken, und ihn zu bewegen, mit dem Krieg aufzuhören. Der Pabst und die Venetianer, die ihn als einen schwachen und furchtsamen Prinzen kannten, wandten daher alles an, um seine Furcht zu vermehren; doch diesmal glückte es ihnen nicht. Amboise hatte ihm so starke Versicherungen gegeben, daß er durch nichts erschüttert würde. Er berief einen Reichstag zusammen, um den neuen Krieg auf demselben fest zu setzen. Der Pabst gab sich durch seinen Nuncius nochmals Mühe, dies Ungewitter, das

ihn

ihn bedrohte, abwendig zu machen; aber der Kaiser wurde über ihn, weil er für die Venetianer zu reden wagte, aufgebracht, und ließ ihn aus der Versammlung jagen; die Republik aber erklärte er in die Reichsacht. Auf diese Art triumphirte der kluge französische Minister über die listigen Ränke des Pabsts und der Venetianer.

Die schimpfliche Begegnung, die man dem Nuncius auf dem Reichstag erzeigt hatte, zündete die Wuth des heil. Vaters noch mehr an; hatte er die Deutschen nicht gewinnen können, so suchte er nun die Engländer und die Schweizer aufzuhetzen. Doch, Amboise kam ihm auch hierinnen zuvor, und zog die Schweizer auf französische Seite. Der König von England aber schlug es ab, sich wider Frankreich zu erklären, und errichtete vielmehr, auf Amboisens Ueberredung, einen Vertrag, in dem er sich erklärte, daß er und der König von Frankreich Freunde wären; doch wollte er ihn, so sehr es sich auch der Kardinal angelegen seyn ließ, nicht unterschreiben, wofern nicht Julius mit darinnen begriffen wäre. Durch diesen Schutz des Königs von England ward Julius kühner, und ergriff die erste Gelegenheit, die sich darbot, Frankreich zuerst den Krieg zu erklären. Unterdessen hintertrieb Amboise durch den Anhang, den er im Kardinalskollegium hatte, diese Absichten des Pabsts noch einmahl, und dieser unversöhnliche Feind der Franzosen konnte sie nicht eher, als nach dem Tod dieses Ministers, ausführen.

Unter der Zeit, daß dies auf beyden Seiten vorgieng, war die französische Armee, durch Sorgfalt des

Kardinals, schon über die Alpen hinüber, und der König reiste nebst dem Kardinal, des glücklichen Ausgangs des Kriegs beynahe schon gewiß, auch ab; doch die Vorsicht hatte es hier anders beschlossen. Amboise wurde bey seiner Ankunft zu Lyon so krank, daß er sich genöthigt sahe, seine Reise zu unterbrechen. Das schleichende Fieber, das ihn fast seit einem Jahr nicht verlassen hatte, vermehrte sich, und die Gicht und die Kolik, die ihm selten einige Ruhe liessen, überfielen ihn so heftig, daß er in einigen Tagen seinem Ende nahe kam. Dem König, der ihn aufrichtig liebte, war die Verzögerung, die seine Krankheit in den öffentlichen Geschäften nach sich zog, weniger empfindlich, als die Furcht, einen so getreuen Minister zu verliehren. Bey seiner letzten Unterredung mit ihm vergoß er viele Thränen und konnte sich, ohne sich Gewalt anzuthun, nicht von ihm trennen. Ein deutlicher Beweis, wie fest sie mit einander vereinigt gewesen.

Amboise behielt bis an den letzten Augenblick seines Lebens jene Gegenwart des Geistes und jene Standhaftigkeit der Seele, die ihn niemals verlassen hatten. Er starb, wie er gelebt hatte, als ein grosser Mann und ein wahrer Christ, am fünf und zwanzigsten May 1510 im funfzigsten Jahr seines Alters und im zwölften seines Ministeriums. Zu Rouen und Lyon wurden ihm prächtige Leichenbegängnisse gehalten, dem letztern wohnte der König mit bey; sein Schwiegersohn, der Graf von Angouleme, der nachher als Franz der Erste regierte, der Herzog von Lothringen und der Kanzler von Frankreich giengen dabey im Leide. Sein Herz und sein Eingeweide wurden zu Lyon in der Cöle-

stiner-

stinerkirche unten am hohen Altar beygesetzt, sein Leichnam aber nach Rouen in die Kathedralkirche, wo man noch heut zu Tag sein kostbares marmornes Grabmal in der Kapelle der heil. Jungfrau sieht, gebracht. Die größte Zierde bey seiner Leichenbegleitung war das Andenken seiner Tugenden und der aufrichtige Schmerz aller Ordensgeistlichen im Königreich. Er wurde auch würklich von ganz Frankreich, das er glücklich gemacht und mit Ruhm überhäuft hatte, bedauret. Er war ein wahres Muster für Minister, weder geitzig, noch verschwendrisch; die Gunstbezeugungen seines Herrn ließ er nur auf würdige Gegenstände fallen, und niemals wurde er von Frauenzimmern oder Heuchlern hintergangen. Voll von Verstand und Einsicht, ließ er sich niemals von den Schmeichlern am Hof einnehmen; besonders bestrebte er sich, unter denen, die eine Präbende oder sonst eine Wohlthat erhalten sollten, eine gute Wahl zu treffen; mit seinem Zutrauen war er sparsam; niedrige Seelen, oder Scheinheilige bekamen es nicht. Die Gelehrten, die ihrem Vaterland Ehre brachten, hielt er hoch und liebte sie, auch die schönen Wissenschaften und freyen Künste zählte er zu den nützlichen Stücken in einem Staat; rechtschaffne Männer waren unter seiner Staatsverwaltung niemals unglücklich. Mit einem Wort, er war ein grosser Minister, nicht deswegen weil er viel Böses unterließ, sondern weil er viel Gutes stiftete.

Hat er, wie wir bis hieher erzehlt haben, sich als Minister so rühmlich betragen, so war er bey Erfüllung seiner Pflichten als Bischof nicht weniger treu und sorgfältig. Mitten unter den grossen und unauf-

hörlichen Beschäftigungen in Staatsangelegenheiten verlohr er seinen Kirchsprengel nie aus den Augen, und ließ sich von allem, was in demselben vorfiel, genaue Nachricht geben. Es würde hier viel zu weitläuftig seyn, wenn man alle die Vortheile, die er ihm im Geistlichen und Zeitlichen verschaft, nach der Ordnung her erzehlen wollte. Die Kathedralkirche zu Rouen erhielt sehr kostbare Geschenke von ihm; die berühmte Glocke, die nach ihm genennt wird, und die er im Jahr 1501 dahin gab, ist, so zu sagen, eine laut tönende Stimme, die seine Freygebigkeit und Großmuth schon über zwey hundert Jahre verkündigt *).

Als Legat des heil. Stuhls schafte er eine grosse Menge Misbräuche, die sich durch übermäßige Freyheiten bey der Geistlichkeit und hauptsächlich in einigen Klöstern eingeschlichen hatten, ab. Und ob sich gleich die Parisische Universität wider die Bullen seiner Legatenstelle setzte, antwortete er darauf durch nichts, als eine fromme Bescheidenheit.

Unter andre Vortheile, die er während seiner Staatsverwaltung in der innerlichen Verfassung des Reichs stiftete, gehört auch die Aufhebung der privilegirten heiligen Freystätte, die zur Ausbreitung des Lasters nicht wenig beytrugen. Sein unveränderlicher Eifer für sein Vaterland, seine aufrichtige Liebe zu seinem König, sein kluges und gemäßigtes Betragen gegen

*) Diese Glocke hat dreyßig Fuß im Umkreiß, zehn im Durchmesser, und eben so viel in der Höhe. Der Klöppel wiegt 350 Pfund, und die übrige Glocke 40000 Pfund. Es ist die größte Glocke in ganz Europa.

gen die Grossen und sein gütevolles Bezeigen gegen Geringere, seine standhafte Neigung zur Billigkeit, seine Geschicklichkeit in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten, seine weise Einrichtung bey der Ausgabe der Einkünfte des Staats, wodurch er die Provinzen niemals übernahm, setzten ihn eben so hoch über andre Minister, als Ludwigs des Zwölften Beyname, ein Vater des Volks, den er gleichfalls seinem Minister zu danken hatte, die allerherrlichsten Beynamen übertrift.

Nun wollen wir hier noch einige Lebensumstände dieses grossen Manns, die ihn nur insbesondre angehen, hersetzen. Hätten wir sie oben, nach der Ordnung wie sie vorgefallen, eingeschaltet, so würden sie die Erzehlung der Kriegs- und Staatsbegebenheiten, die sich unter seinem Ministerium zugetragen, unterbrochen haben.

Unter allen Orden standen damals die Dominikaner und Franziskaner im grösten Ansehen; man traf bey ihnen wieder einige Spuren der schönen Wissenschaften, die sonst noch überall darnieder lagen, an, ihr bisgen Gelehrsamkeit machte, daß man sie gerne hatte und man fand sie in den besten Gesellschaften. Aber diese Geistlichen folgten auch ganz der Welt, die sie nach ihrem Wunsch, wenn sie wollten, geniessen konnten, und verabsäumten jede andre Sorge, ausser die nicht, wie sie sich angenehm machen könnten; um die Erbauung bekümmerten sie sich gar nicht. Hieran ärgerte sich die Sittenlehre des Kardinal Amboise, und er nahm sich vor, sein ganzes Ansehen anzuwenden, um

dieſe Dominikaner und Franziskaner, ohnerachtet der vielen Hinderniſſe, die ihm die angeſehnſten Perſonen im Reich, die ſie in Schutz nahmen, entgegen ſetzen würden, mit einander zu verbeſſern. Zween Biſchöffe begaben ſich in ſeinem Namen hin in das Dominikanerkloſter; ſie fanden eine Menge Schüler verſammelt, die alle entſchloſſen waren das Intereſſe ihrer Lehrer zu unterſtützen und zu verhindern, daß man keine Gewalt gegen ſie brauchte. Die beyden Biſchöffe begaben ſich daher, weil ſie ſich keiner Gefahr ausſetzen wollten, wieder zurück. Aber den andern Tag ließ ſie der Kardinal, dem ſie es erzehlt hatten, unter einer Begleitung von Häſchern hingehen, nebſt dem Befehl, dieſe Geiſtliche aus ihrem Haus zu jagen, und es andern einzuräumen.

Die Franziskaner, die noch übrig waren, hatten gehört, wie man mit den Dominikanern umgegangen, und hielten es nicht für rathſam, ſich ſo geradezu zu widerſetzen. Als daher die Biſchöffe, denen der Kardinal Amboiſe den Auftrag gegeben hatte, in ihr Kloſter kamen, trafen ſie ſie an, wie ſie vor dem heil. Sakrament, das auf dem hohen Altar in der Kirche ausgeſetzt war, Hymnen und Pſalmen ſangen. Sie ſchienen auf die angekommenen Biſchöffe nicht einmal acht zu geben, ſondern fuhren immer mit Singen fort, bis ſie endlich verdrießlich wurden, daß ihr Amt ſo lange dauren ſollte, und es für gut fanden aufzuhören. Die Abgeordneten kamen den folgenden Tag mit einem groſſen Gefolg wieder, und fanden die Geiſtlichen in eben der Beſchäftigung, wie den Tag zuvor. Doch diesmal hielten ſie es für dienlich, ſie in ihrem Gebet zu unter-

bre-

brechen, und nachdem sie ihnen ihre unordentliche Aufführung ziemlich scharf vorgehalten, wollten sie funfzig Mönche von der strengen Observanz, die sie gleich mitgebracht hatten, an ihre Statt ins Kloster setzen. Die Franziskaner verantworteten sich, so gut als sie konnten, und versicherten, daß sie es niemals gestatten würden, daß andre ihr Kloster einnähmen. Sie schrien dabey so heftig, daß die Kirche davon wiederhallte. Es war ihrer eine ziemliche Anzahl, und besonders hatten sie viel junge Geistliche, die in laute Drohungen ausbrachen, und sich weder für die Bischöffe, noch für ihre Begleiter zu fürchten schienen. Alle bezeugten, sie wären gesonnen, ihre Freyheiten bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens zu vertheidigen; und die Klosterbedienten, die voll von Eifer für ihre alte Herren waren, warteten nur auf den Augenblick, da sie ihre Widersacher anfallen sollten. Die Bischöffe überlegten was für Aergerniß aus einem Gefecht entstehen würde, wo Priester mit Priestern und Häschern handgemein würden, und die Kirche in der das heil. Sakrament ausgestellt war, der Kampfplatz werden sollte, und schienen sich zu beruhigen. Man berief sich auf den Kardinal Amboise und beyde Theile nahmen ihn zum Schiedsrichter an. Der Minister war damit zufrieden, daß sich die Franziskaner ihm so unterworfen hatten, und dachte gar nicht weiter daran, andre Geistliche an ihre Stelle zu setzen; vielmehr gab er seine Einwilligung dazu, daß sie von niemand, als von Geistlichen aus ihrem Orden verbessert werden sollten, und ernannte selbst vier und zwanzig Franziskaner, die auf Mittel bedacht seyn mußten, die geistliche Zucht wieder bey ihnen, ohne Ge-

walt zu gebrauchen, einzuführen. Einige andre Orden lieſſen ſich die Verbeſſerung gleichfalls gefallen, und nun ſahe man in kurzem den Geiſt der Zucht, der Frömmigkeit und der Erbauung in den Klöſtern wieder aufleben.

So behutſam auch der Kardinal bey dieſer ganzen Sache verfahren war, ſo hatte er ſich doch Feinde zugezogen, die ſeinem Ruhm Schaden zu thun bemüht waren. Und hier mag vielleicht der Grund von dem Vorwurf liegen, den ihm ein Schriftſteller gemacht hat, er hätte den Wein bis zur Ausſchweifung geliebt; aber kein einiges Zeugniß von andern beſtätigt es. Glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſchildern uns vielmehr den Kardinal **Amboiſe** als einen ſehr wachſamen Miniſter, der ſich ſtets mit Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, weder den Wein, noch das Spiel, noch das Frauenzimmer geliebt habe, und, weil er die Sitten eines verdorbnen Hofes verbeſſern wollte, auf alle ſeine Schritte ſehr aufmerkſam geweſen. Seine Gemüthsart hatte übrigens nichts mürriſches an ſich; er überließ ſich gerne anſtändigen Ergötzungen und verdammte nur die gefährlichen Ausſchweifungen bey dem Vergnügen. Als Miniſter des Königs, den man faſt von ſeiner Kindheit an ſeinen Freund nennen kann, trug er die beſchwerliche Laſt der Regierung ganz allein; niemals ſchien er von der Schwere derſelben ermüdet zu ſeyn, und die aller kützlichſten Sachen nahmen, wenn er ſich mit denſelben abgab, allezeit einen erwünſchten Ausgang. Durch ſeine kluge Vorſicht wurden die Kriege, die **Ludwig der Zwölfte**, zu übernehmen genöthigt war, allezeit in das Land der feindlichen Nation

tion selbst gespielt, und nur die Feinde wurden von den bey Kriegen unvermeidlichen Uebeln getroffen. Sogar bey einem Krieg, den Amboise mit den Ketzern führte, gab er Proben seiner Billigkeit und Mäßigung. Die Albigenser, die durch blutige Kriege, die sie zu führen hatten, sehr in Abnahme gerathen waren, hatten sich mit dem unglücklichen Ueberrest ihrer Sekte, der den Martern und Verfolgungen noch entwischt war, in die Gebirge und Felsen auf den Alpen verborgen; hier lebten sie lange Zeit unter den Bären und andern wilden Thiern, und fürchteten ihre Wuth weniger, als der Menschen ihre. Ohnerachtet des erschrecklichen Elends in dem sie sich befanden, nahm ihre Anzahl täglich zu, und sie kamen endlich nach und nach herab in die Thäler. Diese fleißigen Leute bebauten die Gegenden, die man vorher für ganz unfruchtbar gehalten hatte, durch ihre Bemühungen in kurzer Zeit. Man sahe bald eine Menge von allerhand Gewächsen im Ueberfluß wachsen, und die Gefilde und Berge waren von Heerden Vieh bedeckt; man nannte diese Leute Waldenser. Sie fiengen nunmehr an, sich weiter auszubreiten, und mit ihren Nachbarn in Verbindung zu treten; doch diese wurden wegen der Güter, die sie besassen, neidisch auf sie. Sie hatten sich diese blos durch ihren Fleiß, woben ihnen die Natur die Hände geboten, erworben, und dennoch nahm man sich vor, sie ihnen zu rauben. Diese unglücklichen Waldenser lernten also die Bosheit der andern Menschen, so bald sie nur in einige Gemeinschaft mit ihnen kamen, kennen.

Sie wurden dem Kardinal Amboise verrathen; und diese guten Leute glaubten sich unter einem so er-

leuchteten und menschenfreundlichen Minister vor allen üblen Begegnungen in Sicherheit. Sie gestanden frey, daß sie sichs für eine Ehre schätzten von den alten Albigenensern abzustammen, ohne jedoch etwas von dem beybehalten zu haben, weswegen diese ihre Ahnen ehemahls in die Acht erklärt worden. Anstatt neue Ketzereyen zu stiften, oder noch etwas von ihren alten Irrthümern an sich zu haben, hatten sie kaum eine geringe Kenntniß des Christenthums. Ihre Unwissenheit und ihre Schwachheit gereichten ihnen daher bey dem Kardinal zum Vortheil; anstatt sie ausrotten zu wollen, war er vielmehr auf ihre Rettung bedacht und schickte den Bischof von Cisteron zu ihnen, der sie zusammen kommen ließ und befragte. Sie hörten den weisen Unterricht dieses frommen Geistlichen sehr begierig an, schenkten ihm im kurzen ihre Liebe und verehrten ihn wie ihren Vater. Als man sie öffentlich um ihren Glauben befragte, antworteten sie einhellig: Sie glaubten alles, was sie der Bischof von Cisteron gelehrt hätte. Diese grosse Aufrichtigkeit und Lust zum Unterricht rührte den Kardinal, und er befahl, man sollte sie ins künftige im ruhigen Besitz ihrer Thäler, die sie durch ihre Bemühungen angebaut und fruchtbar gemacht hatten, lassen.

Aber der Kardinal von Tournon, der einige Zeit nach ihm das Ministerium führte, dachte nicht so billig, und wußte sich nicht so zu mäßigen. Er ließ sie mit aller Schärfe genau ausfragen, und als er sie nach seinem, von Vorurtheilen geleiteten, Eifer strafbar befand, suchte er sie mehr auszurotten, als zu bekehren. Er bediente sich nicht, wie Amboise,

boise, der sanften und überredenden Mittel, um sie zur Annehmung der katholischen Lehren zu bringen; sondern erwies sich als ihr Feind, als ihr Henker, wie man in dem Leben dieses Ministers weitläuftiger sieht.

Des Kardinals Amboise Demuth war eben so groß, als seine andern Tugenden. Er vergaß, daß er Kardinallegat war, und wohnte den gottesdienstlichen Verrichtungen in seiner Kirche mit in der gemeinen Kleidung der andern Kanonikusse bey. Er machte sich auch eine Ehre daraus, den Namen seiner Diöces zu führen und folgte hierinnen dem eingeführten Gebrauch der andern Kardinalbischöffe, die aus einer gewissen Art von Heiligkeit ihren Familiennamen, der ihnen zu weltlich war, wegliessen: Daher unterschrieb er sich niemals der Kardinal von Amboise, sondern der Kardinal von Rouen. Man merkt auch noch an, daß er, sobald er Erzbischof geworden, alle seine andern Pfründen niederlegte und nachher keine wieder annahm.

Dieser lobenswürdigen Zuneigung zu seiner Kirche ohngeachtet unterließ er doch nicht, ihre Privilegien und Freyheiten sowol, als der andern Kirchsprengel ihre, genau zu untersuchen. Ein Verbrecher konnte seiner Strafe entgehen, wenn er so glücklich war, eine Kirche, einen Pallast, oder ein Kloster zu erreichen; von dem Augenblick an hatte die Obrigkeit kein Recht mehr auf ihn. Man hatte schon verschiedne male empfunden, wie vielen Unordnungen ein solcher Misbrauch ausgesetzt war; aber noch niemand

hatte

hatte es gewagt, ihn abzuschaffen; das Volk war von diesen alten Vorrechten zu sehr eingenommen und schien fest entschlossen sie zu vertheidigen. Amboise wußte sie aber doch so zu vereinigen, und ihnen die Nothwendigkeit und den Vortheil, der daraus entstünde, wenn es abgeändert würde, so vorzustellen, daß sie alle darein willigten.

Die einzige Freyheit der Kirche zu Rouen, am Himmelfahrtstag Christi, einen Mörder vom Tod zu befreyn, daß man ihn den Sarg oder die Kiste, in der die Gebeine des heil. Romanus waren, aufheben ließ, ließ er ungekränkt. Dies Vorrecht war schon seit mehr als tausend Jahren eingeführt, und man hatte es auch alle diese Jahrhunderte hindurch richtig ausgeübt. Die Französischen Könige hatten es öfters durch ofne Briefe bestätigt, und das Parlement durch Arrets und andre Urkunden; daher ließ es auch der Kardinal, anstatt es eingehn zu lassen, durch Ludwig den Zwölften von neuem bekräftigen.

Der wenige Lermen, der bey Abschaffung aller dieser Freyheiten entstand, gab deutlich zu erkennen, wie sehr das Volk den Minister liebte und verehrte. Doch er war dem grossen Haufen nicht allein schätzbar, auch die Grossen selbst, die sonst doch immer neidisch und mit den Lieblingen unzufrieden sind, liebten Amboisen und fürchteten seinen Verlust; nicht als wenn sie von ihrem unruhigen und aufrührerischen Geist, der sie unter Karln dem Sechsten, Karln dem Sieben und Ludwig dem Eilften so viel wider das königliche Ansehen hatte unternehmen lassen,

etwas

etwas verloren hätten. Karls des Achten Schwäche und die Noth, in der sich Ludwig der Zwölfte, da er noch Herzog von Orleans war, befand, in der er ihren Beystand brauchte, hatten ihre Kühnheit noch um vieles vermehrt. Der Kardinal, der seiner Geburt nach ein Mann vom vornehmen Stande war, und folglich die Denkungsart des hohen Adels besser als ein andrer kannte, faßte den Entschluß, sie nicht ganz auf Nichts herabzusetzen, sondern sie in Ehrfurcht und in ihrer Pflicht zu erhalten, ohne sie jedoch durch allzuviel Stolz ganz und gar niederzuschlagen, noch durch allzugrosse Herablassung aufgeblasen zu machen. Er verstand die Kunst ihnen verdiente Wohlthaten auf eine feine Art zuzugestehen, und ihre unbilligen Forderungen mit völliger Entschlossenheit abzuschlagen, vollkommen wohl. Man sagt sogar: Er hätte gewisse Personen, auf die er sich verlassen können, am Hofe gehalten, die ihn von allen Gesinnungen der Grossen ausführliche Nachricht geben müssen; nach dieser ihren Erzehlungen nahm er seine Maaßregeln und sorgte dafür, ihnen von Zeit zu Zeit gute Anschläge geben zu lassen. Auf diese Art gaben seine Kundschafter mehr liebreiche Warnungen, als daß sie auf eine verhaßte Art alles ausforschten.

Die Edelleute sahe der Kardinal als solche Personen an, die die Natur zu Soldaten der Nation bestimmt hat, und die das Volk aus Staatsklugheit wegen ihres Muths und ihrer Anzahl nicht allein den Feinden des Staats, sondern auch den begütherten

Vor-

Vornehmen, im Fall sie ihr Vermögen, ihre Hoheit und ihr Ansehen misbrauchen wollen, allezeit mit Vortheil entgegen stellen kann. Er wußte wie treu und tapfer diese kostbaren Mitglieder eines Staats, die Tausende von Rittern, die in den Provinzen leben, waren, und daß sie als gebohrne Vertheidiger des Königs und seines Reichs eine besondre Achtung verdienten. Amboise hielt sie daher hoch und öfters suchten seine Wohlthaten diejenigen auf, die am wenigsten gehoft hatten, ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seiner Freygebigkeit zu werden.

Das schöne Haus von Gaillion hatte er mit vieler Mühe und schweren Kosten erbauen lassen, nur war es Schade, daß dies Schloß keinen grössern Bezirk von Ländereyen hatte. Ein benachbarter Edelmann hatte ein Guth, das des Kardinals Lustschloß um vieles würde verschönert haben, wenn es dazu gehört hätte; dieser Edelmann ließ es ihm durch einen seiner vornehmsten Bedienten anbieten. Dieser suchte sich bey seinem Herrn dadurch ein Verdienst zu machen, und sprach mit ihm von dem Edelmann, als wenn er ihn zu diesem Verkauf überredet hätte, der Minister gab zur Antwort: Er möchte nur selbst zu ihm kommen. Der Edelmann stellte sich ein, und machte seine Aufwartung. Der Kardinal ließ ihn mit sich speisen, und fragte ihn hernach sehr höflich um die Ursache, warum er seine Ländereyen weggeben wollte? Seine Antwort war: Er glaubte sich hierdurch die Ehre seines Schutzes und seiner Gna-

de

de zu erwerben, und würde hierdurch in Stand kommen, seine Tochter vortheilhaft zu versorgen und sich von dem Ueberrest eine eben so starke Leibrente, als sein Landguth eintrüge, kaufen zu können. Der Kardinal stellte ihm darauf vor, er sollte, ohne sich deswegen seines Guths, weil es schon sehr lange bey seiner Familie wäre, ganz und gar zu entschlagen, ein Kapital auf lange Fristen und ohne Interessen aufnehmen und hiermit seine Tochter ausstatten. Ja, sagte der Edelmann, Personen, die auf die Art Geld auslehnen, findet man nicht leicht. So will ich es thun, versetzte der Kardinal, ihnen das benöthigte Geld leihen und ihnen eine so lange Frist dabey aussetzen, daß sie mir es ohne ihre Unbequemlichkeit wieder geben können, und ohne deswegen nöthig zu haben, ihre Länderey zu verkaufen. Der Kardinal wurde nachher einmahl gefragt, wie der Handel abgelaufen wäre? Anstatt mir ein Stück Land, sagte Amboise, eigen zu machen, habe ich mir einen Freund erworben.

Unter den Quellen, woraus er die königl. Einkünfte, ohne die Unterthanen deswegen niederzudrücken, zu vermehren gedachte, suchte er sich auch derer zu bedienen, die die Natur durch ein freyes und öffentlich erlaubtes Gewerbe anbietet. Die Entdeckung von Westindien gab ihm Anlaß, den berühmten Schiffer Aubert nebst zwey guten Schiffen dahin abzuschicken, und zuzusehen, ob man sich nicht, ohne die Spanier, mit denen Frankreich itzt in Frieden lebte,

und

und die man auch sonst gerne schonte, eifersüchtig zu machen, eines Theils dieser neuen Welt bemeistern könnte. Aubert folgte seinen Vorschriften genau, segelte nach Amerika, und landete zuerst an dem mittäglichen Theil dieses grossen festen Landes. Die Spanier aber, die sich hier seit zehn Jahren festgesetzt, hatten die Küste sowol befestigt, daß man sie nicht einmahl mit Gewalt daraus hätte verjagen können, wenn auch selbst Aubert Befehl dazu gehabt. Er gieng daher wieder zu Schiff, segelte gegen Norden und entdeckte hier einen Theil von dem mitternächtlichen Amerika, doch konnte er sich dort nicht niederlassen. Aber ich höre auf, denn ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die guten Handlungen des Kardinals Amboise und alle die Verdienste seines klugen und preiswürdigen Ministeriums weitläuftig auseinander setzen wollte.

XI.

Leben Franz von O.

Oberaufseher über die Finanzen unter Heinrich dem Dritten, und Heinrich dem Vierten, und Statthalter von Paris.

Franz von O war der älteste Sohn Johanns von O, Herrn auf Maillebois, Hauptmanns bey der schottischen Garde des Königs, und Helenens d'Illiers von Manou. In seinen ersten Jahren war er Befehlshaber über eine Kompagnie Reuterey gewesen; weil er sich aber nicht recht für den Krieg zu schicken glaubte, und eine grosse Neigung zu öffentlichen Angelegenheiten bey sich fühlte, besonders da er sahe, und es auch oft selbst sagte: daß man es mit der Feder weiter bringt, als mit dem Degen, und daß ein Beutel mit Kupfermünze mehr einträgt, als eine ganze Kompagnie Gens d'armes; so verließ er seinen ersten Stand, und legte sich 1578 auf das Finanzwesen. In kurzer Zeit brachte er es hierinnen zu einer grossen Geschicklichkeit, und da der König gehört hatte, daß Franz von O sehr viele Wege wüßte, ihm Geld zu verschaffen, bekam er die Stelle eines Oberfinanzaufsehers. Kaum sahe sich Franz von O. im Besitz dieses wichtigen Amts, so verwarf er alle die Ordnung, in die seine Vorfahren die Finanzen ge-

bracht hatten, vermuthlich damit niemand hinter seine Schliche kommen möchte, und versprach dem König in einem Jahre so viel Geld aufzutreiben, als andre vor ihm nicht in zehn Jahren. Eine Zeitlang hielt er auch sein Wort, aber endlich ließ er in seinem Eifer, nur die Koffer des Königs zu füllen, nach; er fieng an, auch für die seinigen zu sorgen, und richtete hierdurch, ohne sich weiter zu bereichern, den König und das Volk ganz zu Grund. Der Weg, durch den er zu so grossem Glück und Ansehen gekommen, war dieser.

Heinrich der Dritte war damals König, und dieser ganz in Weichlichkeit versenkte Prinz dachte an nichts, als an Mittel, seine Neigung zu Vergnügungen und seine entsetzliche Verschwendung befriedigen zu können. Von O hatte die Tochter des Herrn von Villequier geheurathet; er und dieser Herr waren in den allerschmutzigsten Ausschweifungen ersoffen, und hätten für ihre Gesinnungen nichts bessers thun können, als daß sie sich mit einander in eine Verbindung einliessen. Villequier hatte, ohne einer von des Königs Lieblingen zu seyn, demohneracht sehr vielen Antheil an seiner Gnade; er stellte ihm seinen Schwiegersohn vor, und dieser, der sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, war über eine Gelegenheit, wo er es, wenn er dem König bey seinen Ausschweifungen Vorschub thäte, wieder erhalten konnte, völlig entzückt. Der ganze Hof, so wenig gute Sitten er auch hatte, war unwillig über die Erhebung dieses neuen Günstlings; doch, er bekümmerte sich so wenig darum, seine tadelhafte und der Rechtschaffenheit zuwiderlaufende Handlungen zu verbergen, daß jedermann,

mann, so bald man ihn nur kennen lernte, einen Abscheu gegen ihn bekam. Der König hatte damals ausserordentlich viel Geld nöthig, denn seine Lieblinge verpraßten nicht nur seine Einkünfte, sondern überdies noch alles, was sie von dem Volk, das sie täglich mit neuen Abgaben belegten, erhalten konnten.

Die erste Gelegenheit, die O. fand, seinen falschen Eifer für den König an den Tag zu legen, war bey der Versammlung der burgundischen Stände. Der König verlangte eine ansehnliche Summe Geldes von ihnen, sie waren aber so hartnäckig und schlugen es ihm ab. Vergebens stellten ihm die Angesehensten aus der Versammlung vor, daß die Provinz erschöpft wäre, und inskünftige die Gelder, die die königlichen Günstlinge foderten, nicht mehr bezahlen könnte. Es war so gar einer unter ihnen so kühn, und hielt ihm vor: obgleich Tiberius mit Recht unter die Tyrannen gesetzt würde, so hätte er doch noch zu sagen gepflegt: **die Unterthanen wären Schaafe, die man scheeren müste, nur müste man sich in Acht nehmen, daß man sie nicht gar erwürgte.** Ein andrer setzte hinzu: weil doch der König die jährlichen Abgaben zweymal haben wollte, so **möchte er auch machen, daß man doppelte Erndte und Weinlese halten könnte,** oder die Ackersleute und die Winzer würden bald zu Grund gerichtet und genöthigt werden, ihr Vaterland, in dem sie nicht mehr bestehen könnten, zu verlassen. Von O antwortete auf alle diese gerechte Vorstellungen so hart als möglich, und, weil er ihren Grundsätzen gleichfalls Grundsätze entgegen setzen wollte, machte er neue und sagte: ein König wäre unumschränk-

schränkter Herr über die Güter und das Leben seiner Unterthanen, man dürfe ihn gar nicht deswegen zur Rede stellen, sondern müsse sich ihm blindlings unterwerfen. Hierauf gaben die Stände zur Antwort: der König wäre freylich der Herr seiner Unterthanen, aber er wäre auch ihr Vater und ihr Beschützer; und Ungerechtigkeiten und Unmöglichkeiten könne auch ein unumschränkter Herr nicht verlangen. Die Meynung, die Franz von O hier geäussert, hatte schon unter Heinrich dem Zweyten Wurzel geschlagen, aber noch kein Minister, als er und die, die ihm ähnlich waren, haben es sich getraut, sie zu behaupten. Selbst der Kardinal von Richelieu, der doch mehr als irgend einer seiner Vorfahren für die unumschränkte königliche Gewalt war, erklärt sich an mehr als einem Ort: daß nur Tyrannen einen solchen Grundsatz hätten erfinden können, und daß auch niemand im Stand wäre, ihn zu wiederholen, als verhaßte Schmeichler, die Pest eines Hofes.

Anstatt daß sich Franz von O durch die wichtigen Gründe, die man ihm entgegen setzte, hätte bewegen lassen sollen, gab er nur drohende Worte darauf zur Antwort: „Ich sehe schon, sagte er, den Grund ein, warum Sie dem König das abschlagen, was er doch mit aller Gerechtigkeit von Ihnen fodert. Denn die Noth, in der er sich itzt befindet, giebt ihm alles Recht dazu. Aber derjenige Abgeordnete, der ihm im Namen seiner Provinz eine abschlägliche Antwort geben wird, soll so einen gefährlichen Auftrag erhalten, als es dem Souverain unangenehm ist, zu diesem Mittel zu schreiten. Wie? Kann man wohl dem König Vorstellungen thun, ohne seine Majestät zu beleidigen? Dies ist ja nichts

anders,

anders, als ihn einer Unwissenheit oder Ungerechtigkeit beschuldigen, und der erste Schritt zum Aufruhr. Wer diese Vorstellungen thun wird, soll die Verbrechen der andern alle büssen. „ Bey diesen Worten zitterte die ganze Versammlung; einige wollten ihn zwar unterbrechen und ihm die gehäßigen Ausdrücke, deren er sich bedient, vorhalten; aber der grössere Haufe, den seine Drohungen erschreckt hatten, ließ ihm Zeit, auszureden. „Könige, fuhr er weiter fort, verzeihen denen, die es einmal gewagt haben, ihnen mißzufallen, niemals. Bald oder späte erfahren sie es, wie gefährlich es sey, die Beschwerden, die sich wider die Regierung erheben, durch seinen eignen Mund vorzutragen. Nur der ist klug, der auf seine Sicherheit und auf seinen eignen Nutzen bedacht ist, jener aber, der eine Ehre darinnen sucht, das Interesse des Publikums aufrecht zu erhalten, hat eine falsche Großmuth. Denn was ist das Publikum anders, als ein schöner Name, der die Einfältigen, die uneigennützig seyn wollen, täuscht, und dessen sich geschickte Leute bedienen, um das Volk zu hintergehen. Es ist ein grosser Haufe unbekannter Menschen, die eben so wenig Wohlthaten verdienen, als sie im Stande sind, sie zu erkennen. Der gröste Theil desselben, den die Beschwerden und Abgaben am meisten treffen, besteht aus Taglöhnern, Krämern, rohen Handwerksleuten, aus wilden und rauhen Personen, die alle ihre Beschützer verachten; diejenigen hingegen, die ihnen eine Last auflegen, verehren sie, und sind doch gegen ihre Wohlthäter fast immer undankbar. Solche Leute sind zur Knechtschaft gebohren, und in einem Staat, wie die Lastthiere, die die Bürde tragen und

zum Vergnügen rechtschaffner Männer dienen müssen. Nur von dem Prinzen muß man wahre und ächte Belohnungen erwarten; denn diejenige, die das Publikum giebt, ist blos eingebildete Ehre, die nur im Mund des Pöbels lebt, oder in Büchern, den leeren Werken müssiger und milzsüchtiger Köpfe, die für Hunger sterben, und doch die ganze Welt mit Rauch und Wind nähren wollen. „

Dies waren die unerhörten Grundsätze, die Franz von O bey der Versammlung der burgundischen Stände öffentlich bekannte, und sich den Unwillen aller, die ihm zuhören musten, zuzog. Man beantwortete sie sehr heftig; und da O den Ständen gesagt hatte: sie möchten sich nicht das geringste um die Angelegenheiten der andern Provinzen bekümmern, wurde ihm zur Antwort gegeben, alle Theile des Reichs wären so fest mit einander vereinigt, daß man keinen angreifen könnte, ohne den andern dadurch zu verletzen, man würde dem König deshalb neue Vorstellungen thun, und wäre dieser Prinz bey dem Unglück seiner Staaten blind, so wäre niemand daran Schuld, als diejenigen, die alles dies Uebel veranlaßten.

Diese unerschrockne Antwort gab dem Oberaufseher zu erkennen, daß die Burgunder bey ihrem ersten Entschluß bleiben würden, und weil er befürchtete, die andern Provinzen möchten, durch dies Beyspiel aufgemuntert, dem König sein Verlangen gleichfalls abschlagen, hielt er es fürs Beste, ihnen alles zu versprechen, bis er mit den andern zu Stande würde gekommen seyn; alles dies führte er auch mit vieler Geschicklichkeit aus. Auf diese Art nahm die ganze Sache zum grösten

Miß-

Mißfallen aller Rechtschaffnen ihren Lauf, alles hieng von dem Gutdünken fünf bis sechs Günstlinge ab, die alles umkehrten, um sich nur fest zu setzen. Und von O fieng itzt über die andern Oberaufseher, die die Kunst nicht verstanden hatten, in einem so weiten Meer mit so vieler Kühnheit zu fischen, an zu spotten.

Um nichts zu vergessen, wodurch er sein Glück recht schnell vermehren könnte, machte er für sich selbst Anschläge, schlug sich bey allen Unternehmungen ins Mittel, nahm Theil an allen königlichen Pachtungen, und sagte für Privatpersonen gut, die nachher den König betrogen. Doch dies geschah mit seiner Einwilligung, denn er wuste wohl, daß ihm der Prinz alles das verlohrne Geld wieder erstatten würde. Ferner setzte er die Sachen, die verpachtet wurden, um die Hälfte unter dem Werth an, und theilte hernach das übrige Geld mit denen, die den Auftrag hatten, sie zu verpachten; er wirkte auch öfters aus, daß ihnen etwas von dem Pachtgeld erlassen wurde, und dabey hatte er wieder seinen Vortheil. Doch mit diesen Quellen, ob sie ihm gleich unermeßliche Summen eintrugen, war er noch nicht zufrieden; er veränderte auch die Pachte selbst so oft als möglich, um von denen, die an der alten Pachter Stelle kamen, ansehnliche Fässer mit Wein zu erhalten. Der Präsident Maillet bewies vor der Versammlung der Stände, daß er und Horatz Rousselei an der grossen Salzpachtung jährlich achthundert tausend Thaler gewonnen hatten, noch einmal so viel, als für diesen Pacht gezahlt wurde.

Dieser Aufseher erfand auch eine Art von Bankzetteln, die er Comptons nannte. Im Anfang fiel eine Menge Personen, die etwas zu gewinnen begierig waren, in dies Netz; nachher aber, da sie mit diesen Comptons nichts anfangen konnten, und sie in baar Geld verwandelt haben wollten, stellte sich von O, als hätte er keines, und wer anstatt seines Papiers Münze haben wollte, muste ihm erst die eine Hälfte der Summe abtreten, um die andre zu bekommen.

Als er sich endlich mit entsetzlichen Summen Geldes, die er sich durch sein schändliches Gewerbe erworben hatte, gleichsam überhäuft sah, suchte er einen Theil davon so anzulegen, daß er mit Wucher wieder zurückbekommen möchte. In der Absicht kaufte er kostbare Steine, Häuser, prächtiges Geräthe, und verkaufte sie sogleich wieder um die Hälfte theurer, als sie ihm gekostet. Ueberdies machte er sehr vielen Aufwand, und verlohr öfters im Spiel hunderttausend Franken in einer Nacht. Von dem Geld, das er von den neugemachten Richtern (Elus) und Edelleuten in der Normandie gezogen hatte, baute er sich ein prächtiges Haus.

Doch diese tägliche Vermehrung seines Reichthums war ihm nicht hinlänglich, er verlangte auch noch höhere Ehrenstellen, und ließ sich das Amt eines königlichen Oberkleiderbewahrers (Grand Maitre de la Garde-Robe) geben. Vor ihm war es Souvrai gewesen: aber er hatte diesen Herrn so lange genöthigt, bis er es ihm auch wider seinen Willen abtrat. Die Generallieutenantsstelle über die Niedernormandie, die der Graf von Matignon hatte, hätte er gleichfalls

gerne

gerne haben mögen *). Aber dieser Herr war nicht so leicht abgesetzt, als Souvrai. Seine berühmten Vorfahren hatten seit langer Zeit in dieser Provinz im hohen Ansehen gestanden, und er selbst hatte, ausser einem grossen Vermögen, die Liebe aller Normannen, die ihn fast anbeteten. Schon zweymahl hatte er durch seine Klugheit und durch seinen Muth diese Provinz erhalten, und daher war es weder gerecht, noch leicht ins Werk zu richten, wenn man ihm eine Stelle, die er so würdig verwaltete, hätte nehmen wollen. Inzwischen that doch der König, um seines Ministers Willen zu erfüllen, dem Grafen den Vorschlag. Matignon willigte auch gegen ein ansehnliches Stück Geld ein; und er bekam noch den Marschallsstab dafür, den er ohnehin schon verdient hatte.

Um dem König für die nenerhaltene Gnade seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, gab ihm der Oberaufseher Mittel an die Hand, zwey und zwanzig Steueredikte zu machen. Der König schickte sie an das Parlement, aber dies schlug es ab, sie zu registriren, bis der König selbst ins Parlement kam, und diese die Billigkeit handhabende Gesellschaft zwang, diejenigen, die am wenigsten Beschwerde machten, anzunehmen. Einige Zeit darauf stiftete der König den heiligen Geist-Orden, und zwar, wie einige sagen, aus einem ganz andern Grund, als dem, den die Geschichte erwähnt. Von O, den der König für die verschiednen Mittel, seine ganz aus-

*) Er war ein sehr rechtschafner und verständiger Mann; ein Feind der Ligue, ein guter Patriot, und ein treuer und standhafter Diener der Könige Heinrich des dritten und Heinrich des vierten, denen er auch sehr wichtige Dienste erzeigte.

nehmende Verschwendung zu befriedigen, nicht genug belohnen zu können glaubte, bekam auch das Ordensband.

Als der König, um sich gegen die Unternehmungen des Herzogs von Guise in Sicherheit zu setzen, seine Hauptstadt zu verlassen genöthigt wurde, folgte ihm von O mit nach Blois, wo er den traurigen Tod dieses berühmten Rebellen mit ansah; und nachher, da Heinrich der dritte mit dem König von Navarra die Belagerung von Paris vornahm, gieng er auch mit nach St. Kloud. Während der Zeit, daß diese beyden Könige beysammen waren, suchte der Oberaufseher den Charakter des Königs von Navarra, den man damals schon als den vermuthlichen Kronerben ansah, genau kennen zu lernen. Besonders bemerkte er, daß er ausserordentlich sorgfältig und wachsam war; zwo Eigenschaften, die sich freylich nicht mit einem ungetreuen Minister, der wegen seiner Ungerechtigkeiten und Räubereyen, die er an seinem Herrn zum grösten Schaden der Unterthanen begieng, hinlänglich bekannt war, vertrugen. Die Stelle, die von O bey dem König bekleidete, machte ihn den vornehmsten Herren des Königreichs gleich; seine unermeßlichen Reichthümer und seine ausserordentliche Verschwendung bedeckten in den Augen mancher Leute einen Theil seiner Fehler, und viele hatten ihm gar ihr Zutrauen geschenkt.

So bald Frankreich durch Jakob Klement seinen König, der es gewiß hätte glücklich machen können, wenn er tugendhaftere Männer an seinem Hof, oder weniger ungerechte und unversöhnliche Feinde gehabt hätte, verlohren hatte, begab sich der König von Navarra sogleich in des ermordeten Königs Lager. Hier

war

war seine erste Sorge, sich augenblicklich von den Ministern, und besonders von den vornehmsten Häuptern der katholischen Armee, als König erkennen zu lassen. Diese Armee hatte mit der seinigen, die ganz aus Hugonotten bestand, gar keinen Zusammenhang; der vorige König hatte es so verlangt, um seinen Feinden allen Vorwand zu neuen Verhetzungen bey dem Pabst zu benehmen. Er hielt sich auch für nicht so strafbar, wenn er nur für einen Bundesgenossen der Hugonotten angesehen würde, als wenn er selbst ihr Anführer wäre, und glaubte eben das thun zu dürfen, was Julius der Zweyte gethan, als er die Türken zwar zu Hülfe gerufen hatte, aber sie nicht selbst kommandiren wollte.

Der Baron von Rosni, Biron, Sanci und verschiedene andre machten sich sogleich an die katholischen Soldaten, und brachten es, mit Hülfe einiger ihrer vornehmsten Officiers, durch ihre List so weit, daß sich der gröste Theil derselben für den König von Navarra erklärte, und ihm die Treue schwur. Der Herzog von Epernon hingegen, Vitri und einige andre dachten mehr unabhängig zu werden, oder sich doch wenigstens bey der Parthey, zu der sie sich zu schlagen für gut fanden, grössere Vortheile zu verschaffen, und verliessen daher einige Tage darauf 1589 mit ihren Truppen die Armee, so inständig man sie auch bat, nur noch wenigstens so lange zu verweilen, bis Heinrich des Dritten Tod gerächt wäre. Der Herzog von Epernon, der von dem König mit Wohlthaten überhäuft worden, hätte diese Rache am meisten verlangen sollen, aber er gieng unter allen zuerst recht schändlich mit so viel Soldaten, als er nur mitnehmen konnte, weg. Die andern, die seinem

Bey-

Beyspiel folgten, giengen theils nach Haus, theils schlugen sie sich zu den Liguisten, und traten, zu ihrer grösten Schande, auf die Seite der Mörder ihres Königs.

Der Herzog von Longueville, von Entragues, Dampierre, Chateauvieux und verschiedne andre Häupter der katholischen Armee wollten gleich Anfangs die Denkungsart des Herzogs von Epernon nicht annehmen, sondern versammelten sich bey dem von O, der seinen Bruder Manou bey sich hatte. Hier berathschlagten sich diese Herren mit einander, was sie für eine Aufführung bey dieser wichtigen Gelegenheit, wo es darauf ankam, entweder zu dem neuen König in Dienste zu gehen, oder sich zu denen zu halten, die ihm die Krone streitig machten, beobachten sollten. Dem Oberaufseher war es zu wohl bekannt, wie schwer sich Heinrich der Vierte hintergehen ließ, als daß er sich so leicht hätte entschliessen können, sich ihm zu unterwerfen; er sahe, daß sich mehr als die Hälfte Franzosen zur Ligue geschlagen hatten, und daß man mit den übrigen sehr behutsam und fein umgehen muste, und er folglich seine Erpressungen nicht mehr fortsetzen konnte; denn ausserdem, daß der König seine Unterthanen liebte, ließ er nicht zu, daß sie seine Minister mit Abgaben überhäuften. Diese verschiedne Betrachtungen, die alle auf seinen eignen Nutzen hinausliefen, machten ihm Heinrich den Vierten sehr zuwider. Er bemühte sich auch anfänglich, den übrigen in der Versammlung eben diese Gedanken einzuflössen; aber als er merkte, daß sich die Angesehnsten dawider setzten, und er noch überdies überlegte, daß der Herzog von Mayenne, der auch seine Kreaturen hatte, ihn doch nicht leicht einem von diesen vor-

vorziehen würde, ließ er sich die Meynung des gröſten Haufens gefallen. Und endlich wurde der Schluß gefaßt: man wollte dem König die Erklärung thun, weil der Titel eines allerchristlichſten Königs mit den Königen von Frankreich wesentlich verbunden wäre, und mit keinem andern Glauben beſtünde, als mit dem Glauben seiner Vorfahren; so bäten sie ihn recht unterthänig, die Krone unter dieſer Bedingung anzunehmen, zugleich ſollte er verſichert ſeyn, daß ſie ihm, ſo bald er ſie in dieſem Stück befriediget haben würde, folgen wollten, wohin er ſie zu führen gedächte.

Die gröſte Schwierigkeit war, wie man dem König dieſe Sache vortragen ſollte. Der Oberaufſeher überredete den Herzog von Longueville, daß er es über ſich nahm; als er aber zu Heinrichen kam, führten eben der Marſchall von Biron und Sanci die Officiere von den Schweizern, die bey der katholiſchen Armee die beſten Truppen ausmachten, vor ihm. Zugleich ſahe er eine groſſe Menge Herren um den König verſammelt, die im Begrif waren ihm zu huldigen; daher wagte er es nicht, ſeinen Auftrag auszurichten. Die vielen Perſonen vom Stande, die alle bewafnet um den König herum ſtanden, ſetzten ihn in Schrecken, und er befürchtete, der Zorn des Prinzen möchte es ihm einſt entgelten laſſen. Der König ſchickte den Givri zu ihm hin, der ihm in ſeinem Namen viele ſchmeichelnde Liebkoſungen machte. Longueville begab ſich darauf zurück, kam wieder zur Verſammlung ins Lager, und ſagte ihnen: er hätte ſich nicht der Gefahr ausſetzen mögen, einen Prinzen, der ſo verehrungswürdig und ſo

ſehr

sehr im Stand wäre, sich an seinen Beleidigern zu rächen, aufzubringen.

Von O entrüstete sich sehr über diese Zaghaftigkeit des Herzogs von Longueville, und versprach den andern, sich über diese Bedenklichkeiten wegzusetzen. Er verfügte sich sogleich nach dem königlichen Zimmer; der Prinz, der ihn schon kannte, machte wenig aus ihm; doch hörte er ihn mit ziemlicher Gelassenheit an, und antwortete ihm sehr höflich, aber fest entschlossen. Er wies ihn herzhaft ab, ohne ihn vor den Kopf zu stossen, und zeigte ihm, daß er ihn auf seiner Seite zu behalten wünschte, sich aber doch auch nicht vor ihm fürchtete. Von O gieng ganz gedemüthigt weg und mit ziemlicher Unruhe nach Haus. Die Versammlung fieng wieder an, und dauerte die ganze Nacht durch.

So standhaft sich auch der König bey dem Antrag des Oberaufsehers bezeigt hatte, so machte ihn doch der Entschluß der Katholiken viel Unruhe. Er hielt deswegen einen grossen Rath, der aus dem Marschall von Biron, Chatillon und andern bestand. Hauptsächlich suchten sie eine Antwort abzufassen, die sie den Tag darauf dem katholischen Adel, der bey Franz von Luxemburg, Herzog von Pinry, versammelt war, geben könnten. Endlich wurde ausgemacht, sich in die Umstände zu schicken, und Heinrich sollte versprechen, daß er sich unverzüglich in dem katholischen Glauben wollte unterrichten lassen, und ihn, so bald er von der Wahrheit desselben überzeugt wäre, gewiß annehmen. Unterdessen wurden bey Franz von Luxemburg verschiedne Vorschläge gethan. Der Herzog von Longueville und einige andre wollten, man sollte sich dem Kö-

nig

nig völlig unterwerfen, ohne ihm Bedingnisse vorzuschreiben. Von O, Manou, sein Bruder, Dampierre und andre drangen darauf, der König sollte entweder sogleich itzt die Religion ändern, ohne vorhergegangenen Unterricht oder Prüfung; oder man sollte die Entscheidung dieses wichtigen Punkts den Reichsständen überlassen, und ihm bis dahin den Titel als Generallieutenant geben, damit nur die Truppen nicht auseinander giengen. Die Herzoge von Montpensier und Pinry, die die Denkungsart des Oberaufsehers kannten, und von ihm überzeugt waren, daß er die Macht des Königs nur deswegen verringert haben wollte, um sein voriges Ansehen beyzubehalten, brachten eine dritte Meynung vor, und sagten: man könnte den König von Navarra einstweilen als König von Frankreich erkennen, doch mit den Bedingungen, daß er sich in sechs Monaten würde haben unterrichten lassen; daß während der Zeit keine freye Uebung der neuen Religion verstattet seyn sollte; daß er weder eine Statthalterschaft noch eine andre Stelle an Reformirte gäbe, und daß er endlich der Versammlung erlaubte, Abgeordnete an den Pabst zu schicken, um ihm die Ursachen zu entdecken, die den Adel verbunden hätten, bey einem Prinzen von einer andern Religion in Diensten zu bleiben, und seine Genehmigung darüber zu erhalten. Von O und seine Freunde gaben sich zwar alle Mühe, daß die Meynung dieser Herzoge nicht die Oberhand behalten möchte; aber Luxemburg hatte mit so viel Entschlossenheit gesprochen, daß sie gezwungen wurden, sich ihr zu unterwerfen.

Der Herzog von Pinen gieng den andern Tag hin, und hinterbrachte dem König das Verlangen des

katholischen Adels; Heinrich überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeugungen, und versprach, den Dienst, den er ihm hierdurch geleistet, nie zu vergessen. Die vorgeschriebnen Artikel gieng er alle ein, bis auf den, der die freye Uebung der reformirten Religion einschränkte. So wenig auch von O hiermit zufrieden war, ließ ihm doch der König, weil er ihn jetzt nöthig hatte, seine Stelle als Oberfinanzaufseher, ohne jemals das geringste von einem Verdruß wegen des Vorgefallenen gegen ihn merken zu lassen. Zu gleicher Zeit hielt die Ligue heimlich bey dem Herzog von Mayenne an, er möchte sich zum König erklären lassen; um ihn desto eher dazu zu bewegen, berief man sich auf die ausserordentliche Liebe, in der er bey dem Volke stand. Er antwortete aber darauf: „dies ist schon wahr, aber es könnte leicht kommen, daß diejenigen, die mich jetzt als ihren Beschützer verehren, mich hernach als König verabscheuen, so wie Frauenzimmer öfters den zum Liebhaber wählen, den sie gewiß nicht als Gemahl nehmen würden. „

Da sich der Oberaufseher einmal genöthigt sahe, Heinrich dem Vierten zu dienen, so vergaß er nichts, wodurch er den Absichten des Prinzen Schaden bringen konnte. Hauptsächlich suchte er die Reformirten, die er verabscheute, zu kränken. Kam einer von diesen zu ihm, und forderte Geld, so schickte er ihn allezeit, ohne ihn einmal anzuhören, wieder fort; die Katholiken hingegen bezahlte er stets richtig. Die Reformirten glaubten, von O hätte vom König Befehl, ihnen so zu begegnen, und fiengen an, darüber aufgebracht zu werden; Heinrich hatte um so viel mehr Mühe, sie wieder zu besänftigen, da sie gewiß wusten, daß er im Begrif

war,

war, katholisch zu werden, und sie nur noch so lange beym Guten zu erhalten suchte, bis er ihrer Hülfe nicht mehr brauchte. Heinrich gab zwar dem Oberaufseher darüber Verweise; aber dieser trotzige Minister wurde nun noch partheyischer, und brachte hierdurch öfters den König in grosse Gefahr. Zum Unglück hatte er seit langer Zeit alle die öffentlichen Gelder unter den Händen, und stand mit allen Pächtern in genauer Bekanntschaft. Dies machte ihn dem König, so viel Schaden er ihm auch anrichtete, unentbehrlich.

Nachdem der König durch sein Glück, durch seinen Muth und Brissacs Eifer, Paris eingenommen hatte, glaubte er sich den Oberaufseher günstig zu machen, ja ihn selbst dadurch zu nöthigen, seine Stelle niederzulegen, wenn er ihm eine andre geben würde, die sich nicht wohl mit dieser vertrüge. In der Absicht machte er ihn zum Statthalter von Paris; aber von O wuste die Pflichten dieser beyden verschiedenen Aemter zu vereinigen, und fuhr fort, über die Finanzen despotisch zu gebieten, bis ihm eine heftige Krankheit, die er sich durch seine übermäßigen Ausschweifungen zugezogen hatte, das Leben und mit diesem alle seine Stellen raubte.

So bald die Schatzmeister, Pächter und andere Finanzbediente von seiner Krankheit hörten, eilten sie, ihre Sachen in Sicherheit zu bringen; denn sie befürchteten, man möchte nach seinem Tod von den, ihnen anvertrauten, Einnahmgeldern Rechnung fodern. Einige suchten sogar seinen Arzt auf, und gaben ihm, jeder funfzig Thaler, damit er nur für den Oberaufseher recht viele Sorgfalt tragen möchte; würde er ihn aber gar von der Gefahr retten, so versprachen sie ihm eine sehr

ansehnliche Belohnung. Alle Personen vom Hof hingegen, ausgenommen die, die an seinen Betrügereyen mit Theil nahmen, wünschten öffentlich, daß er sterben möchte. Selbst der König freute sich mit seinen Vertrauten, und besonders den protestantischen Herren an seinem Hof, im voraus darauf. Endlich, sagte er, werde ich mich im Stand befinden, ihre mir erzeigte Dienste nach Verdienst zu belohnen, da von O nicht mehr die Schlüssel zu meiner Geldkiste hat. Als der Oberste von dem Garderegiment, Brillon, im Reden der allerfreyste Mann am Hof, dem man aber wegen seiner hohen Verdienste diese Freyheit zu gute hielt, hörte, daß von O in den letzten Zügen läge, sagte er ganz laut zu einer Dame: in dem Augenblick, da ich mit ihnen rede, Madame, wird des armen O Seele zu allen Teufeln fahren; wenn jedermann dort oben seine Rechnung ablegen muß, so wird der arme O wohl schwerlich mit der seinigen gnädig durchkommen. Der Abbt Segnier war unterdessen beständig um den Kranken, und ermahnte ihn zum Sterben und zur Busse wegen seines gottlosen Lebens; seine Brüder standen dem Dechant hierinnen bey, und riefen ihm immer zu: er sollte doch nur Miserere mei Deus, Herr erbarme dich mein, sagen. Von O grif sich an, um zu reden, wandte sich gegen sie und sagte: empfehlet mich ja dem Könige bestens, nach meinem Tod wird er es schon mehr erfahren, wie nützlich ich ihm gewesen bin, als er es bey meinem Leben gewußt hat. Doch dies ist die gewöhnliche Sprache der Minister, wenn sie sterben. Kaum hatte von O diese Worte ausgesprochen, so gab er den

Geist

Geist auf. Der Präsident Segnier, den er zum Vollzieher seines Testaments erwählt hatte, sagte hierauf: hier sehen sie, meine Herren, ein sehr merkwürdiges Beyspiel, es zeigt ihnen den Menschen, wie er ist; vor nicht gar drey Tagen regierte der, den sie hier erblicken, ganz Frankreich; und nun betrachten sie den Zustand, in dem er sich itzt befindet.

Kaum war er todt, so rief eine Menge Bettler, die man ausdrücklich hin vor seine Thüre bestellt hatte: ach! Der Vater der Armen ist todt, der rechtschafne Mann, der gute Katholik! doch so gehts; die braven Katholiken nimmt uns Gott, und die Ketzer läßt er leben. Die Leute hingegen in Paris, und auf dem Lande dankten dem Himmel, daß er sie von ihrem Unterdrücker befreyt hatte; Gottlob, riefen sie, nun der böse O todt ist, zahlen wir keine Steuern mehr! Die guten Geschöpfe bildeten sich ein, diese schon lang gewöhnlichen Auflagen würden mit dem, der sie so oft hatte eintreiben lassen, aufhören.

Man vermuthete, man würde bey ihm den grösten Theil der Schätze finden, die er aus Frankreich zusammengescharrt hatte; doch das Erstaunen der Erben war unbeschreiblich, als ihnen seine Schulden, die sich weit höher beliefen, als sein ganzes hinterlaßnes Vermögen, vorgelegt wurde. Er war noch nicht einmal todt, so kamen schon zwanzig bis dreyßig Schweizer oder Gerichtsdiener, und bemächtigten sich seiner Sachen; einer von seinen Brüdern muste sogar von seinem eignen Geld die Legaten in seinem Testament, ob sie sich gleich nicht höher als auf zwölfhundert Thaler beliefen, bezah-

len. Die Frau von Liancourt, Maitresse des Königs, und der Herr Le Grand waren die einigen Vornehmen am Hof, von denen er bedauert wurde; jene hatte ungeheure Summen von diesem Minister gezogen, und diesem, der nicht reich war, gab er aus eignem Antrieb jährlich hundert tausend Franken.

Wer nur ein wenig über die Aufführung des verstorbnen Oberaufsehers nachdenken wollte, erstaunte gar nicht, daß er so in der Armuth gestorben. Im Spiel hatte er täglich so viel gewagt, als wohl kaum der reichste König in Europa daran setzen würde. Seine Maitressen, und diese veränderte er oft, unterhielt er kostbarer, und bezahlte sie reichlicher, als der König die seinigen. Auch seine Freunde unterstützte er mit Geld, doch nicht aus Freundschaft, sondern aus Eitelkeit. Auf Kleider und Geräthe wandte er gleichfalls sehr viel, und wenn sich der König kaum ein Pferd zum Treffen kaufen konnte, ließ der Minister wohl achtzig bis hundert Edelleute und Bediente, alle kostbar gekleidet und eben so gut beritten, hinter sich folgen. Bey seiner Tafel war sein Geschmack ausserordentlich lüstern, seine gewöhnliche Speisen waren Torten von Bisam und Ambra, wovon jede fast auf hundert livres kam.

Und so, sagt Mezerai, starb im Oktober 1584. Dieser Mann, der, wie er selbst sagte, dies Leben ohne viel Betrübniß verließ, weil er sich in allen Arten von Wollüsten, die man nur haben kann, gesättigt hatte; und dies war die Denkungsart eines Mannes, der niemals andre Vergnügungen, als die körperlichen und sinnlichen gekannt hatte. Er hatte sich stets als einen Feind vor-

tref-

treflicher und rechtschafner Handlungen erwiesen, und Ehre, Gewissen, Gesundheit, ja das Glück der Völker seiner Wollust aufgeopfert. Er war sehr verschwenderisch, und doch Minister bey einem König, der keine grosse Schätze hatte. War es daher ein Wunder, daß er sich damit abgab, jeden Tag neue Auflagen zu erfinden, und sich zum Beschützer solcher Leute aufzuwerfen, die einem Staate so schädlich, als die Pest, sind, ich meyne die Pächter, die schon seit langer Zeit dafür gehalten worden? Man kann nicht einmal entscheiden, ob er sein Vermögen mit mehr Ungerechtigkeit gesammelt, oder mit mehr Sinnlosigkeit verschwendet hat. Gleich nach seinem Tod that der König die Erklärung, daß er die Statthalterschaft von Paris für sich selbst behielt; die Oberaufsicht über die Finanzen bekam Anfangs Sanci; nachher bestellte er ein eigenes Finanzrathskollegium; als er sich bey diesem nicht recht wohl befand, machte er Sancin wieder zum Oberaufseher der Finanzen. Endlich nahm er sie ihm noch einmal, und gab sie dem Baron von Rosni, der die Finanzen mit der Zeit von Schulden befreyte, und sie wieder in einen guten Stand setzte.

XII.

Leben Dionysius Franz Secousse,

Advokat, und Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris.

Dionysius Franz Secousse ward zu Paris am achten Januar 1691 gebohren. Sein Vater, ein berühmter Advokat, verband mit der Wissenschaft eines Rechtsgelehrten und mit den Gaben eines Redners die Tugenden eines rechtschaffenen Mannes und die Eigenschaften eines geselligen Menschen. Da er mit dem Zutrauen des Publikums beehrt und ein Freund seiner Rivalen war, so hatte er den Vortheil, jene persönliche Achtung zu besitzen, die man nur dem Verdienste schuldig ist, und seinen Kindern einen empfehlungswürdigen Namen zu hinterlassen, der für sie ein neuer Bewegungsgrund, sich hervorzuthun, wurde, und ihnen die Mittel hierzu erleichterte. Eine kostbare Erbschaft, die aber der Ausartung unterworfen ist, so bald sie keinen Zuwachs erhält: allein, seine Kinder waren würdig, sie in Empfang zu nehmen. Sie erkannten den Werth derselben; sie unterhielten diesen guten Namen als den liebsten Theil ihres väterlichen Erbgutes, und schätzten sich glücklich, die dazu gehörigen Pflichten in Ausübung zu bringen.

Der

Der älteste unter allen war der Akademiste, von dem wir reden wollen. Seine Leidenschaft für die Bücher äusserte sich von dem zartesten Alter an. Im sechsten Jahr hatte er mit eigener Hand einen grossen Theil des Telemach vom Herrn Fenelon abgeschrieben. Bey einer solchen Anlage verdiente er, einen Mentor zu finden; und er fand ihn in der Person des Herrn Rollin. Er war einer der ersten Schüler dieses verehrungswerthen Mannes, der aus Stand, Grundsätzen und Neigung zum Unterricht der Jugend gewidmet war, der durch seine erhabene Absichten eine schon an sich edle Beschäftigung noch mehr veredelte, und von jener Zeit an diejenige allgemeine Achtung genoß, die nachher durch Schriften, voll von Liebe gegen das Vaterland und die Menschheit, noch fester gegründet ward. Sein Andenken bedarf unseres Lobes nicht: aber es ist in einer Eloge des Herrn Secousse nicht überflüßig. Herr Rollin machte sich eine Ehre daraus, ihn unter der Zahl der gelehrten Bürger, die seine Schule hervorgebracht, anzuführen. Und Hr. Secousse wünschte sich jederzeit Glück, ihn zum Lehrer gehabt zu haben.

Seine Studien hatten den guten Fortgang, den ein gesetzter, richtiger und durchdringender Verstand aus einem methodischen und ununterbrochenen Fleiß ziehen muß. Die zur Arbeit bestimmten Stunden waren ihm nicht hinreichend; er nahm die Nacht darzu. Vergebens suchte man diese so lobenswürdige und so wenig gemeine Unmäßigkeit zu dämpfen; sein Eifer, durch die Hindernisse angefeuert, machte alle Vorsicht unnütz und wußte sich den aufmerksamsten Blicken zu entziehen. Herr Secousse ward durch diese Leiden-

schaft mit einem unüberwindlichen Ungestümm hingerissen, welches zum Theil seinen Grund in der Festigkeit seines Charakters hatte, der zwar bey vernünftigen Vorstellungen nachgebend, aber bey jedem andern Bewegungsgrund unbiegsam, und besonders auf die Unabhängigkeit eifersüchtig war, und der den Eindrücken seines Temperamentes nicht eher widerstand, als wenn sie ihm durch die Pflicht widerlegt schienen. Glücklicherweise kam die Stimme der Pflicht und der Natur bey ihm mit einander überein. Seine Neigungen waren richtig, seine Absichten vernünftig, seine Begierden weise, sein Geschmack gründlich; und diese Unbiegsamkeit des Charakters, die, mit Fehlern verknüpft, Laster erzeugt haben würde, war mit unschätzbaren Eigenschaften vereint, und diente also zur Befestigung derselben. Ausgebreitete Kenntnisse und eine geübte Urtheilskraft sind dem Gelehrten hinreichend, grosse Entwürfe zu bilden: allein, er würde sie nicht ausführen können, ohne jene Standhaftigkeit des Geistes, die mit einem stets gleichem Schritt einem entfernten Ziele zueilen und sich wider die Langweile kleiner Umstände durch die Vorstellung von der Wichtigkeit des Ganzen schützen kann. Herr Secousse besaß von Natur einen Geist dieser Art, einen Geist, der mit Eifer etwas unternahm, der sich mit Gedult in die genauesten Zergliederungen einließ, der die herausgezogenen Folgen scharf bemerkte, und mit Ordnung, ohne Uebereilung und ohne Trägheit fortschritte.

Sein Vater, ein Zeuge seines Wachsthums, glaubte erwünschte Früchte von seinen mit ihm vorhabenden Absichten zu erleben. Er hoffte sich bald in sei-

ner Laufbahn übertroffen zu sehn, von einem Sohne, der bey den Gerichten seinen Namen erhalten würde. Allein, dieser Sohn, dem sein Name mehr zu danken haben sollte, als er kaum glaubte, war nicht für den Stand gebohren, zu dem man ihn bestimmte. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte er sich schon den Plan seines Lebens entworfen, den er hernach standhaft befolgte; und wenn er es nicht gleich Anfangs that, so kommt es daher, weil er noch zu jung war, nach eigenem Gefallen zu verfahren; er war die Aufopferung seiner eigenen Entwürfe dem Ansehn eines Vaters schuldig, der blos dadurch auf den Vortheil seines Sohns zu sehen glaubte, wenn er ihn zu einem Stand anhielte, worin das Ansehn sicher zum Glücke leitet. Herr Secousse that aus Folgsamkeit die ersten Schritte in der Bahn, die ihm vorgezeichnet war; und ob er sich gleich nur auf eine gewisse Zeit darzu bequemte, so schien er sich doch mit Eifer darauf zu legen. Der Reitz, den die Pflicht für gutgeschaffene Seelen hat, entfernt von ihren eifrigsten Bemühungen den Schein des Zwanges. Und, so wie der gesunde Verstand die Kunst oder das Glück besitzt, die Gegenstände von der Seite zu fassen, die sie seinem Geschmack annehmlich macht, so entdeckte er ein Mittel, den seinigen mit der Rechtsgelehrsamkeit durch das genaue Band dieser Wissenschaft mit der Historie, zu deren Kultur er einen innern Beruf fühlte, zu vereinigen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtete er das römische Recht. Die Kenntniß des französischen Rechts schien ihm gleichfalls historischer Untersuchungen zu bedürfen, die auch in der That allein unsere Gesetze aufklären,

klären, den Ursprung derselben entdecken, den Geist derselben fühlbar machen, ihre Uebereinstimmung mit unsern Gebräuchen entwickeln, ihre, durch die in unserer Regierungsform und in unsern Sitten vorgefallenen Revolutionen, veranlaßten Veränderungen rechtfertigen können.

Herr Secousse wurde im Jahr 1710 als Parlamentsadvokat angenommen; er that sich bey vielen Processen, besonders bey dem ersten, hervor. Zwar verlohr er ihn, und er mußte ihn verlieren: allein die Ehre des Streits hieng nicht von dem Ausgang ab. Er betraf die Advokatengebühren. Man zweifelte nicht, daß sie das Recht hätten, die ihnen angebotenen Gebühren anzunehmen: aber, waren sie berechtiget, sie einzutreiben? und war dies Eintreiben nicht dem Adel ihres Standes zuwider? Herr Secousse glaubte es; und er unternahm es, dieses zu beweisen, mit derjenigen Hitze, welche die aus der Empfindung entspringende Ueberzeugung entzündet. Die Richter waren nicht seiner Meinung. Unterdes gab man ihm nicht Schuld, daß er dies aus Liebe zum Sonderbaren oder aus Stolz behauptet hätte; weil er es auf eine solche Art that, die bewies, daß er sich bey der Praxis dieses zum Gesetz gemacht haben würde, wenn er in Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit fortgefahren wäre, die er aber einige Zeit nach dem Tode seines Vaters verließ.

Dieser Verlust war ihm um so viel empfindlicher, je frühzeitiger er geschah. Er wurde frey, aber auch betrübt, daß er es um diesen Preiß geworden war, schloß, dies sind seine eigenen Worte, seine Pandekten zu, und überließ sich ohne Verzug und ohne

Zurück-

Zurückhaltung der litteratur, mit der er bisher nur ein heimliches Verständniß hatte unterhalten können.

Ohngeachtet der unermeßlichen Arbeiten der St. Marthe, der Ducange, der Valois, der Duchesne, der Mabillone, und einiger andern Gelehrten, fieng doch kaum das Licht an, sich über die französischen Alterthümer zu verbreiten. Dies war ein weites Land, welches gebahnte Strassen von allen Seiten zugänglich machten, dessen Inneres aber noch schlecht bekannt war, und also zu neuen Entdeckungen reichen Stoff darbot. Herr Secousse setzte sichs vor, auf den Fußtapfen jener grossen Männer dahin zu dringen, und, so wie sie, die Erkenntlichkeit der Nation und die Hochachtung der Nachkommenschaft zu verdienen. Durch ihr Beyspiel belebt, schien er ihren Eifer für die Ehre seines Vaterlandes geerbt zu haben, und diese Triebfeder, die nur auf solche Seelen mächtig würket, die das persönliche Interesse wenig rührt, war die Bewegung aller seiner gelehrten Unternehmungen.

Allein man kann unsere Geschichte nicht recht verstehn, wenn man nicht die Geschichte der ältesten Völker und Zeiten weiß. Ohne von dem Reitz zu reden, der fast immer unsere Blicke auf zwo berühmte Nationen ziehet, wovon wir der einen die Kenntniß der Künste schuldig sind, und die andere lange die erste Rolle in der Welt gespielt hat, so ist ein Franzose mitten unter den Griechen und Römern kein Fremdling. Die Sitten Griechenlandes, in jenen rohen Jahrhunderten, die man die heroischen nennet, weil sie den größten der Dichter zum Mahler hatten, zeigen ihm ein treues Bild von den Sitten seiner Vorfahren. In den Römern

mern sieht er ein durch seine Voreltern überwundenes Volk, dessen Sprache aber seine Voreltern angenommen, indem sie dieselbe nach ihrer Grammatik einrichteten, und ihre Gesetze, indem sie dieselben ihren Gewohnheiten unterordneten, durch welche Vermischung diese unvermerkt verfeinert wurden.

Diese Betrachtungen bewegten den Herrn Secousse, seine Studien mit dem Lesen der Schriftsteller des Alterthums in ihrer eigenen Sprache anzufangen. Dies that er nicht, um einen flüchtigen und oft falschen Begriff, den ein eiliger Blick verschaft, von ihnen zu erlangen; sondern, um sich durch sie zu unterrichten, und die in ihren Schriften zerstreuten Begebenheiten zu sammlen, und sich daraus den Grund zu einem vernünftigen System von der Geschichte der spätern Zeiten zu bilden.

Seine kritischen Bemerkungen über einige Lebensbeschreibungen Plutarchs können einen Begriff von seiner Methode geben. Er wählte die Leben vieler berühmter Römer, deren Tugenden, Laster oder Glück einen mächtigen Einfluß auf das Schicksal der Republik und folglich auf das damit verbundene Schicksal der Welt hatten. Dies sind unter andern Pompejus, Cicero, Cäsar, Kato von Utika, Brutus und Markus Antonius. Indem Herr Secousse dem Plutarch, den er nicht sowohl als einen Geschichtschreiber, sondern vielmehr als einen Mahler betrachtet, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, verlangt er nicht die abergläubische Genauigkeit in einzelnen Umständen von ihm: aber er sucht sie, durch Vergleichung der Zeugnisse anderer Schriftsteller, in seinen Erzählungen herzustellen.

Seine

Seine Urtheile, aus denen eine stets unpartheyische Scharfsinnigkeit hervorblickt, leiten auf richtige und genaue Schlüsse. Diese Reihe von Anmerkungen ist in dem fünften und siebenten Band der Abhandlungen von der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris eingerückt; in welche Akademie Herr Secousse gegen das Ende des Jahrs 1722 trat. Und dies sind die ersten Stücke, die er derselben vorlegte, nebst seiner Abhandlung über die Eroberung Persiens durch Alexander'n, die er in der öffentlichen Versammlung am 6ten April 1723 vorlas.

Diese Abhandlung, die man als einen Kommentar über einen Gedanken vom Herrn Bossuet ansehen muß, enthält die Vertheidigung des macedonischen Helden gegen die Beschuldigungen einiger Neuern. Der Verfasser beweißt darin, daß Alexanders Expedition rechtmäßig, klug, nothwendig, und auf die fast untrügliche Gewisheit eines guten Ausganges gegründet war; und die Gründe, die er anführt, zeugen von einem scharfsinnigen Schriftsteller, der das Interesse, die Politik und die Stärke zwoer wetteifernder Mächte kannte, und der das allgemeine Gemählde Griechenlandes und Asiens aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet hatte.

Das Gemählde von dem Zustande der Gallier unter der Herrschaft der ersten Kaiser war seinen Augen nicht minder gegenwärtig. Man kann davon aus der Geschichte des Julius Sabinus und der Eponina urtheilen, die er im Jahr 1725 vorlas; ein interessantes und gutgeschriebenes Werk. Der Stil

ent-

entspricht dem Subjekt, dessen Verdienst in Vereinigung der historischen Wahrheit mit der romanhaften Sonderbarkeit bestehet.

Wir hielten uns bey diesen ersten Früchten der Studien des Herrn Secousse auf, weil sie das Alterthum zum Gegenstand haben, und weil sie, durch die folgenden gewissermassen verdrängt, fast nichts zu demjenigen beytrugen, was seinen Ruhm ausmachet. Nachdem er die allgemeine Geschichte vom Anfang der Welt bis auf die Zeit durchgegangen hatte, da sich die französische Monarchie aus den Trümmern des römischen Reichs bildete; so widmete er sich ganz der besondern Geschichte seiner Nation, und that auf alles übrige Verzicht. Sein Name erscheint nunmehr in den Bänden von den Schriften der Akademie nur an der Spitze solcher Abhandlungen, die sich auf Frankreich beziehen. Dahin gehören unter andern seine Schriften über Paul von Foix, Erzbischof von Toulouse; seine Untersuchungen über die Vereinigung der Grafschaft Champagne mit der Krone, und seine Vertheidigung Karls des Fünften gegen die diesem Prinzen von den englischen Schriftstellern wegen der Einziehung von Guyenne gemachten Vorwürfe. Dieser Aufsatz, der einen der wichtigsten Punkte in der französischen Geschichte abhandelt, ist ein Denkmal des Eifers des Herrn Secousse für die Ehre seines Vaterlandes, und für die Ehre eines Regenten, dessen Regierung den Königen ein Muster einer edeln und nach den strengen Regeln der Ehrlichkeit eingerichteten Politik darbietet. Man erkennet in dieser Schrift einen Franzosen, einen Gelehrten, einen

Juri-

Juristen. Sein System, das auf die Grundsätze des Staatsrechts, auf die Nationalgesetze und auf Stücke, die sogar in Rymers Sammlung eingedruckt sind, sich gründet, fand sich nachher durch die gleichzeitigen Handschriften bestätiget, die der Herr Abbt Sallier einige Zeit hernach bekannt machte, und durch die Untersuchungen des Herrn Bonamy über den Vortrag zu Bretigni.

Die Rechtfertigung des Verfahrens von Seiten Frankreichs gegen England wurde vom Hrn. Secousse vorgelesen; vorher giengen sieben Abhandlungen über die Unruhen in Frankreich, und besonders zu Paris, nach der Schlacht bey Poitiers; Abhandlungen voll wahrer Kritik und voll von Anekdoten, die mit strenger Wahl aus versteckten Quellen geschöpft, sorgfältig geprüft, und methodisch, obgleich ohne Kunst, vereiniget sind. Die einzige Kunst, die Hr. Secousse kannte, und die er bey Bearbeitung der Geschichte ausüben mochte, bestand darin, daß er die Umstände einer Begebenheit zergliederte, die Urkunden und Schriftstellen verglich, und mit einer gewissenhaften Treue ihren Werth bestimmte. Dies ist Tillemont's Methode; er hatte sich dieselbe zum Muster gewählt, aus Gründen, von denen er in einen Aufsatz, der seinen Abhandlungen zur Einleitung dient, Rechenschaft giebt. Das Verdienst dieser Methode besteht darin, daß sie den Witz in Schranken erhält. Es ist wahr, daß sie ihn ermüdet, indem sie ihn durch rauhe und krumme Wege führt, auf denen er genöthiget ist, Schritt vor Schritt zu kämpfen und zu streiten. Allein, nichts schreckte Herrn Secoussens Standhaftigkeit ab, oder viel-

vielmehr, er hatte keine Standhaftigkeit nöthig, weil bey einem geliebten Gegenstand alles interessant ist, und er die Geschichte seiner Nation enthusiastisch liebte. Vermöge dieses Enthusiasmus setzte er bey seinen Lesern die Gesinnungen, die ihn belebten, voraus, wenigstens hielt er sie für billig genug, ihm bey gehörigem Nachdenken Beyfall zu geben. Wir wollen es, als einen seiner charakteristischen Züge, bemerken, daß, da er seinen Meinungen weniger als seinem Geschmack ergeben war, er Disputen gern vertrug, wenn durch sie eine historische Schwierigkeit aufgelößt werden konnte, daß er es aber sehr ungern würde gelitten haben, wenn ein Franzose alle Arten von Untersuchungen, die einiges licht auf die kleinsten Zweige der französischen Geschichte werfen können, nicht eben so hoch, wie er selbst, geschätzet hätte. Daher hat er weder kleinere Umstände noch Prüfungen in den Abhandlungen, von denen wir hier reden, gescheuet. Die ungeheure Weitläuftigkeit, die er ihnen gab, erlaubte es nicht, sie in die Sammlungen der Akademie einzurücken. Sie werden aber besonders in drey Quartbänden, nebst den Beweisschriften, erscheinen *). Doch enthält der sechzehnte Band einen artigen Auszug vom Herrn de Foncemagne, der auf wenige Seiten den Kern so vieler Untersuchungen zusammenzudrängen und im Kleinen vorzustellen gewußt hat, wobey jeder Theil seine gehörige Proportion behält; ein eben so interessantes als wahres Gemählde der Unglücksfälle, die damals Frankreich quälten.

Dieses

*) So viel ich weiß, ist dies noch nicht geschehn.
Der Herausg.

Dieses Jahrhundert war barbarisch, aber doch nicht in einem so hohen Grad, als die vorhergehenden. Die Köpfe fiengen an, sich aufzuklären, und die Sitten wurden milder. Der Heldenmuth wurde menschlich; die königliche Gewalt setzte sich in ihre Rechte. Ein neues System der Jurisprudenz und Regierungskunst wurde auf den Ruinen jener ungestalten und fehlerhaften Verfassung errichtet, deren nothwendige Würkung war, entweder den Staatskörper selbst durch den gewaltsamen Stoß aller seiner Glieder zu vernichten, oder die Kräfte desselben durch eine unmerkliche Trägheit zu untergraben. Daher muß man diese Epoche als die Epoche einer glücklichen Aenderung in den Begriffen, in den Sitten, in den Gebräuchen der Nation, betrachten. Indem sie das erste Alter der französischen Monarchie endigte, so machte sie die Vorbereitung auf das zweyte; sie ist der Mittelpunkt derselben; und da sie also gleichen Einfluß in die beyden grossen Theile der französischen Geschichte hat, so muß man sie um desto fleißiger studieren. Dies ist auch der Punkt, den Hr. Secousse gewählt hatte, um das Ganze zu beurtheilen, und die Uebereinstimmung der Nebenumstände desto besser zu erkennen. Allein, ausser diesem allgemeinen Bewegungsgrund trieb ihn noch eine besondere Ursache zu den tiefsinnigen Untersuchungen über dieses wichtige Jahrhundert.

Dies ist das grosse Werk, das ihm im Jahr 1728, nach dem Tode des Herrn de Laurieres, fortzusetzen aufgetragen wurde, und womit er sich unaufhörlich bis an das Ende seines Lebens beschäftigte. Ich rede von der Sammlung der Verordnungen der französi-

schen Könige von der dritten Linie (Recueil des Ordonnances de nos Rois de la troisième race); eine unermeßliche Sammlung, wovon der neunte Foliante so eben erscheinen wird, und deren Plan den Begriff vollständig machen kann, den man sich von den Verdiensten des Herrn Secousse um die französische Litteratur zu machen hat.

Geschickte Juristen hatten schon lange die Nothwendigkeit eingesehn, die verschiedenen königlichen Verordnungen zusammenzutragen und einen Nationalkodex daraus zu machen. Viele haben sich nach und nach damit beschäftiget: allein, der Mangel nöthiger Hülfsmittel und die Widersprüche der verschiedenen Schriftsteller machten die Vereinigung ihrer Werke fast unmöglich; und die Frucht dieser mühsamen Vergleichungen übel angeordneter Sammlungen bezahlte die darauf gewandte Arbeit nicht. So vieler Bemühungen ohngeachtet, kannte das an weisen Gesetzen so fruchtbare Frankreich den größten Theil derselben nicht. Die ehrwürdigen Denkmale der Klugheit und Gerechtigkeit der Regenten gieng in den Finsternissen verlohren, wohin sie die Zeit begraben hatte; und die Gelehrten, die nichts weiter thun konnten, als sie bedauren, ohne sie zu kennen, konnten von sich selbst nichts zum besten dieser kostbaren Trümmer ausrichten. Der glückliche Erfolg einer solchen Unternehmung erforderte den Beystand des oberherrlichen Ansehns.

Ludwig der Grosse empfand den ganzen Nutzen dieser Arbeit, und gab Befehl darzu. Der Herr Kanzler von Pontchartrain, der die Oberaufsicht darüber bekam, vertraute die Ausführung dreyen Männern,

nern, die ihm Herr Daguesseau vorschlug. Diese Gehülfen, wovon der eine Herr de Laurieres war, der in der Folge allein bey der Arbeit blieb, nahmen zur Epoche die Regierung Hugo Kapets an, wo auch in der That eine ganz neue Rechtsgelehrsamkeit und neue Sitten anfiengen. Alle Archive der Hauptstadt und der Provinzen wurden den neuen Sammlern geöffnet. Eine unzählbare Menge bisher unbekannter Stücke, von denen man oft kaum die Titel wußte, kamen aus dem Staube der Archive und aus den geheimen Winkeln der Bibliotheken hervor. So wie die Entdeckungen sich vermehrten, so wurde die Ordnung, in die sie gestellt werden sollten, von Tag zu Tag schwerer. Man war lange über verschiedene Plane, wovon jeder seine Vortheile hatte, unschlüßig. Diese Vorbereitungen nahmen viele Jahre weg; und erst im Jahr 1706 sahe man sich im Stande, das Projekt anzukündigen, indem man ein chronologisches Verzeichniß von allen bisher gefundenen Verordnungen, von der Thronbesteigung Hugo Kapets im Jahr 987 bis auf das Jahr 1400, bekannt machte.

Die Unglücksfälle der folgenden Jahre hemmten den Fortgang des Werks, und hielten es sogar bis zum Tod Ludwigs des Vierzehnten auf. Allein, man nahm es mit Ernst wieder vor, zu Anfang der gegenwärtigen Regierung, auf Befehl des Hrn. Daguesseau, welcher Kanzler von Frankreich geworden war. Der erste Band erschien im Jahr 1723, nebst einer Vorrede, worin Herr de Laurieres die Grundsätze des französischen Rechts festsetzet, und einige Punkte abhandelt, die sowohl zur Rechtsgelehrsamkeit als zur Geschichte

gehören, z. B. von dem Amortizationswesen, von den Freylehen, von den Privatkriegen ꝛc.

Dieser erste Band ward von dem Publikum mit einem allgemeinen Beyfall aufgenommen; und der Verfasser, durch den guten Fortgang gegen das Alter und gegen Schwächlichkeiten unterstützt, hatte den zweeten beynahe geendiget, als er im Jahr 1728 starb, und ein Muster hinterließ, welches nicht leicht zu erreichen war. Sein Ansehn und die Wichtigkeit des Werks erforderten einen Fortsetzer, der im Stande wäre, die ganze Ehre und den ganzen Umfang eines solchen Geschäftes zu empfinden. Das Publikum und der Herr Kanzler nennten den Herrn Secousse. Er selbst hatte diese Arbeit nicht gesucht, und sie nicht einmal gewünscht: allein, er übernahm sie als ein Bürger, der sich zum Dienste des Vaterlandes verpflichtet hält. Das Mistrauen gegen uns selbst, wenn es nicht übertrieben ist, schadet unsern Progressen keinesweges, vielmehr begünstiget es dieselben; weil es, anstatt uns niederzuschlagen, uns zu herzhaften und anhaltenden Bemühungen bewegt.

Herr Secousse gab den Beweis davon bey dem Verfolg seiner Arbeit, die er bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts trieb. An der Spitze der von ihm bekanntgemachten Bände stehen längere oder kürzere Vorreden, in denen er fortfährt, die Gegenstände, mit denen sich sein Vorgänger beschäftiget hatte, zu untersuchen, und zu neuen Fragen übergehet. Der Artickel von dem Heerban und den Münzen sind in der Vorrede zum dritten Band erschöpft, woselbst man

auch

auch artige Untersuchungen über die allgemeinen und besondern Versammlungen der Stände in Frankreich unter der Regierung des Königs Johann, antrift. Eine historische Abhandlung über die drey ersten Regierungsjahre Karls des Sechsten begleitet die Vorrede des sechsten Theils. Die im jeden Theil enthaltenen Verordnungen sind mit Anmerkungen erklärt, und von vier Registern begleitet, wovon das wichtigste ein Verzeichniß der Materien ist, so genau und umständlich eingerichtet, daß man es als einen Auszug des Werks betrachten kann. Der ganze Text ist wieder in alle seine Theile aufgelößt, und durch gelehrte Verbindungen, so zu sagen, umgeschmolzen. In Sammlungen von dieser Art sind solche Verzeichnisse wesentlich. Die Verzeichnisse des Herrn Secousse gelten für Meisterstücke. Man darf sie nur flüchtig untersuchen, so wird man finden, daß Gedult und Zeit allein nicht im Stande waren, eine schwierige und eckelhafte Arbeit auf diesen Grad der Vollkommenheit zu bringen, eine Arbeit, die er zu übernehmen Muth genug hatte, ohne ein Muster vor sich zu sehn, und beynahe überzeugt, daß das Verdienst derselben kaum würde erkannt werden. Man lobt zugleich seinen Eifer und seine Geschicklichkeit, wenn man einen Begriff davon giebt; und wir mußten dies um so viel mehr thun, da unsere Lebensbeschreibungen nicht sowohl gemacht werden, um vortrefliche Werke, die sich selbst ankündigen, anzupreisen, als vielmehr, nützliche, aber selten anzutreffende Werke anzukündigen, deren Daseyn oder wenigstens deren Werth vielleicht selbst Gelehrten unbekannt ist.

Länger wollen wir uns deswegen bey diesem Artickel nicht aufhalten, damit wir nicht in die Rechte des Herrn de Villevault greifen, dem die Fortsetzung dieser Sammlung aufgetragen worden, und der ohne Zweifel dem Andenken seines Vorgängers eben die Ehre erweisen wird, wie dieser dem Herrn de Laurieres, als er ihm in der Ausarbeitung des Werks folgte. Die historische Lobschrift, die Herr Secousse von diesem gründlichen Rechtsgelehrten verfertiget, steht vor dem zweeten Band. Wir glauben diese Lobschrift genug und ihren Verfasser nicht zuviel gelobt zu haben, wenn wir sagen, daß er eine ähnliche zu erhalten verdiene. Sie ist das Bildniß eines grossen Mannes von einem grossen Mahler, der sich selbst, ohne es zu denken, in den vornehmsten Zügen des Charakters, den er vorstellt, mahlet. Wenn Hr. Secousse von den Kenntnissen des Herrn de Laurieres, von seinem Eifer für die Arbeit, von seiner strengen, aber geselligen Rechtschaffenheit von dem Adel seiner Empfindungen, von seiner Leidenschaft für das gemeine Beste redet; so ertheilt er wahre Lobsprüche, die die Leser auf ihn anwenden müssen. Beyde kannten kein Vergnügen, als das Studieren; kein Glück, als den Vortheil, nützlich zu werden. Thätig und geduldig, arbeitsam und uneigennützig, theilten sie ihr Leben zwischen das Lesen und der Ausarbeitung. Sie schenkten ihre Zeit der Arbeit, und ihre Musse ihren Freunden.

Herr Secousse entzog sich weder den Seinigen, noch überhaupt denjenigen Gelehrten, die seine Einsichten nach seinen Schriften beurtheilten, und ihn um seinen Rath oder um seine Bücher baten, oder ihn gar

ersuch-

ersuchten, Gänge zu ihrem Besten zu thun. Gelegenheiten zu Dienstleistungen ergriff er mit einem Eifer, dessen er in seinen eigenen Sachen kaum fähig war; er gieng auch nicht eher zu seiner Arbeit zurück, bis er solche Angelegenheiten durchgesetzt hatte, oder bis er von der Unmöglichkeit eines glücklichen Ausgangs überzeugt war.

Dergleichen Zerstreuungen hinderten sein Studieren nicht merklich, weil es gleichförmig und regelmäßig war. Die Gründlichkeit seines Charakters, die Stärke seiner Seele, das würklich philosophische System seines Lebens, bewahrten ihn für den Unglück, seine Zeit aus Nachläßigkeit zu verlieren, oder sie aus Unruhe des Geistes übel anzuwenden, oder sich dieselbe durch unnütze Beschäftigungen und durch Begierden, die eben so eitel sind, als die darauf folgende Reue, wider Willen nehmen zu lassen. Nie verlohr er seinen wesentlichen Gegenstand aus den Augen; sogar wenn er ausruhen wollte, änderte er seine Arbeit, oder vielmehr, er nahm seiner gewöhnlichen Arbeit zum Besten eine weniger beträchtliche Beschäftigung vor.

Diesen gesparten Augenblicken ist das Publikum die neue Ausgabe der Memoires de Condé schuldig, die er im Jahr 1743 zum Druck beförderte. Eine wichtige Sammlung, worin man die unter Franz dem Zweeten und unter einem Theil der Regierung Karls des Neunten vorgefallenen Merkwürdigkeiten antrift! Die beyden ersten Ausgaben von den Jahren 1565 und 1566 waren sehr rar geworden, und wurden folglich, ohngeachtet ihrer Unrichtigkeiten und Partheylichkeit,

lichkeit, sehr gesucht. Diese Fehler sind in der Ausgabe des Herrn Secousse verbessert; sie ist weit vollständiger, als die vorhergehenden, und mit historischen Anmerkungen, Realverzeichnissen, und einer grossen Anzahl von vorher ungedruckten Stücken, bereichert. Die Originalbriefe Karls des Neunten, Heinrichs des Dritten und Katharine von Medicis, des Prinzen von Conde, des Kanzlers l'Hopital, des Herzogs von Guise und des Konnetabel von Montmorenci, die Depeschen des spanischen Gesandten, die Protokolle des Parlaments, die Handschriften eines Bethune, Brienne und Dupüi, sind die vornehmsten Quellen, aus denen der neue Herausgeber schöpfte. Diese drey grossen Sammlungen, besonders die letzte, welche die königliche Bibliothek eben erlangt hat, sind reiche aber wenig bekannte Fundgruben. Zur vortheilhaften Benutzung derselben gehört Gelehrsamkeit, Kritik, und Muth; Eigenschaften, wovon schon eine in einem gewissen Grad zu besitzen, etwas seltenes ist, geschweige, wenn man sie alle drey mit einander vereinigen will.

Herr Secousse vereinigte sie; und hätte er länger gelebt, so würde er einen Beweis mehr hiervon in einem nützlichen und sonderbaren Werk hinterlassen haben, welches er unter Begünstigung des Herrn von Machault und nach einem von diesem Minister, der damals noch Generalkontrolleur der Finanzen war, genehmigten Plan, besorgte. Wir müssen noch ein Wort von der Absicht dieser Arbeit sagen, die noch nicht geendiget, aber vom Herrn de Ste. Palaye fortgesetzet wird.

Die

Die Anzahl der über die verschiedenen Punkte der französischen Geschichte gedruckten Stücke ist unermeßlich: aber sie machen keine einzige Sammlung aus, und der größte Theil, der in Werken, wo sie niemand sucht, versteckt liegt, bleibt unbekannt, folglich unnütz, und so, daß sie ohne Noth mehrmals können gedruckt werden. Um diesen Unbequemlichkeiten zum Besten derer, die die französische Geschichte vom Grund aus studieren, abzuhelfen, und ihnen die Kenntniß alles dessen zu erleichtern, was die Staatsverfassung, das Nationalrecht, die Domänen der Krone, die Privilegien der Provinzen, der Städte, der Kirchen, der Kollegien und Privatpersonen betrift. Hr. Secousse hatte ein chronologisches Verzeichniß der schon gedruckten Stücke, das ist, der Diplome, Dokumenten, Verträge, mit einem Worte, aller Urkunden und aller Originalbriefschaften, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, unternommen. Zu diesem ersten Verzeichniß, dessen Gebrauch allein schon den Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten bey ihren Untersuchungen würde geleitet haben, sollten geographische Register und Verzeichnisse der Materien gefügt werden, nach eben dem Plane, wie die bey der Sammlung der königlichen Verordnungen.

Diese Arbeit, von der Hr. Secousse schon zwey Drittheile zurückgelegt hatte, erforderte ein Durchsuchen aller Bücher seiner Bibliothek, die mehr als zwölftausend Bände begreift, wovon die meisten die französische Geschichte betreffen. Es ist dies die vollständigste Sammlung in dieser Art, die je eine Privatperson angeschaffet hat. Sie enthält alle Zweige dieses grossen

historischen Ganzen, dem er sein Studieren gewidmet hatte. Das Verzeichniß, das sogleich davon gedruckt werden wird, überhebt uns der Mühe, weitläuftiger davon zu reden.

Alles schien sich zum Glück des Herrn Secousse zu vereinigen; Arbeiten nach seinem Geschmack, eine zahlreiche Bibliothek, — die Frucht einer vierzigjährigen Nachforschung und Aufmerksamkeit! — ein hinreichendes Vermögen, das Zutrauen obrigkeitlicher Personen, die Achtung der Gelehrten, die Liebe der Seinigen, das so seltene Vergnügen, Freunde zu haben, und die noch seltenere Beruhigung, in sich selbst einen Freund zu finden. Er empfand den Werth aller dieser Vortheile; er genoß sie als ein Mann, der sie verdient: allein seit langer Zeit hielt ihnen ein wahres Unglück die Waage; ein Unglück, das groß genug war, eine Marter in seinen letzten Jahren zu seyn, wenn er weniger Muth gehabt hätte. Dies ist der Verlust seines Gesichtes, welches Anfangs nach unmerklichen Graden schwach wurde, und endlich ohne Rettung verlosch. Da er nicht mehr lesen, und seine Bücher nicht einmal mehr sehen konnte, und überdies sogar durch die Beraubung der Geschmack und das Bedürfniß des lesens in ihm wuchs; so waffnete er sich mit einer ruhigen Standhaftigkeit, zu der er sich Glück wünschte, ohne zu verlangen, daß man ihn deswegen höher schätzen sollte. Seine witzige und geduldige Einbildungskraft erschöpfte alle Mittel, die er zur Ergänzung seiner Augen oder zur Erlangung des Gebrauchs derselben für fähig hielt. In der Hoffnung, sie wieder zu erlangen, versuchte er alle Mittel, die man ihm vorschlug. Er entschloß sich im

Jahr 1751 zur Operation des Staarstechens: allein der Erfolg war nicht so, wie man sichs versprach; und vielleicht trugen die darauf folgenden Zufälle zum Umsturz seiner Gesundheit bey. Wir hatten den Verdruß, sie von diesem Augenblick an immer mehr abnehmen zu sehn, bis ihn uns eine schwere Krankheit am 15ten März 1754 im vier und sechzigsten Jahre seines Alters raubte. Dieser Todesfall geschah wenige Zeit vor dem Absterben des Dom Bouguet, Verfasser der neuen Sammlung französischer Geschichtschreiber, und vor dem Absterben des Dom Toustain, eines der Gelehrten, die an der neuen Diplomatik arbeiteten. Auf diese Art verlohren die Nation und die Litteratur binnen einigen Monaten drey Schriftsteller, die mit wichtigen Unternehmungen für die französische Geschichte beschäftiget waren, und deren Namen den Liebhabern der französischen Alterthümer werth zu seyn verdienen.

XIII.

Leben
Peter Alexander Levesque de la Ravaliere,
Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris.

Peter Alexander Levesque de la Ravaliere ward erzeugt zu Troyes am 6ten Januar 1697 vom Peter Levesque, obersten Geschichtschreiber in der Elektion Troyes, und von Anna Levesque.

Die Stadt Troyes, die wegen ihres Alterthums, wegen ihrer Gebäude und ihrer Handlung berühmt ist, behauptet einen ansehnlichen Rang nicht allein in der französischen Historie, sondern auch in der gelehrten Republik, die sie mit angesehenen Bürgern bevölkert und mit vortreflichen Werken bereichert hat. Aus ihrem Schoosse kamen hervor Jakob Toussain, Passerat, Peter und Franz Pithou, Camüsat, der P. le Cointe, und viele andere Gelehrte, deren Anzahl sowohl, als ihr Verdienst, im Stande seyn würde, andern Städten der französischen Provinzen die Waage zu halten, wenn ein Streit hierüber entstehen sollte.

Nach-

Nachdem Herr Levesque den lauf seiner Studien geendiget hatte, so wurde er zu Orleans im Jahr 1726 licentiat der Rechte.

Die Rechtsgelehrsamkeit schien ihm zu düster und betrügerisch; er zog ihr daher die Freyheit der litteratur vor. Als er nach Troyes zurückkam, überließ er sich ihr, ohne jedoch den Vergnügungen seines Alters zu entsagen. Da eine mehr als tyrannische Neigung sich seiner zu bemeistern suchte, so machte er sich von ihr los, indem er sein Vaterland verließ, und sich zu Paris niederließ, wo er mehr Hülfsmittel, sich zu unterrichten, und mehr Nacheiferung zur Belebung seiner Studien, zu finden hoffte.

Das Theater ist die erste Akademie, die der aus den Provinzen kommenden Jugend offen stehet. Die Stücke, die Verfasser, die Schauspieler üben Anfangs die Geläufigkeit ihrer Zunge. Um mitten unter diesen gelehrten Plauderern und Dissertationsmachern keine stumme Person vorzustellen, gab Herr Levesque einen Versuch einer Vergleichung zwischen der Deklamation und der dramatischen Poesie, heraus. Er hoffte einen Gegner zu bekommen und eine Streitigkeit anzufangen; das Stillschweigen des Publikums machte ihn bestürzt. Um sich zu rächen, verfertigte er selbst eine Kritik seines Werks. Nachher würde es schwer gewesen seyn, ihm zu widersprechen. Er rückte auch viele Aufsätze in periodische Schriften ein.

Bald

Bald gieng er von dieser litterarischen Kindheit zu männlichern und ernsthaftern Arbeiten über. Er entschloß sich, die Denkmale der französischen Geschichte aus dem Grunde zu studieren, und machte im Jahr 1736 eine würkliche Dissertation bekannt, deren bescheidener Titel aber nur einen Zweifel über die wahren Verfasser der Bertinianischen Jahrbücher ankündigte. Der Herr Abbt Lebeuf sprach in einem gedruckten Brief vortheilhaft von diesem Werke; der Titel eines Gelehrten, den er dem Verfasser beylegte, schmeichelte der edlen Ehrbegierde des Herrn Levesque. Er hielt sich von der Ehre verpflichtet, diesen Lobspruch zu rechtfertigen, und schwung sich mit einer neuen Hitze in die Laufbahn der historischen Gelehrsamkeit. Er unternahm ein wichtiges Werk, die Geschichte der Grafen von Champagne, vom Ursprung dieser Grafschaft in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, bis zu der Zeit, da sie, durch die Vermählung der Johanne von Navarra mit Philipp dem Schönen, mit der Krone vereiniget wurde. Er hatte in dieser Absicht eine grosse Anzahl Untersuchungen angestellt und viel Materialien gesammlet. Diese Geschichte, die sein vornehmstes Studium ausmachte, sollte drey Quartbände stark werden. Wir wissen nicht, in welchem Zustand er sie hinterlassen hat.

Theobald der Sechste, Graf von Champagne und König von Navarra, hatte zween Titel mit einander vereiniget, die sich nur in einem französischen

Kopf

Kopf vertragen können; er hatte zugleich die Zunamen der Grosse und der Liederdichter. Herr Levesque hob für das Ernsthafte der Geschichte die Erzählung der Handlungen auf, wodurch dieser Prinz den Zunamen des Grossen verdient hatte, und gab seine Gesänge heraus. In diesen kleinen Gedichten herrschet die unsrer Nation natürliche Fröhlichkeit, Eleganz und Feinheit; unsre Sprache stammelte mit Anmuth; unsre Leyer war noch nicht gestimmt, und schon versuchte sie die Töne der Leyer Anakreons. Der Herausgeber that ein Glossarium, Anmerkungen und Betrachtungen über das Alterthum der französischen Lieder und über die Veränderungen unsrer Sprache, hinzu.

Dieses Werk ist es, in dem er die erste Idee eines Systems, das er sich gebildet hatte, vorlegte, ein System, von dem ihm kein Widerspruch abbringen konnte. Niemand konnte französischer gesinnt seyn; da er sehr stark für sein Vaterland eingenommen und ein eben so eifriger Vertheidiger unserer litterarischen Freymüthigkeit war, als es die rechtschaffenen Franzosen in Ansehung der Freyheiten ihrer Kirche und der Unabhängigkeit ihres Monarchen sind; so erstreckte sich diese Eifersucht bey ihm bis auf die Sprache. Nie konnten die alten Ritter beherzter und standhafter für die Ehre ihrer Damen fechten, als Herr Levesque für die Behauptung der Rechte der französischen Sprache. Ihr zu Liebe brach er mehr als eine Lanze in der Akademie der schönen Wissenschaften.

Seiner

Seiner Meinung nach hat sie von der lateinischen Sprache nichts geborgt, ist ihr nichts schuldig; alle Worte, aus denen sie bestehet, gehören ihr als ein Eigenthum zu; wir reden noch Celtisch; und wenn einige unserer Ausdrücke einige Verwandschaft mit lateinischen haben, so kommen sie deswegen nicht von ihr her, sondern sie sind mit einander entstanden; sie gleichen sich wie Zwillinge, nicht wie die Söhne ihrem Vater. Die übereinstimmenden Züge geben zu erkennen, daß einerley Kolonien Gallien und Italien bevölkert haben. Drang man dieses Artickels wegen ein wenig zu sehr in ihn, so gestand er die Schuld nicht, sondern er warf sie lieber auf die lateinische Sprache, welche so, wie diejenigen, die sie redeten, sich von dem Raub aller fremden Völker bereichert hatte. Die Griechen, die Toskaner, die Sabiner, Oscer erkannten in derselben ihre alte Sprache; und warum sollten die Gallier, die zur Zeit des ersten Tarquins nach Italien giengen, eine damals so arme und um sich greifende Sprache geplündert haben?

Dies war der einzige Punkt, wo es dem Herrn Levesque am Erkenntlichkeit mangelte; ausserdem hätte niemand ein offeneres Herz für diese edle Empfindung. Da er aufrichtig, ohne Mistrauen, voll von Rechtschaffenheit und Ehre war, so machte ein einnehmendes Gespräch eben so viel Eindruck auf ihn, als ein reeller Dienst auf andere Menschen. Aufmerksam auf Gelegenheiten, wo er gefallen und die-

nen

nen konnte, suchte er durch alle Merkmale des Wohlwollens, die er im Grunde seines Herzens trug, andern zuvorzukommen. Da er seine Ausdrücke eben so wie seine Handlungen abwog, so entwischte ihm nie, selbst nicht in der Hitze eines streitigen Gesprächs, ein beleidigendes Wort. Gesellschaften, die zu einem so liebenswürdigen Charakter keine Anlage hatten, gefielen ihm nicht.

In die Akademie der schönen Wissenschaften ward er nach dem Abgang des Herrn de Chambors im Jahr 1743 aufgenommen; und von dem Augenblick seines Eintritts in dieselbe erfüllte er alle damit verknüpfte Pflichten mit einer gewissenhaften Genauigkeit. Immer bereit, die gemeinschaftliche Bürde tragen zu helfen, schien ihm nichts schwer, wenn es darauf ankam, ein Beystand gelehrter Arbeiten zu seyn. Das Leben des Joinville, des Gregorius von Tours, des Stephans, Grafen von Sancerre, und viele andere Abhandlungen, die in den Sammlungen der Akademie zerstreuet sind, geben hinreichend zu erkennen, wie weit er in dem Studium der französischen Geschichte gekommen war.

Ein gesundes und starkes Temperament versprach ihm ein langes Leben. Allein, ein vernachläßigter Schnupfen verwandelte sich bald in einen Fluß auf der Brust, der ihn in vier Tagen, am 4ten Februar 1762 zu Anfang seines sechs und sechzigsten Jahrs wegrafte.

Er hatte Esther Katharine le Roi d'Argencay, die Tochter des Herrn Franz le Roi, Parlamentsrathes zu Metz, geheurathet. Seine Frau war eine Baase des Herrn de Villevault, Requetenmeisters, des mit glücklichem Erfolg die beschwehrliche Ausgabe der Verordnungen unserer Könige fortsetzet. Bey Gelegenheit dieser Heurath nahm Herr Lefebvre den Beynamen de la Barbaliere an, einem in dem Lande Berche gelegenen Lehen. Er hinterläßt eine Tochter, die durch ihre schätzbaren Eigenschaften der Erziehung eines zärtlichen, aufgeklärten und ehrenhaften Vaters entspricht.

XIV.

Leben des Kardinal Mazarin,

oberster Staatsrath unter Ludwig dem Vierzehenten.

In Ansehung der Geburt des Julius Mazarini ist man verschiedener Meinung gewesen. Ohne mich weitläuftig in die für und gegen diesen Staatsrath hierbey angeführten Gründe einzulassen, und ohne die Sache selber zu entscheiden, will ich blos melden, daß Pietro Mazarini, dessen Vater, welcher aus der kleinen Stadt Mazara in Sicilien nach Italien gezogen war, sich, ehe man noch einigermassen das Glück seines Sohnes Julius Mazarini vorher sehen konnte, gleichwohl mit den Häusern der Ursini, der Mancini, der Buffalini und der Martinozzi verbunden gesehen, in einem Lande, wo ungleiche Vermählungen nicht gewöhnlich waren. Das erstemal hatte sich Pietro mit Hortensia de Buffalini vermählet, und nach dem Tode dieser Gemahlin verband er sich zum zweytenmal mit Porcia Ursini. Mit der Hortensia hatte er den Julius erzeuget, welcher sich den Kardinalshut erwarb; den Michael, welcher solchen durch das Ansehen seines Bruders erhielt; die Margaretha, Gemahlin des Grafen Hieronymus Martinozzi von Fano; die Hieronyma, welche mit Lorenz Mancini,

cini *), einem römischen Freyherrn aus einem sehr alten Geschlecht römischer Ritter, verbunden worden.

Julius ward den 16ten des Heumonats im Jahr 1602 gebohren; er studirte mit gutem Fortgang, und that Kriegsdienste im Valtelin unter dem Marquis de Bagny, welcher die päbstlichen Kriegsvölker daselbst anführte. Von dieser Zeit an zeigte sich seine Fähigkeit, Unterhandlungen zu pflegen. Er war darinnen bey dem Herzog von Feria, dem Statthalter von Mailand, glücklich, zu dem man ihn abgesendet hatte, um denselben zur Abrufung seiner Kriegsvölker zu bewegen. Mazarini machte sich noch auf eine vortheilhaftere Weise bekannt durch Unterhandlungen mit dem Marschall d'Estrees, dem General der französischen Truppen im Valtelin. Nachdem der Kardinal de Bagny ihn 1628 mit sich nach Frankreich genommen, so stellte er ihn Ludwig 13. vor und dessen oberstem Staatsrath, dem Kardinal de Richelieu, der bey gegenwärtigen Umständen sich ein Vergnügen daraus machte, ihm die Dienste der Krone anzutragen.

Der Herzog von Rhetel und der Herzog von Guastalla machten einander den Besitz der Staaten von Mantua streitig. Der erste hatte mehr Recht; aber der andre besaß mehr Verschlagenheit. Dieser unternahm, Mantua zu überrumpeln, auch sogar bey lebenszeiten des Herzogs von Mantua, Vincent des 2; als aber die Zusammenverschwörung entdecket worden war,

*) Petrus in Omni Sancti sagt: Mancini de Lucii, welcher auf seinem Grabmaal Nobilis Vir genennet wird, lebte im Jahr 1376. Man sehe nach Les Grands Officiers de la Couronne.

war, so erklärte Vincent den Herzog von Rhetel zu seinem Nachfolger, und ließ von allen seinen Staatsbedienten ihm den Eid der Treue leisten. Inzwischen unterstützte Dom Gonzales von Cordua, der Statthalter von Mailand an des Herzogs von Feria Stelle, den Herzog von Guastalla, und trieb den spanischen Hof an, zu dessen Beschützung Kriegsvölker abzuschicken. Aber die verschiedenen Meinungen machten die Sache langweilig, und der Herzog von Guastalla besorgte verlassen zu werden, da der Hof zu Madrid, nach erhaltener Nachricht von dem Todesfall des Herzogs Vincent, plötzlich Truppen schickte, Casal wegzunehmen, und den Mitwerber des Herzogs von Rhetel, der durch den Tod seines Vaters Herzog von Nevers, und durch den Hintritt Vincent des 2. Herzog von Mantua geworden war, zu unterstützen.

Dieser Prinz verließ Frankreich schleunig, um von seinen Staaten Besitz zu nehmen, wo er mit so viel Gehorsam und Freude aufgenommen wurde, als der Zustand eines Volks erlaubte, welches sich mit einem nahen Kriege bedrohet sahe. Inzwischen schien es, als ob sich alles noch gütlich beylegen lassen würde; aber die Ausführung war mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden. Man trug solches dem Mazarin auf; und weil er fast mit allen Mächten, welche an Italien Antheil haben, Unterhandlungen pflegen muste, so reisete er beständig von einem Lande ins andere, indem er in der That den Vortheil Frankreichs besorgte, und dennoch einem jeden der dabey Antheil nehmenden Prinzen zu verstehen gab, als ob er nur allein für ihr Bestes beschäftiget wäre.

Seine vollkommen gut betriebene Staatsstreiche hielten jedoch den Krieg nicht zurück. Der Herzog von Savoyen, welcher alte Ansprüche auf Montferrat hatte, ließ sich in ein Bündniß mit Spanien und dem Reiche ein wider den Herzog von Mantua, welcher auf einmal seine kleinen Staaten von den Kriegsvölkern dreyer verbundener Mächte überschwemmt sahe. Die schwächste unter den dreyen war schon hinlänglich, einen Fürsten zu unterdrücken, der zum höchsten von vier bis fünf haltbaren Orten Herr war, und dabey ohne Soldaten und ohne Geld sich befand. Er brachte unterdessen so viel Truppen zusammen, als er konnte, und legte sie zur Besatzung in Trino und Casal, welches bald darauf vom Gonzales von Cordua an der Spitze einer spanischen Armee berennet wurde.

Da der Herzog von Mantua sahe, daß die beste von seinen Städten bey den starken Angriffen dieses Generals nächstens unterliegen würde, so ließ er Frankreich um schleunige Hülfe bitten. Die Herzoge von Longueville und Mayenne nahmen auf des Königs Befehl zehentausend Mann aus, welche der Marquis d'Uxelles nach Italien führte. Ludwig der Dreyzehnte, der Ueberwinder von Rochelle, nahm selbst seinen Weg nach diesem Lande an der Spitze einer Armee von zwey und zwanzigtausend Mann. Er schlug einige Truppen des Herzogs von Savoyen, und nöthigte endlich die vereinigten Mächte, mit dem Oberherrn von Mantua Frieden zu schliessen. Der Vergleich war aber aber kaum unterzeichnet, und die Franzosen von den Gränzen von Savoyen entfernet, da man den Krieg im Montferrat und im Mantuanischen wie-

der

der anfieng. Die Eifersucht des Grafen und Herzogs von Olivarez, des obersten Staatsraths von Spanien, brachte es dahin, daß der General Spinola an der Spitze eines zahlreichen Heers von seiner Nation abgeschicket wurde. Spinola, vor dessen Verdienst der Graf von Olivarez sich fürchtete, entfernte sich nicht gern von Madrid; und Mazarini, welcher Befehl hatte, dessen Gesinnungen auszuforschen, befand, daß sie mit denen von Frankreich übereinstimmig waren, als welches wegen der Hugonotten, die ihm zu schaffen machten, den Frieden ernstlich wünschte. Mazarini stellte dem Spinola vor, wenn der Krieg fortgesetzet würde, so würde er genöthiget seyn, dem Grafen von Collalto zu gehorchen, der an der Spitze der kaiserlichen Armee heran rückte, und würde einen beträchtlichen Theil von Italien vor seinen Augen und durch seine eigenen Waffen verheeren sehen.

Spinola, der sich nicht gern einem andern unterworfen sahe, wurde eines Sinnes mit Mazarini. Er gestund ein, daß dieser Krieg nicht anders als zum Vortheil des katholischen Königs, des Kaisers, oder des Herzogs von Savoyen ausschlagen würde, und ganz Europa in Flammen setzen könnte. Die Venetianer liessen schon einige Unruhe merken über der Ankunft so vieler fremden Völker in Italien; und der König von Frankreich war willens, den Herzog von Mantua mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Spinola war daher zufrieden, daß Mazarini an den Herzog geschickt wurde, um ihm Vorstellung zu thun, daß er nur zweytausend Mann in seine Staaten einlegen ließ, mit dem Versprechen, daß niemand von solchen in seine

Festungen kommen sollte. Der Herzog von Mantua, kühn wegen des vom Kardinal de Richelieu ihm verwilligten und aufs Zukünftige versprochenen Beystandes, schlug es ab, einigen feindlichen Völkern den Einzug zu verstatten, und hörte die andern Vorschläge noch verächtlicher an, welche ihm vom Mazarini im Namen des Spinola gethan wurden.

Dieser, der ihm hierdurch Gnade zu erzeigen glaubte, nahm es sehr übel auf, daß man aus seinem Anerbieten so wenig gemacht, und fieng völl Unmuths die Belagerung von Casal hitzig an, da unterdessen Collalto in das Mantuanische einrückte. Der Herr eines so lebhaft angegriffenen Landes schien ohne alle Hofnung verlohren zu seyn, als die Verschlagenheit des Mazarini ihm von den Spaniern einen Waffenstillstand zuwege brachte. Er begab sich zu gleicher Zeit in das französische Lager, um sie gleichfalls zu einem Stillstand zu bringen, den sie um so viel weniger annehmen wollten, da der Kardinal de Richelieu selbst schon zu Lyon sich befand, dem ein Heer von zwey und zwanzigtausend Mann tüchtiger Kriegsvölker nachfolgte, mit dem Entschluß, durch Savoyen mit Gewalt zu dringen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Der Herzog von Savoyen, den der Kardinal de Richelieu um den Durchzug der französischen Truppen durch seine Lande ansprechen ließ, zitterte über diesen Antrag, und urtheilte ganz recht, wenn er das, was man von ihm verlangte, abschlüge, so würde man nicht unterlassen, es noch weiter zu treiben; und wenn er es verwilligte, so würden die Franzosen nicht ermangeln, sich wegen des letztern von ihm gebrochenen Vergleiches zu rächen.

Bey

Bey so kützlichen Umständen nahm er seine Zuflucht zum Mazarini, welcher in seinem Namen nach Lyon kam, den Kardinal von Richelieu zu sprechen, wo er die Antwort des Herzogs erwartete. Diese beyden grossen Staatsmänner, welche schon ihre Einsichten gegen einander versucht hatten, bewunderten einander aufs neue; und der Staatsrath von Frankreich, der ein eben so guter Kenner anderer Menschen, als selbst ein grosser Mann war, ließ der Fähigkeit des Mazarini öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren. Aus Hochachtung gegen ihn willigte der Prälat 1629, welcher sonst eben kein Krieger war, wenn es darauf ankam, daß man sich persönlich als einen solchen zeigen sollte, in einen Waffenstillstand, um welchen der italienische Unterhändler ihn inständig bat. Ich lege diesen Namen dem Mazarini bey, weil ich einen Menschen nicht besser abzuschildern vermag, der, ohne einige bestimmte Würde zu haben, sich fast von allen Prinzen von Europa gebrauchen ließ. Unterdessen wurden die Umstände des Herzogthums Mantua immer verwirrter. Der Herzog von Savoyen, der für scharfsinnig und verschmitzt gehalten seyn wollte, suchte den Kardinal de Richelieu zu betrügen, und zwischen Frankreich und Spanien Krieg zu erregen, damit diese beyden Mächte, wenn sie selber zu schaffen hätten, ihn mit dem Herzog von Mantua handgemein werden liessen, dessen Ueberwindung ihm damals etwas leichtes gewesen seyn würde. Der französische Staatsrath, dessen Einsichten grösser waren, als des Herzogs von Savoyen seine, und sich über alles hinaus erstreckten, was dieser auch noch so fein ausdenken konnte, ließ ihn in seinen Beschäftigun-

gen, und stellte sich sogar, als ob er dessen heimliche Anstalten nicht merke. Da dieser desto kühner wurde, je weiter er fortrückte, so glaubte er schlechterdings dem Kardinal die Augen geblendet zu haben. Er forderte einen Haufen Reuterey insgeheim, aber in Geschwindigkeit, um eins von den Lägern der französischen Armee aufzuheben. Richelieu, der davon benachrichtiget worden, macht gute Anstalt, und indem er plötzlich auf Pignerol losgehet, so greift er diesen Platz an, und nimmt ihn binnen wenig Tagen ein.

Die Einnahme eines so wichtigen Platzes, der den Weg über die Alpen eröfnet, änderte auf einmal den Entschluß des Herzogs von Savoyen und die Lage des französischen Kriegsheers, welches aus der Dauphinee Befestigungsstücke und Lebensmittel im Ueberfluß bekam. Der Herzog, der sich schämte, sich mit seinen Ränken selbst geschadet zu haben, und über den Verlust einer seiner besten Festungen aufgebracht war, dachte damals auf einen aufrichtigen Vergleich, welches ihm sonst selten in den Sinn kam. Die Spanier und Teutschen hatten auch ihren Antheil an der Furcht des Herzogs. Damals kam es nicht mehr darauf an, den Weg über die Alpen streitig zu machen, sondern eine Stadt wieder zu erobern, die den Franzosen einen freyen Eintritt in Italien verschafte.

Sie verlangten alle auf einmal den Frieden inständig; und Mazarini, ohne noch eine Bedienung zu haben, (ob man ihm schon den Titel eines päbstlichen Ministers gab) begab sich nach Lyon nebst dem Nuncius Pancirolli und dem Kardinal Anton Barberini, einem Schwestersohn Urban des Achten; daselbst unterre-

terredeten sie sich mit dem Kardinal de Richelieu. Dieser Minister, der auf seine neue Eroberung und auf die grossen Vortheile, welche solche seinem Herrn verschaffen konnte, trotzete, hörte Anfangs mit ziemlicher Gleichgültigkeit an, was die drey römischen Abgeordneten an ihn im Auftrag hatten; und weil er sich schmeichelte, seinen Herrn zum Schiedsrichter des Friedens und Kriegs gemacht zu haben, so verschob er die Unterredungen bis zur Ankunft dieses Prinzen, um seinem Triumph eine längere Dauer zu verschaffen. Da Ludwig der Dreyzehnte bald darauf zu Grenoble in der Dauphinee angelanget war, so gab er daselbst dem Legaten Antonius, dem Nuncius Pancirolli und dem Mazarin öffentliche Audienz. Dieser führte das Wort, und bat den König im Namen des Pabstes, Europa den Frieden zu verwilligen. Er stellte ihm nach dem gewöhnlichen Vortrag die Unbequemlichkeiten der Zwietracht vor, und mahlte ihm die Annehmlichkeiten der Ruhe und des Friedens ab. Der König hörte den Redner gütigst an, und obschon derselbe von geringerm Range war, als die andern römischen Abgesandten, so unterließ doch dieser Prinz nicht, ihn vorzüglich zu beehren.

Die Antwort des Königs bestund darinnen: er habe seine Macht und Stärke genug gezeigt, und wünsche den Frieden mit mehrerer Aufrichtigkeit, als irgend einer von seinen Feinden, ob sie schon überwunden wären; weil er aber in ihre Treue mit Recht ein Mißtrauen setze, so würde er seinen glücklichen Unternehmungen keinen Einhalt thun, bis nach geschloßnem und bestätigten Vergleich.

Diesen

Diesen Entschluß kund zu machen und zu zeigen, daß es Ernst sey, stieg der König gleich darauf zu Pferde, und begab sich bis nach Chamberi, mit dem Vorsatz, ganz Savoyen sich unterwürfig zu machen. Da sich der Herzog so hitzig bedrohet sahe, so verdoppelte sich seine Unruhe und Bestürzung. Er gab dem Spinola die Schuld, und berichtete an den spanischen Hof, dieser General unterhalte mit den Franzosen ein heimliches Verständniß: daher nahm man ihm die erst aufgetragene Gewalt wieder ab, die Vergleiche, welche von beyden Seiten würden vorgeschlagen werden, nach seinem Gefallen zu schliessen.

Ein zu so ungelegner Zeit eingelaufner Befehl veränderte schlechterdings die Lage der Sachen. Spinola hatte sich mit Mazarini verbindlich gemacht, einen Vergleich zu unterzeichnen, welcher einstimmig mit dem Herzog von Savoyen und dem General der teutschen Armee, welcher damals Mantua belagerte, aufgerichtet worden war. Mazarini hatte auf das Wort des Spinola diesen Vergleich dem französischen Hofe vorgelegt; man gieng damals mit nichts anders um, als daß man nun mit mehrerer Gewalt brechen wollte, als jemals. Die Schande dieses Friedensbruches fiel gänzlich auf den spanischen General, der sich genöthiget sahe, das Mißtrauen zu gestehen, das man am Hofe zu Madrid auf ihn geworfen hatte, und den gänzlichen Verfall des grossen Ansehens, welches selbst dem Grafen d'Olivarez Eifersucht erreget hatte.

Während dieser Zeit setzte der Graf von Collalto Mantua sehr zu. Diese bis auf das äusserste gebrachte Stadt sahe sich endlich genöthiget, sich an die Deutschen

zu

zu ergeben, welche darinnen eine unermeßliche Beute machten. Man sagt, der Pallast der Herzoge allein, einer der schönsten von Europa, habe fünfhundert Zimmer enthalten, die alle prächtig ausgeschmückt gewesen. Diese Eroberung machte den Deutschen viel Muth, und dem Spinola, der seit langer Zeit Casal vergeblich belagerte, grossen Verdruß. Zu seinem Trost starb Emanuel, der Herzog von Savoyen, der Urheber seiner Ungnade, uud nahm die Reue mit sich, daß er Italien in Kriegsflammen gesetzt, und dieses zu einer Zeit, da man dieses Feuer leichter hätte löschen können. Er wurde von seinen Unterthanen sehr bedauret: seine Feinde freueten sich über seinen Tod, nicht sowohl aus Furcht, die er ihnen durch seine Waffen eingejaget, als wegen seiner boshaften Gesinnung, die sich allem dem widersetzte, was Ruhe und Frieden wieder herstellen konnte.

Mazarini hielt diesen Umstand für geschickt, Italien endlich den Frieden zu verschaffen. Er hatte schon nach geschehener Verabredung mit Spinola versucht, einen Stillstand zu schliessen; dieser General aber hatte wegen der unerwarteten Aufhebung seiner Gewalt sich ausser Stand befunden, seine Versprechungen zu erfüllen, und sich bey den Kaiserlichen, ja sogar bey den Franzosen selbst, verdächtig gemacht. Mazarini, der bey diesen mehr Aufrichtigkeit und Grosmüthigkeit fand, hielt dafür, daß er auch da mehr Vertrauen finden würde, und suchte ihnen neue Vorschläge zu thun. Es kam auf die Verwilligung eines allgemeinen Stillstandes an, mit dem Beding, daß man zur Rettung der Ehre der spanischen Truppen und des Ruhms des

Spi-

Spinola die Stadt und das Schloß von Casal wieder zurück gäbe, und daß Thoiras, welcher beyde so tapfer und so glücklich vertheidiget hatte, sich in die Citadelle zöge, die er gleichfalls den Spaniern zu übergeben gehalten seyn sollte, wenn er in einer gewissen Anzahl von Tagen keinen Beystand bekommen würde. Dieser letzte Artikel hatte darinnen was sonderbares, daß ein abgetriebner Feind, der völlig bereit ist, die Belagerung aufzuheben, den Tag der Uebergabe der Citadelle bestimmte, da er doch noch von keinem einzigen Befestigungswerke der Stadt Meister war.

Aber die gegenwärtigen Umstände und die Begierde, des Kriegs in Italien los zu werden, machten, daß man dem spanischen General die Ungereimtheit einer so ausserordentlichen Foderung hingehen ließ. Uebrigens verwilligte der Kardinal de Richelieu, der ihm gewogen war, und mit dem er in der That Briefwechsel geführet, welches man an dem Hofe zu Madrid so übel ausgelegt hatte, ihm diese Genugthuung, die ihn in den Stand setzte, seinem Herrn zu melden, er habe sowohl als der Graf von Collalto einen Platz eingenommen. Dieses wurde indessen nicht ins Werk gerichtet. Spinola starb für Verdruß, den ihm der spanische Hof gemacht hatte; und es war alsdann den Spaniern und Franzosen nur darum zu thun, daß die Stadt, das Schloß und die Citadelle von Casal verlassen wurde und ohne Besatzung blieb. Diese letztere willigte in den Abzug, ob sie schon noch Herr von dem Orte war: jedoch verlangten diese Truppen, daß die Spanier zu gleicher Zeit alles räumen sollten, was sie im Montferrat inne hatten. Der Marquis de

Sainte

Sainte Croix, der sie anstatt des Spinola anführte, verwarf diesen Antrag trotzig, und wies dem Mazarini seine Truppen und seine Verschanzungen, um ihm zu zeigen, daß er sich noch gar wohl im Stande befände, den Krieg mit Vortheil auszuhalten.

Der Marquis de Sainte Croix dachte ganz anders, als der General Spinola. Er verlangte die Fortsetzung des Krieges so heftig, als der andere das Ende desselben. Er sahe sich an der Spitze eines Kriegsheers, das aus versuchten Truppen bestund, die nach nichts, als nach einem Treffen, sich sehnten. Seine Verschanzungen waren von vorn mit einer zahlreichen Artillerie und mit alle dem versehen, was zu einer lebhaften Vertheidigung dienen kann. Unterschiedliche Plätze im Montferrat waren seinen Waffen unterwürfig; und er versprach sich als etwas so leichtes, als rühmliches, die Franzosen zu schlagen, und mit den erstern Eroberungen neue glückliche Ausführungen zu verbinden. Mazarini, auf dem die ganze Unterhandlung lag, begriff in der That, daß man den Sainte Croix nicht angreifen konnte, ohne grosse Vorsichtigkeit und ohne grosse Schwierigkeiten anzutreffen. Er machte sich daher eilig auf, dem Marschall Schomberg, der das französische Kriegsheer anführte, von der Gesinnung der Spanier Nachricht zu geben, und rieth ihm zugleich, ihrer Uebermacht und den starken Vertheidigungswerken, die sie deckten, in etwas zu weichen. Der Marschall von Schomberg, der die Neigung seiner Feinde kannte, ließ sich durch ihre grosse Anzahl wenig schrecken, und noch weniger durch ihre Prahlereyen. Er wußte, daß der Marquis de Sainte Croix ein

Mann

Mann sey, der eine ganze Nation der geringsten Hoffnung ein wenig Ehre zu erlangen, aufzuopfern fähig wäre; daß er sich allezeit für den stärksten hielt, bis man ihn völlig überwunden; und daß er bey weiten die Klugheit und erhabne Fähigkeit des Marquis **Spinola** nicht besitze, sondern vielmehr sich lediglich durch seine Begierde zur Unordnung und zum Niedermetzeln führen lasse, ohne sich über den übeln Folgen einer Niederlage zu beunruhigen, ohne das Blut seiner Soldaten zu schonen, deren Peiniger er vielmehr war als ihr General, und die er mehr zur Schlachtbank als zum Treffen führte.

Dergleichen Leute, diese grausamen Feinde der Menschlichkeit, bringen die andern allezeit wider sich auf, und was bey einem gemeinem Befehlshaber gleichgültig würde gewesen seyn, das war für jedermann beleidigend in dem Munde des Marquis **de Sainte Croix**. Da also **Mazarini** 1630 dem Marschall von **Schomberg** bekannt gemacht hatte, daß sein trotziger Widersacher nichts als zu schlagen begehrte, so ließ er seine Soldaten zu den Waffen greifen, und nachdem er durch öftere Vorsagung einiger spanischen Pralereyen ihnen Muth zugesprochen, so gieng er gleich darauf auf die Feinde los. Die ersten Schüsse waren schon geschehen, und indem der Scharmützel schon heftig wurde, so war die ganze Armee nicht weiter als fünf bis sechs hundert Schritt von den **Spaniern** entfernt. **Mazarini**, der wieder zu dem Marschall **de Sainte Croix** gekommen war, gab sich alle Mühe, ihn zu bewegen, durch Vorstellung der grossen Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er wartete, bis die **Franzosen** seine Verschanzungen, denen sie schon so nahe waren,

angegriffen hätten. Er stellte ihm vor, ein Feind, der die Angriffe erwarte, sähe sich gemeiniglich überwältiget, und seine Niederlage würde nicht nur den Verlust dieser Armee, worauf er so viel Rechnung machte, sondern auch der im Mayländischen, nach sich ziehen, als welche der freyen Willkühr des Ueberwinders ausgesetzt bleiben würde.

Die Schüsse, die der spanische General während des Gesprächs mit Mazarini thun hörte, überredeten ihn wenigstens eben so stark als dessen Gründe. Er änderte auf einmal seinen Sinn, der auf nichts als auf ein Treffen gerichtet war, wenn man ihm den Frieden anbot, und diesen verlangte, wenn man ihm eine Schlacht liefern wollte. Unterdes rückte die französische Armee, die durch die Gegenwart ihres Generals und durch die Vortheile ihrer leichten Truppen über die Feinde angefrischet wurde, unerschrocken immer weiter vor, und ließ einen solchen Entschluß blicken, der den Spaniern eben ein solches Schicksal versprach, dergleichen sie bey der Vertheidigung des Passes Susa hatten. Aber nun wurde man plötzlich des Mazarini gewahr, welcher sporenstreichs aus ihren Verschanzungen heraus kam mit dem Hut in der Hand, und aus allen Kräften schrie, Halt, Halt, Friede, Friede. Der durch den Anblick der Feinde erhitzte Soldat, der ihre schlechte Standhaftigkeit schon bemerken konnte, rennet hingegen durch den Zwischenraum, der sie von einander schied, und antwortet mit einem rasenden Ton auf das Zurufen des Mazarini: Keinen Frieden, nach den Mazarini*), un-

*) Hist. de Louis XIII.

unglückliche Worte, welche die Franzosen anfänglich in einem fremden Lande hören liessen, und die sie nachgehends so vielmahl mitten in ihrem Vaterlande wiederholten! **Mazarini** ließ sich durch ihre Hartnäckigkeit nicht abschrecken: und man muß der Unerschrockenheit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit welcher er mitten durch die Stück- und Musquetenkugeln, welche von beyden Theilen abgeschossen wurden, ruhig und gesetzt sich zu dem französischen General begab. Dieser nicht so sehr als seine Soldaten aufgebrachte General vernahm mit Vergnügen, daß der Marquis **de Sainte Croix** sich für überwunden hielt, ehe sie noch handgemein geworden. Er schrie gleichfalls, **Halt**, und der der Stimme seines Anführers gehorchende Soldat hielt ein, jedoch nicht ohne Murren gegen **Mazarini**, der ihnen einen gewissen Sieg entwendet hatte.

Die **Spanier** waren zufrieden, daß sie das Sausen der Stück- und Musquetenkugeln gehöret und einige ihrer leichten Soldaten getödtet gesehen, unterwarfen sich allem, was man von ihnen haben wollte, und willigten in die Räumung aller Plätze, die sie im **Montferrat** 1631 inne hatten. Darauf kam man zu einem Friedensvergleich, welcher abermals ein Meisterstück des **Mazarini** war, der auch einige Zeit hernach die Geschicklichkeit hatte, vom **Viktor Amadeus**, damaligen Herzog von **Savoyen**, die Abtretung von **Pignerol** zum Vortheil des Königs von **Frankreich** zu erhalten, der diese wichtige Festung um fünf Tonnen Goldes erkaufte.

Aller Vortheil von einem der Ruhe Europens so nützlichen und dem **Mazarini** so rühmlichen Frieden

fiel

fiel blos für Frankreich aus. Der Herzog von Savoyen war in seinem Eigenthum nicht mehr Herr; und das Reich nebst Spanien, nachdem sie grosse Heere auf die Beine gestellet, hatte sie wieder innerhalb ihre Gränzen zurückkommen sehen, ohne einigen andern Nutzen davon zu tragen, als die Beute aus einigen Plätzen, deren Mauren sie ihren Landesherren und den Franzosen zu überlassen genöthiget waren. Hingegen diese sahen sich, nebst der Ehre einem ihnen nützlichen Bundesgenossen Beystand geleistet zu haben, als Besitzer einer Stadt, welche ihnen die Freyheit verstattete, in Italien hinein zu gehen und den Herzog von Savoyen sich zu unterwerfen, so oft sie es für dienlich erachteten. Die andern Nationen beklagten sich damals über die Parthenlichkeit des Mazarini; und der Kardinal de Richelieu schrieb, um ihn dieser Vorwürfe wegen zufrieden zu stellen, zu seinem Besten an den römischen Hof und trug dem daselbst sich aufhaltenden Gesandten ausdrücklich auf, von dem Pabste die Nunciatur von Frankreich für den Mazarini zu verlangen, so bald als der Nuncius, welcher damals die Stelle bekleidete, würde abgerufen seyn. Mazarini hatte ohne Zweifel bey diesem Vorfall den geistl. Stand ergriffen. Der Kardinal Richelieu wußte bey diesem schriftlichen Antrag an den Pabst gar wohl, wie sehr Seine Heiligkeit der Person, die er ihm empfahl, abgeneigt sey. Der Graf und Herzog von Olivarez hatte sein möglichstes gethan, denselben beym Pabste verhaßt zu machen. Dieser Herr, der unter allen Menschen allein mit dem Kardinal de Richelieu verglichen werden konnte, haßte den wälschen Politiker überaus sehr,

der sich offenbar für den französischen Minister erkläret und ihm den Sieg über alle Bemühungen des Spaniers verschaffet hatte. Die beyden Staatsräthe waren die einzigen Urheber des Kriegs, und die beyden mächtigsten Monarchen Europens liehen ihnen blos ihren Namen dazu. Also waren so viele Unterhandlungen, so viele List, so viele Treffen, so viele eingenommene und verheerte Städte, so zu reden, nichts als die Spiele zweener Männer, welche einander den Vorzug in der Staatsklugheit streitig machten, und um die Wette das Vertrauen ihrer Herren und die Trägheit der Hofleute misbrauchten.

Während daß der Graf und Herzog von Olivarez sich dem Glücke des Friedensstifters von Mantua widersetzte, so unterstützte ihn der Kardinal de Richelieu mit aller seiner Gewalt. Er lenkte es also, daß da der Pabst dieses Kriegs wegen Münzen schlagen ließ, er dem Münzmeister befahl, den Mazarini darauf zu setzen, wie er aus den spanischen Verschanzungen gegen die französische Armee im Galopp zugejagt kommt, deren Wuth er aufhielt. Die Erinnerung an eine so ausserordentliche Handlung verdiente in der That auf die Nachkommenschaft gebracht zu werden. Der Pabst machte ihn auch zu gleicher Zeit zum Domherrn an der Kirche zu St. Johannis im Lateran, welches der Schriftsteller Aubri als eine hohe Würde ansiehet, weil sie mit mehr Ehre verbunden ist, als die Würde eines Domherrn zu St. Peter im Vatikan, und das Recht mit sich bringt, dem Volke die Reliquien zu zeigen. Aber war wohl ein blosses Kanonikat, was es auch für eins seyn mochte, hinreichend, die grossen Einsichten

des Mazarini genug zu beschäftigen? Da er wohl merkte, daß er bey der widrigen Gesinnung des spanischen Hofs gegen ihn künftig nichts zu erlangen vermöchte, ohne nur wenn Frankreich die Oberhand spielte, so widmete er sich noch mehr als jemahls den Diensten Frankreichs, und nahm den Marschall von Thoiras, den rechtschaffenen Beschützer von Casal, zu sich, der eben zu der Zeit, da dieses vorgieng, zu Rom ankam. Das vortheilhafte Zeugniß, welches dieser Herr ihm bey seiner Zurückkunft am französischen Hofe ertheilte, nebst dem besondern Antheil, den der Kardinal Richelieu dabey hatte, ihn verbindlich zu machen, brachte ihm die Stelle eines Vicelegaten von Avignon und einige Zeit nachher die ausserordentliche Nunciatur von Frankreich zuwege. Er hielt seinen öffentlichen Einzug zu Paris im Wintermonat 1634. Man nahm ihn wohl auf und der Kardinal Richelieu, welcher eine besondere Achtung für ihn hatte, ließ ihm alle ersinnliche Ehre erweisen.

Zu gleicher Zeit bemächtigten sich die Spanier der Stadt Trier, und machten den Kurfürst, Bischof dieser Stadt, zum Gefangenen, der unter französischem Schutze stund, welches denn Veranlassung zu einem neuen Friedensbruch zwischen beyden Kronen gab. Der Nuncius Mazarini mischte sich alsbald in diese Sache, die dem heil. Stuhl ganz besonders angieng, weil sie einem Prälaten Ungelegenheit zuzog. Er schrieb nach Rom, von dannen er die Gewalt bekam, die Vermittelung des heil. Vaters anzubieten, nebst seinen Bemühungen diese Zwietracht in der Geburt zu ersticken, welche die beyden größten Monarchen der Christenheit wi-

der einander aufbrachte. Die Spanier schrien alsbald, sie wollten den Mazarini sich in diese Sache nicht mischen lassen. Sie erinnerten sich der Art, wie er mit ihnen bey dem Vergleich von Casal umgegangen wäre; und sie vermutheten ganz recht, ein bey seiner Entfernung von Frankreich französisch gesinnter Italiener werde es, bey seinem Aufenthalt in Frankreich, noch mehr seyn.

Bey diesem Vorfall, wo es darauf ankam, dem römischen Hofe misfällig zu werden, oder sich der Entscheidung eines Mannes zu unterwerfen, der dem Kardinal Richelieu ergeben war, begehrten die Spanier die Maria de Medicis, die Gemahlin Heinrichs des Vierten, und die Mutter Ludwigs des Dreyzehnten, sollte den Auftrag bekommen, die Sache gütlich beyzulegen. Diese unglückliche Prinzeßin war genöthiget worden nicht nur von dem Hofe ihres Sohns zu weichen, sondern auch aus seinen Landen und bey den Spaniern ihre Zuflucht zu suchen *).

Hierdurch vermieden die Spanier, mit dem Nuncius Mazarini sich einzulassen, und veranlaßte 1634 wieder eine Art von Gemeinschaft zwischen der königlichen Mutter und Ludwig dem Dreyzehnten, die ihre Gemüther wieder vereinigen, und dem Kardinal de Richelieu Unfall zuziehen konnte. Es kam nun darauf an, daß man dem Könige die Vermittelung der Königin seiner Mutter beliebt machte, welches um so viel schwerer zu seyn schien, da der Kardinal de Richelieu bey seinem Herrn alle Zugänge verschloß, wodurch diese Prinzeßinn mit ihrem Sohn Gemeinschaft haben

*) Man sehe die Hist. du Card. de Richelieu nach.

haben konnte. Sie war mithin genöthiget, wider ihren und der Spanier Willen sich an den Nuncius Mazarini zu wenden, dem sie ein Schreiben an den König übermachte, mit dem Befehl, es ihm eigenhändig zu überreichen. Sie schrieb darin, da sie sich allezeit erinnere, daß sie die Gemahlin eines der größten Könige sey, die Frankreich je gehabt, und die Mutter des Beherrschers, der dieses grosse Königreich regiere, so habe sie nicht umhin gekonnt, an den Unfällen Antheil zu nehmen, welche es bedroheten, und alles zu versuchen um solchen zuvor zu kommen; sie hoffe, daß die Staatsräthe, ihrer Vorurtheile wider sie, ohnerachtet ihre gute Absicht befördern, und sich dem nicht widersetzen würden, was sie zum Besten eines Volks versuchen wollte, welches sie vormals regieret hätte und jederzeit liebe.

Die zärtlichen Gesinnungen, welche die Königin in diesem Schreiben an Tag legte, machten keinen Eindruck auf das Gemüth des Königs. Mazarini richtete den Auftrag aus, und überreichte dem Könige den Brief der Königin Mutter, aber nicht eher, als bis er dem Richelieu davon Nachricht ertheilet, der in seines Herrn Namen diese Antwort in die Feder vorsagte: „Ich will der Königin, meiner Mutter, nicht antwor„ten, noch ihre Vermittelung annehmen. Die Aus„drücke, deren ich mich bedienen würde, möchten ihr „Verdruß erwecken und ihr in der Welt Unrecht thun.„

Der Nuncius gab der Maria de Medicis 1634
wieder Nachricht von den Gesinnungen des Königs, ihres Sohns, darüber er weniger als irgend jemand unruhig

ruhige war, indem solche den Cardinal de Richelieu, seinen Beschützer, beschuldigten, daß beim er damals sich aufhielt, und Kardinal Julius genannt, daß die Unterhandlung über seine neuen Zusätzartikel zwischen ihm und dem Kardinal mündete, da die Spanier ein Mittel machte, solche zu hinterstreichen. Aber so verdrießlich einer Sache war, um welche sie nun gerathen wären, so wurde sie doch schnöllich bar, daß der Damian Mazarini dem Cardinal Richelieu also unterthänig, daß man ihn nicht mehr seinen Diplomatiker gerieth betrieb, und ihn wieder zu seiner Verrichtung nach Avignon zu schicken. Diese Einmal, daß man den Spaniern verhindern, erwachte ihnen so viel Gemüthe, als sie denen Artikeln des Nicolo Mazarini Vertrauens wurde. Mazarini gab den seiner Ankunft zu Frankreich einen neuen Beweis von seiner Geschicklichkeit, indem er sich dem Cardinal de Richelieu[1], der sie begierig, und besser Nachricht von ei Umständen hinge, gab ihm, da er sage, daß er den seinem Aufenthalt zu Avignon sie sich gar nicht um unbrauchbar war, den Rath, eine Schrift zu verfassen, wo er sich, eben so in der Vorgeschichte seines seinen wäre, als er von dem vornehmen und traurigen Hof entfernt wäre. Er folge ihm, er müsse bei dem seil. Vater seinen Aufenthalt haben, daselbst den Franzosen sich dienstlich erweisen, sich so viel als möglich wäre in die auswärtigen Angelegenheiten mischen, und vorsehen, damit dieser Minister zur Kardinalwürde zu gelangen, der er sich der Avignon der Päpsten eingeführet.

[1] Vie de Richelieu.

erachtet, leicht versprechen dürfte, da er Nuncius gewesen sey, und des Schutzes von Frankreich geniesse. Mazarini verließ also 1634 seine Vicelegatenstelle von Avignon, und begab sich nach Rom, wo er zufolge des Unterrichts, den er vom Kardinal de Richelieu empfieng, damit umgieng, dem Kardinal Anton Barberini, einem Anverwandten des Pabstes, den Schutz von Frankreich zu verschaffen. Der Pabst willigte anfänglich darein; aber die Spanier, welche die Absicht des Mazarini bey diesem Vornehmen einsahen, wendeten alle ihre Kräfte an, Urban dem Achten andere Gedanken beyzubringen. Ohnerachtet des Raths von fünf Kardinälen, die er versammlet hatte, und der mit ihnen getroffenen Verabredung, den Kardinal Anton für Frankreich zu bestimmen, änderte er auf einmal seine Meynung, und bey verwilligter ausserordentlichen Audienz für den Herzog von Crequi, den Ambassadeur der Krone, that er ihm die Erklärung, daß selbige einen andern Protektor zu suchen habe. Der Herzog von Crequi war, seiner Standhaftigkeit ohnerachtet, über diese Veränderung des Pabstes so erstaunt, daß er ihm nichts als schwache Gründe entgegensetzte, und sehr verlegen von der Audienz sich wegbegab. Mazarini hingegen beschwerte sich heftig über diese Willfährigkeit des Pabstes gegen die Spanier, und erkühnte sich, ihm zu verweisen, daß er die Vortheile Frankreichs verrathe, um für dessen Feinde, sich günstig zu erzeigen.

Daher entstund derjenige Haß, welchen man nachher allezeit gegen alles dasjenige bezeigte, was den Mazarini betraf; und die Sache wurde so weit getrieben,

erfahren, daß Innocenz der Zehnte, der Nachfolger Urbans des Achten, den Minister Mazarin aus allen Kräften zu stürzen bemühet worden. Der Kardinal de Retz hatte nämlich seine Freiheit und sein Amt kaum wieder, als er anfing, neue Verbindungen, als nur wegen seiner Unternehmungen, Plane zu machen. Er wußte, daß der Kardinal de Mazarin, der sich selbst erhalten, da er entstehe, daß man von dem Leben Urbans des Achten, den Frankreich verwüstet, und seinem Volke gewünschet haben, als er sich mit Spanien gemeynet war, daß sie sich in allen Stücken seinen Absichten widersetzen. Er schrieb ausdrücklich nach Rom, nach einer geschickten Gelegenheit, um und besteht seinen Anschlagen zu suchen-Hofe, daß sie mache alle sonnig und die Widerwärtigkeiten des Kardinals Antonio Barberini helfen, und der Verschwörung, der König wurde nie einer andern") annehmen, was sie einer so auch sein möchte: und um zu beweisen, daß der französische Minister wirklich auf den Kardinal Anton sehne, so schrieb er ihm in seinem Namen es benannten Krieg und ein Gedächtniß wider Mazarin.

Der große Staatsmann und Kardinal de Richelieu hatte schon lange, daß er einen wirksamen Feind, so mußte man ihn ehrlich als Feind ansehen, wenn er sich gleich nicht allezeit gleich. Er begnadigte sich und bloß damit, daß er den Kardinal Mazarin auf seine Seite Absichten der Angelegenheiten Frankreichs zu lange, sondern suchte zugleich die Beförderung des Mazarins zu Kardinalswürde, mit der Bedingung, wo solche nicht zuwegen verfolgen würde, so wäre

*) Hist. de Louis XIII.

man in Frankreich keinen ordentlichen Nuncius mehr annehmen. Der Prälat, welcher damals diese Stelle bekleidete, kam so in die Hitze wider den Kardinal de Richelieu, daß, da er den Befehl des Königs gesehen; in welchem allen Bischöffen Frankreichs verboten wurde, einige Gemeinschaft mit ihm zu haben, er in diese Worte ausbrach, er werde sich gegen den König selber mit Hülfe der Geistlichkeit erhalten, welche allezeit es mit dem römischen Hofe halten würde.

Der Kardinal de Richelieu verachtete die Drohungen des Italieners; und antwortete ihm 1639 in eben dem Ton, und setzte ihn in Furcht mit der Einsetzung eines Patriarchen in Frankreich. Ein dergleichen Streich war ein Donnerschlag für den Vatikan. Wenn irgend jemand im Stande gewesen, einen dergleichen Entwurf auszuführen, so war es gewiß der Kardinal de Richelieu. Der Nuncius zog gelindere Saiten auf; und da Mazarini seinen Ruhm abermal um eine Stufe erhöhet hatte, durch die Beylegung der in Savoyen zwischen den Prinzen dieses Hauses und der Herzogin ihrer Schwägerin entstandenen Unruhen, so gieng es endlich der Pabst ein, sich mit Frankreich zu vergleichen und verwilligte den Kardinalshut für den Mazarini. Der Widerstand, den er hierbey fand, bezeuget, daß man diesen Prälaten am römischen Hofe nicht geliebt habe; aber unter den päbstlichen Regierungen, welche auf die folgten, worunter er befördert worden, sahe er sich gar verabscheuet.

Seine Absicht war auch, sich gänzlich Frankreich zu verbinden; und er hatte schon in Savoyen den Titel eines ausserordentlichen Gesandten des allerchrist-

christlichsten Königs angenommen. Der Pabst, der auf einige Art das Herz des Kardinals de Richelieu wieder gewinnen wollte; schickte 1641 den Herrn Thomas Vallemant, seinen Kämmerer, schleunig nach Frankreich ab, der dem obersten Staatsrath um so viel angenehmer seyn sollte, da er bey dem Kardinal Anton Kammerjunker gewesen war. Dieser Kämmerer, dem der Hut des Kardinals Mazarini mitgegeben worden, überlieferte solchen in die Hände des Königs am fünf und zwanzigsten Februar 1642. Die Cärimonie, diesen Hut zu übergeben, geschahe den Tag drauf in der Kirche zu Valence in der Dauphinee; allwo Mazarini mit dem römischen Purpur bekleidet erschien.

Bald darauf entdeckte man die Zusammenverschwörung des jungen Cinq-Mars, Marquis d'Effiat, Oberstallmeister des Königs. Es wurde ihm nebst seinem Freunde de Thou der Kopf abgeschlagen. Man beobachtete bey dieser obrigkeitlichen Person das strenge Gesetz Ludwigs des Eilften, welches diejenigen mit der Todesstrafe beleget, die um seine Zusammenverschwörung gewußt und es nicht angezeigt hätten. Der Herzog von Bouillon war das Haupt von diesem Unternehmen; man verwahrte ihn zu Lyon in dem Schloß zu Pierre Enciſe, von dannen er nicht heraus kam, als bis er dem Könige sein Fürstenthum Sedan abtrat, die gewöhnliche Zuflucht der Misvergnügten von Frankreich. Der Kardinal Mazarini war es, der 1642 diesen dem Hause Bouillon so unglücklichen Vertrag unterzeichnete, indem Richelieu ihm darüber den Auftrag gethan. Dieser Minister schien seit dem Tode des Cinq-Mars allezeit unruhig und verdrieß-

drießlich. Er hatte aus den Verordnungen des letzten Willens des Schuldigen ersehen, daß der König ihm oft den Vorzug in seiner Freundschaft eingeräumet, und daß er ihn blos der Furcht aufgeopfert habe, man möchte ihn in Verdacht ziehen, als habe er ihm Beyfall gegeben und in seiner Unternehmung angefrischet, die den Minister persönlich angieng, und davon man den König für den Urheber ausgab.

Treville, Kommandant der Musquetier, brachte ihn damals auf Argwohn. Dieser Officier machte dem Kardinal Herzog selten seine Aufwartung, und schien hingegen dem Könige äusserst ergeben zu seyn. Der Minister legte ihm dies als ein Verbrechen aus. Er verlangte, daß selbiger entfernet würde; und der König, welches sehr zu bewundern, willigte auch darein: jedoch geschahe es mit so viel Verdruß und Unwillen, daß er zu gleicher Zeit dem Chavigny, einem Liebling des Kardinals, befahl, sich gleichfalls vom Hofe zu entfernen. Inzwischen schlug sich Mazarini, der dem Richelieu vollkommen ergeben war, ins Mittel. Er begab sich öfters vom Minister zum Herrn und vom Herrn zum Minister, bis dieses Misverständniß beygelegt zu seyn schien, und Chavigny Erlaubniß erhielt, bey Hofe zu bleiben. Der Kardinal de Richelieu starb bald darauf.

Der Kardinal Mazarini verlohr an ihm einen eifrigen Beschützer; jedoch gewann er dadurch eine Stelle im Staatsrath, die ihm der König unmittelbar nach dem Tode seines Premierministers auftrug. Dies gab ihm Gelegenheit, mit Nachdruck für Honorius de Gri-

Gemahl, den Innocenz seinen Namen*), und die Ehre von Monaco, zu ertheilen, der die Grenzen an seiner Residenz verwirrte, und beinahe Krieg mit Frankreich in Italien verursachte. Man hat wenigstens nicht den Vorgeschmack von Malcontents erlebt, unter diesen Umständen in den Krieg zu kommen. Es wurde zum Paix von Frankreich im Parlament zu Paris aufgenommen; und bey dieser Seit hat die Fürsten von beyden Religionen Spanien unverbrüchlich den Grundsatzen der Krone zugethan verbunden. Ludwig der Dreyzehnte lebte nicht lange nach diesem Vorfall. Des jüngst Verstorbenen Vater und Monsieur stehen in eine Krankheit an sich, die so plötzlich den Tod brachte. Er starb zu Saintes Geo maire im Lager, bey seinem Regiment Roi.

Wenige Tage vor seinem Tode hatte er den Dan einen Kanonen Kugel, welcher sein Flaschenträger wurde unter Augen Ludwig des Vierzehenten. Der Sterbende Monarch hatte die Ehre gehabt, von diesem jungen Prinzen Pathe zu werden, welches sein Zufall sehr erhöhte und den Hof verminderte, welcher Anna von Oesterreich, die Mutter des Ludwig des Dreyzehenten gegen ihr gefaßt hatte. Da sie der König, als zur Regentin erklärte, so wurde er ihre Gemahl dergestalt eingeschränken, daß sie bloß die erste Dame im Staatsrath einnehmen durfte, indem die wirkliche Gewalt in den Händen des Kardinals Mazarini war.

*) Man sehe den gesamten authentischen und unverdächtigen Bericht in den Memoiren der Regierung des Innocenz Doria Pamfili II. und des Pabstlichen Hofes. Nürnberischen Hofbericht.

des Chavigny, den eifrigen Führern, denen der König damals folgte, verblieb. Der erste war der Urheber von der Vorschrift, daß die Königin nichts entscheiden konnte, ohne nur durch die Mehrheit der Stimmen, und daß man ihr die Erwählung von keinem Mitgliede des Staatsrathes ließ. Der König hatte sie selbst ernennet. Die beyden erstern waren der Herzog von Orleans und der Prinz von Conde. Nach ihnen kamen der Kardinal Mazarini, Chavigny und Des Noyers.

Eine Akte, welche die Gewalt der Regentin dergestalt einschränkte, wurde in ihrer Gegenwart in dem Zimmer des sterbenden Königs verlesen; sie war daselbst von den Prinzen vom Geblüt, von den grossen Herren des Königreichs und den vornehmsten Gliedern des Parlements begleitet. Diese Vorlesung schien keinen Eindruck auf sie zu machen, und sie schien blos mit ihrer Betrübniß beschäftiget zu seyn. Unterdessen faßte sie einen heftigen Widerwillen gegen die Urheber dieser Verordnung. Aber ehe sie solchen merken ließ, so beschäftigte sie sich mit der Anstalt, sie unkräftig zu machen, indem sie dieselbe von dem Parlement aufheben ließ. Da der König todt war, so war die Einwilligung des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Conde als nothwendig angesehn, um den letzten Willen des verstorbenen Königs zu verrichten. Man versprach jedem ein Gouvernement: sie liessen sich gewinnen; und da sich die Königin ins Parlement begeben hatte, so erklärte dieses Gericht, im Namen Ludwigs des Vierzehnten, die Verordnung, welche die Gewalt der Anna von Oesterreich, einschränkte, und

bestä-

bestätigte ihr den Titel als Regentin des Königreichs mit einer schlechterdings uneingeschränkten Gewalt.

Der Bischof von Beauvais war es, der damals das Gemüth der Königin Mutter regierte, und ihr den vortheilhaften Rath gegeben hatte, der sie zur Beherrscherin des Staats machte. Dieser Prälat hatte sich auch der Heftigkeit derer widersetzt, welche von der Regentin die Entfernung des Kardinals Mazarini verlangen wollten, wider den sie, wie bekannt, eingenommen war. Der Bischof von Beauvais, der an einem solchen keinen Mitwerber anzutreffen meynte, den die Königin allezeit für ihren Feind gehalten, erfuhr damals, daß der Eigensinn und der Vortheil der Fürsten allein über ihre Gesinnungen den Ausspruch thun. Der Kardinal Mazarini, der erkannte, daß er unentbehrlich war, und wußte, daß die Königin wider ihn eingenommen sey, gab vor, er wollte sich nach Italien begeben und foderte seinen Abschied: Aber die Königin schlug ihm solchen ab, weil sie wohl wußte, daß niemand, wie er, sie in den Staatssachen unterrichten konnte, davon sie damals keine Kenntniß hatte. Sie behielt Anfangs aus Noth, und erhielt ihn hernach aus Ergebenheit.

Der Bischof von Beauvais, äusserst verlegen, lief 1643 zur Königin, um von ihr die Erklärung einer Aufführung zu verlangen, die ihrer ersten Denkungsart so zuwider war. Sie entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, worin sie sich befände, wenigstens einige Zeit lang den geschicktesten von den alten Staatsräthen beyzubehalten, um sie in den Staatshändeln anzuführen: dabey sagte sie ihm, daß sie durch Beybehaltung

tung des Mazarin nicht eben auch Willens sey, sich mit dessen Freunden zu beläſtigen; sie verlasse sie vielmehr, indem sie eben so wenig gesinnet sey jemand dem Mazarin aufzuopfern. Der Bischof von Beauvais, der diese Gegenvorstellungen der Regentin blos aus Antrieb seines heimlichen Verständnisses gethan hatte, ließ sich mit dieser Antwort begnügen, die man ihm zu ertheilen für gut befunden hatte; die er denn seinem Anhang hinterbrachte. Seine Unfähigkeit, die bey der Menge geringer Händel verborgen geblieben war, zeigte sich damals offenbar, da er sich mit wichtigen abgeben wollte. Er sahe sich gar bald von jedermann verachtet und durchgehends verlassen.

Aller Gedanken waren damals auf den Kardinal Mazarin gerichtet, den die Regentin zu ihrem vornehmsten Staatsrath machte. Er äusserte damals diejenige Geschicklichkeit, davon er nachgehends so ausnehmende Merkmahle spüren lassen; indem er dem Scheine nach jedermann schonte und sich niemand anvertraute. Diejenigen, die seine Mitbuhler gewesen waren, schienen seine Freunde zu werden. Er versprach viel, gab noch mehr, und schlug niemand etwas ab. Mit einem Wort, es hatte das Ansehen, als habe Mazarin die Austheilung der Gnadenbezeugungen zu keinem andern Endzweck, als jedermann, der sie verlangte, mit selbigen zu überschütten. Der Hof und die Stadt erschallten von seinen Lobeserhebungen. Ein so gutthätiger und so freundlicher Premierminister dünkte den Franzosen ein Wunder zu seyn, als welche der Strenge des Kardinals Richelieu gewohnt waren. Mazarin bediente sich dieser ersten Entzückung sich fest zu setzen.

Das Haus Conde und das Haus Vendome waren einander seit langer Zeit äusserst verhaßt; jedes hatte seine Freunde und seine Anhänger und theilten den Hof. Wenn die königliche Gewalt übereins von diesen Häusern fiel, so stürzte sie dasselbe und hob das andere empor. Nun kam es auf die Entscheidung an, welchen von beyden der Kardinal den Vorzug geben sollte: Er räumte solchen dem Hause Conde ein. Heinrich de Conde hatte einen Sohn, der einen Helden hoffen ließ. Dies war der berüchtigte Herzog von Enghien. Der Herzog von Vendome hatte auch einen Sohn; man erwartete aber von ihm das nicht, was man sich von dem andern versprach. Er ließ sich wie eine Maschine regieren, und war nichts anders als was man wollte, daß er seyn sollte. Vielleicht würde man nicht einmal seinen Namen wo anders als in dem Verzeichnisse der Herzoge und Pairs erblicket haben, wenn die Umstände ihn nicht gezwungen hätten, etwas zu seyn. Inzwischen war er tapfer; und man erkannte an ihm, wie wenig diese gute Eigenschaft zu bedeuten habe, wenn sie ohne Begleitung von andern angetroffen wird.

Sobald sich der Kardinal Mazarin für das Haus Conde erkläret hatte, so schien das von Vendome zu verschwinden; die meisten von seinen Anhängern hiengen den Mantel nach dem Winde; und wenn der Prinz von Conde nicht zu geizig gewesen wäre, so würde dasselbe ganz und gar verlassen worden seyn; aber er stieß den Kardinal Mazarin vor den Kopf durch Foderung neuer Gnadenbezeugungen. Eine solche Aufführung flößte dem Kardinal einige Zuneigung gegen das Haus von Vendome ein, das seine Erniedrigung zu

einer

einer Bescheidenheit veranlasset hatte, welche jederzeit die Herzen gewinnet. Uebrigens behielt die Königin allezeit einige Achtung oder wenigstens einige Freundschaft für den Herzog von Beaufort, der nach ihrer Meynung der rechtschaffenste Mann des Königreichs war; wenn er nicht zu viel Stolz wegen der Gunst der Königin blicken lassen und zu viel Abneigung gegen den Kardinal, so würde das Haus von Conde auch gefallen seyn. Er konnte nicht an sich halten, und da er endlich alle Mäßigung verlohren, so war man gezwungen, ihn auf das Schloß zu Vincennes in Verwahrung zu bringen.

Während dieser Zeit gewann der junge Herzog von Enghien einige Schlachten; dies waren neue Bewegungsgründe zu Foderungen für seinen Vater, und eine neue Ursache, die Zuneigung des Kardinals ihm zu entziehen. Das Gerücht von den Siegen des jungen Helden war für ihn schmeichelhaft, indem es seine Ministerstelle ihm versicherte; jedoch würde er auch nur mit ihm zu schaffen haben wollen. Für einen einzigen Dienst sahe er sich täglich in die Umstände versetzt, zween Männer sich verbindlich zu machen, so daß er es einiger Maassen für eine Art von Vortheil angesehen haben würde, wenn der Herzog von Enghien bisweilen geschlagen worden wäre. Inzwischen fuhr der Kardinal fort, für diesen Ueberwinder grosse Achtung zu haben, und da die Herzogin von Enghien mit einem Sohn niedergekommen war, so wurde der Kardinal Mazarin, der schon Pathe des Königs war, es auch bey diesem jungen Prinzen. Aber diese Ehre, die er empfieng, verminderte den innern Widerwillen nicht, den er ge-

gen dieses Haus zu hegen anfieng, mit dem er doch eine geistliche Verwandtschaft gemacht hatte.

Die Eroberung von **Diedenhofen** 1645 folgte bald auf diese Begebenheit. So viele nahe auf einander folgende glückliche Zufälle versicherten der **Anna von Oesterreich** eine eben so ruhmvolle als ruhige Regierung, wenn nicht in dem Innersten des Reichs selbst sich Feinde hervorgethan hätten, die weit mehr zu fürchten waren, als die von aussen, und die um so viel fürchterlicher wurden, da ihr Aufstand auf scheinbaren Gründen zu beruhen schien. Eben der **Mazarin**, den man zu Anfang seiner Bedienung als den Schutzengel von **Frankreich** angesehen hatte, wurde gar bald der Gegenstand des öffentlichen Hasses; man verlangte seine Entfernung mit eben so grosser Hitze. Seine Freunde wurden auf einmahl seine Widersacher. Die klügsten Köpfe thaten es hierinnen dem gemeinen Haufen nach; und den **Mazarin** nicht hassen, wurde öffentlich für ein Verbrechen erkannt *).

Emeri, Obersteueraufseher, war 1646 die vornehmste Ursache dieses giftigen Hasses, den man auf den Kardinal warf. Nie besaß jemand die Kunst, das Blut der Unterthanen unter wahrscheinlichem und mannichfaltigem Fürwand auszusaugen, besser; da dies geschah, so empörte man sich wider diese Menge von Auflagen, deren schlechte Eintheilung von dem obersten Staatsrath strafbarer war, als jener. Der Kardinal **Mazarin** hatte in der That unmäßige Summen verschwendet, um sich Anhänger zu machen. Die Königin hatte auch ihrer Seits aus eben der Bewegursache

sich

*) Memoires du Cardinal de Retz.

sich erschöpfet. Man führte den Krieg seit geraumer Zeit mit Nachdruck; und die Eroberung von **Rochelle** hatte Frankreich zu Grunde gerichtet, so wohl durch die grossen Unkosten, als durch den vor dieser Einnahme blühenden Handel eben dieser Stadt, den man gänzlich in Abnahme gebracht.

Der Zollanschlag machte, daß das allgemeine Misvergnügen ausbrach, welches bis dahin verborgen geblieben war. Das Pariser Parlement, welches sich 1647 für alle andere Befehle, die vor diesem vorher gegangen waren, so gefällig bezeigt hatte, weigerte sich, ihn ins Gesetzbuch einzutragen. Vergeblich ließ man dasselbe durch Abgeordnete in den königl. Pallast rufen. Der erste Präsident, ob er gleich ein Freund des Hofes war, bestund darauf, daß die Verificirung des Zollanschlages seinen Amtsgehülfen zustehe und nicht dem Steueramte, an welches der Staatsrath solchen einschicken wollte. Man verschob die Beschliessung dieses Handels, um dem **Emeri**, der allezeit an Mitteln fruchtbar war, Zeit zu verschaffen eins ausfindig zu machen, welches bey Vereinigung der Gemüther doch die streitige Auflage beybehielt. Während dieser Zeit begab sich das Volk, dem gewisse geheime Kundschafter von allem, was vorgieng, Nachricht gaben, in einem Auflauf in dem Gerichtshof, allwo es den Präsidenten **de Thore**, den Sohn des Obersteueraufsehers schimpfte.

Das Parlement nahm sich des Präsidenten an, und verurtheilte diejenigen, die ihn beschimpft hatten, zum gefänglichen Verhaft. Die Regentin schickte auf Rathgebung des Kardinals **Mazarin** alsbald zwey Re-

gimenter von der schweitzerischen und französischen Garde ab. Sie begaben sich in die Gasse Saint Denys, als in eine der wichtigsten der Stadt, so wohl wegen ihres Umfanges als wegen der grossen Anzahl der reichen Bürger, welche damals darinnen wohnten. Anstatt zu erschrecken, wurden diese vielmehr aufgebracht, und stiegen auf die nächsten Glockenthürme und stürmten. Da der Stadtschultheis davon Nachricht bekam, so begab er sich in den königl. Pallast, wo er die Gefahr, worinnen man sich befände, ganz Paris in Waffen und die beyden Garderegimenter angreifen zu sehen, so nachdrücklich vorstellte, daß die Königin ihnen Befehl zuschickte, sich zurück zu ziehen. Man war sogar genöthiget, einen Vorwand anzuführen, um das Volk zu stillen und zu gleicher Zeit die Ehre des königlichen Ansehens zu retten.

Ein so starker und unversehener Auflauf belehrete den Hof, was für grosse Anstalten er aufs künftige zu machen hätte, wenn er neue Abgaben auflegen wollte. Der König ging 1648 selbst ins Parlement, da man sichs am wenigsten vermuthete, und hatte fünf oder sechs neue Steueranschläge bey sich. Man glaubte, die königliche Majestät werde den Gemüthern keine Freyheit lassen, und es werde alles mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gebilliget werden: aber es geschahe das Gegentheil. Der oberste Präsident bewies bey dieser Gelegenheit noch mehr Standhaftigkeit, als er kurz vorher im königlichen Pallast bezeigt hatte; er beschwerte sich über diese ungewöhnliche Weise, den König in den Gerichtshof zu führen, um die Gemüther zu überraschen und die Freyheit der Stimmen zu hemmen, welche

che nie aus Furcht gegeben werden dürften. Einer von diesen Befehlen, die man bey dieser Sitzung des Königs im Parlement wollte bestätigen lassen, gab den Requetenmeistern zwölf Amtsgehülfen zu. Sie widersetzten sich dieser neuen Erwählung, und diese Widersetzung vermehrte die Unruhe. Die obern Gerichtshöfe bezeigten sich so hartnäckig, daß sie von einander eine gegenseitige Vereinigung verlangten den Staat zu verbessern; und diese Vereinigung kam an eben demselben Tage zu Stande.

Die Regentin wurde über diesen kühnen Anschlag der Gerichtshöfe aufgebracht und verlangte alsbald, man solle ihr den Aufsatz von dem Vereinigungsschluß bringen. Man stellte ihr die Schwierigkeiten vor, warum sie solchen nicht erhalten könnte. Nichts konnte sie auf andere Gedanken bringen; und sie wiederholte zu mehrern mahlen vor dem obersten Gerichtsschreiber, **ich will ihn haben**, diesen Aufsatz, **lasset es nicht daran fehlen.** Dieser sagte zur Entschuldigung, er habe solchen nicht in seiner Gewalt und der Kanzleykommissarius habe solchen in seiner Verwahrung. Darauf befahl die Regentin dem **Pleßis Guenegaut** und dem **Carnavalet**, dem Lieutenant bey der Leibgarde, diesen Mann mit zu nehmen und ihn in den Pallast zu bringen, um ihn zu zwingen, ihnen den Aufsatz auszuhändigen. Das Volk, welches von dieser Gewaltthätigkeit Nachricht hatte, lief zusammen; und diejenigen, die ihn überbringen solten, sahen sich genöthiget, die Flucht zu ergreifen.

Während dieser Bewegungen, welche die Veranlassung zu noch grössern Unruhen gaben, ließ sich der

Kardinal Mazarin nicht so oft als sonst sehen, und man würde leicht geglaubt haben, daß er daran sehr wenigen Antheil habe, wenn der Koadjutor von Paris, der nachher unter dem Namen des Kardinals von Retz bekannt geworden, sich nicht angelegen seyn lassen, seine Schliche auszuspähen, und es dem Volke bekannt zu machen, welches sonst leicht hätte glauben können, daß diese so kühnen Unternehmungen blos von der Königin herrühreten, als die überaus hitzig und unternehmend war. Aber, wie gesagt, durch die Kunstgriffe des Koadjutors und einiger anderer Feinde des Kardinals bürdete man ihm alles auf, was in diesen ausserordentlichen Auftritten verhaßt schien; und man wollte ihm nicht wohl, nicht nur der verdrießlichen Händel wegen, die vorgegangen waren, sondern auch wegen der damit verknüpften Folgen, die man vorher sahe.

Inzwischen wurde der Vereinigungsschluß durch den Staatsrath von hoher Hand aufgehoben; und man entbot 1648 die Abgeordneten des Parlements in den königl. Pallast, um denselben zu untersagen, dergleichen wieder vorzunehmen. Der erste Präsident verlangte hingegen, man solle den Schluß des Staatsrath unterdrücken, welches ihm auch wider alles Verhoffen verwilliget wurde. Man siehet hieraus, daß in den kützlichsten Fällen ein ehrfurchtsvoller Muth die Gewalt beugen könne.

Die ganze Nation war aufmerksam darauf, wer die Oberhand behalten würde, das Ministerium oder das Parlement: Denn es ist wahr, der Kardinal Mazarin war allein die Veranlassung und die Ursache von so vielen Bewegungen und Unruhen; und die Hartnäckigkeit

keit der Königin ihn zu erhalten mit Hintansetzung der Wohlfahrt ihrer Unterthanen kam mehr her von dem Vorhaben, das Parlement zu demüthigen als von der für diesen Minister gehegten Gunst, bey dem sie nur deswegen so hielt, weil sich alles wider ihn erklärte. Kaum hatte man erfahren, daß der Vereinigungsschluß endlich von dem Hof gebilligt würde, so bezeigte man die äusserste Verachtung gegen den Kardinal Mazarin. Der gemeine Hause beschuldigte ihn einer Schwäche, die ihnen bey einem so wichtigen Umstand sehr groß vorkam; und die Verständigern tadelten ihn nicht um eben dieser Schwachheit willen, als welche sie für nothwendig erkannten wegen der gefährlichen Gesinnung der Gemüther, sondern weil er diese Gesinnungen hätte überhand nehmen lassen, und den erstern Eingriffen des Parlements nicht gründlich genug Vorstellung gethan, welches ferner über ihn diesen Vortheil erhielt, daß er den Obersteueraufseher **Emeri** entfernen und aus dem Reiche schaffen mußte.

Dieser Gerichtshof glaubte damals die bequemste Gelegenheit gefunden zu haben, sein altes Ansehen wieder zu bekommen, welchem der Kardinal **de Richelieu** so harte Stösse versetzet hatte; und dem Vereinigungsschluß zu Folge befanden sich die Abgeordneten der vier Kollegien ohne einige Achtung gegen einen neuen Schluß des Staatsraths auf dem Saal zu **St. Louis**, während daß sämmtliche Glieder des Parlements sich besonders versammleten, um über diesen Schluß des Staatsraths sich zu berathschlagen, als welcher alle Berathschlagung untersagte. Man wurde einstimmig nach vieler Mühe und aus Achtung für die Bitte des Her-

zogs von Orleans, daß man die entscheidende Berathschlagungen so wohl über die Erklärung des Königs als über die Vorschläge der Kammer von St Louis einige Tage weiter hinaus verschieben wollte. Da aber diese Frist verstrichen war, so that das Parlement, welches noch gar nicht besänftiget war, die Entscheidung, daß alle Geldanlagen, die durch die nicht bestätigten Erklärungen angesetzt worden, keine Statt finden sollten. Nichts war vermögend in der folgenden Zeit diesen Schluß abzuändern, welcher das Herz der Unterthanen je mehr und mehr mit dem Parlement verband und von dem Kardinal Mazarin abwendete.

Er glaubte, sich wieder auf eine vortheilhafte Weise empor schwingen zu können, bey Gelegenheit des Treffens bey Lens, welches der junge Prinz Ludwig von Conde gegen die Spanier 1648 gewonnen hatte. Aber wider alles Verhoffen verursachte ihm dieser Sieg noch neue Feinde. Der Minister nahm den Herrn de Chatillon kaltsinnig auf, den der Ueberwinder an ihn schickte, um ihm von der gewonnenen Schlacht Nachricht zu geben. Anstatt ihm Glück zu wünschen und die Aufführung des Prinzen von Conde zu bewundern, der bey dieser Gelegenheit mit eben so viel Klugheit als Glück und Herzhaftigkeit alles ausgeführet hatte, beschwerte er sich darüber, daß man einen Theil der spanischen Reuterey hätte entwischen lassen. Dieser Verweis, der die Stelle einer Danksagung vertrat, machte den Chatillon unwillig; er benachrichtigte dem Prinzen davon, und erregte bey ihm einen heftigen Unwillen gegen einen Staatsrath, als welcher bey allen Unternehmungen nur auf die dabey vorgegangenen Fehler sahe,

um

um nicht verbunden zu seyn, das, was sich dabey rühmliches und vortheilhaftes befände, zu erkennen.

Die ausnehmende Freude, welche die Königin wegen des Sieges bey Lens bezeigte, machte die Kaltsinnigkeit des Kardinals noch merklicher. Diese Prinzeßin freute sich, daß sie endlich im Stande sey, ein Vorhaben, das sie seit langer Zeit im Sinn gehabt, auszuführen; und hingegen ihr Staatsrath konnte sich nicht enthalten, über den Folgen unruhig zu seyn, welche, wie er vorher sahe, daraus entstehen dürften. Dieses Vorhaben bestund darinnen, daß man den Broussel, einen alten Rath der grossen Parlementskammer, und den Blancmenil, den Präsidenten des Appellationsgerichts, ins Gefängniß bringen lassen wollte, welches auch wirklich geschah. Diese Unternehmung wurde vollzogen, so bald als man den König wieder zum königlichen Pallast zurückgekehret sahe, woraus er sich begeben hatte, um zu Unsrer lieben Frauen das Herr Gott dich loben wir zu hören, das wegen der Schlacht bey Lens angestimmet wurde.

Kaum hatte man die gefängliche Haft der beyden obrigkeitlichen Personen vernommen, als der Pöbel bis zum Thränen gerührt zu seyn schien, gleichsam aus einer geheimen Ahndung von den anrückenden Unglücksfällen: man hörte darauf nichts weiter, als rasendes und ausgelassenes Geschrey. Die Kramläden wurden geschlossen, jeder begab sich in sein Haus, aber aus keiner andern Absicht, als sich wieder mit Waffen gerüstet daraus zu begeben. Die Königin war nebst dem König im königlichen Pallast; und alle Hofleute hatten sich dahin begeben nebst allen zu Paris sich befindlichen Officiers,

ciers, um die königlichen Personen zu vertheidigen. Diese Prinzeßin, die weit über ihr Geschlecht beherzt war, befahl alsbald dem Marschall de la Meilleraie, sich an der Spitze der Garden hinaus zu begeben, und sich dahin zu verfügen, wo die Gefahr am augenscheinlichsten wäre. Er begab sich auf Pontneuf, allwo er Anfangs nichts als Kinder antraf, welche, ohne eine Furcht für so vielen gewafneten Leuten blicken zu lassen, sie mit Steinen wurfen, und sie mit Schimpfreden und Verwünschungen begleiteten.

Während der Zeit war der Kardinal im königlichen Pallast so sehr unruhig und beängstiget, daß die Standhaftigkeit der Königin sogar beytrug, ihn noch mehr zu beunruhigen. Vergeblich brachte man ihm von allen Seiten her die vortheilhaftesten Nachrichten, vergeblich bemühete man sich, ihm den übeln Zustand zu verhehlen. Er begriff dessen ganzen Umfang, und seine Einbildungskraft vermehrte solchen noch mehr. Dieser Minister schien vornehmlich ausser sich selbst zu seyn, als man kam, den Bericht zu unterbrechen, den der Marschall de la Meilleraie der Königin abstattete, um ihr zu melden, daß die Bürger droheten, die Wachen des königlichen Pallastes abzutreiben. Der dazu kommende Kanzler verwirrte ihm vollends den Kopf, da er zu dem erzählten noch hinzufügte, Paris wäre dem Umsturz nahe. Der Stadtrichter fieng an, die Umstände noch schlimmer abzuschildern, so daß die Königin, die niemand als lauter bestürzte Hofleute um sich hatte, selbst in Furcht gerieth, und darein willigte, daß man dem Pöbel die Befreyung des Broussel versprechen sollte. Der Marschall de la Meilleraie, welcher sich einbil-

dete,

dete, dieses Versprechen würde schlechterdings den Pöbel beruhigen, versicherte den Kardinal, daß es wunderbare Wirkungen thun würde, und gieng mit dem Koadjutor hinaus, diese glückliche Neuigkeit zu verkündigen.

Vielleicht hätte er den Aufruhr glücklich gestillet, wenn er nur zu Pferde gesessen hätte unter Begleitung einiger Personen, und sich nicht zum Unglück an die Spitze der leichten Reuterey mit dem Degen in der Faust gestellet hätte. Vergeblich schrie er: Es lebe der König und die Freyheit für Broussel. Der Anblick seines blossen Degens brachte den Pöbel auf. Man schrie: ins Gewehr! ein Reffträger zog seinen Säbel dem Lazareth der Blinden gegenüber. Der Marschall de la Meilleraie erschoß ihn. Der Anblick dieses hinsterbenden Mannes vermehrte die Wuth des Pöbels. Sie fielen haufenweis und in Unordnung über den Marschall und seine Begleitung her, und trieben sie bis zur Gasse l'Arbre Sec zurück. Der Kardinal von Paris folgte dem Marschall, und versuchte (wie er in seinen Memoires selber sagt) mit Segensprechen zur Rechten und Linken den ungestümen Pöbel zu besänftigen, welcher immer hitziger wurde. Ein Haufen Bürger, der eben plötzlich aus einer Gasse kam, die in diejenige führte, wo man fochte, feuerte entsetzlich auf den Marschall. Sie schossen etliche von seinen Begleitern nieder, und der Koadjutor selbst sahe sich mit einem Steinwurf zu Boden geschlagen. Sein Fall benahm ihm den Muth keineswegs, sondern dienete nur dazu, daß er die ihm natürliche Unerschrockenheit desto besser sehen lassen konnte, die ihn nachgehends zu Ausschweifungen

fungen verleitete, die sich besser für einen Anführer von Zusammenverschwornen, als für einen Erzbischof von Paris schickten. Er begab sich mitten unter die Streiter, und redete sie nachdrücklich an. Sein Kleid (denn er hatte das Mäntelchen und das Chorhemde um), seine Würde, die Gefahr, in welche er gerathen war, und die, welcher er sich aussetzte, eine Beredtsamkeit, die ihm natürlich war, prägten diesem wüthenden Haufen Ehrfurcht für ihn ein. Die ärgsten Aufwiegler hielten inne, um ihn anzuhören; und der Marschall, welcher sahe, daß er nicht der stärkste war, machte sich dieses Zwischenspiel zu Nutze, drehete sich herum, und zog sich zum königlichen Pallast zurück.

Der Kardinal Mazarin war stets bey der Königin *), man brachte ihnen alle Augenblicke Nachrichten von dem, was vorgieng; und endlich kam der Koadjutor selbst mit der Nachricht, daß der Aufruhr beynahe gestillet wäre. Die Regentin, die ihn im Verdacht hatte, als sey er der Anstifter, und welche kaum verbergen konnte, was sie hiervon dachte, dankte ihm in einem spöttischen Ton. Der Kardinal, welcher sich ausser aller Gefahr zu seyn glaubte, fügte dem, was die Königin gesagt hatte, noch einige nicht wohl angebrachte Worte bey. Die Hofleute, welche sie umgaben, zogen ihre Minen alsbald darnach, so viel als sie von ihren Gedanken einsahen. Der Koadjutor sahe sich augenblicklich als den Gegenstand von einer Art von Verachtung, welches ihn desto mehr verdroß, je weniger er es verdiente; und da es ihm eben so leicht war, sich

zu

*) Hist. de Louis XIV. Mem. du Card. de Retz. Vie de Mazarin.

zu rächen, als den Vorsatz dazu zu fassen, so dachte er alsbald die von ihm gehegten Gedanken auf eine betrübte Weise wahr zu machen, und den Kardinal in eine Lage zu bringen, da er bedürfte, daß er ihm eben diesen Dienst erwies, dafür man ihm jetzt so schlechten Dank wisse.

Da dieser Entschluß schleunig gefasset war, und ohne daß jemand seine Gemüthsbewegungen wahrgenommen hätte, so stellte sich der Koadjutor, als ob er selbst die wahren Gesinnungen der Königin nicht merke, und als ob er alles das, was sie ihm zu sagen für dienlich hielt, wohl aufnehme. Er verstellte sich so gut, daß der Kardinal ihn zu äffen glaubte, und sichs einigermassen gereuen ließ, so viel Furcht für einen solchen Mann gehegt zu haben. Er bildete sich so fest ein, der Koadjutor könnte höchstens nur seine bösen Absichten offenbaren, ohne im Stande zu seyn, etwas gefährliches zu unternehmen, daß er selbst den Abend davon mit allem ersinnlichen Uebelstand redete. Seine Gespräche wurden dem Koadjutor genau hinterbracht, und vermehrten den Grimm, der sich schon in seinem Herzen feste gesetzt hatte. Er nahm sich vor, alles zu wagen, und selbst von dieser Nacht an nahm er seine Maasregeln, ganz Paris vor Tage aufzuwiegeln. Die Hauptleute der vornehmsten Viertel der Stadt, die ihm ergeben waren, begaben sich zu ihm selbst in dem Augenblick, um seine Befehle zu vernehmen. Sie setzten ein blindes Vertrauen auf ihn. Der Prälat sagte ihnen, die Königin und der Kardinal wollten sich den Tag darauf des geschehenen Auflaufs wegen rächen; man habe sich vorgenommen, dieserwegen eine grosse Anzahl gewisser Personen

sonen einzuziehen, an deren Freyheit dem gemeinen Besten viel gelegen sey, die doch nichts verschuldet hätten, als daß sie sich zu Beschützern aufgeworfen, und vielleicht werde der aufgebrachte Minister sich nicht blos begnügen lassen, sie ins Gefängniß zu werfen, sondern habe grosse Anstalten zu einem blutigen Auftritt gemacht. Der Koadjutor hatte diese Sprache nicht so bald gegen die Hauptleute der Viertel der Stadt geführet, da sie ihm schon versprachen, daß sie der Regentin und dem Kardinal **Mazarin** einen so betrübten Morgen zuwege bringen wollten, daß sie gewiß nicht im Stande seyn sollten, jemand zu unterdrücken, sondern im Gegentheil Unruhe genug ihrer eigenen Sicherheit wegen haben sollten.

Da die Hauptleute mit dieser Gesinnung aus dem erzbischöflichen Pallaste sich begeben hatten, so gieng ein jeglicher wirklich in sein Viertel: sie schickten und giengen auch selbst zu den Bürgern, die sich alle fertig hielten, auf das erste Zeichen, das man ihnen geben würde, gewafnet aus ihren Häusern zu gehen. Indem sich also ganz **Paris** heimlich dazu anschickte, die Unordnungen der Ligue wieder zu erneuren, so schien von aussen alles ruhig; man wurde keiner hin und hergehenden Personen gewahr, man hörte kein Getöse in den Häusern, welches gemeiniglich der Vorbote von grossen Unordnungen ist. Mit einem Wort, die Stadt schien in eine so vollkommne Ruhe versenkt, daß alle diejenigen, die sich gestellt hatten, als ob sie aus dem Lermen des vorhergehenden Tags nichts gemacht hätten, schon über den Ausgang ihrer Prophezeyhungen frohlockten, und die andern wegen des Schreckens, den sie bezeigt hatten, versporteten.

Der

Der Kardinal, der durch verschiedene Personen Nachricht bekommen hatte, daß alles höchst ruhig wäre, wollte sich diese Augenblicke zu Nutzen machen, und gab den Küraßierern, den französischen Leibwachten und den Schweizergarden Befehl, sich fertig zu halten, sich gewisser bestimmter Plätze zu bemächtigen. Ein Theil derselben wurde befehliget, die in die Acht erklärten in gefängliche Haft zu bringen, und man entbot dem Kanzler, sich zu einer gewissen Stunde in das Parlement zu begeben, um daselbst, indem alles sich in der Bestürzung befinden würde, die Befehle zu eröfnen, welche die Königin ihm aufzutragen belieben würde. Die Soldaten von der Garde und der Kanzler mit einem zahlreichen Gefolge machten sich zu gleicher Zeit auf den Weg: es ließ sich noch nichts sehen: alles schien gedemüthiget und vom Schrecken eingenommen zu seyn. Da die Truppen keine Hindernisse antrafen, so suchten sie sich der vornehmsten Plätze zu bemächtigen. Das Haupt der Richter gieng in Sicherheit fort nach dem Parlementshause. Der Kardinal hielt seinen Sieg schon für gewiß und seine Rache sicher, da plötzlich die Bürger, welche auf nichts, als auf Befehl, warteten, haufenweis aus ihren Häusern hervor giengen; und die nemlichen Gassen, wo man niemanden sahe, waren augenblicklich mit gewafneten Leuten angefüllet. Einige hielten durch eine Verrammelung, die sie dem Schlagbaum der Gerichtsdiener entgegen gesetzt, die Wachten des königlichen Pallastes zurück; die andern gaben an dem Thor Nesle auf die Schweizer Feuer, und tödteten zwanzig oder dreyßig derselben, nahmen ihnen eine Fahne ab, und drangen so lange auf sie los, bis sie selbige

gänzlich vertrieben hatten. Nach dieser Ausführung, die den Bürgern alle Gassen frey ließ, giengen sie auf den Haufen los, der den Kanzler begleitete, trieben ihn in die Flucht, und folgten ihm bis in das Hotel d'O, wohin er sich rettete. Das Getöse von den Schüssen, welche geschehen waren, und noch vielmehr von dem Schreyen des Ueberwinders, vermehrte die Anzahl der Streiter. Die Bürger aus den entlegensten Vierteln der Stadt begaben sich haufenweis dahin, wohin sie das Geschrey rief. Man richtete eine Wagenburg nach der andern auf, auf welche man zur Zierde Fahnen aufsteckte, die man von der Zeit der Ligue her aufbehalten hatte. Der Koadjutor, dessen Rachbegierde dieses Getöse auf eine angenehme Weise schmeichelte, gieng aus dem erzbischöflichen Pallast heraus *), um sich an dem Schauspiel so vieler Menschen zu ergötzen, welche um seiner Beschwerde willen bewafnet waren, und doch glaubten, als hätten sie es mit ihrer eignen zu thun. Bey dessen Erblickung erhob man ein tausendfaches Freudengeschrey, welches von Verwünschungen über den Mazarin begleitet wurde.

Der Koadjutor, überzeugt, daß die Unordnung nicht höher steigen könne, und daß die Gemüther, so durch die Gefahr, damit die Stadt sollte bedrohet worden seyn, noch mehr in die Hitze gebracht, und durch die denselben Morgen erhaltene Vortheile angetrieben worden, nicht wieder besänftiget werden könnten, gieng wieder in seinen erzbischöflichen Pallast, um daselbst ruhig die Vorschläge zu erwarten, die der Hof ihm ohnfehlbar thun lassen würde. Der Kardinal, der auf einen

*) Memoires du Card. de Retz.

nen ganz andern Ausgang sich Rechnung gemacht, war in Verzweiflung gerathen. Er konnte den traurigen Zustand, worein er sich versetzt sahe, niemanden, als sich selbst, vorwerfen. Aus dem Innersten des königlichen Pallastes, wo er sich bey der Königin befand, hörete er das wiederholte Rufen, keinen Mazarin. Die Hauptleute der Wache waren die furchtsamsten geworden, und der Minister, welcher mitten unter einem grossen Haufen Feinde von allen Seiten bedrohet wurde, fand keinen tüchtigen Beystand mehr.

In einer so grossen Verlegenheit sahe er sich gedrungen, seine Zuflucht zu eben dem Koadjutor zu nehmen, den er den Abend vorher so beleidiget hatte, und der ihm nun so fürchterlich vorkam, als er ihm verachtungswürdig geschienen. Es war kein Mittel vorhanden, mit diesem Prälaten in seinem Namen zu reden. Die Königin schickte also selber ihren Silberdiener hin, um ihn in ihrem Namen inständig bitten zu lassen, den Aufruhr zu stillen, davon man, nach Ihrer Majestät damaligem Geständniß, das ärgste zu befürchten hatte. Der Koadjutor hatte den Vorsatz, die Unordnung zu unterhalten, nicht aber sie zu stillen. Er antwortete, er vermöchte nichts bey dieser Gelegenheit; seine den Tag vorher im königlichen Pallast so übel ausgelegten Bemühungen hätten ihm alles Zutrauen benommen, welches er in den Gemüthern des Volks haben können. Indem er also redete, so hörte der Silberdiener ohne Unterlaß wiederholen, es lebe der Koadjutor! es lebe der König! und er hörte nicht auf, selber zu wiederholen, er könne bey dieser Gelegenheit alles ausrichten, und die Liebe der Pariser für seine Person offen-

bare sich gnugsam durch so vieles wiederholtes Rufen. Der Prälat beharrte aber beständig bey seiner Versicherung, betheurete, daß er von Ehrfurcht, Unterthänigkeit und Gehorsam durchdrungen wäre; und ließ den Silberdiener der Königin gehen, ohne ihm etwas weiter zu sagen.

Das Parlement billigte insgeheim, wie ich schon gesagt habe, dergleichen Unruhen, die ihm seinen vorigen Glanz wieder verschaffen musten; denn gemeiniglich ziehen wir Vortheil aus der Nutzbarkeit, damit wir andern dienen können, und nicht selten verwilliget man denen mehr, von denen man groß Unglück fürchtet, als selbst denen, die uns Gutes erweisen können.

Der erste Präsident, **Mole de Champlatreux**, war unter allen obrigkeitlichen Personen derjenige, der mit dem Eifer für die Erhaltung der Freyheiten, die mit seiner Würde verbunden waren, noch mehr Liebe und Treue für seinen König verband. Er verwarf mit ganz **Frankreich** alle Ausschweifungen, worein der Kardinal **Richelieu** gerathen war, welcher kurze Zeit hernach, als die Gütigkeit **Heinrichs des Vierten** die Franzosen von einigen ihrer Ketten befreyet hatte, ihnen neue und schwerere geschmiedet hatte. Er tadelte den Kardinal **Mazarin**, den Nachahmer der Regierungsart der andern Eminenz noch mehr; welcher bey verschiedenen Umständen vielleicht mit mehr Feinheit und Witz, aber mit weniger Fähigkeit und Einsicht, eben dieselben Mittel gebrauchte, und eben die Wege betrat, um zu eben denselben Absichten zu gelangen. **Die Franzosen** waren keinesweges von Natur geneigt, allen dergleichen Neuigkeiten sich zu unterwerfen, obgleich im Grunde

dieses

dieses Volk, das so berühmt ist, dem Tode in den Treffen zu trotzen, noch weniger um seine Freyheit besorgt ist, als um sein Leben. Da es träge und allem Vergnügen ergeben ist, welches aus dem Müßiggang und der Ruhe folget, so ist es zufrieden genug, wenn man es nur ruhig als Sklaven leben lässet. Also sind alle dergleichen Unternehmungen, welche ehrgeizige Männer vormals in diesem Königreich vorgenommen, wider Wissen der Könige, die fast allezeit Väter des Volks gewesen, gelungen; bisweilen zwar bey dem Anfang unterbrochen, jedoch allezeit mitten in denselben geduldet und am Ende gebilliget worden.

Die hohe obrigkeitliche Person, von welcher ich eben geredet habe, kannte die Denkungsart der Franzosen besser, als irgend jemand. Sie glaubte, dieser Auflauf des Volks würde nur eine sehr kurze Zeit dauren, und eine so erhabene Gesellschaft, als das Parlement ist, konnte nicht anders, als sein Ansehen in Gefahr setzen, wenn es diesen Vorfall ergriff, um einen Versuch auf die Wiedererlangung seiner alten Rechte zu wagen; daß man schon wissen würde, wie man solche künftig ihr wieder nehmen könne, mit desto mehrerm Misvergnügen für dieselbe, da diese zwote Beraubung als eine gerechte Strafe würde angesehen werden, da hingegen die erste für eine Unterdrückung gehalten worden.

In diesen Grundsätzen unbeweglich, erschien der erste Präsident mit seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe. Mit Verdruß sahe er sich genöthiget, allezeit an der Spitze dererjenigen unruhigen Köpfe sich zu befinden, die zu eben der Zeit, da sie sich als die Stützen des Königreichs und als die vordersten Personen des Staats

ciers, um die königlichen Personen zu vertheidigen. Diese Prinzeßin, die weit über ihr Geschlecht beherzt war, befahl alsbald dem Marschall de la Meilleraie, sich an der Spitze der Garden hinaus zu begeben, und sich dahin zu verfügen, wo die Gefahr am augenscheinlichsten wäre. Er begab sich auf Pontneuf, allwo er Anfangs nichts als Kinder antraf, welche, ohne eine Furcht für so vielen gewafneten Leuten blicken zu lassen, sie mit Steinen wurfen, und sie mit Schimpfreden und Verwünschungen begleiteten.

Während der Zeit war der Kardinal im königlichen Pallast so sehr unruhig und beängstiget, daß die Standhaftigkeit der Königin sogar beytrug, ihn noch mehr zu beunruhigen. Vergeblich brachte man ihm von allen Seiten her die vortheilhaftesten Nachrichten, vergeblich bemühete man sich, ihm den übeln Zustand zu verhehlen. Er begriff dessen ganzen Umfang, und seine Einbildungskraft vermehrte solchen noch mehr. Dieser Minister schien vornehmlich ausser sich selbst zu seyn, als man kam, den Bericht zu unterbrechen, den der Marschall de la Meilleraie der Königin abstattete, um ihr zu melden, daß die Bürger droheten, die Wachen des königlichen Pallastes abzutreiben. Der dazu kommende Kanzler verwirrte ihm vollends den Kopf, da er zu dem erzählten noch hinzufügte, Paris wäre dem Umsturz nahe. Der Stadtrichter fieng an, die Umstände noch schlimmer abzuschildern, so daß die Königin, die niemand als lauter bestürzte Hofleute um sich hatte, selbst in Furcht gerieth, und darein willigte, daß man dem Pöbel die Befreyung des Broussel versprechen sollte. Der Marschall de la Meilleraie, welcher sich einbildete,

dete, dieses Versprechen würde schlechterdings den Pöbel beruhigen, versicherte den Kardinal, daß es wunderbare Wirkungen thun würde, und gieng mit dem Koadjutor hinaus, diese glückliche Neuigkeit zu verkündigen.

Vielleicht hätte er den Aufruhr glücklich gestillet, wenn er nur zu Pferde gesessen hätte unter Begleitung einiger Personen, und sich nicht zum Unglück an die Spitze der leichten Reuterey mit dem Degen in der Faust gestellet hätte. Vergeblich schrie er: Es lebe der König und die Freyheit für Broussel. Der Anblick seines blossen Degens brachte den Pöbel auf. Man schrie: ins Gewehr! ein Reffträger zog seinen Säbel dem Lazareth der Blinden gegenüber. Der Marschall de la Meilleraie erschoß ihn. Der Anblick dieses hinsterbenden Mannes vermehrte die Wuth des Pöbels. Sie fielen haufenweis und in Unordnung über den Marschall und seine Begleitung her, und trieben sie bis zur Gasse l'Arbre Sec zurück. Der Kardinal von Paris folgte dem Marschall, und versuchte (wie er in seinen Memoires selber sagt) mit Segensprechen zur Rechten und linken den ungestümen Pöbel zu besänftigen, welcher immer hitziger wurde. Ein Haufen Bürger, der eben plötzlich aus einer Gasse kam, die in diejenige führte, wo man fochte, feuerte entsetzlich auf den Marschall. Sie schossen etliche von seinen Begleitern nieder, und der Koadjutor selbst sahe sich mit einem Steinwurf zu Boden geschlagen. Sein Fall benahm ihm den Muth keineswegs, sondern dienete nur dazu, daß er die ihm natürliche Unerschrockenheit desto besser sehen lassen konnte, die ihn nachgehends zu Ausschweifungen

fungen verleitete, die sich besser für einen Anführer von Zusammenverschwornen, als für einen Erzbischof von Paris schickten. Er begab sich mitten unter die Streiter, und redete sie nachdrücklich an. Sein Kleid (denn er hatte das Mäntelchen und das Chorhemde um), seine Würde, die Gefahr, in welche er gerathen war, und die, welcher er sich aussetzte, eine Beredtsamkeit, die ihm natürlich war, prägten diesem wüthenden Haufen Ehrfurcht für ihn ein. Die ärgsten Aufwiegler hielten inne, um ihn anzuhören; und der Marschall, welcher sahe, daß er nicht der stärkste war, machte sich dieses Zwischenspiel zu Nutze, drehete sich herum, und zog sich zum königlichen Pallast zurück.

Der Kardinal Mazarin war stets bey der Königin *), man brachte ihnen alle Augenblicke Nachrichten von dem, was vorgieng; und endlich kam der Koadjutor selbst mit der Nachricht, daß der Aufruhr beynahe gestillet wäre. Die Regentin, die ihn im Verdacht hatte, als sey er der Anstifter, und welche kaum verbergen konnte, was sie hiervon dachte, dankte ihm in einem spöttischen Ton. Der Kardinal, welcher sich ausser aller Gefahr zu seyn glaubte, fügte dem, was die Königin gesagt hatte, noch einige nicht wohl angebrachte Worte bey. Die Hofleute, welche sie umgaben, zogen ihre Minen alsbald darnach, so viel als sie von ihren Gedanken einsahen. Der Koadjutor sahe sich augenblicklich als den Gegenstand von einer Art von Verachtung, welches ihn desto mehr verdroß, je weniger er es verdiente; und da es ihm eben so leicht war, sich

zu

*) Hist. de Louis XIV. Mem. du Card. de Retz. Vie de Mazarin.

zu rächen, als den Vorsatz dazu zu fassen, so dachte er alsbald die von ihm gehegten Gedanken auf eine betrübte Weise wahr zu machen, und den Kardinal in eine Lage zu bringen, da er bedürfte, daß er ihm eben diesen Dienst erwies, dafür man ihm jetzt so schlechten Dank wisse.

Da dieser Entschluß schleunig gefasset war, und ohne daß jemand seine Gemüthsbewegungen wahrgenommen hätte, so stellte sich der Koadjutor, als ob er selbst die wahren Gesinnungen der Königin nicht merke, und als ob er alles das, was sie ihm zu sagen für dienlich hielt, wohl aufnehme. Er verstellte sich so gut, daß der Kardinal ihn zu äffen glaubte, und sichs einigermassen gereuen ließ, so viel Furcht für einen solchen Mann gehegt zu haben. Er bildete sich so fest ein, der Koadjutor könnte höchstens nur seine bösen Absichten offenbaren, ohne im Stande zu seyn, etwas gefährliches zu unternehmen, daß er selbst den Abend davon mit allem ersinnlichen Uebelstand redete. Seine Gespräche wurden dem Koadjutor genau hinterbracht, und vermehrten den Grimm, der sich schon in seinem Herzen feste gesetzt hatte. Er nahm sich vor, alles zu wagen, und selbst von dieser Nacht an nahm er seine Maasregeln, ganz Paris vor Tage aufzuwiegeln. Die Hauptleute der vornehmsten Viertel der Stadt, die ihm ergeben waren, begaben sich zu ihm selbst in dem Augenblick, um seine Befehle zu vernehmen. Sie setzten ein blindes Vertrauen auf ihn. Der Prälat sagte ihnen, die Königin und der Kardinal wollten sich den Tag darauf des geschehenen Auflaufs wegen rächen; man habe sich vorgenommen, dieserwegen eine grosse Anzahl gewisser Personen

sonen einzuziehen, an deren Freyheit dem gemeinen Besten viel gelegen sey, die doch nichts verschuldet hätten, als daß sie sich zu Beschützern aufgeworfen, und vielleicht werde der aufgebrachte Minister sich nicht blos begnügen lassen, sie ins Gefängniß zu werfen, sondern habe grosse Anstalten zu einem blutigen Auftritt gemacht. Der Koadjutor hatte diese Sprache nicht so bald gegen die Hauptleute der Viertel der Stadt geführet, da sie ihm schon versprachen, daß sie der Regentin und dem Kardinal **Mazarin** einen so betrübten Morgen zuwege bringen wollten, daß sie gewiß nicht im Stande seyn sollten, jemand zu unterdrücken, sondern im Gegentheil Unruhe genug ihrer eigenen Sicherheit wegen haben sollten.

Da die Hauptleute mit dieser Gesinnung aus dem erzbischöflichen Pallaste sich begeben hatten, so gieng ein jeglicher wirklich in sein Viertel: sie schickten und giengen auch selbst zu den Bürgern, die sich alle fertig hielten, auf das erste Zeichen, das man ihnen geben würde, gewafnet aus ihren Häusern zu gehen. Indem sich also ganz **Paris** heimlich dazu anschickte, die Unordnungen der Ligue wieder zu erneuren, so schien von aussen alles ruhig; man wurde keiner hin und hergehenden Personen gewahr, man hörte kein Getöse in den Häusern, welches gemeiniglich der Vorbote von grossen Unordnungen ist. Mit einem Wort, die Stadt schien in eine so vollkommne Ruhe versenkt, daß alle diejenigen, die sich gestellt hatten, als ob sie aus dem Lermen des vorhergehenden Tags nichts gemacht hätten, schon über den Ausgang ihrer Prophezeyhungen frohlockten, und die andern wegen des Schreckens, den sie bezeigt hatten, verspotteten.

Der

Der Kardinal, der durch verschiedene Personen Nachricht bekommen hatte, daß alles höchst ruhig wäre, wollte sich diese Augenblicke zu Nutzen machen, und gab den Küraßierern, den französischen Leibwachten und den Schweizergarden Befehl, sich fertig zu halten, sich gewisser bestimmter Plätze zu bemächtigen. Ein Theil derselben wurde befehliget, die in die Acht erklärten in gefängliche Haft zu bringen, und man entbot dem Kanzler, sich zu einer gewissen Stunde in das Parlement zu begeben, um daselbst, indem alles sich in der Bestürzung befinden würde, die Befehle zu eröfnen, welche die Königin ihm aufzutragen belieben würde. Die Soldaten von der Garde und der Kanzler mit einem zahlreichen Gefolge machten sich zu gleicher Zeit auf den Weg: es ließ sich noch nichts sehen: alles schien gedemüthiget und vom Schrecken eingenommen zu seyn. Da die Truppen keine Hindernisse antrafen, so suchten sie sich der vornehmsten Plätze zu bemächtigen. Das Haupt der Richter gieng in Sicherheit fort nach dem Parlementshause. Der Kardinal hielt seinen Sieg schon für gewiß und seine Rache sicher, da plötzlich die Bürger, welche auf nichts, als auf Befehl, warteten, haufenweis aus ihren Häusern hervor giengen; und die nemlichen Gassen, wo man niemanden sahe, waren augenblicklich mit gewafneten Leuten angefüllet. Einige hielten durch eine Verrammelung, die sie dem Schlagbaum der Gerichtsdiener entgegen gesetzt, die Wachten des königlichen Pallastes zurück; die andern gaben an dem Thor Nesle auf die Schweizer Feuer, und tödteten zwanzig oder dreyßig derselben, nahmen ihnen eine Fahne ab, und drangen so lange auf sie los, bis sie selbige

gänzlich vertrieben hatten. Nach dieser Ausführung, die den Bürgern alle Gassen frey ließ, giengen sie auf den Haufen los, der den Kanzler begleitete, trieben ihn in die Flucht, und folgten ihm bis in das Hotel d'O, wohin er sich rettete. Das Getöse von den Schüssen, welche geschehen waren, und noch vielmehr von dem Schreyen des Ueberwinders, vermehrte die Anzahl der Streiter. Die Bürger aus den entlegensten Vierteln der Stadt begaben sich haufenweis dahin, wohin sie das Geschrey rief. Man richtete eine Wagenburg nach der andern auf, auf welche man zur Zierde Fahnen aufsteckte, die man von der Zeit der Ligue her aufbehalten hatte. Der Koadjutor, dessen Rachbegierde dieses Getöse auf eine angenehme Weise schmeichelte, gieng aus dem erzbischöflichen Pallast heraus *), um sich an dem Schauspiel so vieler Menschen zu ergötzen, welche um seiner Beschwerde willen bewafnet waren, und doch glaubten, als hätten sie es mit ihrer eignen zu thun. Bey dessen Erblickung erhob man ein tausendfaches Freudengeschrey, welches von Verwünschungen über den Mazarin begleitet wurde.

Der Koadjutor, überzeugt, daß die Unordnung nicht höher steigen könne, und daß die Gemüther, so durch die Gefahr, damit die Stadt sollte bedrohet worden seyn, noch mehr in die Hitze gebracht, und durch die denselben Morgen erhaltene Vortheile angetrieben worden, nicht wieder besänftiget werden könnten, gieng wieder in seinen erzbischöflichen Pallast, um daselbst ruhig die Vorschläge zu erwarten, die der Hof ihm ohnfehlbar thun lassen würde. Der Kardinal, der auf einen

*) Memoires du Card. de Retz.

nen ganz andern Ausgang sich Rechnung gemacht, war in Verzweiflung gerathen. Er konnte den traurigen Zustand, worein er sich versetzt sahe, niemanden, als sich selbst, vorwerfen. Aus dem Innersten des königlichen Pallastes, wo er sich bey der Königin befand, hörete er das wiederholte Rufen, keinen Mazarin. Die Hauptleute der Wache waren die furchtsamsten geworden, und der Minister, welcher mitten unter einem grossen Haufen Feinde von allen Seiten bedrohet wurde, fand keinen tüchtigen Beystand mehr.

In einer so grossen Verlegenheit sahe er sich gedrungen, seine Zuflucht zu eben dem Koadjutor zu nehmen, den er den Abend vorher so beleidiget hatte, und der ihm nun so fürchterlich vorkam, als er ihm verachtungswürdig geschienen. Es war kein Mittel vorhanden, mit diesem Prälaten in seinem Namen zu reden. Die Königin schickte also selber ihren Silberdiener hin, um ihn in ihrem Namen inständig bitten zu lassen, den Aufruhr zu stillen, davon man, nach Ihrer Majestät damaligem Geständniß, das ärgste zu befürchten hatte. Der Koadjutor hatte den Vorsatz, die Unordnung zu unterhalten, nicht aber sie zu stillen. Er antwortete, er vermöchte nichts bey dieser Gelegenheit; seine den Tag vorher im königlichen Pallast so übel ausgelegten Bemühungen hätten ihm alles Zutrauen benommen, welches er in den Gemüthern des Volks haben können. Indem er also redete, so hörte der Silberdiener ohne Unterlaß wiederholen, es lebe der Koadjutor! es lebe der König! und er hörte nicht auf, selber zu wiederholen, er könne bey dieser Gelegenheit alles ausrichten, und die Liebe der Pariser für seine Person offen-

bare sich gnugsam durch so vieles wiederholtes Rufen. Der Prälat beharrte aber beständig bey seiner Versicherung, betheurete, daß er von Ehrfurcht, Unterthänigkeit und Gehorsam durchdrungen wäre; und ließ den Silberdiener der Königin gehen, ohne ihm etwas weiter zu sagen.

Das Parlement billigte insgeheim, wie ich schon gesagt habe, dergleichen Unruhen, die ihm seinen vorigen Glanz wieder verschaffen musten; denn gemeiniglich ziehen wir Vortheil aus der Nutzbarkeit, damit wir andern dienen können, und nicht selten verwilliget man denen mehr, von denen man groß Unglück fürchtet, als selbst denen, die uns Gutes erweisen können.

Der erste Präsident, **Mole de Champlatreux**, war unter allen obrigkeitlichen Personen derjenige, der mit dem Eifer für die Erhaltung der Freyheiten, die mit seiner Würde verbunden waren, noch mehr Liebe und Treue für seinen König verband. Er verwarf mit ganz Frankreich alle Ausschweifungen, worein der Kardinal **Richelieu** gerathen war, welcher kurze Zeit hernach, als die Gütigkeit **Heinrichs des Vierten** die Franzosen von einigen ihrer Ketten befreyet hatte, ihnen neue und schwerere geschmiedet hatte. Er tadelte den Kardinal **Mazarin**, den Nachahmer der Regierungsart der andern Eminenz noch mehr; welcher bey verschiedenen Umständen vielleicht mit mehr Feinheit und Witz, aber mit weniger Fähigkeit und Einsicht, eben dieselben Mittel gebrauchte, und eben die Wege betrat, um zu eben denselben Absichten zu gelangen. Die Franzosen waren keinesweges von Natur geneigt, allen dergleichen Neuigkeiten sich zu unterwerfen, obgleich im Grunde

dieses

dieſes Volk, das ſo berühmt iſt, dem Tode in den Treffen zu trotzen, noch weniger um ſeine Freyheit beſorgt iſt, als um ſein Leben. Da es träge und allem Vergnügen ergeben iſt, welches aus dem Müßiggang und der Ruhe folget, ſo iſt es zufrieden genug, wenn man es nur ruhig als Sklaven leben läſſet. Alſo ſind alle dergleichen Unternehmungen, welche ehrgeizige Männer vormals in dieſem Königreich vorgenommen, wider Wiſſen der Könige, die faſt allezeit Väter des Volks geweſen, gelungen; bisweilen zwar bey dem Anfang unterbrochen, jedoch allezeit mitten in denſelben geduldet und am Ende gebilliget worden.

Die hohe obrigkeitliche Perſon, von welcher ich eben geredet habe, kannte die Denkungsart der Franzoſen beſſer, als irgend jemand. Sie glaubte, dieſer Auflauf des Volks würde nur eine ſehr kurze Zeit dauren, und eine ſo erhabene Geſellſchaft, als das Parlement iſt, konnte nicht anders, als ſein Anſehen in Gefahr ſetzen, wenn es dieſen Vorfall ergriff, um einen Verſuch auf die Wiedererlangung ſeiner alten Rechte zu wagen; daß man ſchon wiſſen würde, wie man ſolche künftig ihr wieder nehmen könne, mit deſto mehrerm Misvergnügen für dieſelbe, da dieſe zwote Beraubung als eine gerechte Strafe würde angeſehen werden, da hingegen die erſte für eine Unterdrückung gehalten worden.

In dieſen Grundſätzen unbeweglich, erſchien der erſte Präſident mit ſeiner gewöhnlichen Gemüthsruhe. Mit Verdruß ſahe er ſich genöthiget, allezeit an der Spitze dererjenigen unruhigen Köpfe ſich zu befinden, die zu eben der Zeit, da ſie ſich als die Stützen des Königreichs und als die vorderſten Perſonen des Staats

ansahen, eigentlich nichts anders waren, als die Werkzeuge, deren sich der Koadjutor von Paris und einige andere nach ihrem Gutdünken bedienten, um ihren Ehrgeiz und ihre Rachgier zu befriedigen.

Eben dieses Geschrey, welches die Königin angetrieben hatte, ihren Silberdiener zu dem Koadjutor zu schicken, daurete noch heftiger fort. Die in starker Anzahl versammleten Misvergnügten, die durch Kundschafter dieses Prälaten aufgewiegelt worden, begaben sich in das Parlementshaus, und liessen den Namen Broussel in den Gerichtshöfen erschallen. Die Gefangennehmung dieses Raths schien selbst dem ersten Präsidenten widerrechtlich; er trat auch willig dem Eifer bey, den seine Gesellschaft für die Freyheit der Gefangenen bezeigte. Es wurde für gut erkannt, daß der Gerichtshof der Königin hierüber unterthänigste Vorstellungen thun sollte. Der erste Präsident gieng vor dem Parlament her nach dem königlichen Pallaste zu durch alle Schlagbäume, die ihnen geöfnet wurden, so bald sie sich zeigten. Die Unterthanen überhäuften sie mit Segenswünschen, und ermahnten sie, der Königin die Unglücksfälle lebhaft vorzustellen, denen die Hauptstadt des Königreichs ausgesetzt wäre. Der erste Präsident *) hielt wirklich eine bewegliche Rede an die Königin, worinnen er nichts von alle dem vergaß, was er am schicklichsten erachtete, sie zu rühren. Er ertheilte ihr mit Standhaftigkeit eine getreue Nachricht von den übeln Gesinnungen des Pöbels, den er bereit sähe, alles aufs äusserste zu treiben. Er schilderte ihr die schrecklichen Folgen ab, die aus diesem allgemeinen Aufstand entste-

hen

*) Hist. de Louis XIV.

hen könnten, wenn man nicht die nöthige Vorsehung treffe. Er fügte noch hinzu, man müsse bisweilen der Zeit und der Noth nachgeben, vornehmlich wenn die Klagen eines ganzen Volks sich auf eben so rührende Bewegursachen gründeten, als diejenigen wären, die dasselbe in Bewegung setzten.

Da die Regentin nicht eingestund, daß das Volk einige Ursache habe, sich mit Recht zu beklagen, so hielt sich der erste Präsident für verbunden, um ihr den Irrthum zu benehmen, in eine umständliche Beschreibung des Betragens sich einzulassen, das man gegen alle Stände des Königreichs geäussert, seit dem sie die Regierung des Staats bekommen habe. Er erinnerte sie, wie oft man das königliche Wort gemißbrauchet, ein zu allen Zeiten und in allen Landen der Welt unverletzliches Wort, das in Frankreich die Klippe und der Umsturz für alle geworden, die demselben getrauet hätten. Er führte auch die Abwege und die gräulichen Betrügereyen der obersten Staatsräthe an, welche vorsetzlich zu jeder Zeit die Maasregeln verrückt hätten, wodurch die Ordnung in dem Staat hätte wiederhergestellt werden können.

Die Königin, entrüstet über dem Vorwurf, welcher gerade zu den Kardinal Mazarin traf, der ihr damals lieber, als jemals, war, fuhr wider den ersten Präsidenten auf, und sagte: „Ich weiß, daß in Paris „ein grosses Geschrey und grosser Aufstand ist; aber ihr, „eure Weiber und Kinder sollet mir dafür stehen; und „der König wird sich in seiner Volljährigkeit zu rächen „wissen.„ Der erste Präsident, empfindlich über einer Antwort, die so viel Bitterkeit merken ließ, drang nicht weiter darauf, und gieng aus dem königlichen Pal-

laſt, ohne etwas weiter als eine beleidigende Antwort davon zu tragen. Der Präſident de Mesmes, erſchreckt von dem Lärmen, den er auf der Gaſſe hörte, war der Meynung, wieder zurück in das Zimmer der Königin zu kehren, um einen neuen Verſuch auf ihr Gemüth zu machen. Seine Meynung wurde befolget: aber es war eben ſo vergeblich, als das erſtemal; und die Königin, die nichts mehr hören wollte, begab ſich zurück auf ihre Gallerie.

Der Kardinal, der den Frieden deſto heftiger verlangte, da die Unruhen niemanden, als ihn, bedroheten, that den Vorſchlag, die Gefangenen wieder auszuliefern, jedoch mit der Bedingung, daß das Parlement keine Verſammlungen mehr halten ſollte. Das Parlement nahm dieſen Vorſchlag nicht an; es erbot ſich blos, hierüber ſelbigen Nachmittag Berathſchlagungen zu halten, und begab ſich hinweg, um ſolches ins Werk zu richten. Aber bey dem Ausgang aus dem königlichen Pallaſt höreten ſie von allen Seiten Murren und Klagen. Man verlangte den Brouſſel von ihnen, und da ſie ihnen keine Antwort geben konnten, ſo fiengen die Misvergnügten an zu drohen. Die Unerſchrockenheit des erſten Präſidenten ſtillte dieſe erſte Hitze; da ſie aber an den Schlagbaum der Gerichtsdiener kamen, nahm das Geſchrey zum Croix du Trahoir mehr Ueberhand; man weigerte ſich, ihnen den Schlagbaum zu eröfnen, und ſie wurden mit Scheltworten und Flüchen überhäufet. Das Parlement ertrug ſie mit vieler Geduld, und beobachtete durchgehends ein ruhiges und einnehmendes Betragen. Ein Küchenjunge, der mehr aufgebracht war, als die andern, entweder aus ſtärkern Bewe-

gungs-

gungsgründen, oder blos aus Wildheit, rückte trotzig an vor der Spitze eines Haufens Leute, die eben so verwegen waren, als er, und setzte die Spitze seiner Hellebarde dem ersten Präsidenten an den Bauch, und sprach zu ihm, **kehre um und bring uns den Broussel** *), **wenn du dich nicht selbst wilst ermorden lassen.** Er verlangte von ihm anstatt des Broussel den Mazarin oder den Kanzler zur Geissel.

Ueber dem Anblick des ersten Präsidenten, der so übel behandelt wurde, wurden alle Glieder seiner Gesellschaft in Schrecken gesetzt. Die mehresten Präsidenten a Mortier und fast alle Räthe verliessen ihn und flohen davon. Er, der allein am meisten in Gefahr war, schien so gelassen und ruhig, als ob er an seinem Ort in der grossen Parlementsstube sässe. Er war im geringsten nicht über die Hellebarde des Küchenjungen erschrocken, sondern drohete gar, ihn hängen zu lassen, wenn er fortführe, alle Ehrfurcht gegen ihn bey Seite zu setzen; er kehrte sich zu gleicher Zeit nach den Parlementsräthen um, die bey ihm geblieben waren, die aber den Fußtapfen ihrer Amtsbrüder folgen und auch, wie sie, entfliehen wollten; er verwieß ihnen ihre Schwachheit, versammlete sie wieder, stellte sich an ihre Spitze, und gieng zum zweytenmal wieder zum königlichen Pallast.

Da die natürliche Standhaftigkeit seines Geistes ihn über alle diejenigen Bewegungen hatte siegen lassen, die er während des gefährlichen Auftritts, der jetzt geschehen war, empfunden, so hatte diese obrigkeitliche Person nichts von den Umständen vergessen, und wiederholte sie alle vor der Königin sehr nachdrücklich. Aber

*) Mem. du Card. de Retz.

er hatte es mit einer Prinzeßin zu thun, die eben so unerschrocken, als er, war. Der Anblick der gröſten Gefahr würde ſie nur ſehr wenig beunruhiget haben; eine bloſſe Erzählung vermochte nur eine mittelmäßige Wirkung zu verſchaffen: ſo daß das Geſpräch des erſten Präſidenten, ſo rührend es auch war, keinen Eindruck auf ſie machte. Der Geiſt des Kardinals **Mazarin**, welcher den ihrigen regierte, war inzwiſchen der Furcht weit fähiger; und die Art, wie ſich der erſte Präſident bey dem ausdruckte, was er bemerket hatte, und was in Anſehung ſeiner vorgefallen war, machte ihn glaubend, daß die Gefahr aufs höchſte geſtiegen ſey, und daß man von allem dem nichts zu unterlaſſen hätte, welches dieſelbe abwenden könnte. Der Herzog von **Orleans** war eben ſo geſinnt, und bat die Königin, den Gefangenen die Freyheit zu verwilligen; und man ſagt ſogar, um den Auftritt deſto rührender zu machen, habe er ſich geſtellt, als ob er ihr zu Fuſſe fallen wollen. Vier bis fünf Prinzeßinnen waren ſchon da, welche in ſie drangen, daß ſie einem Aufruhr ein Ende machen möchte, wobey niemand mehr ſicher wäre. Der Kardinal trat ihnen bey, und wurde von allen übrigen Hofleuten unterſtützet.

Endlich ließ dieſe muthige und herzhafte Königin, von flehentlich Bittenden und Furchtſamen umringet, eine Kabinetsordre zur Befreyung der Gefangenen ausfertigen. Der erſte Präſident nahm vergnügt mit den Abſchriften in der Hand, die nach dieſem ſo demüthig erbetenem königlichen Schreiben eingerichtet waren, den Weg nach dem Parlementshauſe zu, indem er kein Hinderniß mehr fand, das ihn aufhielt, daſelbſt anzukommen.

men. Broussel und Blancmesnil wurden den Tag darauf, nach dem gegebenen Versprechen, in Freyheit gesetzt; und weil die Pariser zufrieden waren, daß sie dieselben wieder sahen, so rissen sie ihre Verrammelungen wieder ein, legten die Waffen nieder, kehrten in ihre Häuser zurück, eröfneten die Läden und liessen nichts übrig, was ein Andenken von dem machen konnte, was vorgegangen war.

Der Kardinal Mazarin hatte während des Aufruhrs nicht ermangelt, ernstliche Ueberlegungen über die Veranlassungen desselben anzustellen. Alle seine Gedanken hierüber fielen auf den Koadjutor zu Paris, den er äusserst beleidiget, oder in seiner Gegenwart hatte beleidigen lassen, welches einerley war: denn die Menschen pflegen eben so sehr über die Beschimpfung empfindlich zu werden, die man nicht verhindert hat, da man es im Stande gewesen, als über die, so man ihnen selber angethan hat. Der Minister hätte seinem Widersacher gern ein Gleiches vergolten; aber die lage der Sachen nöthigte ihn, anstatt ihm die geringste Gelegenheit zu lassen, sich wegen der Beleidigung zu rächen, den Beleidiger äusserst zu schonen. Da er ein Italiener der Gesinnung, so wie der Geburt nach, war, so nahm er leicht ein solches äusserliches Betragen an, wie es ihm gut dünkte. Indem er also die Königin dazu überredet hatte, den Koadjutor kommen zu lassen, so überhäufte sie ihn auf sein Anrathen mit Höflichkeit, tadelte es an sich selber als einen Fehler, der ihr sehr gereue, daß sie seiner Meynung nicht gefolget, daß sie in seine Aufrichtigkeit ein Mißtrauen gesetzt, daß sie ihm nicht Erkenntlichkeit genug für den Dienst bewiesen, den er ihr den

Tag

Tag vor der Versperrung der Gassen erzeiget, indem er den Pöbel verhindert hätte, solche vorzunehmen. Der Kardinal, zu dem die Königin den Koadjutor nachher schickte, machte das Vertrauen, daß diese Prinzeßin ihm bezeuget hatte, noch grösser. Er versicherte ihn, daß niemand in Frankreich, wie er, seine Hochachtung besitze; und daß künftighin die Königin und er ohne sein Anrathen nichts vornehmen würden. Alle diese Liebkosungen, deren Bewegursache und Grund der Koadjutor ohne Schwierigkeit entdeckte, erregten in ihm kein ander Verlangen, als dieses, daß er mehr Vorsichtigkeit gebrauchen wollte, sich für den geheimen Fallstricken in acht zu nehmen, welche dergleichen Leute, die sich so gut verstellen konnten, ihm zu legen nicht ermangeln würden. Er verstellte sich wie sie, und alles würde innerlich wie äusserlich ruhig geschienen haben, wenn das Parlement nicht auch während der geschloßnen Gerichtstage seine Versammlungen fortgesetzt hätte, und wenn die Königin, die ungeduldig war, da sie sahe, wie ihre Befehle übertreten wurden, sich nicht auf einmal entschlossen hätte, den König von Paris wegzunehmen und nach Ruel zu führen.

Jedermann war über diesen schleunigen Aufbruch bestürzt. Die Pariser schrien überlaut, hauptsächlich da man ihnen hinterbracht hatte, Erlach rücke auf Befehl des Hofs an der Spitze von viertausend Teutschen an. Schrecken überfiel alle Gemüther. Man dachte nicht mehr an den Muth, der Paris mit Verschanzungen angefüllet hatte, als nur solchen zu verabscheuen. Man stellte sich nichts als Leibesstrafen vor. In solchen Umständen kam der Koadjutor dem bestürzten Volk

zu

zu Hülfe. Er stellte ihnen vor, sie hätten vom Hofe gar nichts zu befürchten, selbiger hätte hingegen von ihnen alles zu fürchten; sie wären stark, und jener schwach; der Truppen, womit man sie bedrohe, wäre so eine kleine Zahl, daß sie mehr schienen zu kommen, um überwunden zu werden, als zu fechten; übrigens wären die Armeen nicht alle dem Hof zugethan; es würden auch deren einige Paris zu Hülfe kommen, obgleich diese mächtige Stadt sehr wohl im Stande wäre, sich durch ihre eigene Stärke zu schützen.

Dergleichen Reden nebst der Standhaftigkeit verschiedener Glieder des Parlements verschaften dem Volke seine erste Herzhaftigkeit wieder, und vermehrten überdies dessen Kühnheit. Sie dachten an nichts, als an den Sieg, den sie genossen hatten, da der in Furcht gesetzte Hof gezwungen worden, ihnen den Broussel wieder auszuliefern. Sie hoften in Zukunft noch wichtigere Vortheile zu erlangen, und die Begierde zum Aufruhr nahm sie zum zweytenmal ein; sie ergriffen die Waffen, schlossen die Stadtthore zu, legten Wache darein, und redeten von nichts geringerm, als von dem Ausziehen mit hunderttausend Mann, um den König zu St. Germain aufzusuchen und wieder nach Paris zu bringen. Die Thore von St. Honore und Conference wurden vornehmlich mit vielem Fleiß bewachet; der Koadjutor selber hatte Befehl dazu gegeben, und besorgte die ganze Anstalt. Die Königin sowohl als der Kardinal waren davon überzeuget; und der Silberdiener dieser Prinzeßin wurde an ihn abgeschickt, um ihm in ihrem Namen zu befehlen, alsbald nach St. Germain zu kommen. Der Prälat stellte sich, als wenn

er

er gehorchen wollte; und des Bittens vieler Freunde, die ihn umringten, ohnerachtet, befahl er, man sollte die Pferde an den Wagen spannen. Da das Reisegeräthe bereit war, stieg er hinein; da er aber zum neuen Markt gekommen war, stellten sich einige Bürger, die das Wort führten, als ob sie in Zorn geriethen, schlugen seinen Postknecht, behandelten seinen Kutscher übel, nöthigten ihn abzusteigen; und die Weiber auf eben diesem Markt ergriffen eine Metzgerbude, setzten ihn drauf, und brachten ihn also zum erzbischöflichen Pallast. Diese obgleich verstellte Gewaltthätigkeit entschuldigte ihn hinreichend bey der Königin, welcher er melden ließ, er sey äusserst betrübt, daß er ihrem Befehl nicht habe nachleben können.

Inzwischen hatte der Hof zu St. Germain Feinde mitten unter sich selber. Eine grosse Anzahl Herren vom höchsten Rang freueten sich sehr über die Unordnung, die sich ereignete, als wenn solche zu ihrem Glück beförderlich wäre. Der Prinz von Conti selber, ein Bruder des grossen Conde, entwischte von St. Germain, und kam nach Paris, dem Parlement seine Dienste anzubieten. Der Herzog von Elboeuf, das Haupt der lothringischen Prinzen von Frankreich, der blos wegen seines hohen Herkommens etwas zu bedeuten hatte, war vor jenem daselbst angekommen, aber er wurde genöthiget, ihm den Titel eines Generalissimus der Armeen abzutreten.

Die Entweichung so vieler ansehnlichen Herren brachte den Hof in Bewegung; und der Kardinal, der sich als die Ursache so vieler gefährlichen Unruhen ansahe, befürchtete mit mehrerm Grunde als jemals, in

kurzem

kurzem das Opfer derselben zu werden. Seit einiger Zeit hatte er sich allem dem ausgesetzt gesehn, was die Bosheit und die Gewalt seiner Feinde nur fürchterliches hatten ersinnen und ausführen können. Seine Seele hatte sich so zu reden gegen die Widerwärtigkeiten abgehärtet; und die Verzweiflung, die ihm diese letztern Gefährlichkeiten verursachten, flößte ihm die Dreistigkeit wieder ein, die ihm die erstern benommen hatten. Ja er wurde gar verwogen, und da er keine Umwege mehr brauchen, noch sich dieser behutsamen Mittel bedienen wollte, die ihm bis hieher so schlecht gelungen waren, so rieth er der Königin, mit der äussersten Schärfe zu verfahren, dem Parlement zuzusetzen, es nach Montargis zu verweisen, die andern obern Gerichtshöfe an verschiedene Oerter zu verlegen, und diese aufrührische Stadt, welche sie gezwungen hatte, ihr ihren König wegzunehmen, zu belagern.

Das Schreiben, welches das Parlement nach Montargis verlegte, wurde demselben wirklich überbracht, und die Truppen des Prinzen von Conde umringten die Stadt. Ihre Einwohner wurden darüber nicht muthlos, und das Parlement, anstatt zu gehorchen, verordnete, Gegenvorstellungen zu thun; die andern Gerichtshöfe verfuhren eben so. Inzwischen stellte man Werbungen im Namen des Parlements an, und setzte endlich Paris in völligen Vertheidigungsstand. Hierauf gieng der bürgerliche Krieg wirklich an; man sahe Prinzen gegen einander, Armeen gegen einander, hohe Gerichtshöfe gegen ihres Gleichen. Da regierten Unordnung, Unruhe und Verwirrung, welche nie aufsen-

senbleiben, wenn die Vereinigung des Volks und des Beherrschers nicht mehr bestehet.

Obgleich der Kardinal **Mazarin** die vornehmste
1649 Ursache von diesen verschiedenen Bewegungen war; so will ich doch davon keine umständliche Nachricht ertheilen, weil alles so weitläufig in vielen Schriften ausgeführet worden, die zur Zeit seiner Reichsverwaltung, nach seinem Tode, und vornehmlich nach dem Tode **Ludwigs des Vierzehnten** erschienen sind. Ich werde mich blos in die Erzählung der Geschichte einschränken, worein er noch ganz besonders verwickelt gewesen.

Nach glücklichen und mißlungnen Streichen auf beyden Seiten verglichen sie sich endlich. Die königliche Gewalt bekam die Oberhand. Das Volk unterwarf sich; die hohen Gerichtshöfe waren, wie es schien, befriediget, und schwiegen eine Zeitlang; und eben dieser Kardinal, der einen Monat vorher der Gegenstand des öffentlichen Abscheues war, wurde zu **Paris** von dem Prinzen von **Conde** im Triumph wieder eingeführet, als welcher sein Versprechen mit aller möglichen Grosmuth hielt, welches er ihm einige Zeit vorher gethan, ob er gleich damals völlige Ursache hatte, sich über diesen Minister zu beklagen. Denn zu der Zeit, da der Prinz, als ein genauer Beobachter seines Versprechens, ihn in die Hauptstadt wieder brachte, wohin er ohne ihn nie wieder würde kommen seyn, betrieb der
1649 undankbare Minister den Untergang seines Erretters, dessen Macht, die ihm damals Dienste that, dereinst ihm schaden konnte; gleich den Rheden von schwerer Anfurth, die bisweilen als Zufluchtsörter angesehen,

gesehen, und zu anderer Zeit als Klippen vermieden werden.

Die wichtige Ursache der Feindschaft, die so plötzlich zwischen dem Prinzen von Conde und dem Kardinal Mazarin entstund, war die schlechte Neigung dieses letztern, dem erstern die Belohnungen zu verwilligen, die seine wichtigen Dienste verdienten. Der Prinz von Conde verlangte ohne Unterlaß die seit geraumer Zeit erledigte Admiralsstelle, dazu man ihm so oft Hofnung gemacht hatte, als seine Beschützung dem obersten Staatsrath nöthig gewesen war. Mazarin hatte damals andere Absichten, und da er Willens war, seine Schwestertochter Mancini mit einem von den Söhnen des Herzogs von Vendome zu vermählen, so bestimmte er dieses wichtige Amt seinem künftigen Vetter. Diese Bestimmung misfiel dem Prinzen um so viel mehr, da er ausser der Versagung dieser Stelle, welches er für eine Ungerechtigkeit hielt, auf keine Weise die Verbindung des Hauses von Vendome, das gegen das seinige feindselig gesinnet war, mit einem mächtigen Minister, der im Stande war, selbigem die Oberhand zu verschaffen, geschehen lassen wollte.
Von der Zeit an, da er mit dieser Sache ganz 1649
beschäftiget schien und den Kardinal in keinem
Stück schonte, begab er sich in sein Gouvernement Burgund, nachdem er es abgeschlagen hatte, die Armee in Flandern zu kommandiren, welche bestimmt war, die Belagerung von Kambray zu unternehmen. Diese Belagerung lief auch so schlecht ab, als es dieser grosse Feldherr vorher gesehen hatte.

Da der Prinz von Conde nun vom Hofe entfernt war und selber einen hatte, der nach seinem Beyspiel sich ein Verdienst daraus machte, den erstern zu verachten und zu meiden, so schüttete er Schmähreden und bittere Klagen wider den obersten Staatsrath aus. Die so genannten Frondeurs oder Schleuderer, welches die fürchterlichsten Feinde des Kardinals waren, bildeten sich ein, dieser Umstand biete sich ihnen glücklicher Weise dar, sich mit dem Prinzen zu verbinden; sie thaten ihm eiligst sehr vortheilhafte Vorschläge, die er hochmüthig verwarf. Die Vorkehrung des Kardinals hatte ihn zu dieser Gesinnung gegen die Frondeurs veranlasset.

Der Koadjutor von Paris, der fortfuhr unter verschiedenen Namen Streiche zu spielen, hatte den Hrn. Joli auf die neue Brücke geschickt, einen Mann, der ihm ganz ergeben und für die gegenwärtige Zeit von Wichtigkeit war, wegen des Titels eines Syndikus derer, die auf dem Rathhause Zinse zu heben hatten. Gewisse hierzu bestellte Leute hatte einen Pistolenschuß auf ihn gethan, und er beklagte sich, als sey er am Arm verwundet worden; welches einen grossen Auflauf bis zu den Sälen des Parlementshauses verursachte. Man beklagte sich sogar über dieses Unterfangen in der Parlementskammer, die damals versammlet war, und alles ließ sich zu einem neuen Aufstand an.

Der Kardinal Mazarin fürchtete sich äusserst für neuen Unruhen. Da er seinen Beschützer nicht mehr hatte, so glaubte er es bey dergleichen Umständen nicht besser zu treffen, als ihn wenigstens zu hindern, daß er sich nicht mit seinen Feinden vereinigen möchte,

weil

weil er sich keine Hofnung mehr machen durfte, ihn unter der Anzahl seiner Freunde zu sehen. Der Minister folgte beynahe in der Art, listige Streiche zu spielen, dem Koadjutor, als welcher für ein Muster in diesem Stück gehalten werden konnte, und hatte die Sorgfalt bey dem Prinzen von Conde, Leute zu unterhalten, die den Auftrag hatten, ohne Aufhören ihm zu sagen, wie viel ihm daran gelegen wäre, sich niemals mit den Frondeurs zu verbinden, als welche den Umsturz des Staats, die Erniedrigung der Prinzen suchten, und gegen seine Person den tödtlichsten Haß hegten. Mit dergleichen Gesprächen verband der geschickte Italiener auch Thätlichkeiten. Man gab Feuer auf eine von den Kutschen des Prinzen, worinnen sich niemand als einige Bedienten befanden, deren einer getödtet und ein anderer verwundet worden; und nach einem Streich von der Art zweifelte der Prinz nicht mehr daran, daß die Frondeurs ihm nach dem Leben trachteten; und was sie auch künftighin für Vorschläge thun mochten, so schlug ers allezeit aus, sich mit ihnen einzulassen.

Dieses Betragen des Kardinals bewahrete ihn nicht nur für der Verdrießlichkeit, den Prinzen von Conde an der Spitze der Frondeurs zu sehen; sondern beraubte auch den Prinzen des Beystandes, den er von ihnen gegen selbigen hätte erhalten können. Auf solche Weise sahe sich der vornehmste Prinz vom Geblüt, der ohnfehlbar der größte Mann des Königreichs war, auf einmal von demjenigen selbst verlassen, den er von einem gewissen Untergang befreyet hatte, und entfernt von denen, die ihn hätten rächen können, und des Zu-

trauens und Beystandes weit mehr beraubet als der unterste Parlamentsrath.

1649 Der Kardinal Mazarin ließ den Prinzen von Conde in seiner Hitze ungestört, welcher den ersten Gegenstand seines Hasses aus den Augen ließ, und sich blindlings an die Frondeurs machte. Diese, welche an der gegen seine Bedienten auf der neuen Brücke begangnen Gewaltthätigkeit ganz und gar unschuldig waren, bezahlten Schimpfreden mit Schimpfreden, Drohungen mit Drohungen; und zeigten ihm gar bald, daß ein grosser Prinz, ein grosser General, nichts weiter sey als ein Mensch, der unter dem Angrif vieler nothwendig zu Boden falle. Die Frondeurs waren also unwillig darüber, daß er ihre Vorschläge so übel aufgenommen; und der Koadjutor, ihr Haupt, näherte sich der Königin wieder, und hörte eine Zeitlang auf, sich von dem Kardinal zu entfernen. Er war durch die Art aufgebracht worden, wie der Prinz im Parlement ausgedruckt hatte, wegen des vermeynten Versuches, ihn auf der neuen Brücke zu ermorden, dadurch er ihn ausdrücklich als den Anstifter davon angegeben. Der Koadjutor hatte sich wider diese Anklage, welche alles in sich begrif, was nur fähig war, einen Mann verhaßt zu machen, geschickt gerechtfertiget. Aber er hatte sich fest vorgenommen, sich an einem solchen zu rächen, der ihn in die Nothwendigkeit versetzet hatte, sich wegen eines so abscheulichen Verbrechens zu rechtfertigen.

Seine Absichten erstreckten sich noch weiter als auf das Vergnügen seiner Rache gegen den Prinzen

von

von Conde. Der ehrgeizige Prälat merkte wohl, wenn er diesen Prinzen gestürzt hätte, so würde es ihm hernach leicht seyn, den Kardinal Mazarin, dessen einzige Stütze er war, zu unterdrücken. Da er also schien, es bey dem Wollen bewenden zu lassen und das Beste des Kardinals zu suchen, so beförderte er desto gewisser dessen Untergang. Der erste Minister hatte, der Feinheit seiner Staatsklugheit ohnerachtet, die Gefahr einer gleichen Vergeltung nicht vorher gesehen. Indem er voller Besorgniß war, es möchte der Kunstgrif, den er gegen den Prinzen von Conde gebraucht, entdecket werden, so sahe er sich ausser Stand, das heimliche Verständniß, so der Koadjutor gegen ihn schmiedete, zu entwickeln.

Dieser Prälat war bey seinen Unternehmungen durch die Herzogin von Chevreuse, dieser alten Vertrauten der Regentin, unterstützt worden, die aber die wegen dieser Prinzeßin erduldete Ungnade so gar nicht in ihrer Gunst befestiget hatte, daß selbige ihr vielmehr abgeneigter geworden war. Die Herzogin, die seit dem Verlust ihrer Gunst noch weit kühner war, hatte sich zur Anführerin der Frondeurs begeben; und weil sie von der heftigsten Rachgier gegen den Prinzen von Conde, der sich der Vermählung ihrer Tochter widersetzt hatte, angereizet wurde, so bot sie dem Kardinal Mazarin ihre Dienste an. Da der Minister sahe, daß er von der mächtigsten Parthey in Frankreich gebeten wurde, so beschloß er endlich nebst der Königin die gefängliche Haft der Prinzen von Conde, von Conti und des Herzogs von Longueville, ihres Schwagers. Um sie mit weniger Aufsehen und grösserer

Sicherheit in Verhaft nehmen zu lassen, so ließ man sie in den königlichen Pallast rufen, unter dem Vorwand, eines von der Königin zu haltenden Staatsraths. Der Herzog von Orleans hatte zwar in die Gefangenschaft der Prinzen gewilliget, jedoch wollte er bey diesem kühnen Unternehmen nicht zugegen seyn, und gab eine leichte Unpäßlichkeit vor.

Die drey Prinzen, die nichts argwohnten, begaben sich gegen fünf Uhr Abends auf die Gallerie, wo man Berathschlagung halten sollte; sie waren aber kaum hinein gegangen, als Guitaut, Comminges und Creßi, Officiers bey der Garde der Königin, ihnen den Befehl eröfneten, den sie hätten, sich ihrer Personen zu versichern. Erstaunt über einem so betrübten als unerwarteten Vorfall, schickten sie alsbald zur Königin und zum Kardinal, empfiengen aber keine Antwort, und wurden augenblicklich auf das Schloß zu Vincennes, unter Begleitung einer kleinen Wache gebracht, welches für die ein gewonnen Spiel gewesen wäre, welche die Neigung gehabt hätten, ihnen zu Hülfe zu kommen; aber die Sache war so geheim und so hurtig betrieben worden, daß niemand zeitig genug davon Nachricht bekommen, um Zeit zu haben, ihre Freunde zusammen zu bringen und ihnen zu Hülfe zu kommen.

Man hatte hierüber einige Besorgung wegen des Volkes getragen; aber weit gefehlt, daß man an dem Unglück der Prinzen Antheil genommen hätte; Paris war kaum von ihrer Gefangenschaft benachrichtiget worden, da schon alle Gassen von Freudenfeuern erleuchtet waren: man giebt jedoch vor, es wären solche nicht

angezündet worden, um der Prinzen in ihrem Unfall zu spotten, sondern deswegen, weil der Herzog von Beaufort nicht mit gefangen war, wie man anfänglich geglaubet.

Die Königin ermangelte nicht, den folgenden Tag das Parlement von den Ursachen zu unterrichten, die sie gehabt hätte, um sich der Prinzen zu versichern. Es war ein Streich von äusserster Kühnheit, zu einer Zeit, da die Regierung mehr zur Gelindigkeit geneigt zu seyn schien, als eine Unternehmung von der Art zu wagen. Von der Erstaunung kam es zum Beyfall. Die Gefangnen wurden ungescheut beschimpfet; das königliche Ansehen wurde dem Volk verehrungswürdig; und alle Sachen, die bis dahin unausgemacht geschienen, hatten nun das Ansehen, als wollte alles seinen ordentlichen Gang wieder gehen. Der Kardinal, welcher so gefürchtet wurde, für so wenig fürchterlich man ihn auch angesehen hatte, ließ sich durch diese scheinbare Ruhe, die Anfangs den Pöbel verführt, nicht verblenden. Er sahe gar wohl vorher, daß dieser Haufe von mächtigen Freunden, welche die Geburt und das Glück mit den Prinzen verband, diese Beleidigung nicht mit Gedult ertragen, und alles wagen würde, sie aus ihren Banden zu befreyen.

In der That begaben sich die Herzogin de Longueville, die doppelten Antheil hatte, sowohl in Ansehung ihres Gemahls als in Ansehung ihrer Brüder, der Vicomte von Turenne, die Herzoge von Bouillon und de la Rochefoucault und andere in Sicherheit; die erstere nach der Normandie, die andern nach Guyenne und nach Flandern, wo sie Kriegsvölker war-

warben und den bürgerlichen Krieg anfiengen. Spanien wurde von den Misvergnügten eingeladen, und ermangelte nicht, ihnen zu Hülfe zu kommen. Man sahe damals, wie zur Zeit der Ligue, die spanischen Fahnen mit den französischen beysammen fortrücken, Frankreich angreifen und sich unserer Festungen bemächtigen.

Der Hof ließ Patente wider die Misvergnügten ausgehn; worinnen die Marschälle von Turenne, von Breze und der Herzog von Bouillon, der Prinz von Marsillac und andere für Aufrührer und als der verletzten Majestät im höchsten Grad Schuldige erkläret wurden: eine Erklärung, die ihnen weit weniger Unruhe machte, als die Anwerbung der Soldaten, die man gegen sie schicken wollte.

Kurz vor dem völligen Ausbruch des Kriegs bat die verwittwete Prinzeßin von Conde das Parlement um Schutz für die Prinzen, ihre Söhne. Sie fand sich an einem Versammlungstage im Parlementshause ein, und erwartete die Räthe an der Thür der Gerichtsstube, um mit einem jeden besonders zu sprechen. Sie übergab einem unter ihnen eine Bittschrift, die sie in ihrem Namen an die Gesellschaft richtete. Gerührt von den Umständen einer so grossen Prinzeßin, that das Parlement alles mögliche, die Unterdrückung des Befehls zu erhalten, Kraft dessen sie nach Berri verwiesen wurde, allwo sie ausser Stand gewesen seyn würde, um die Befreyung ihrer Kinder zu bitten; aber ob es schon der Hof thun können, so sahe sich doch die Herzogin genöthiget, Paris zu verlassen; und die Prinzen, ihres Beystandes beraubt, hatten ihre Freyheit

heit niemand anders als einem neuen Kunstgrif des Koadjutors, der sie erst darum gebracht hatte, zu danken.

Vermittelst der Gewalt, die dieser Prä- 1650
lat über das Gemüth einiger Präsidenten und einer kleinen Anzahl von Parlementsräthen hatte, regierte er das ganze Parlement, und entschied alle ihre Bewegungen nach seinem Gefallen. Für ihn war es genug, daß der gefangene Prinz von Conde hierdurch ein Todfeind des Premierministers geworden war; indem er dem Prinzen die Freyheit nehmen ließ, so hatte er diesen Minister um eine mächtige Stütze gebracht; und indem dieser Prälat ihm solche wieder verschafte, so brachte er dem Kardinal einen fürchterlichen Feind zuwege. Er arbeitete also nach seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit und Heimlichkeit an diesem grossen Werke. Alle Stände des Reichs, die Geistlichkeit, der Adel und das Parlement, welches den ganzen Körper der Nation vorstellet, regten sich auf seine Veranstaltungen, und alle verlangten durch wiederholtes Bitten die Freyheit der Prinzen.

Während dieser Zeit schrieb eine jede Privatperson, von eben der Gesinnung angetrieben, das Unglück der Prinzen und die Unfälle des Vaterlandes dem Kardinal Mazarin zu. Man machte sich von seiner Entfernung den schmeichelhaftesten Begrif, und glaubte einstimmig, sein Abzug aus dem Königreiche würde ganz gewiß die Vereinigung der Gemüther zuwege bringen, die seit so langer Zeit getrennet gewesen, und würde dem Staat diejenige Ruhe wieder bringen, die er

seit dem Anfang seiner Reichsverwaltung nicht hatte geniessen können.

Ein so unglückliches Vorurtheil gegen den Kardinal daurete seit zu langer Zeit, als daß es nicht leicht hätte zunehmen sollen, durch alles, was seine Feinde auszustreuen für dienlich erachteten. Bey diesem Vorhaben suchten sie besonders die Entwendung der Admiralsstelle, die dem Prinzen von Conde versprochen war, mit schwarzen Farben abzuschildern. Da der Herzog von Vendome den Bestallungsbrief über dieses Amt im Parlement während der Gefangenschaft des Prinzen hatte registriren lassen, so war man von neuem aufmerksam darauf und nahm grössern Antheil daran.

Der Marschall von Turenne und die Vornehmsten von der Parthey der Prinzen ergriffen den Umstand, und brachten das Volk vollends zum Mitleiden gegen selbige. Die Provinz Guyenne hauptsächlich bezeigte einen grossen Eifer für die Gefangnen. Der Kardinal hielt es für nothwendig, den König persönlich dahin zu führen, um entweder die Provinz im Zaum zu halten, oder sie unters Joch zu bringen. Der Hof unternahm also diese Reise in der größten Hitze des Sommers. Die Misvergnügten ermangelten nicht, das Volk aufmerksam darauf zu machen; und man streuete auf ihre Veranstaltung Briefgen in grosser Anzahl in Paris aus, welche diese Worte enthielten:

„Volk von Paris, thue endlich die Augen auf „und erkenne, daß der Kardinal Mazarin keine an„dere Absicht habe, als sich an dir zu rächen. Um „deswillen hat er bey der Unbequemlichkeit der Jahrs„zeit die theureste und geheiligte Person des Königs und

„seines

„seines Bruders Königl. Hoheit von Anjou den Be„schwerden einer Reise ausgesetzt, damit bey einer lan„gen Abwesenheit des Hofs die Hauptstadt wüste, ihre „Bürger verderbet, die ungeheure Anzahl Künstler in „Hungersnoth und hunderttausend Familien zur Ver„zweiflung gebracht, und so viele Opfer seiner Rache „werden mögen.„

Dergleichen Pasquille, die von einer grossen Menge anderer noch viel weitläufigerer begleitet wurden, zielten dahin ab, den König wieder in seine Hauptstadt zu rufen, damit dieser Prinz nichts wider Guyenne unternehmen möchte, und die Misvergnügten Zeit genug hätten, sich daselbst zu befestigen. Aber 1650 sie richteten nichts aus; der König durchreißte diese ganze Provinz, nahm die Festungen wieder ein, welche die Rebellen schon inne hatten, und ließ sich zu Bordeaux, der Hauptstadt der Provinz, aufnehmen, die den Prinzen um so mehr zugethan war, da sie allezeit deren Bewohner und das Parlement wider den Herzog von Espernon, ihren Statthalter, offenbar beschützet hatten.

Nichts destoweniger wurde alles zu dieser Absicht gebraucht; es war niemand in der Stadt, selbst Marigny, der Verfasser des Vaudevilles, ein Anhänger des Koadjutors, der nicht wäre in Bewegung gesetzt worden. Dieser gab immer mehrere von seinen Liedereyen heraus. Man hielt sie für nützlich, weil sie den Pöbel in dieser Gesinnung der Abgeneigtheit zu erhalten dienten, worinnen ihn die Feinde des Kardinals erhalten wollten. Dieser Umstand allein hatte zu nichts anders gedienet, als den Verfasser dieser kühnen

Verse

Verse einsperren zu lassen; aber in Verbindung mit andern, die ihn unterstützten, würde es schwer zu glauben seyn, wie weit die Wirkung dieser Pasquille sich erstreckte.

Der König zog nicht nur in Bordeaux ein, wie ich eben gemeldet habe, sondern er brachte auch den Herzog von Enghien wieder zu seiner Schuldigkeit nebst der Prinzeßin von Conde, den Herzogen von Bouillon und de la Rochefoucault, welche sich alle unterwarfen, wenigstens zum Schein, und kamen, ihre Ehrerbietung gegen den König und die königliche Mutter zu bezeigen. Der Kardinal nahm besonders den Herzog von Bouillon auf, für den er ein grosses Gastmahl anstellte. Der Minister suchte sich von den vielen Muhmen loszumachen, die nach Frankreich kommen waren, ihn aufzusuchen; und seine Absicht war, wie man damals sagte, eine derselben mit dem ältesten Sohne des Herzogs von Bouillon zu vermählen.

Dies war der einzige Endzweck des Ministers. Der Herzoge ihrer war, daran zu arbeiten, daß die Prinzen in Freyheit gesetzt würden, oder wenn sie solche nicht erhalten könnten, den Kardinal dem Herzoge von Orleans verdächtig zu machen. Dieser Prinz, wie er denn argwöhnisch war, mußte nothwendig über die grosse Menge von Unterredungen unruhig werden, die der Minister mit den beyden Herzogen von Bouillon und de la Rochefoucault hielt. Inzwischen stellten sie dem Kardinal ohne Unterlaß vor, es würde ihm ungemein rühmlich seyn, ganz Europa zu zeigen, daß das Schicksal der Prinzen allezeit in seinen Händen gestanden

ſtanden habe: daß er ſie zu Gefangenen gemacht, ſo bald als er ſolches für die Wohlfarth des Staats nöthig erachtet; und daß ſeine Großmuth ſie wieder frey gelaſſen von dem Augenblick an, da er geglaubt, ohne die Ruhe des Königreichs in Gefahr zu ſetzen, dieſes thun zu können; daß bey dieſem Betragen ſein eigner Vortheil ſich darinnen zeige, daß ſolches ihm, wo nicht die Freundſchaft der Prinzen, doch wenigſtens den Schein dieſer Freundſchaft zuwege bringen könne; daß ſolches dem ganzen Königreiche ſicher den Frieden wieder verſchaffen würde.

Sie ſetzten hinzu, die in Guyenne durch die ſchleunige Gegenwart des Königs wieder hergeſtellte Ruhe wäre ein Beweis von der Nothwendigkeit, worin ſich der Monarch befände, alle Provinzen durchzureiſen, ohne jedoch die Gewisheit zu haben, allenthalben ſeinen Endzweck zu erreichen; ja, man habe zu befürchten, eben dieſe durch die Gegenwart des Königs im Zaum gehaltene Landſchaften möchten ſich wieder auflehnen, ſo bald als er ſie verlaſſen habe; daher würden die Unruhen und Unordnungen fortdauren, die den Vortheilen, der Ehre, ja auch der Sicherheit des Miniſters ſo entgegen wären.

So triftig auch dieſe Betrachtungen waren, ſo überzeugten ſie doch den Kardinal Mazarin nicht. Er fand zuviel Vergnügen darinnen, den Stolz des Prinzen von Conde zu demüthigen, als daß er ſich deſſen ſo bald berauben konnte. Die Wohlfarth des Königreichs war nicht der Bewegungsgrund zu der gefänglichen Einziehung dieſes berühmten Helden geweſen. Die Rachbegierde und Undankbarkeit des ehrgeizigen

Staats-

Staatsraths hatten allein daran gearbeitet und erhielten ihn in der Begierde, eine Gefangenschaft fortwähren zu lassen, welche blos ihn vergnügte und alles übrige in Frankreich seufzend machte. Es war also weit gefehlt, daß die billigen Gegenvorstellungen und das dringende Bitten der Herzoge von Bouillon und von la Rochefoucault etwas günstiges für die Prinzen ausgewirkt hätten, sie dienten vielmehr dazu, daß sie von Marcoußi nach Havre gebracht wurden, wo sie mehr in Sicherheit seyn sollten, gegen die Unternehmungen dieser grossen Menge von Freunden, von denen sie unterstützt wurden.

1650 Indem sich jedoch der Kardinal alles dessen wieder erinnerte, was ihm die beyden Herzoge von der Gesinnung Frankreichs gesagt hatten und aus der Erfahrung, die er jeden Augenblick bekam, sahe, daß mehr als zu viel Wahres in ihren Gesprächen enthalten sey, so gestund er, obgleich ungern, daß die Aussöhnung mit den Prinzen der sicherste Weg wäre, die Ruhe wieder herzustellen: daß er aber von ihrer Zurückkunft für seine Person alles zu fürchten habe; daß sie an ihm nichts anders als den Räuber ihrer Freyheit sehen und nie denjenigen erkennen würden, der sie ihnen wieder gegeben hätte.

Diese Unentschlossenheit des Kardinals vermehrte die Kühnheit seiner Feinde. Der Abbt de la Riviere, über den er sich offenbar aufgehalten hatte, erzählte dem Herzog von Orleans ohne Aufhören die Verbindungen, die er mit dem Prinzen von Conde gehabt hätte, und die schlechte Achtung, die der Minister für

ihn

ihn hätte; Frankreich werde die lange gefängliche Haft eines der vornehmsten Prinzen vom Geblüt, nachdem es dieselbe dem Kardinal verwiesen, endlich ihm selbst vorrücken, welcher als Generallieutenant des Staats die vornehmste Gewalt darüber haben und die Fehler verbessern müßte, welche der Minister begieng.

Der Koadjutor unterstützte den Abbt de la Riviere; man lockte den Herzog von Orleans durch die Vermählung des Herzogs von Enghien, des ältesten Sohns des Prinzen von Conde, mit der Mademoiselle d'Alençon, der ältesten von seinen Töchtern aus der zwoten Ehe; diese Prinzeßin war arm, indem Mademoiselle de Montpensier alles Vermögen dieses reichen Hauses an sich gezogen hatte; und der Herzog, der sie zärtlich liebte, war froh, sie in eine so vermögende Familie zu bringen, als damals das Haus von Conde war. Ausser dem für seine Familie so augenscheinlichen Vortheil verwies man den Herzog von Orleans auf den Kardinal Mazarin, welcher völlig bereit sey, sich mit den Prinzen zu setzen, ohne daß er daran Antheil haben würde; welches ihm künftig nichts als vieles Misvergnügen verursachen würde. Mehr bedurfte es nicht, den Herzog zum Entschluß zu bringen. Er sahe den Kardinal nicht anders als einen Mann an, der seinem eignen Glück insbesondere eben so schädlich sey, als der Wohlfarth Frankreichs überhaupt; und bey Gelegenheit einer kühnen Rede, die der oberste Staatsminister in dem Staatsrath hielt, erklärte er vor der Regentin, er werde nie wieder dahin kommen, so lange der Kardinal dazu den Eintritt habe. Diese Erklärung war ein Donnerschlag für den Kardinal, der sich

dessen

dessen nicht versahe, ob er schon in eben diesem Staatsrath einen ziemlich heftigen Streit mit dem Herzog von Orleans gehabt hatte; aber er glaubte nicht, daß die Rache bis zu seinem gänzlichen Umsturz würde getrieben werden.

Die Ursache des Streits zwischen dem Minister und dem Vatersbruder des Königs war diese, weil der erstere vorgebracht hatte, in dem Parlement zu Paris befänden sich eben sowohl als in dem in England Fairfaxe und Cromwels. Diese Rede, die man öffentlich bekannt machte, brachte gegen den Kardinal selbst eben so viel Abscheu zuwege als gegen den Cromwel, den er angeführt hatte. Man lobte den Eifer des Herzogs von Orleans und er fühlte sich durch so viel Lobsprüche so sehr aufgemuntert, daß, um deren noch mehrere zu verdienen, dieser Prinz sich ins Parlement begab, wo man sich wegen der Freyheit der Prinzen berathschlagte. Da die Königin dieses Verfahren des Herzogs von Orleans erfuhr, so schickte sie den Oberceremonienmeister dahin, um dem versammleten Parlement wissen zu lassen, Ihre Majestäten verlangten, daß es früh um neun Uhr Abgeordnete zum königlichen Pallast abschicken solle. Sie giengen alsbald ab; und der Herzog, welcher wissen wollte, wozu diese Gesandtschaft dienen sollte, hielt in der Parlementsstube Mittagstafel.

Die Königin hatte die Abgeordneten des Parlements aus keiner andern Absicht kommen lassen *), als um diese Gesellschaft von dem zwischen ihr oder vielmehr dem Kardinal Mazarin und dem Herzog von Orleans entstan-

*) Hist. de Louis XIV.

entstandenen Streit zu benachrichtigen. Sie klagte den Koadjutor als die Ursache dieser Entzweyung an, die für den Staat so gefährlich sey; sie versicherte zu gleicher Zeit, daß, da sie die Freyheit der Prinzen versprochen hätte, sie ohnfehlbar in solche einwilligen würde. Der erstere Präsident versetzte, der Herzog von Orleans erwarte im Parlementshause die Nachricht dieser Befreyung. Die Königin versprach solche noch einmal und gab ihr Wort von sich, daß sie nicht den Vorsatz habe, den König aus Paris zu bringen, wie man das Gerücht ausgebreitet habe.

So lautete der Bericht der Abgeordneten des Parlements an die Gesellschaft, der alsbald drauf von dem Grafen de Brienne, dem Staatssekretair, bestätiget wurde, welcher ausdrücklich kam, den Herzog von Orleans in Gegenwart des versammleten Gerichtshofes von dem äussersten Verlangen zu versichern, welches die Königin hätte, aller Trennungen in der königlichen Familie ein Ende zu machen und ihn in allem zufrieden zu stellen, indem sie ihm sogar anbiete, um diese Aussöhnung zu erreichen, sie wolle zu ihm kommen an einen Ort, den er ihr anzeigen würde, wenn einige geheime Ursachen ihn verhinderten, selbst zum königlichen Pallast sich zu begeben.

Der Herzog von Orleans antwortete, er werde es allezeit für seine Schuldigkeit erachten, den Befehlen des Königs zu gehorsamen, und sich daselbst antreffen lassen, wo es der Königin belieben würde; jedoch könne er an solche Oerter nicht hingehen, wo der Kardinal Mazarin seyn würde. Auf diese Antwort und nachdem der Graf de Brienne sich wegbegeben hatte,

beſchloß das Parlement, man ſolle den König und die Königin gehorſamſt bitten, den Prinzen die Freyheit zu verwilligen, und den Kardinal Mazarin von ihren Berathſchlagungen und von ihren Perſonen zu entfernen.

1650 Die Königin widerſtrebte deſto mehr, da ſie, wenn ſie die Grundſätze der andern befolgen würde, befürchtete, wie der Kardinal ihr die Furcht einflößte, es möchte die Verſtoſſung ihres erſten Miniſters eine faſt eben ſo unglückliche Veränderung nach ſich ziehen als diejenige war, welche Karln I. König in England auf die Blutbühne brachte, deſſen Unglück man der Schwachheit zuſchrieb, daß er einen von ſeinen Miniſtern verurtheilt hatte. Der Kardinal Mazarin und der Herzog von Orleans waren deswegen zuſammen gerathen, weil jener dieſe Geſchichte in dem Staatsrath angeführt hatte; und er zeigte ohn Unterlaß der Regentin Fairfaxe und Cromwels, die völlig bereit wären, ſich das Opfer zu Nutze zu machen, wozu ſie ihren Miniſter machen würde, um ſie ſelbſt nachher aufzuopfern.

Demohngeachtet mußte man dem Strom ausweichen. Allzuviele Triebfedern waren gegen den Kardinal in Bewegung geſetzt, als daß er nicht hätte unterliegen ſollen. Da er ſahe, daß die Gemüther ſich immer mehr und mehr von ihm entfernten, ſo foderte er ſeinen Abſchied bey dem Könige und der Königin, die ihm denſelben auf die Weiſe verwilligten, wie er ihn verlangte, das iſt, ungern. Ihre Majeſtäten, welche von dem Augenblick ſeiner Abreiſe an auf Mittel dachten, ihn bald wieder zurück kommen zu laſſen, tru-

gen

gen ihm den Befehl auf, nach welchem die Prinzen in Freyheit gesetzet werden sollten, damit er ihnen selber die glückliche Nachricht bringen möchte. Mit diesem Befehl versehen gieng er eben diese Nacht um eilf Uhr aus dem königlichen Pallast in einen Cavalier verkleidet, und hatte niemand als vier Personen bey sich zu seiner Begleitung; da er aber an das Thor de Richelieu gekommen war, so fand er daselbst vierhundert Edelleute, die daselbst auf ihn warteten, und ihn bis nach St. Germain en Laye begleiteten, von dannen er sich nach Havre mit einem weit kleinern Gefolge begab. So bald als er daselbst angelanget war, so begab er sich zu den Prinzen, und suchte ihre Gewogenheit durch alle Arten von Höflichkeit wieder zu gewinnen; er bat sich so gar ihre Freundschaft aus, aber mit einem Tone, damit er um ihre Beschützung würde nachgesucht haben. Die Prinzen, die sich freueten, ihre Freyheit wieder zu bekommen, antworteten ihn in allgemeinen Ausdrücken, und baten ihn so gar, mit ihnen Tafel zu halten. Darauf liessen sie ihn ziemlich stolz von sich, und nahmen den Weg auf Paris zu.

Er selbst setzte seine Reise langsam fort, um sich den Erinnerungen der Königin zu Folge zu entschliessen, was er für einen Ort zu seinem Aufenthalt wählen wollte: die Spanier, welche jederzeit begierig waren, von allem dem Nutzen zu ziehen, was Frankreich beunruhigen konnte, versprachen ihm überaus viel, wenn er sich zu ihnen wenden wollte; da es gewiß war, daß die königliche Gewalt in Frankreich über kurz oder lang die Oberhand über dasjenige erlangen würde, was sich derselben entgegen setzen will, so nahm er kein aus-

wärtiges Anerbieten an, um sich nicht selbst eine Thür zu verschliessen, welche die uneingeschränkte Macht ihm über kurz oder über lang, wie er wohl wußte, eröfnen würde. Er wendete sich also nach **Köln**, dessen Kurfürst ihm besonders wegen des Kurfürstenthums und wegen der Oberpfalz, die er besaß, verbunden war. Diese Freystätte schickte sich für ihn besser, als jede andere, weil er sich bey einem Fürsten befand der ein Freund und Nachbar von **Frankreich** war, von dannen er auf eine bequeme Weise Neuigkeiten erhalten und Nachrichten abschicken konnte.

Die Versammlung der Geistlichkeit, die unter seiner Reichsverwaltung angefangen hatte, wurde noch immer zu **Paris** fortgesetzt; und da sie für die Prinzen günstig geschienen, so glaubten sie, sie könnten diesen ersten Stand des Reichs gar leicht mit an dem Vorhaben Antheil nehmen lassen, nach welchem sie die Versammlung aller Stände insgemein verlangen wollten. So bald auch die Prinzen, zu **Paris** angekommen waren, so schickte die versammlete Geistlichkeit ihnen wirklich Abgeordnete zu, um ihnen zu ihrer Freyheit Glück zu wünschen, und sich mit ihnen über eine so glückliche Veränderung zu freuen. Sie schienen dadurch sowohl die Entfernung des Kardinals als die Zurückkunft der Prinzen zu verstehen zu geben. Aus dieser Einbildung kam es, daß auch die Versammlung des Adels, welche zu **Paris** unter dem Schutz des Herzogs von **Orleans** gehalten wurde, hinwiederum an die versammlete Geistlichkeit Abgeordnete abschickte. Die Abgeordneten waren der Graf von **Fiesque**, die Marquis de **Fosseuse**, **d'Urse**, de **Fourille**, de **Tais**, **d'Alluye**, de

Pras-

Praslin, de la Vieuville; die Grafen de Montignac, de Bethune, de Bueil und de Gaucour, und andere mehr. Da sie in die Versammlung durch einen Erzbischof, einen Bischof und zween Geistliche vom zweyten Range eingeführet worden, so hielt der Graf de Fiesque, dem aufgetragen war das Wort zu führen, diese Rede:

„Meine Herren, da beynahe aller Adel, der sich „jetzt zu Paris befindet, unter dem Schutze Seiner „Königlichen Hoheit, des Herzogs von Orleans, des „Vaters Bruders des Königs und Generallieutenants „des Staats, sich versammlet hat; so ist das erste, das „sie beschlossen haben, dieses gewesen, uns zu Ihnen „abzuschicken als zu den erstgebohrnen, um Sie um „die Verbindung Ihrer Gesellschaft mit der Unsrigen zu „bitten. Da diese Bitte so gerecht ist, und sich auf so „viele Beyspiele gründet, so haben sie keinen Zweifel „getragen, daß Sie Ihnen ihre Bitte willfahren wer„den und dies um so vielmehr, da diese Versammlung „nur eine Fortsetzung von derjenigen ist, welche im Jahr „1649 mit Erlaubniß des Königs, der Königin Regen„tin, und Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von „Orleans gehalten worden, da Sie mit uns eben diese „Verbindung eingiengen, welche wir heute von ihnen „bitten.„

Eine dergleichen Verbindung war von einer zu grossen Folge, als daß sich die Geistlichkeit ohne die größte Vorsicht dazu hätte bequemen sollen. Sie schickten also an die Königin, um ihren Befehl hierüber zu erhalten. Dieselbe verbot ihnen mit dieser Versammlung einiger Edelleute, die sich eine Versammlung des

Adels nennten, ob schon die größten Herren des Königreichs daran keinen Antheil hatten, etwas zu schaffen zu haben. Da die Abgeordneten wieder gekommen waren, um eine Antwort nachzufragen und in einer neuen Rede viel Schmähworte wider den Kardinal **Mazarin** vorgebracht hatten, so führte der Erzbischof von **Embrun**, welchem aufgetragen war zu antworten, nichts mit an, was den Kardinal angieng. Was die Verbindung anbeträfe, so versprach er blos die Zusammenberufung der sämmtlichen Stände bey der Königin zu suchen, welche sie auf den achten des Herbstmonats versprochen hätte, als auf die Zeit, da der König mündig werden sollte.

Durch diese Vereinigung mit dem Adel, um die Zusammenberufung der Stände zu verlangen, erkannte die Geistlichkeit ihre Versammlung für rechtmäßig, welches den Absichten der Königin ganz zuwider war, als welche solche für unerlaubt gehalten wissen wollte. Die Prinzen, die sich an die Spitze dieses Adels stellten und sie in Bewegung setzten, waren mit der Geistlichkeit eben so wenig zufrieden als die Königin es gewesen war. Es war ihnen nicht genug, einen Theil ihrer Gesinnungen angenommen zu haben, sie hätten sie gern alle genehm gehalten wissen wollen, und daß man durch dergleichen Vereinigung der Willensmeynung der beyden ersten Stände des Reichs die Königin gezwungen hätte, die Versammlung der gesammten Stände vor der Volljährigkeit des Königs zu verwilligen, als der Zeit, zu welcher dieser Monarch ohne Gefahr die Königin, seine Mutter, von allem frey sprechen könnte, was sie versprochen hatte.

Man

Man war so überzeugt, daß diese Prinzeßin die Absicht nicht hatte ihr Wort zu erfüllen, noch auch etwas von den Zusagen, die sie zum Nachtheil des Kardinals gethan hatte, daß man für dienlich erachtete, etliche Tage hindurch um den königl. Pallast die Schaarwache umgehen zu lassen, um zu verhindern, daß der König nicht aus Paris gebracht würde; jedoch faßte man frischen Muth, als man die Schwestertöchter des Kardinals sich vom Hof wegbegeben und unter der Begleitung des Marschalls von Hocquincourt nach Peronne wandern sahe. Das Parlement, dem der Herzog von Orleans selbst die Zeitung von dem Abzug des Kardinals Mazarin brachte, fassete einen Schluß ab, in welchem diesem Minister, seinen Verwandten und seinen ausländischen Bedienten auferlegt wurde, binnen funfzehn Tagen aus dem Königreiche zu gehen und im Fall des Ungehorsams erlaubt wurde, sie als Feinde des Staats anzugreifen. Einige Tage nach einem so hitzigen Verfahren wurden die unbeweglichen und andere Güther des Kardinals verkümmert. Das kostbarste unter seinem Vermögen war ein Bücherschatz, der aus mehr als vierzigtausend auserlesenen Büchern bestund, welche vermittelst der Verkümmerung wider die Wuth des Pöbels in Sicherheit waren, welcher jederzeit sich wegen des Gegenstandes seines Hasses an dem zu rächen suchet, was ihm zugehört, wenn er an dem Gegenstand selber sich keine Gnugthuung verschaffen kann. Diese Verkümmerung, wovon einige vorgeben, daß sie blos deswegen verhängt worden sey, damit das dem Kardinal Mazarin zugehörige bewahret würde, daß sich nie-

mand daran vergreifen dürfte, war nicht dasjenige, was ihm am meisten empfindlich fallen mußte.

Der erste Parlementsschluß, wodurch allen Unterthanen des Königs anbefohlen wurde, ihn für einen Staatsverbrecher zu halten, schien nicht hinreichend zu seyn: man fassete noch einen zweeten ab in einer grossen Versammlung des Parlements, wobey sich der Herzog von Orleans, die Prinzen von Conde und Conti, die Herzoge von Joyeuse, von Beaufort und von Brissac, die Marschälle de la Motte und d'Estampes, und der Koadjutor befanden. Kraft dieses Schlusses befahl man dem General Prokurator aufs eheste gegen den Kardinal Mazarin, seine Verwandten und Bedienten eine gerichtliche Untersuchung über verschiedene Punkte anzustellen, welche dieser Schluß umständlich anzeigte, und die alle dahinaus liefen, den verfolgten Kardinal für einen geitzigen Minister auszugeben, welcher blos sich und seine Familie durch Verschwendung der Gelder des Königs und des Staats zu bereichern gesucht. Man beschuldigte ihn auch, er habe diesem Monarchen so wie der Regentin böse Anschläge gegeben und den Frieden verhindert. Um vollkommenen Beweis aller dieser Beschuldigungen zu erlangen, trug eben dieser Parlementsschluß die Untersuchung zweenen Räthen auf, nebst dem Befehl, sich an alle Orte hin zu begeben, wo es nöthig seyn würde, und verordnete, daß im Fall der Kardinal in den Ländern des Königs sich betreten liesse, er gefänglich eingezogen und in das Gefängniß des Parlements geliefert würde. Der General Prokurator bekam den Auftrag, alle seine Einkünfte,

künfte, von was für Art sie seyn möchten, zu verkümmern. Man gab ihm auch Macht, alle Schuldbücher der Wechsler und der öffentlichen Personen durchsuchen zu lassen, damit man gewiß würde, daß keine Gelder für den flüchtigen Kardinal aus dem Königreiche gingen.

Indem das Parlement seinen Haß und seine Gewalt wider den Kardinal äusserte, so rächete er sich, ob er gleich weit von seinen Feinden entfernet war. Der Marquis de Chauteau Neuf, ein unversöhnlicher Feind aller Staatsräthe, dem seine wider den Kardinal de Richelieu angesponnene Händel eine dreyzehn- bis vierzehnjährige Gefangenschaft auf dem Schloß zu Amboise zugezogen, hatte sich zum Rädelsführer derer brauchen lassen, welche die meiste Feindseligkeit gegen den Kardinal hatten spüren lassen. Kaum war dieser Minister zu Köln angekommen, so nahm man dem Marquis de Chauteau Neuf die Siegel ab. Er gab sich über diesem Fall leicht wieder zufrieden; weil er auf diese Weise zu fallen gewohnt war, so waren ihm auch die Mittel nicht unbekannt, sich wieder zu erheben. Der Herzog von Orleans, welcher ihn schützte und merkte, daß dies ein Betrieb des Kardinals war, beschloß Anfangs, der Königin empfindliche Streiche zu versetzen, um sie zu nöthigen, den Siegelbewahrer wieder einzusetzen; aber der Prinz wendete sie alle mit der Heftigkeit ab, die ihm natürlich war. Er haßte den Marquis, weil er bey der peinlichen Rechtsklage des Herzogs von Montmorenci, seines Vaters Bruders, den Vorsitz gehabt, welchem der Kardinal de Richelieu auf der Blutbühne sein Leben endigen ließ. Der Nachfolger dieses Staatsraths rächte sich mit mehr

Gelindigkeit; und die Absetzung des Siegelbewahrers vergnügte ihn um so vielmehr, da es gewiß war, daß der Prinz von Conde seine Wiedereinsetzung niemahls geschehen lassen werde. Er wurde davon überzeugt, als eben dieser Prinz den Kanzler Seguier und den Grafen von Chavigny wieder in den Staatsrath aufnehmen ließ, welche dem Chateau Neuf noch weit mehr feind waren, als dem Kardinal.

1651 Mazarin dachte hernach an den Koadjutor; er vermuthete, die Feindseligkeit dieses Prälaten gegen ihn habe keinen andern Endzweck als seine Stelle in dem Staatsrath zu erlangen. Er dachte darauf, sage ich, denselben durch eben dieses Mittel davon auszuschliessen, welches angebracht worden war, ihn selber darum zu bringen; indem er aber auf diese Art verfuhr, so merkte er nicht, daß er, bey Verschliessung des Eintritts in den Staatsrath für den Koadjutor, sich selbst des Mittels beraubte, solchen für sich selber zu eröfnen. Es geschahe also auf seinen Rath, daß der Oberfiskal und dessen Zugehörige im Namen der Königin den versammleten Kammern einen geheimen königl. Befehl und eine Erklärung einhändigten, worinnen Seine Majestät verordnete, daß kein Ausländer, ob er schon naturalisirt worden, noch auch seine angebohrnen Unterthanen, wenn sie einem andern Fürsten den Eid abgelegt hätten, je einigen Antheil an der Regierung des Staats, noch einigen Eintritt in den Staatsrath haben könnten. Jedoch nahm die Erklärung die Erzbischöffe, die Bischöffe und andere Geistliche, als natürliche Unterthanen des Königs aus. Das

Par-

Parlement that seine Vorstellungen um die Erklärung des Königs, ohne diese Einschränkung ins Gesetzbuch einzutragen. Der Erzbischof von Embrun widersetzte sich dagegen im Namen der Geistlichkeit und unterzeichnete so gar eine Widersetzungsurkunde gegen die Untersiegelung des Briefes, der die französischen Kardinäle von der Ministerstelle und von dem Eintritt in den Staatsrath ausschloß. Er hatte so gar den Muth, sie dem Siegelbewahrer in Abschrift zuzuschicken. Dieses kühnen Verfahrens ohnerachtet, das jedoch unnütze war wegen der Ungültigkeit einer Widersetzung gegen die Besieglung der Briefe des Königs, welche zum gemeinen Besten und Vortheil des Königreichs ausgefertiget worden, behielt das Parlement die Oberhand, und es wurde untersiegelt, ob schon die Königin die Widersetzung des Erzbischoffes von Embrun und der Geistlichkeit gegen dieses Vorhaben im Herzen billigte.

Da dieser Streich nach dem Willen des Kardinals Mazarin wohl gelungen war, der nun erst dessen üble Wirkung in Ansehung seines Glückes merkte, so nahm er seine Zuflucht zu der Königin, das Uebel wieder gut zu machen. Diese Prinzeßin hatte eine ungemein heftige Begierde nach der Zurückkunft ihres ersten Staatsraths. Seinem Stolz war eine Entfernung unerträglich, welche er seinen Vortheilen so zuwider zu seyn glaubte, und die wirklich seinem Ansehen nachtheilig war. Jedoch konnte sie diesem Zufall nicht allein abhelfen. Der ganze Staat hatte sich wider den Kardinal verbunden; die obern Gerichtshöfe brachten gegen ihn eine Aechtserklärung über die andere hervor. Der Herzog von Orleans, für den die Abwesenheit ein

sichres

ſichres Mittel wider die Verbindung und Freundſchaft war, empfand daß ſein Haß gegen den flüchtigen Kardinal zunahm, je weiter er entfernet war. Es war gar nicht mehr zu hoffen, daß der Prinz von Conde, dem der Kardinal übel begegnet hatte, ihn zu beſchützen Willens ſeyn würde, wie er zu anderer Zeit gethan hatte.

1657 Demohnerachtet richtete die Königin ihre Abſicht auf ihn; er war ein Freund von der Prinzeßin aus der Pfalz, einem Frauenzimmer, das für einen Hof voller heimlichen Ränke, wie der franzöſiſche war, gebohren war. Nichts kam ihrer Geſchicklichkeit bey, ein heimliches Verſtändniß zu entdecken und anzuzetteln. Sie hieng auf die Seite der Frondeurs; hatte aber doch nie von der Hofparthey abgeneigt zu ſeyn geſchienen, ja man würde vermuthet haben, ſie wäre derſelben ſehr zugethan, wenn ihr geheimer Briefwechſel mit dem Koadjutor nicht das Gegentheil bewieſen hatte. Dieſer Prälat hatte eine beſondere Achtung für ſie und hielt ſie nicht ohne Grund für diejenige Hofdame, welche die ſchärfſte und gründlichſte Einſicht hatte. Weder die Biegſamkeit des Kardinals noch die Schliche der Königin, noch das Wanken des Herzogs von Orleans, noch die Umwege des Koadjutors, nichts betrog ſie; ſie war unbeweglich und beſtändig mitten unter den Bewegungen, welche man machte, um einander zu betrügen und zu verführen; ſie ſahen ſich genöthiget zu ihr die Zuflucht zu nehmen, wenn es auf Vertrauen ankam. Ihre Aufrichtigkeit wurde von einer Parthey wie von der andern erkannt und bewundert.

Die

Die Königin wandte sich also an die Pfalzgräfin, um sie zu gewinnen, daß sie die Gesinnung des Prinzen wegen der Zurückkunft des Kardinals ausforschen möchte. Diese Prinzeßin fand anfänglich grosse Schwierigkeiten dabey; der Prinz befürchtete, es möchte dieses ein neuer Kunstgriff der Königin seyn, um ihn bey dem Herzoge von **Orleans** und bey der ganzen dem Kardinal **Mazarin** widerwärtigen Parthey verdächtig zu machen. Da er aber sahe, daß die Pfalzgräfin darauf drang, und er ihre Redlichkeit kannte, so ergab er sich und war zufrieden, daß er bey ihr mit **Servien** und **de Lionne** Unterhandlung pflegen wollte, welche sich im Namen der Königin dahin begeben sollten. Sie trug ihnen auf, ihm die Statthalterstelle über **Guyenne** anzubieten und denjenigen zum Generallieutenant zu machen, den er dazu vorschlagen würde; und ihm zu erlauben sich mit so viel Kriegsvölkern dahin zu begeben, als er zu seiner Sicherheit für dienlich erachtete, mit dem Beding, daß er sich auf keiner Weise der Rückkehr des Kardinals widersetzen wollte, wenn allenfalls der König denselben zurück zu berufen für gut befände. Man ertheilte auch dem Prinzen von **Conti** die Statthalterstelle von **Provence**, nebst einigen Gnadenbezeugungen für alle diejenigen, die sich zu der Parthey der beyden Prinzen gehalten hatten; dies hieß in der That so viel als den Aufruhr belohnen. So beträchtlich diese Vortheile auch waren, so foderte der Prinz von **Conde** noch überdies die Statthalterschaft von **Blaye**. Dieser letzte Artikel machte, daß die andern noch nicht vollstrecket wurden. **Servien** und **Lionne** verlangten einige Frist, um die Königin dazu zu bewegen; es war

aber

aber keine andere Ursache dabey, als Zeit zu gewinnen, dem Kardinal davon Nachricht zu geben, der die Unterhandlung auf einmal abbrach, nachdem er solche auf die lange Bank geschoben hatte. Ein solches Betragen entrüstete den Prinzen aufs heftigste. Er zweifelte nicht mehr daran, daß man Anfangs die Pfalzgräfin betrogen habe, um ihn durch das Vertrauen, das er auf ihre Redlichkeit setzte, desto besser zu überraschen. Zu gleicher Zeit gab er vor, er habe Nachrichten bekommen, oder hatte dergleichen wirklich erhalten, die ihn versicherten, man habe die Absicht, ihn zum zweyten mal gefänglich einziehen zu lassen.

Die Art und Weise, wie man mit ihm gehandelt hatte, machte ihn sehr geneigt zu glauben, man habe gar den Vorsatz, seiner nicht zu schonen; und indem einer von seinen Anhängern plötzlich kommen war, ihn zu benachrichtigen, daß etliche Kompagnien von der Garde sich gegen die Vorstadt **St. Germain** zögen, so zweifelte er nicht mehr daran, daß es geschähe um den Pallast **de Conde** zu umringen, von dannen er sich unter einer kleinen Begleitung aufs eiligste heraus und nach **St. Maur** begab.

Den Tag darauf schickte der Prinz von **Conti** einen von seinen Pagen ans Parlement, dem er ein Schreiben von dem Prinzen einhändigen ließ, welches die Bewegursachen entdeckte, welche ihn genöthiget so schleunig aus **Paris** wegzugehen. Die vornehmsten waren die wiederholten Nachrichten, die er von allen Seiten her erhalten, von den bösen Absichten der Königin gegen ihn und der genaue Briefwechsel zwischen der Königin und dem Kardinal zu Köln; er schrieb,

dieser

dieſer verwieſene und von dem Parlement in die Acht erklärte Miniſter hätte mehr Gewalt bey Hofe als jemals; deſſen Anſchläge würden gänzlich befolget, und man ſuchte ihn ſo gar in dem Orte ſeines Aufenthalts auf; das Anſehen ſeiner Günſtlinge bey der Königin und die Entfernung aller derer, denen er nicht gewogen geweſen, gäben für Frankreich Beweiſes genug, daß es anſtatt von dieſem öffentlichen Feinde befreyet zu ſeyn, noch mehr von ſelbigem zu fürchten habe als jemahls. Der Prinz fügte dieſen Beſchwerden noch bey, wenn man eine ſichre und beſtändige Einrichtung getroffen haben würde, um alle Gemeinſchaft mit dem Kardinal zu verhindern, daß die Prinzen ſich bey Hofe befinden könnten, ſo würde er nicht ermangeln, ſich zum König zu begeben, um ihm mit allem möglichen Eifer ferner zu dienen.

Nach Durchleſung des Schreibens, worinnen dieſe umſtändliche Nachricht enthalten war, machte der erſte Präſident einen von der Königin erhaltenen Befehl bekannt, daß ſie hierüber keine Berathſchlagung anſtellen ſollten, ohne erhaltene Befehle von ihr. Sie ſchickte ihnen einen zu, daß ſie ſich in den königl. Pallaſt begeben ſollten, wo die Königin die Anerbietung mit vieler Sanftmuth anhörte, die ihr die Geſellſchaft that, ſich bey dem Vergleich des Prinzen mit dem Hofe ins Mittel zu ſchlagen. Sie verſicherte das Parlement, ihre Abſicht ſey nie geweſen auf die Freyheit des Prinzen etwas zu unternehmen, und habe ihm hierüber ihr Wort durch verſchiedene Perſonen vom Range geben laſſen. Dieſe Verheiſſungen gaben dem Prinzen keine Verſicherung, als welcher erfahren hatte, wie wenig Beſtand dieſelben

hatten,

hatten, da er wider tausend Versicherungen, die ihm gegeben und mit einer beglaubten Erklärung unterstützet worden, dennoch ein dreyzehenmonatlich Gefängniß habe ausstehen müssen. Die Regentin setzte hinzu, daß sie es hoch betheure, an die Rückkehr des Kardinals Mazarin nicht gedacht zu haben. Diese letzte Betheuerung diente einzusehen, wie sehr man sich auf die Aufrichtigkeit der andern verlassen könne. Die Königin läugnete, daß sie einigen Theil an den Reisen nach Köln habe und daß am Hofe Leute wären, die sich wegen der Rückkehr des Kardinals ins Mittel schlügen.

Der Prinz von Conti, welcher bey der Versammlung des Parlements zugegen war, als die Vorlesung der Nachricht geschahe, worinnen die Beantwortungen der Königin enthalten waren, versetzte darauf, sein Bruder werde so lange nicht an Hof kommen, bis man alle Freunde des Kardinals, die in dem den Tag vorher geschriebnen Berichte namentlich angezeigt wären, entfernet hätte; übrigens versichre er, er habe keine andere Absicht, als dem König und dem Staat mit eben dem Eifer zu dienen, als da er die Schlacht bey Rocroi, bey Lens, bey Freyburg, und andre mehr, gewonnen hätte.

Die Vorzählung dieser Siege, die dem Staat so vortheilhaft gewesen, that eine wunderbare Wirkung auf das Gemüth der Zuhörer. Die ganze Gesellschaft sprach einmüthig aus, man solle den Herzog von Orleans bitten, sein Ansehen anzuwenden, um von der Königin die nöthige Sicherheit für den Prinzen zu erhalten, und diesen zu vermögen, daß er seinen Argwohn bey den Bemühungen, die man anwenden würde, sol-

chen

chen zu heben, aufgäbe. Alles was man von Seiten des Herzogs von Orleans und des Parlements that, war vergebens, weil die Königin ihren Vorsatz schon gefasset, und suchte den Prinzen zu zwingen eine Parthey zu ergreifen, die ihm schädlich seyn könne; sie betrieb dieses mit der grossen Hitze, die ihr natürlich war. Demohnerachtet that diese Prinzeßin ihr möglichstes, die Unterhändler der Aussöhnung zu überreden, es läge nicht an ihr, daß solche nicht zu Stande gebracht worden.

Das Parlement ließ sich nicht blenden durch den Anschein der Aufrichtigkeit, welche die Regentin versicherten; und um sie in die Nothwendigkeit zu versetzen entweder ihren bösen Vorsatz zu offenbaren, oder dem Prinzen die nöthigen Versicherungen zu verschaffen, so baten sie dieselbe, daß sie die Gütigkeit haben möchte, eine Erklärung wider den Kardinal Mazarin zu bewilligen und die Vollziehung der Parlementsschlüsse hierüber anzubefehlen. Die Zeit, welche die Königin hierzu nahm, auf diese Bitte zu antworten, bewies, daß der Prinz die lautere Wahrheit vorgebracht, da er gesagt, alle Entschlüsse des Staatsraths kämen von Köln und andern Orten, dahin sich der Kardinal wendete. Diesmal schien das Gutachten, welches der Staatsrath, nachdem er sie lange darauf hatte warten lassen, ertheilte so beschaffen zu seyn, daß es den Prinzen zufrieden stellen könnte. Er willigte ein, den Servien, den Tellier und Lionne von der Königin zu entfernen, welche sich ein jeder nach verschiedenen Provinzen begaben.

Ein so grosses Opfer, worin der Kardinal nicht anders als mit vielem Widerwillen gewilliget hatte, er-

weckte der Königin den gröſsten Verdruß. Ob sie schon die Bewahrerin der uneingeschränkten Gewalt und hartnäckig war, so sahe sie sich doch gedrungen, ihren vornehmsten Staatsrath aus ihrem Reiche zu verweisen und nach ihm alle diejenigen, die sie wegen seiner Abwesenheit tröſten und zu seiner Zurückkunft Hoffnung machen konnten.

Gleichwohl muſste sie sich dazu entschlieſſen und diese Prinzeſsin konnte sich nicht anders befriedigen als daß sie bey Abschickung des Befehls an **Lionne**, **Tellier** und **Servien**, dem Kanzler erlaubte, ihre guten Eigenschaften zu rühmen und den Eifer zu erkennen, welchen selbige allezeit für das Beste des Staats bezeigt hätten. Der Prinz nahm daher Gelegenheit, das Parlement, wohin er sich den Tag nach der Abreise dieser drey Personen begeben hatte, zu ersuchen, daß sie mit in der Erklärung begriffen würden, Kraft deren die Freunde und die Anhänger des Kardinals **Mazarin** auf immer von der Verwaltung der Staatssachen entfernet würden; daß er nachher keine Schwierigkeit mehr machen wolle, dem König und der Regentin seiner tiefsten Ehrfurcht und Dienstfertigkeit zu versichern: wo er aber diese letztere Genugthuung nicht erhielte, so könnte er sich dazu nicht entschlieſsen.

Da das Parlement ihm dazu keine Hoffnung machte, so wendete sich dieser Prinz nach abgestattetem Besuch bey dem Herzog von **Orleans**, wieder nach **St. Maur**, so sehr man ihn auch zu bewegen suchte, zu **Paris** zu bleiben und dem König und der Königin aufzuwarten. Der stärkste Bewegungsgrund, den man deswegen anführte, war, daß da der König binnen

nen einigen Tagen die Volljährigkeit erlangen würde, er sich genöthiget sähe entweder schleunig nach Paris zu kommen, um zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten, ohne einige Zubereitung auf eine so wichtige Cärimonie; oder wenn er sich weigere dahin zu kommen, so werde er sich hierdurch für einen Feind des Königs erklären, und sich selbst aus dem Königreich verbannen. Der Prinz zog dieses letztere vor und blieb zu St. Maur, während daß alles zur Erklärung der Volljährigkeit veranstaltet wurde, welche mit Aussetzung der Reliquien des H. Ludwigs zu St. Denis en France den Anfang nahm.

Bey Anrückung dieses hohen Tages begab 1651 sich der König zu Pferd zu dem Parlement unter Begleitung aller Kronbedienten, der Prinzen vom Geblüte (den Prinz von Conde ausgenommen), der Herzoge und Pairs und der Marschälle von Frankreich. Da sie alle Sitz genommen hatten, erhob sich der König von seinem Thron, und sprach:

„Meine Herren, ich bin in mein Parlement ge„kommen um euch zu sagen, daß ich nach dem Grund„gesetz des Königreichs gedenke die Regierung meines „Staats zu übernehmen. Ich hoffe, GOtt werde mir „die Gnade geben, daß es in Gottseligkeit und mit Ge„rechtigkeit geschehen möge. Mein Kanzler wird euch „das übrige vortragen.„ Darauf führte diese obrigkeitliche Person das Wort und versicherte, der König habe den Vorsatz alle Ursachen des Misvergnügens zu vergessen, das man ihm in vergangner Zeit möchte erwecket haben, und zu diesem Ende verwillige er eine allgemeine Amnestie.

Die Königin wendete sich zu dem König und redete ihn also an: „Dies ist nun das neunte Jahr, daß „ich Kraft des letzten Willens weyland des Königs, „meines Hochgeehrtesten Herrn, die Sorge Eurer Auf„erziehung und der Regierung eures Staats über mich „genommen habe. GOtt hat nach seiner Gütigkeit „meine Arbeit gesegnet und eure Person, die mir so „lieb und euren Unterthanen so schätzbar ist, erhalten. „Da euch nun jetzo das Gesetz des Königreichs zur Re„gierung dieser Monarchie rufet, so übergebe ich euch „mit grossem Vergnügen die Gewalt, die mir deswegen „anvertrauet war. Ich hoffe, GOtt werde euch seinen „Geist der Tapferkeit und der Klugheit nicht versagen, „damit ihr eure Regierung glücklich führen könnet.„

Nach dieser Rede nahete sich die Königin zu dem Könige und neigte sich, um ihm zum Zeichen der Huldigung die Hand zu küssen; aber der junge Monarch kam ihr zuvor, und umarmte sie mit vieler Zärtlichkeit. Gegen seinen einzigen Bruder den Herzog von **Anjou**, äusserte er nicht so viel Höflichkeit; er ließ geschehen, daß dieser junge Prinz zu seinen Füssen niederkniete und ihm bey Ablegung des Eides der Treue die Hand küsste; er hob ihn auf und umarmte ihn. Nach dem Herzog von **Anjou**, schworen der Herzog von **Orleans**, der Prinz von **Conti**, und alle Herren der Versammlung dem Könige die Treue.

Die Abwesenheit des Prinzen von **Conde** mußte bey einer Cärimonie, bey der er eine der ersten Stellen hätte haben sollen, nothwendig sehr in die Augen fallen. Der Kanzler beklagte sich darüber in der Rede, aber auf eine Weise, die dem Prinzen vortheilhaft war, wenn

etwas

etwas den Unglücklichen vortheilhaft seyn kann, so lange sie in Ungnade stehen. Der Kanzler redete von nichts als von Eroberungen und von Siegen des Prinzen und that Wünsche für seine Zurückkunft und bekannte frey, man könnte nicht genug thun um einem Helden, dessen Tapferkeit der Nation so nützlich gewesen wäre, wieder Vertrauen beyzubringen.

Ob gleich der Kanzler die Abwesenheit des Prinzen von Conde auf einer guten Seite vorgestellet hatte, so fanden doch die mehresten dabey eine übertriebne Hartnäckigkeit und einen eigentlichen Ungehorsam, welcher wirklich dabey war. Man zweifelte nicht, daß ein Streich von dieser Art das Vorspiel von einem offenbaren Aufruhr sey. Es ist gewiß, daß der Prinz schon an den Grafen von Fuensaldagne, den spanischen General in Flandern, geschickt hatte, um von ihm zu erfahren, was er für Beystand von dem König seinem Herrn hoffen könne. Während der Erwartung einer Antwort war er auch unruhig über die Wirkung eines Briefs, den er an den König geschrieben hatte um sich zu entschuldigen, daß er sich nicht bey dem Antritt der Regierung eingefunden hätte. Er brachte darinnen eben die Gründe vor, die schon in seinen vorigen Berichten angeführet worden waren. Man würdigte solche aber eben so wenig einer neuen Aufmerksamkeit; vielmehr rief der König unterdessen, da er einer Seits schien die Absicht zu haben dem Prinzen alles zu verwilligen, was zu seiner Zufriedenheit etwas beytragen könnte, auf der andern Seite den Marquis von Chateau-Neuf, dessen Todfeind, zurück, um ihm die vornehmste Verwaltung der Reichssachen zu übertragen. Dem

ersten Präsidenten de Mole, mit dem er sich entzweyet hatte, übergab man die Siegel, und dem Herrn de le Vieuville, dem er nie günstig gewesen war, verwilligte man die Stelle eines Obersteuerauffehers.

Man hatte damahls nicht mehr Ursache zu zweifeln, daß die Absicht der Königin sey den Prinzen aufs äusserste zu treiben, ihn dem Kardinal aufzuopfern und zufrieden zu seyn, ihn bey den Feinden zu sehen, wenn nur dieser Minister nach Frankreich zurück käme. Da man dem Marquis de Chateau Neuf die Stelle eines ersten Staatsraths verwilligte, so hatte man von ihm das Versprechen thun lassen, daß er sich um die Rückkehr des Kardinals alle mögliche Mühe geben sollte; welches eben so viel war, als die Stelle, die er bekleidete, aufgeben und für seinem Feind bereit halten. Man zweifelte eben so wenig, daß er sein Versprechen halten werde, er hatte auch seinen Rang blos dem Hasse zuzuschreiben, den der Prinz gegen ihn hegte. Dieser ging so weit, daß als dieser die Erhebung des Chateau-Neuf zu der Stelle eines ersten Ministers erfahren, er betheuerte, daß es ihm verdrießlicher sey, als wenn man den Kardinal Mazarin wieder eingeführet hätte. Die Wahl der beyden andern Personen entrüstete ihn eben so sehr. Die Stellen, die sie einnahmen, waren seinen Freunden genommen worden, deren ganzes Verbrechen darinnen bestund, daß sie wohl von ihm gesprochen und ihm Dienste erwiesen hatten. Er beschwerte sich darüber mit Bitterkeit in einem Schreiben, welches er an den Herzog von Orleans gerichtet, davon der ganze Erfolg war diesen Prinzen in Verlegenheit zu

setzen

ſetzen und ihm vergeblich zu beweiſen, daß der Prinz Recht habe.

Damit aber inzwiſchen der Hof das Anſehen haben möchte, als ob er in Anſehung deſſen noch eben ſo geſinnet wäre, ſo verwilligte er ſo viel Erklärungen als man wollte zur Verſichrung ſeiner Unſchuld. Man wußte, daß er bald gezwungen ſeyn würde, ſtrafbar zu werden, und hiedurch alles das ungültig machen würde, was man vortheilhaftes für ihn bis dahin vorgenommen haben möchte. Um ihn vollends zu ſtürzen, ließ man in der Hauptſtadt die Vortheile erſchallen, die von dem Marſchall d'Aumont, einem Anhänger des Mazarin, über die Spanier in Flandern erhalten worden; geringe Scharmützel, wurden als ordentliche Schlachten angekündigt, und aus zwey oder drey hundert Mann, die zurückgeſchlagen worden, wurde ein anſehnlicher Sieg gemacht. Die Rückkehr des Kardinals, davon die Hofleute einen lebhaften Vorſchmack hatten, hatte davon eben ſo vielfältigen Wiederſchall verurſachet, welcher alles wiederholte, was für denſelben günſtig ausfallen konnte. Man pries öffentlich den Eifer, den er für den Staat bey allen Gelegenheiten beweiſe, ob er gleich deswegen ſo gemishandelt worden wäre; und es begegnete damals Frankreich kein Glück, davon er von ſeinen Freunden nicht zum Urheber ausgegeben wurde.

Der Marſchall d'Aumont, einer von denen, welcher ihm ganz beſonders ſeine Beförderung zu dieſer Würde zu verdanken hatte, der an den Gränzen von Flandern kommandirte, ſchlug die Spanier zu verſchiedenen malen an der Schelde; welches denn viel Achtung für ſeine Armee zuwege brachte. Man wußte,

te, daß solche es gänzlich mit dem Kardinal Mazarin hielte wegen der Verbindlichkeit, die der General und die andere Officiere gegen ihn hatten. Die Frondeurs waren aufgebracht, und da sie nicht zweifelten, diese siegenden Kriegsvölker würden den Kardinal in das Königreich zurückbringen, so lagen sie dem Herzog von Orleans an, seinen Titel als Generallieutenant geltend zu machen, der ihm über alle Armeen eine unumschränkte Gewalt gäbe. Er stimmte darein; aber der Kardinal wußte sich so geschickt zu betragen, daß die Truppen des Marschall d' Aumont ihm ergeben blieben. Sie schickten so gar einige ihrer Officiere an die Regentin, um sie ihrer Unterthänigkeit zu versichern und sich verbindlich zu machen von niemand als von Ihrer Majestät Befehl anzunehmen.

Der König war unterdessen mündig geworden. Die königliche Mutter legte den Titel einer Regentin ab, wie schon gemeldet worden; sie behielte jedoch alle damit verbundene Gewalt um so viel lieber, da sie nicht mehr verbunden war sich in ihrem Unternehmen so einzuschränken, da der König, ihr Sohn, damahls der einige war, dem sie Rechenschaft zu geben hatte. Die Armee in Flandern versicherte damals ihre Ergebenheit auf Anregen des Kardinals von neuem. Er that es, um die Königin in dem Vorsatz zu bestärken, den sie gefaßt hatte, ihn schleunig zurück zu rufen; welches sie um desto lieber unternehmen würde, wenn sie ihn von der Armee unterstützet sähe.

In der That gingen alle Absichten dieser Prinzeßin auf die Rückkehr ihres ersten Staatsraths *); und sie fing

*) Hist. de Louis XIV. Mem. du Card. de Retz.

fing an, alles zu einem glücklichen Erfolg dieser Sache zu veranstalten. Die Frondeurs, die dieses wahrnahmen, schrien viel lauter als jemals. Der Herzog von Orleans wurde durch ihr Geschrey gereizet und warb Truppen an, und man gab dem Herzog von Beaufort das Kommando darüber nebst dem Befehl zu dem Herzog von Nemours, seinem Schwager, zu stossen, welcher General der spanischen Armee in Flandern war. Um eine solche seinen Angelegenheiten so widrige Vereinigung zu hintertreiben legte der Kardinal die Verstellung ab und stellte sich selber an die Spitze eines Kriegsheers, und hatte unter sich die Marschälle d' Hocquincourt und de la Ferte Seneterre nebst den Grafen von Navailles und von Broglio. Im Gefolge von kriegerischen Truppen redete der Kardinal in einem hohen Ton, und verlangte von den Spaniern einen Geleitsbrief, um nach Frankreich zu gehen, ohne Bekümmerniß ein Treffen zu liefern, wenn man ihm nur den Eingang in Frankreich nicht streitig machte. Die Spanier verweigerten den freyen Paß, welches die Fortreise des Kardinals nach Frankreich nicht aufhielt. Also sahe man eben diesen Minister, welcher genöthiget worden war, aus dem Königreiche zu gehen, worinnen er nichts als Gefängniß oder den Tod erwarten durfte, auf einmal als einen Eroberer wieder darinnen einrücken.

Das Gerücht von seiner Annäherung erscholl bis zu der Hauptstadt und machte alle Gemüther rege. Das Parlement donnerte mit neuen Schlüssen auf ihn los und verordnete dem Könige Vorstellungen zu thun, die mit vieler Heftigkeit vorgetragen wurden, die man aber so beantwortete, daß man glauben mußte, alles sey zwi-

schen dem Hofe und dem Kardinal so gut verabredet, daß nichts die Rückkehr dieses Prälaten hindern könnte. Welches denn die Schärfe eines Parlementsschlusses, der wider ihn abgefasset war, vermehrte, in welchem allen Unterthanen des Königs auferlegt wurde, ihn zu überfallen; daß sein Büchervorrath und sein Geräthe an die meistbietenden verkauft, und von diesem daraus gelöseten Gelde hundert und zwanzig tausend Livres abgezogen werden sollten, zur Vergeltung für denjenigen, der diesen Prälaten lebendig oder todt den Gerichten einliefern würde. Wenn der römische Hof nicht so übel gesinnt gewesen wäre gegen den Kardinal als er es damals war, so würde solcher ohne Zweifel die Beschimpfung von einem dergleichen Schluß, welcher das Leben eines Kardinals feil bot, gerächet haben; aber der damahls regierende Pabst war ein Todfeind des Kardinals, und er stellte sich, als wüßte er von alle dem nichts, was man der Ehre des Purpurs zuwider anspann, um nicht verbunden zu seyn, sich dabey ins Mittel zu schlagen. Da der Kardinal von der Gewalt des Königs und von einem Kriegsheer unterstützt war, so bekümmerte er sich wenig um auswärtige Hülfe. Es war für ihn weit rühmlicher, daß er niemanden als sich selber so wohl seine Wiederherstellung als die Vernichtung aller schimpflichen Parlementsschlüsse zu danken hatte.

Zu Folge des obgemeldten Schlusses schritte man zum Verkauf seines Bücherschatzes, eines der schönsten in Europa. Ein geheimer Befehl, den der König abschickte um sich dawider zu setzen, hinderte es nicht, immer weiter fortzufahren; und diese seltne Sammlung

von

von Büchern, die man mit vielen Unkosten bey ausländischen Nationen aufsuchen lassen, wurde unglücklicher Weise zerstreuet, ohne daß die genauesten Nachforschungen solche je wieder hätten zusammen bringen können. Von allen Haabseligkeiten des Kardinals bedaurete man blos diese; die andern wußte er wieder reichlich zu ersetzen, und dieses machte auch sein Unglück empfindlicher, daß er diesen Streich abzuwenden nicht vermögend gewesen.

Gewiß ist es, wenn der König zu Paris gewesen wäre, so würde der Büchervorrath des Kardinals nicht verkauft worden seyn; aber die Unruhen, die sich weit stärker als jemals erhuben, hielten den Hof in den Landschaften jenseits der Loire zurück. Während dieser Zeit rückte der oberste Staatsrath an der Spitze seiner Armee immer näher herbey, und verdoppelte seine Bemühungen, die spanischen Truppen zu hindern, daß sie sich nicht mit den misvergnügten Franzosen vereinigen könten. Es ging dieses eine Zeitlang glücklich von statten; aber endlich stiessen die beyden Armeen zusammen und kamen sich mit einander in die der Hauptstadt am nächsten liegende Länder zu lagern.

Der Kardinal, dem diese Vereinigung gar wichtig schien, eilete, sich zu dem König zu begeben. Man wollte sich der Geschwindigkeit seiner Reise widersetzen; diejenigen aber, so es unternahmen, waren darinnen nicht glücklich. Weder die Erklärungen noch die Schlüsse hielten Stich gegen die Stärke seiner Waffen; und man erfuhr endlich, daß er noch eine Tagreise von Poitiers wäre, wo sich der Hof damals aufhielte.

Es

1651 Es kamen einige Gegenvorstellungen von Seiten des Parlements dahin. Die Abgeordneten des Parlements stellten die Gefahr vor, die sich dabey befände, wenn die Zurückkunft des Kardinals Mazarin verstattet würde, in einem Königreiche, daraus er durch so viele Parlementsschlüsse verbannt worden wäre, den alle Unterthanen verabscheueten; daß seine Gegenwart, die vormals so schädlich gewesen, künftig es noch unendlich mehr seyn würde zu einer Zeit, da ganz Frankreich sich wider ihn bewafne, dessen Prinzen mit einander die Vollziehung der wider seine Person abgefaßten Parlementsschlüsse verlangten; daß inzwischen dieser verwegene Mann in den Landschaften immer weiter fortrücke im Gefolge zahlreicher Truppen, als wolle er die Unterthanen unterdrücken und den Oberherrn bedrohen.

Der König antwortete hierauf, der Kardinal habe zu keinem andern Endzweck Truppen geworben als zu seinem Dienste, und führe solche auf seinen Befehl nach Frankreich. Auf eine solche Antwort war nichts einzuwenden. Die Abgeordneten des Parlements konten fernerhin dem Kardinal das Verhalten, welches der Monarch gut hieß, nicht mehr als ein Verbrechen anrechnen; und sie kamen zu ihren Mitgliedern zurück mit Verdruß, daß sie es am ersten wissen sollten, daß die Wiedereinführung des Prälaten gewiß sey, und daß sie von seiner Gewalt alles zu befürchten haben würden.

Das, was die Königin Mutter hierbey dem jungen König thun ließ, ging weit über alle Vorstellung, die man sich davon gemacht hatte. Da sie vernommen hatten, daß der Kardinal nur noch etliche Meilen von

Poitiers

Poitiers entfernt sey, stieg Ludwig 14. und der Herzog von Anjou, dessen Bruder, zu Pferd, um ihm entgegen zu reiten; der König umarmte ihn und nahm ihn mit grossen Freudensbezeigungen auf; er führte ihn nach Poitiers, und ließ ihn in dieser Stadt als einen Sieger den Einzug halten. Die Art, mit der ihn die Königin empfieng, übertraf des Königs seine unendlich weit. Die Zurückkunft dieses Ministers verursachte ihr eine um so lebhaftere Freude, je mehr ihr Ruhm bey dieser Gelegenheit litte. Sie erhob ihn an diesem Tage über die Neigung des Volks, über die Bemühungen der Prinzen, und über die Beschwerden aller Parlementer des Königreichs; die Drohungen von einigen, die Gegenvorstellungen von andern, die Ränke, die heimlichen Verständnisse, die vorigen Bewegungen, die Zwietracht, die Unruhen und der gegenwärtige Krieg, alles dieses machte ihr eine angenehme Vorstellung, da die Ueberlegung ihr den Kardinal in dem Zustande vorstellte, worin er alle diejenigen, die ihn die Flucht zu nehmen veranlasset, zitternd machen könne.

Der Marquis de Chateau Neuf hatte damals den Titel des vornehmsten Ministers; und die Königin hatte ihn ausdrücklich damit beehret, um dem Prinzen von Conde, dessen Todtfeind, Verdruß zu erwecken, und ihn so weit zu bringen, daß er diese Würde wieder mit weniger Mühe auf den Cardinal gebracht sehen müste, indem der Cardinal wirklich der Gegenstand seines Hasses nicht so sehr war, als der Marquis von Chateau Neuf. Also war die vornehmste Ministerstelle, eigentlich zu reden, nichts anders, als ein in die Hände des letztern zur Verwahrung gegebnes Gut. Er hatte allzu-

allzuviel Einsicht, als daß er seinen Zustand und die widrigen Folgen desselben nicht hätte erkennen sollen. Er richtete auch sein Betragen nach den Umständen ein, bat, daß man ihm erlauben möchte, abzutreten, und ließ die von ihm bekleidete Stelle dem Kardinal, seinem Feinde.

Alles dieses gieng bey Hofe zum Besten des Kar-
1652. dinals vor, und er hatte vollkommen Ursache, sich über sein Glück zu freuen; da es sich aber gegen ihn allezeit wankend und eigensinnig bewiesen hatte, so befürchtete er noch dessen Unbeständigkeit, und wünschte heftig, daß eine dauerhafte Aussöhnung mit dem Prinzen ihn in einen Zustand setzen möchte, in dem er nichts mehr zu befürchten hätte. Dieser, da er nicht wohl im Stande war, Krieg zu führen, wegen schlechter Umstände seiner Einkünfte, würde auch schon deswegen gewünscht haben, Frieden zu machen. Er wußte, daß in Frankreich der Oberlandesherr allezeit über seine mißvergnügten Unterthanen den Sieg davon trage, daß es, je länger der Aufstand daure, desto gewisser sey, daß man davon Vortheil ziehe; daß die den Franzosen so natürliche Leichtsinnigkeit eben sowohl diene, sie wieder zur Unterwerfung zu bringen, als es die Liebe zur Pflicht thue; daß es endlich natürlich sey, zur Quelle zurück zu gehen, woher die Gnadenbezeigungen, die Wohlthaten und die Strafen fliessen; und daß die Gewohnheit und die Schuldigkeit allezeit über die Hitze und über das Misvergnügen die Oberhand behalten. Von diesen Grundsätzen überzeugt, würde der grosse Conde niemals an der Spitze spanischer Armeen erschienen seyn, wenn er blos seiner Neigung gefolget wäre. Aber fast allezeit beherr-

beherrschen uns unsere Umstände, und bringen uns weit von unsern Gesinnungen ab. Auf einmal den Vorschlägen des Kardinals nachzugeben, die er so oft hochmüthig verworfen hatte, kam ihm als eine Schwachheit vor; wieder an den Hof zu kommen, wo derselbe die Herrschaft hatte, dünkte ihm eine Feigheit zu seyn. Ganz Frankreich, ganz Europa hatten die Augen auf ihn gerichtet, und er hielt es einem der vornehmsten Prinzen vom Geblüte für schimpflich, an denjenigen Orten wieder zu erscheinen, von wannen er mit vergeblichen Bemühungen seinen Feind zu vertreiben gesucht, wo er auf keine Weise leben konnte, ohne unter dessen Gewalt, und einen Haufen ansehnlicher Herren mit sich dahin zu nehmen, als eben so viel Sklaven, die er zum Triumphe seines Feindes darböte. Wenn auch auf der andern Seite der Kardinal sehr geneigt war, Frieden mit dem Prinzen zu machen, so setzte sich doch die Königin dawider. Es war ihr nicht genug, ihrem Minister den Sieg zu verschaffen, sie begehrte auch den Untergang seiner Verfolger. Nur ihr konnte es viel Beschwerlichkeit verursachen. Einer der vornehmsten Prinzen vom Geblüte ist ein Opfer, das man nicht leichtlich schlachtet, und welches bey seinem Falle oft den Opferpriester mit hinreissen kann. Aber die Furcht für den Folgen bewegte die Königin nicht; sie war nur blos durch den gegenwärtigen guten Erfolg eingenommen; und wenn etwas mit demjenigen Vergnügen, das ihr die Zurückkunft des Kardinals verursachte, verglichen werden konnte, so konnte es nichts anders seyn, als die Entfernung des Prinzen. Dies war für sie eine grosse Ursache zur Freude, daß sie denselben jetzt als den Gegenstand

genstand der öffentlichen Verbannungen sahe, wie sonst ihr Minister es gewesen war. Diese Prinzeßin zweifelte nicht daran, daß das Schicksal des grossen Conde mehr Folgen haben werde, als das Schicksal eines Italieners, der in Frankreich blos durch die Unruhen bekannt worden, die er daselbst verursacht hatte. Da hingegen der andere daselbst verehret wurde wegen des Ansehens seiner hohen Geburt und wegen des Glanzes seiner Siege: so zweifelte sie nicht, daß der Prinz von Conde, wenn er die feindlichen Truppen in sein eigen Land führe, vielleicht noch von vielen Franzosen werde bewundert und geliebet werden; und daß man aller ihrer Anstalten ohngeachtet alsdann an ihm den Ueberwinder von Rocroi und den Erretter der Nation erkennen werde. Eben dies wider seinen König, auch aus Noth gedrungen, zu seyn, heißt allezeit so viel, als sich strafwürdig machen. Diese Grundregel beruhigte die Königin. Sie benahm dem grossen Conde alle Art von Entschuldigung; und obschon das Innere ihres Herzens widerstund, ihn als sträflich anzusehen, so war ihr doch genug, daß die äussere Aufführung ihn des Verbrechens schuldig erklärte, und daß er dem zu Folge sich verfolget sähe.

Da auf diese Weise auf einer Seite ein kühner und empfindlicher Prinz sich befand, der sich nicht anders, als durch Gelindigkeit und Nachsehen, zurück bringen ließ; und auf der andern eine Königin, die nichts anders als Uebermuth und Strenge brauchen wollte; so wurden die Sachen mehr als jemals verwirrt, und man rüstete sich beyderseits zu einem grausamen Kriege: welches dann beweiset, daß Privatleidenschaften das Schicksal der gröſten Staaten eben sowohl, als

der

der geringsten Familien entscheiden; und daß dasjenige, was man unter dem geheimnißvollen Namen einer hohen Staatsklugheit verehret, aus eben diesen Leidenschaften herrühre, und blos durch dieselben wirke.

Der Prinz von Conde, der allen Schwierigkeiten eines gütlichen Vergleiches zuvorgekommen war, dachte darauf, wie er seine Macht verstärken möchte, indem er gemeine Sache mit den Parlementern des Königreichs zu machen suchte. Alle hatten sich durch Schlüsse wider den Kardinal Mazarin hervor gethan: seine Achtserklärung war durch sie geschehen, und die Wiederkunft dieses verurtheilten Prälaten konnte ihnen nicht anders als verhaßt seyn, weil dadurch ihr Ansehen verächtlich wurde. Hauptsächlich schien das Parlement zu Paris nöthig zu haben, sich mit äussersten Kräften der Wiedereinführung des Kardinals in den Staatsrath und seinem Aufenthalt im Königreich zu widersetzen. Dasselbe hatte ja die Verkümmerung und den Verkauf der Haabseligkeiten dieses Prälaten anbefohlen, und den Unterthanen des Königs auferlegt, ihn als einen Feind zu verfolgen, indem es ihn für einen Verräther des Vaterlandes und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt, und auf seinen Kopf ein gewisses Geld gesetzet hatte. Da ein solches Verfahren nicht entschuldiget werden konnte, so muste es behauptet werden, und anfänglich glaubte man, dieser Gerichtshof habe den Vorsatz dazu schon gefasset. Es waren auch wirklich zween ihrer Abgeordneten auf den Gränzen an der Spitze einiger Truppen erschienen, um dem Kardinal den Durchzug streitig zu machen. Die Bedeckung dieser Parlementsräthe scharmutzierete auch sogar mit einer

Parthey vom Marschall d'Hocquincourt, dem General der Armee des Kardinals. Sie zogen den kürzern, und einer ihrer Abgeordneten wurde zum Kriegsgefangnen gemacht; und man glaubte, dieser Umstand würde das Pariser Parlement noch mehr zur Rache aufbringen. Es machte auch wirklich viel Geschrey, und drohete sogar. Es faßte einige Schlüsse wider den Marschall d'Hacquincourt ab; dieser aber, von der königlichen Gewalt unterstützt, und an der Spitze einer Armee, verachtete dergleichen leere Versuche, da keine Macht ihnen den Nachdruck gab. Von diesem Tage an ließ das Parlement nichts weiter merken, als eine grosse Liebe zur Ruhe und zum Frieden. Nach einigen neuen Vorstellungen wegen der Rückkehr des Kardinals hörte dieser Gerichtshof auf, davon weiter zu reden. Alles was er zum Besten des Prinzen that, bestund darinnen, daß er allezeit insgeheim für ihn eine Neigung behielt, und mit der Registrirung der wider ihn abgefaßten Erklärungen zögerte.

Dieser Prinz unterließ nicht, an diese ansehnliche Gesellschaft verschiedene Briefe zu schreiben, um sie dahin zu bringen, daß sie sich noch weiter herauslassen möchte; sie dienten aber nur blos dazu, daß man ihm zu verstehen gab, er habe nichts weiter daher zu erwarten. Das Parlement von Guyenne hielt nicht so sehr an sich, als die andern Parlementer des Königreichs; und auf das Umlaufschreiben, welches der Prinz von Conde an dasselbe abfaßte, verordnete es, daß einige Abgeordnete in seinem Namen die Entfernung aller derer fordern sollten, die diesem Prinzen mißfielen. Zu Bordeaux, einer Stadt, die in einer Landschaft lag,

sehr

sehr nahe dem Feinde zu und von ihrem Herrn weit entfernt, vermochte man auf eine solche Weise zu reden. Das Parlement von Guyenne empfand allen Vortheil von seiner Lage. Der Prinz von Conde sahe dies auch wohl ein; und da er keinen Ort antraf, wo er sich vortheilhafter hätte festsetzen können, so begab er sich nach Bordeaux, da indeß die Herzoge von Nemours und von Beaufort die Armee des Herzogs von Orleans und die seinige in der Gegend von Paris kommandirten. Die Herannäherung dieser Truppen jagte den Parisern eine Furcht ein, welche besorgten, sie möchten sich allen Verwüstungen eines bürgerlichen Kriegs ausgesetzt sehen. Sie waren zu andrer Zeit die Anstifter von dergleichen gewesen, und ihre Stadt hatte zum Schauplatz desselben gedienet; also waren sie von allen den daraus erfolgenden Unglücksfällen überzeugt, und baten den Himmel, es abzuwenden. Der erste Präsident, damaliger Siegelbewahrer, der auf das Ansehen des Königs und auf das Beste seiner Mitglieder sehen muste, wurde desto mehr aufgebracht, je mehr der Prinz sein Mißvergnügen zu erkennen gab. Ohne Rücksicht auf das Glück eines jeden insonderheit war er blos auf die gemeine Wohlfarth bedacht, und wollte, die Ordnung sollte sogar zum Nachtheil der Ruhe erhalten werden. Dies war seine Denkungsart. Der höchste Gebieter sollte, seiner Meynung nach, der Herr in allem seyn, und dessen Unterthanen sollten die gerechtesten Ursachen zu klagen der Pflicht und der Unterthänigkeit aufopfern. Er erklärte sich offenbar wider den Prinzen von Conde, und widersetzte sich der Berathschlagung, die zu der Eintragung der Erklärung des Königs in das Gesetzbuch

wider den Prinzen und seine Anhänger einen Monat Aufschub verwilligte.

Die Behauptung der öffentlichen Ordnung war der vornehmste Bewegungsgrund, der den ersten Präsident antrieb; übrigens aber war es bekannt, daß zwischen dieser obrigkeitlichen Person und dem Prinzen einige Feindschaft Statt fand, wegen des Herrn de Champlatreux, seines Sohns, welchen er einigermassen von dem Amte eines Staatssecretärs ausgeschlossen hatte, da le Tellier, Servien und de Lionne weggiengen. Auch dieses brachte die Gemüther auf. Die Kundschafter des Prinzen von Conde sprengten aus, der erste Präsident, der vermöge seines Amts als Siegelbewahrer schlechterdings dem Hofe zugethan wäre, befriedige seine Leidenschaft darinnen, was er wider ihn vornähme; er verlange nur seiner Rachgier ein Genüge zu thun, nicht aber seine Pflicht zu erfüllen. Der durch dergleichen Reden erregte Pöbel begab sich Anfangs nach Luxemburg, wo der Herzog von Orleans seinen Aufenthalt hatte. Dieser Prinz wurde in Unruhe gebracht, und sagte zu diesem Haufen, sie sollten bey dem ersten Präsidenten nach der Ursache von alle dem fragen, was in Absicht auf den Prinzen von Conde vorgenommen würde. Der Pöbel begab sich haufenweis in das Parlementshaus; und umrang das Haus des ersten Präsidenten, erhob ein grosses Geschrey, und schien die Sache aufs höchste treiben zu wollen.

Die Bedienten des Präsidenten erschracken, und liessen ihrem Herrn sagen, die Aufrührer droheten, die Thüren einzuschlagen. Ohne die geringste Furcht zu bezeigen, ließ er die Thüren selber öfnen, stellte sich mit

einem

einem heitern Gesicht vor diese aufgebrachte Menge, und redete mit derselben, als ob er ihr Freund und nicht der Gegenstand ihrer Wuth wäre. Seine Standhaftigkeit entwafnete sie; sie wurden über sein einnehmendes Betragen verwirrt, und begaben sich nach einander hinweg, und kamen wieder an der neuen Brücken zusammen, wo sie den übrigen Theil des Tags beysammen blieben. Der erste Präsident berichtete durch den Generalprokurator seinen Kollegen, was ihm begegnet war; und diese befohlen alsbald zweenen Parlementsräthen, wider die Urheber des Auflaufs Untersuchung anzustellen, nebst dem Verbot, bey Lebensstrafe sich zusammen zu rotten, unter was für Fürwand es seyn möchte. Es wurde dem Criminellieutenant, dem Hauptmann der Nachtwache und dem Aufseher der Strassen auferlegt, ihre Compagnien, so wie alle Stadtcompagnien, auf das erste gegebne Zeichen marschfertig zu halten. Der erste Präsident erzählte darauf selbst dem Parlement, wie man sich an seiner Person habe vergreifen wollen. Er redete davon mit eben dem kalten Blut und auf eben die Weise, als ob dieser Zufall einem andern begegnet wäre. Er setzte noch hinzu, man müsse gegen die Unternehmungen der Aufrührer Anstalten machen, und der Herzog von Orleans habe ihm dieselben zugeschickt.

Dieser Prinz war im Parlemente gegenwärtig. Er antwortete mit einer verdrieslichen Mine, ein Haufen Pöbels wäre zu ihm mit grossem Geschrey gekommen, und habe Frieden verlangt; hierauf habe er ihn zu denen gewiesen, die im Stande wären, ihnen solchen zu verschaffen. Dies war so viel, als den ersten Präsidenten beschuldigen, als widersetze er sich dem Frieden.

Diese obrigkeitliche Person war misvergnügt über dergleichen vorgefaßte Meynung, welche sich mehr als zu viel unter seinen Amtsgehülfen ausgebreitet hatte, und verließ Paris, ohne von ihnen Abschied zu nehmen, und begab sich an den Hof.

Die Abreise des Präsidenten, der dem Kardinal, oder vielmehr dem Willen der Königin Mutter so zugethan war, verließ das Parlement mit einer Gesinnung, die in Ansehung des Ministers eben so mißlich, als sie dem Prinzen vortheilhaft war. Er würde daraus grössere Vortheile gezogen haben, wenn die Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Beaufort und von Nemours nicht darzu gekommen wäre.

Diese beyden Herren, ob sie gleich Schwäger waren, hatten gegen einander einen unversöhnlichen Haß. Dies gilt besonders von dem Herzog von Nemours; denn der Herzog von Beaufort, der nie für sich selber dachte, war eben so unfähig sehr zu lieben, als sehr zu hassen; er besaß aber diejenige Tapferkeit, die dem Hause von Vendome eigen ist; wenn man ihm in den Sinn gesetzt hatte, es habe ihm jemand Unrecht gethan, so war er im Stande, sich deswegen nachdrücklich zu rächen: welches denn den Herzog von Orleans genöthiget hatte, ihre Truppen von einander abzusondern, die bey einer solchen Trennung nicht vermögend waren, vor der königlichen Armee, die von den Marschällen von Hocquincourt und von Türenne kommandirt wurden, Stand zu halten.

Dieser letztere, der einer der grösten Kapitäns geworden ist, stand schon damals in einem vortreflichen Ruf; und der Prinz von Conde würde Ueberwinder

gewe-

gewesen seyn, wenn sich dieser grosse Mann nicht an der Spitze seiner Feinde befunden hätte. Er that sein möglichstes, ihn zu gewinnen und ihn zu bewegen, es wie vormals mit ihm zu halten. Es war zu viel für einen Türenne, einmal es versehen zu haben. Seine Treue war unverbrüchlich; jener hatte bey einer Parthey nichts zu fürchten, welcher er sicher den Sieg verschaffen konnte: da er zu den höchsten militärischen Ehrenstellen gelanget war, so hatte er nichts mehr vom Hofe zu hoffen; aber dieser General hatte seine Pflicht zu erfüllen, und würde seinen Ruhm hintangesetzt haben, wenn er solchen mit dem Ruhme des Ueberwinders bey Rocroi auf die Wette gesetzt hätte.

Die königlichen Truppen unter seiner und seines Kollegen Anführung hielten der Prinzen ihre im Zaum, und machten sich das Misverständniß ihrer Anführer zu Nutzen. Alle Freunde des Prinzen von Conde liessen ihm damals zu wissen thun, daß seine Gegenwart schlechterdings nöthig wäre, und daß er Guyenne verlassen müsse, um sich an die Spitze seiner Hauptarmee zu stellen. Der Prinz verstund sich gar nicht gern dazu. Er verließ eine Landschaft, wo er sehr verehret wurde, die ihm ohn Unterlaß neuen Vorschub that, und wo er vor den Unternehmungen des Hofs mehr gesichert war; endlich aber muste er sich dazu entschliessen. Er verkleidete sich, und machte sich einen Geleitsbrief zu Nutzen, den der Marschall de Levi erhalten hatte. Er wurde für einen von dessen Bedienten gehalten, und langte bey seiner Armee an, die bey dem Walde von Orleans sich gelagert hatte. Man empfieng ihn mit ausnehmender Freude. Die Officier hatten nichts mehr von der Hitze

der beyden Schwäger zu befürchten; die Soldaten waren vergnügt, und zweifelten nicht, der feurige Prinz werde sie bald zum Treffen führen. Er hatte den Herzog de la Rochefoucault, den Prinz von Marcillac, Guitot, Chavagne und einige andere mit sich gebracht. Diese Verstärkung von vornehmen Personen gab der Armee ein neues Ansehen, und flößte dem Hof mehr Furcht ein: derselbe befand sich in äusserster Angst, als man ihm die Nachricht brachte, der Prinz von Conde sey kaum in seinem Lager angekommen, und habe schon den Marschall von Hocquincourt geschlagen. Man hielt alles für verlohren, und wäre auch wirklich verlohren gewesen, wenn die Geschicklichkeit und Klugheit des Herrn von Türenne *) das Unglück seines Amtsgehülfen nicht wieder gut gemacht hätte. Er hatte bey dieser Gelegenheit grosse Beweise von seiner Herzhaftigkeit gegeben; aber seiner Bemühungen ohnerachtet muste er weichen, und eingestehen, daß er überwunden sey. Der Marschall von Türenne rückte alsbald an, nicht um den Marschall zu unterstützen, welcher nicht mehr im Stande war, einigen Beystand anzunehmen; sondern sich dem weitern Vorrücken des Ueberwinders entgegen zu setzen, und ihn zu verhindern, daß er die Oerter nicht gewinnen möchte, wo sich damals der Hof aufhielt. Jedermann war daselbst unruhig; und ein jeglicher machte Anstalten, sich zu retten, da man endlich erfuhr, daß der Vicomte de Türenne durch eine glückliche Wendung die siegende Armee aufgehalten habe; und anstatt etwas auf den Hof wagen zu können, zog sie sich zurück nach Etampes, allwo der Marschall bald darauf sie hela-

*) Vie du Vicomte de Turenne.

belagerte. Zur Vermehrung des Unglücks dieſer 1652
ſonſtgemeiniglich immer ruhigen Lande kamen die Truppen des Herzogs Karls von Lothringen an, der ſie dem Herzog von Orleans, ſeinem Schwager, zu Hülfe führete: dieſe verurſachten noch mehr Verheerung und Unordnung, und dienten zu nichts, als nur bey Hof einen blinden Lärmen zu machen, indem er nichts wichtiges unternahm. Da der Herzog vielmehr gekommen war, mit ſeinen Leuten auf Unkoſten der Franzoſen ſeinen Unterhalt zu finden, als etwas entſcheidendes zu unternehmen, ſo brachte er ſeine Zeit zu Paris mit dem Herzog von Orleans und mit der Mademoiſelle de Montpenſier zu, und überließ dem Prinz von Conde alle Anſtalten und Beſorgungen des Kriegs. Dieſer bemühte ſich, den Marſchall von Hocquincourt abſpänſtig zu machen, und unterredete ſich ſogar mit ihm. Er glaubte, ſeine Ungnade würde ihn geneigter machen, ſeine Anerbietungen anzunehmen, aber der General blieb getreu, und tröſtete ſich über ſeiner Niederlage, indem er ſie dem Vicomte de Türenne Schuld gab. Dieſer, von dem ganz Europa anders dachte, rechtfertigte ſich nicht anders wegen eines Fehlers, den ein einziger ihm beymaß, als durch Verrichtung neuer Thaten. Er hatte den Prinzen gezwungen, nach ſeinem erſten Vortheil zurück zu weichen, und der Hof erwartete alles von ihm; aber der Kardinal, deſſen Untergang durch die Niederlage der königlichen Armee gewiß erfolget ſeyn würde, ermahnte den Vicomte de Türenne ohn Unterlaß, ſeinen Standort ſo gut auszuſuchen, daß er nicht ſchlagen dürfe, als wo er es ſicher thun könne. Dieſer General gieng auch in der That mit einer ſolchen Art

von Zauderung zu Werke, wie man es von ihm verlangte, und trieb den Prinzen nur nach und nach weiter fort. Endlich erreichte er seinen Endzweck, ihn gegen die Mauren von Paris einzusperren, wo er der ausserordentlichen Verheerung wegen, die seine Truppen angerichtet hatten, nicht mehr geliebt wurde; welches denn die Vermuthung verursachte, die Einwohner dieser Stadt würden ihm keine Hülfe leisten, und er werde bis aufs Haupt geschlagen werden.

Da der Prinz sich also mit einer geringern Anzahl von Truppen gegen die Mauren einer Stadt getrieben sahe, die er damals als eine feindliche ansehen muste, so vermuthete er selbst seine Niederlage, und gab es einigermassen den Herren seiner Parthey zu verstehen: „wir dürfen, sagte er zu ihnen, ohne ein grosses Glück „uns keine Hofnung zum Siege machen; aber wir können uns doch wenigstens bey unserer Niederlage hervorthun und machen, daß sie den Feinden theuer zu „stehen komme.„

Unterdessen rückten die beyden Armeen, die mit
1652 einander von St. Cloud herkamen, gegen die Schanze der Vorstadt St. Antoine. Die Armee des Prinzen besetzte solche ganz; aber der Vicomte de Türenne, der neben ihm herzog, schloß ihn dergestalt ein, daß der Prinz kaum Raum genug hatte, seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Die beyden Generale brachten diesen Tag hin, der königliche mit Schmälerung des Raums gegen seinen Feind, und der andere mit Benutzung desjenigen, der ihm übrig blieb. Die Nacht brach herein, und alle Bewegungen wurden eingestellet; sie fiengen mit dem Tage darauf wieder an.

Der

Der Vicomte von Türenne dehnte sein Lager immer weiter aus, und ließ dem Prinzen von Conde nichts als die Vorstadt, aus der er ihn vertreiben wollte. Des guten Ausgangs versichert, bewegte er den Kardinal, den König auf die Anhöhen von Charenton zu führen, von dannen er das Treffen ohne Gefahr mit ansehen, und durch seine Gegenwart diejenigen aufmuntern könnte, die ihr Leben für ihn wagen würden.

Der Prinz von Conde hatte in der Eil eine Wagenburg aufschlagen lassen, die ihm hinlängliche Bedeckung verschafte, seine Niederlage zu verzögern, aber nicht solche abzuwenden. Die Schlacht gieng *) des Nachmittags mit voller Hitze und doch mit aller möglichen Ordnung an. Der Prinz hatte sonst allenthalben für die Ehre zu überwinden gefochten, hier fochte er um sein Leben zu vertheidigen. An der Spitze eines zahlreichen Trupps Reuter, der aus den grösten Herren des Königreichs und vielen Edelleuten bestund, drang er zu verschiedenenmalen durch die feindlichen Völker, und führte den Tod von allen Seiten mit sich; aber die Wachsamkeit des Vicomte von Türenne half aller Unordnung augenblicklich ab, welche der Prinz verursacht hatte, und schloß ihn je mehr und mehr gegen die Stadt ein, deren Thore fest verschlossen waren. Der Vicomte von Türenne, der dies wuste, schmeichelte sich nicht allein, die Armee des Prinzen zu schlagen, sondern ihn auch zu zwingen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Es würde ihm auch gelungen seyn; und der Prinz war seinem Untergang am nächsten, da man wider allen Anschein das Geschütz von der Bastille auf die Völker des Königs

*) Den 2. des Heumonats.

Königs lösen hörte; zu gleicher Zeit öfnete man das Thor von St. Antoine; und die überwundenen Truppen entgiengen hierdurch der Verfolgung des Siegers.

Dieser Zufall, der den Krieg fortdaurend machte, indem er die Ueberbleibsel des Kriegsheers des Prinzen erhielt, war von der Mademoiselle de Montpensier veranstaltet. Ihr Name, ihre unermeßlichen Reichthümer, und über alles dieses ihr grosser Muth hatten sie den Parisern werth und achtungswürdig gemacht. Sie war zu jeder Zeit für den Prinzen eingenommen gewesen, mehr aus Neigung für seine grosse Tapferkeit, als aus irgend einem andern Bewegungsgrunde. Uebrigens verband ihn einerley Angelegenheit mit dem Herzog von Orleans, ihrem Vater; und weil diese Prinzeßin ehrbegierig war, so wollte sie noch mehr Ruhm, ausser demjenigen, erwerben, den sie schon bey der Eroberung von Orleans erlangt hatte.

Sie erfuhr mit Betrübniß, daß der Prinz von Conde nach Unternehmung alles desjenigen, was man von einem Helden erwarten können, sich der Verzweiflung überlasse und seinen Feinden in die Hände fallen würde, wo man ihm nicht die Thore öfnete, welches aber wider die Absicht des Marschalls de l'Hopital, des Gouverneurs von Paris, des Stadtschultheisen und des so genannten gesammten Stadtraths war. Die Mademoiselle, durch die dringende Gefahr, die dem Prinzen von Conde bevorstund, aufgemuntert, stieg in den Wagen, und kam mitten durch einen ihr nachfolgenden Haufen Pöbels auf dem Greve an. Indem nun einige den Prinzen beklagten, dem sie zu Hülfe eilte, andere hingegen sich über seinen Unfall freueten, und

ihm

ihm alle die Unglücksfälle zuschrieben, welche der Staat seit so langer Zeit erduldete: so war der Pöbel nur darinnen einig, daß er einerley Eifer bewies, der Mademoiselle zu dienen. Da diese Prinzeßin einen Befehl auf dem Rathhause erhalten hatte, welcher der Wache in den Thoren auferlegte, ihr in allem zu gehorchen, so fuhr sie fort bis in die Gasse St. Antoini mitten durch die Todten und Verwundeten, welche man aus dem Treffen schafte; verschiedene Personen vom Stande von ihren Bekannten kamen ihr vor die Augen. Einige verschieden auf Leitern, welche ihnen anstatt der Sänften dienten; andere konnten kaum gehen, und verlangten Hülfe, ohne solche bekommen zu können. Dem Herrn von Rohan wurde von der Mademoiselle aufgetragen, der Thorwache den Befehl, die Leute des Prinzen einzulassen, anzuzeigen, der sich beständig mit einem wunderbaren Muth vertheidigte, aber endlich der Menge und der Ermüdung nachzugeben anfieng. Das eröfnete Thor St. Antoine und das auf die königlichen Truppen donnernde grobe Geschütz von der Bastille schien für ihn ein Blendwerk zu seyn, aber ein vortheilhaftes Blendwerk, welches er als ein geschickter Mann sich zu Nutzen machte. Da er ein Rettungsmittel fand, so hörte er auf, als ein Verzweifelter zu Werke zu gehen; seine Völker, welche so zu sagen, ihrer eignen Wuth überlassen worden, waren auf seinen Befehl augenblicklich beysammen. Dieser Haufe von Verwundeten, welche die andern in Unordnung brachten, zog sich in die Stadt; das Gepäcke, dessen Anblick die feindlichen Völker aus Liebe zum Plündern anfrischte, wurde auch in Sicherheit gebracht, und die Soldaten, die es zu

bewa-

bewachen gehabt, waren nun im Stande zu fechten. Da hingegen die königliche Armee wahrnahm, daß der Feind Gelegenheit fand, sich zurück zu ziehen, setzte sie nicht mehr so hitzig nach. Ueberdies sahe der Kardinal, welcher einen von seinen Anverwandten eingebüsset hatte, es nicht ungern, daß ein so blutiges Treffen zu Ende gieng. Die Thore von Paris waren geöfnet, und das grobe Geschütz von der Bastille war gelöset worden, zu einer Zeit, da man sich solches am wenigsten versahe. Eine abermalige Bewegung, eine Folge der ersten, konnte ein Heer Inwohner über die königlichen Völker zu fallen veranlassen. Da dergestalt der Vicomte von Türenne sahe, daß seine Beute ihm zu entwischen vermögend war, so ließ er ihr luft. Der Prinz machte sich dieses zu Nutzen, um seine Erretterin, die Mademoiselle von Montpensier, zu sprechen, die sich am Ende der Gasse St. Antoine in dem Hause eines Rechnungsraths befand. Der Prinz gieng in das Zimmer, worinnen sie sich befand, mit zween Pulverfingern in dem Gesicht, voller Geblüte am Hemde, ob er schon nicht verwundet war; seine Kleider waren durchlöchert und sein Küraß *) von Schüssen verbogen; seine Degenscheide war in der Hitze des Treffens verlohren gegangen, und er hielt den blossen Degen in der Hand. So erschien er vor der Mademoiselle, und dieser kriegerische Anblick konnte für eine Prinzeßin, die ihr Vergnügen an Unruhen und an Schlachten fand, nicht anders als angenehm seyn. Da sie der Prinz anredete, so konnte er sich nicht enthalten, einige Thränen fallen zu lassen. Er sahe sich zum erstenmal überwunden, und zwar bey einer

*) Mem. de Madem. de Montpensier.

einer Gelegenheit, wo ihm am meisten dran gelegen war, Sieger zu seyn. Er gestund inzwischen nicht, daß er sein Unglück beweine, sondern das Unglück seiner Freunde, davon die meisten entweder umgekommen oder gefährlich verwundet waren.

Die Mademoiselle nimmt daher in ihren Nachrichten Anlaß, diejenigen zu widerlegen, die den grossen Conde getadelt hatten, daß er es wie alle Prinzen oder wie beynahe alle Menschen gemacht habe, die in ihren Freunden niemand als sich selber lieben; eine Betrachtung, die zugleich der Mademoiselle und dem Helden zur Ehre gereicht. Der Prinz blieb nur einen Augenblick bey der Mademoiselle, welche ihn ungern wieder zum Fechten zurückkehren ließ; da er ihr aber die Nothwendigkeit vorgestellet, sich seinen Soldaten wieder zu zeigen und das Gefechte nicht eher als des Nachts zu verlassen, damit man nicht sagen dürfe, er wäre am hellen Mittage vor seinen Feinden geflohen, so ließ ihn die Prinzeßin gehen. Er traf seine Leute in einer weit bessern Ordnung an, als da er sie verlassen hatte. Alsdenn war er auf nichts anders als auf einen rühmlichen Rückzug bedacht, welches er auch so glücklich ausführte, daß es ihm kaum einen Mann kostete.

Obschon die vornehmsten Bedienten des Stadtraths dem Ansehen der Mademoiselle und der Furcht eines Aufruhrs unter dem Pöbel nachgegeben hatten, so konnten doch die übrigen Einwohner zu Paris es nicht leiden, daß man Soldaten eine Zuflucht in ihre Stadt verstattet hatte, die so lange deren umliegende Gegenden geplündert hatten. Sie beschwerten sich hauptsächlich

sächlich darüber, da sie die teutschen Völker mit entblößtem Säbel, dem Gebrauch ihres Landes gemäß, herein kommen sahen, welcher Gebrauch damals in Frankreich wenig bekannt war, eben als ob man die Hauptstadt der Plünderung habe überlassen wollen.

Inzwischen veränderte sich diese Einbildung auf einmal durch die Sorgfalt der Mademoiselle; sie sprach den Bürgern einen Muth ein; und da es eine Eigenschaft der grossen Tapferkeit ist, Verwunderung und Hochachtung zu erwecken, so gewann man durch Erzählung der Thaten des Prinzen, welche Wundern ähnlich waren, aller Herzen für ihn. Das Mitleiden kam dieser ersten Empfindung zu Hülfe; das Herz der Pariser, die dem Blutvergiessen feind sind, ließ sich bey dem Anblick der Wunden dieses Haufens Soldaten erweichen, welche man nicht in Lazarethe hatte bringen können, und die auf den Gassen zerstreuet herum lagen. Sie brachten sie zusammen, sorgten dafür, daß sie verbunden wurden, und theilten großmüthig Getränke unter die Gesunden und Verwundeten aus, und schrien dabey: Es lebe der König! keinen Mazarin! Der Kardinal würde die lebhafteste Freude empfunden haben, wenn der Tod eines Verwandten, den er sehr lieb hatte, solche nicht gemäßiget hätte. Er hofte durch die gänzliche Niederlage der Truppen des Prinzen getröstet zu werden; denn da er glaubte, Paris halte es mit ihm, so zweifelte er nicht, der grosse Conde werde vor ihren Thoren umkommen; welches ohnfehlbar geschehen wäre, wenn die Mademoiselle sie nicht hätte öfnen lassen. Als der Premierminister das Geschütz von der Bastille lösen hörte, so bildete er sich ein,

es

es geschähe solches auf die Feinde; da man ihm aber meldete, sie wären in Paris eingerücket und führten die Fahnen der französischen Wachen mit sich im Triumph, die sie sich hätten nehmen lassen, so verließ er eilends die Anhöhen von Charenton, und führte den König nach St. Denis mit so grosser Bestürzung, als ob er überwunden wäre. Man sagt, die Königin Mutter, die geglaubt habe, der Prinz von Conde sey gefangen, habe einen von ihren Wagen abgeschickt, um solchen zu ihr zu bringen. Aber diese Prinzeßin hatte den Verdruß, ihren Wagen wieder leer kommen zu sehen.

So bald sich der Prinz in Paris sahe, so dachte er darauf, diejenige Versammlung des gesammten Stadtraths halten zu lassen, die wegen der dazu kommenden Zufälle so berüchtiget ist. Sie wurde am vierten des Heumonats 1652 zusammen berufen und gehalten. Um zum wahren Ursprung des traurigen Auftritts, der bey dieser Gelegenheit geschahe, zurück zu gehen, ist es nöthig, die Ursache und die Bewegungsgründe desselben anzuführen.

Am Tage der Schlacht bey St. Antoine hatten die Regimenter von Burgund und einige andere, die besonders dem Prinzen zugethan und den Angriffen der Feinde auch am meisten ausgesetzt waren, Stroh auf ihre Hüte gesteckt; da sie nun von den königlichen Truppen gedränget wurden, so verlangten sie von den Parisern zu mehrernmalen, ihnen die Thore der Stadt öfnen zu lassen, um darein zu flüchten; auf die abschlägliche Antwort, die sie erhielten, droheten die unwilligen Regimenter, sich deshalb zu rächen, wenn sie sich

im Stande befänden, es zu thun. So bald als sie in Paris vermittelst des Schutzes der Mademoiselle eingezogen waren, dachten diese Soldaten daran, ihre Drohung zu erfüllen und steckten Stroh auf ihre Hüte, wie an dem Tage des Treffens von St. Antoine. Sie zwangen die vorübergehenden, eben dies zu thun; und diejenigen, die es nicht thun wollten, wurden zu gleicher Zeit von diesem Haufen angefallen. Der gemeine Pöbel von Paris gesellte sich zu den Soldaten; einige berichten gar, der Koadjutor, der es wohl vermuthet, daß das Ende dieses Auftritts nicht anders als traurig ablaufen und den Prinzen nachtheilig seyn würde, indem es die gute Bürgerschaft von ihm abspänstig machte, habe die grosse Anzahl Kundschafter ausgeschickt, die ihm ergeben waren, den schon erhitzten Pöbel je mehr und mehr aufzubringen und zu bewegen, daß er die Sachen bis zur höchsten Gewaltthätigkeit treiben möchte.

Es mag nun der Herzog von Orleans und der Prinz Nachricht hiervon gehabt haben oder nicht, sie begaben sich mit einander aufs Rathhaus, wo alle vorgefoderte Leute sich schon befanden. Der Marschall de l'Hopital, der Gouverneur von Paris, der der königlichen Parthey sehr zugethan war, befand sich daselbst und setzte sich allem dem, was die königliche Gewalt schwächen konnte, aus allen seinen Kräften entgegen. Man schlug Anfangs vor, dem Herzog von Orleans das Amt eines Generallieutenants des Staats und dem Prinzen von Conde die Stelle eines Generalissimus der Armeen, während der Zurückhaltung des Königs, den sie in den Händen des Kardinals für gefangen

fangen ausgaben, aufzutragen. Die andern Artickel waren, man solle dem Marschall de l'Hopital das Gouvernement von Paris nehmen, um es dem Herzog von Beaufort zu geben, und den Stadtschultheisen seines Amts berauben, um damit den Broussel zu bekleiden. Man fieng die Berathschlagung an, als man einen königlichen Trompeter hinein treten sahe, der einen königlichen Befehl bey sich hatte, welcher die Versammlung acht Tage aufschob. Alsdann fragte der Marschall de l'Hopital, der so schon grosse Merkmale von seinem Eifer blicken lassen, ob man Willens sey, zu gehorchen?

Die meisten von denen, welche die Versammlung ausmachten, waren wohlgesinnte und dem König treu; ihr Stillschweigen gab zu verstehen, daß sie sich unterwerfen wollten; und da der Herzog von Orleans nebst dem Prinzen dieses wahrnahmen, so stunden sie auf und giengen weg. Kaum waren sie auf den Weg nach dem Pallast von Orleans gekommen, da der zusammengerottete Pöbel mit Stroh auf den Köpfen von allen Seiten her ein entsetzliches Geschrey machte, und verlangte, man solle ihnen alle Mazarins ausliefern, die auf dem Rathhause wären, um sie auf der Stelle umzubringen. Eine grosse Menge Soldaten, die auf dem Platze hier und da sich befanden, schossen mit Musquetenkugeln in die Fenster. Sie stiegen darauf an die Pforten und wollten die Schützen, die sie bewahrten, zur Eröfnung nöthigen; aber diese wehrten sich so gut, daß die Aufrührer genöthiget wurden, sich zurück zu ziehen. Alsdann fiengen sie ihr Geschrey wieder an, und schossen abermals in die Fenster. Auf

den Knall der Schüsse retteten sich alle, welche die Versammlung ausmachten, einige in verborgene Zimmer, die andern auf die Dächer. Einige retteten sich durch die Flucht; aber viele davon wurden getödtet und noch mehrere verwundet. Der Gouverneur von Paris, auf den es hauptsächlich abgesehen war, begab sich in ein Zimmer, wie auch der Stadtschultheis; und die andern suchten auf andere Weise den Schüssen zu entgehen.

Die Aufrührer konnten vom Greve, allwo sie sich hingestellet hatten, die Unordnung, so sie auf den Sälen des Rathhauses verursachten, nicht sehen. Sie nahmen sich vor, Feuer anzulegen, und suchten deswegen Holz in den Booten, welches sie an die Pforten legten, und solche wirklich ansteckten. Alsdenn hielten sich alle diejenigen, welche eingesperret waren, für völlig verlohren. Sie beichteten einander und bereiteten sich zum Tode. Während dieser Zeit brachte man dem Herzog von Orleans Nachricht von dem Blutvergiessen auf dem Rathhause. Der Prinz war bey ihm und empfieng Befehl, nachzusehen, wie die Sachen ständen; dieser weigerte sich und wendete vor, er verstände sich nicht auf die bürgerlichen Kriege, man könne den Herzog von Beaufort dazu gebrauchen, der in dergleichen Fällen sehr erfahren sey. Dieser Herr gieng wirklich hin; aber anstatt sich aufs Rathhaus zu begeben, vertrieb er sich die Zeit mit Trinken in einem Gasthofe, nahe an dem Greve, mit dem Marquis de la Boullaye.

Mademoiselle, welche allenthalben seyn wollte, und seit der Eroberung von Orleans und dem Treffen von

St.

St. Antoine glaubte, als sey sie wirklich dazu gebohren, die Erretterin der Parthey des Prinzen zu seyn, bat den Herzog von Orleans um Erlaubniß, sich nach dem Rathhause verfügen zu dürfen, und versprach ihm, den Unordnungen ein Ende zu machen. Er erlaubte es ihr, und sahe es lieber, daß sie dahin gieng, als der Prinz. Der Herzog stellte sich vor, der Pöbel werde, wenn er den grossen Conde auf den Gassen sich der Gefahr aussetzen sähe, um ihn vor der ihn drohenden Gefahr zu schützen, nicht ermangeln, sich an ihn zu wenden. Aus diesem Grunde entschloß er sich, seine Tochter dahin zu schicken; die Erkenntlichkeit für das Gute, das sie stiften würde, fiel auf ihn zurück. Diese Prinzeßin stieg also in den Wagen, und hatte Stroh an ihrem Fächer. Alle Bedienten des Herzogs und ein Theil von des Prinzen seinen, die Leute des Herrn von Sully und vieler Damen vom Stande, so sie begleiteten, umringten den Wagen der Mademoiselle, welches dann einen Zug machte, der fähig war, Aufmerksamkeit zu erregen.

Da diese Prinzeßin ans Ende der Brücke von Unsrer lieben Frauen gekommen war, so wollte sie nicht weiter gehen, ehe sie die Gesinnungen der Gemüther erkannt hatte; sie schickte daher verschiedene Personen zu dem Rathhause, sie kamen aber nicht wieder, ihr Antwort zu bringen; welches sie denn bewegte, einen Trompeter aufzusuchen, um ihm blasen zu lassen; sie traf aber keinen an; und da diese Prinzeßin eine kurze Zeit im Hotel de Nemours gewesen, um auszuruhen, so begab sie sich wieder in den Pallast von Orleans. Es war beynahe um Mitternacht; inzwischen verlangte

der Herzog von Orleans, daß seine Tochter zum zweytenmal zurückkehren sollte, um zu versuchen, auf den Greve zu kommen. Die Gassen von Paris lieferten ihr alsdenn ein ander Schauspiel; dies waren keine Truppen mehr von zerstreuten Aufrührern, davon die meisten mit keinen andern Waffen als mit Schimpfworten und Geschrey sich behalfen. Man sahe allenthalben Wachten und ganze Schaaren von bewafneten Bürgern. Sie liessen die Mademoiselle mit vieler Ehrerbietung fortgehen, und gaben ihr ein Geleite mit; sie kam also ohne Schwierigkeit auf dem Greve an, wo sie unter Begleitung des Herzogs von Beaufort auf das Rathhaus gieng. Die Prinzeßin gieng hinein über die Balken, die noch vom Feuer rauchten, welches daselbst angelegt gewesen. Sie lief durch die Säle, ohne irgend jemanden daselbst anzutreffen, bis ihr ein Officier ihres Vaters, der Aufseher des Rathhauses, das Zimmer gezeigt hatte, worinnen der Schultheis verschlossen war. Diese obrigkeitliche Person machte ihr die Thür auf und erschien vor ihren Augen mit eben der Heiterkeit, als ob er in keiner Gefahr gewesen. Er dankte ihr für die Mühe, die sie sich gegeben hätte, sich nach dem Rathhause zu verfügen, ohne Zweifel in der Absicht, den Unglücklichen, welche daselbst eingesperret wären, das Leben zu retten, er werde mit Freuden sich ihre Gegenwart zu Nutzen machen, um sich in Sicherheit zu setzen; ehe er aber solches thue, so wolle er sich bey ihr seines Amtes schriftlich begeben, als des einigen Gegenstandes des Hasses seiner Feinde. Mademoiselle antwortete ihm, sie werde es nicht annehmen, und es komme ihr nicht zu, etwas von einem Manne

zu fodern, dem sie das Leben gerettet habe. Diese Prinzeßin befahl zu gleicher Zeit dem Herrn de Beaufort, den Stadtschultheisen zu begleiten, welcher sich alsbald in seine Wohnung begab. Darauf gieng Mademoiselle weiter zu der Thür des Zimmers, worinnen der Marschall de l'Hopital verschlossen seyn sollte; aber dieser Herr hatte seine Wohlfarth nicht seinen Feinden zu danken haben wollen, und hatte sich durch die Fenster gerettet. Da Mademoiselle nichts mehr zu verrichten hatte, so begab sie sich um so eiliger hinweg, da man einen Flintenschuß gethan hatte, davon die Kugel zwischen der Madame de Sully und der Gräfin von Fiesque durchgefahren war. Den Tag drauf schien der Aufruhr wieder anzufangen; er wurde aber gar leicht gestillet; und der neue Stadtschultheis legte den Eid der Treue ab in die Hände des Herzogs, wie man es bey dergleichen Gelegenheit in die Hände des Königes thut.

Der Koadjutor von Paris, welcher gar nicht mehr auch nicht einmal im Pallast von Orleans, wo er er doch so geraume Zeit in Gunst gestanden hatte, geachtet wurde, ließ allenthalben aussprengen, der Aufruhr sey vom Prinz von Conde angestiftet worden, welches ihn bey allen ehrliebenden Personen verhaßt machte. Er wollte sich rechtfertigen, aber seine Bemühungen erreichten den Endzweck nicht, den ersten Eindruck auszulöschen. Er begab sich demohnerachtet ins Parlement, wo die Kammern versammlet waren. Der Herzog von Orleans und er nebst dem Herzog von Beaufort entschuldigten sich aufs beste. Sie

schoben die Schuld auf das Misvergnügen der Soldaten und auf die ausgelaßne Freyheit des Pöbels; zween Mitleidenswürdige litten die Strafe deshalben, und wurden zum Strang verurtheilt. Es hätte sich zutragen können, daß der Anstalten des Koadjutors ohnerachtet die leicht zu gewinnenden Pariser ihre Freundschaft dem Prinzen wieder zugewendet hätten, wenn sie ihn öfters und in gutem Verständniß mit dem Parlement gesehen hätten; welches dann den Kardinal zu dem Entschluß brachte, diesen Gerichtshof nach Pontoise zu verlegen. Die meisten Präsidenten und Räthe begaben sich dahin, und versammleten sich, da sie kaum angekommen waren. Sie beschlossen, dem König wegen der Entfernung seines obersten Staatsraths neue Vorstellungen zu thun. Da die Abgeordneten ihr Wort angebracht hatten, so antwortete der König schriftlich, er habe alle Ursache mit der Treue und mit den Diensten des Kardinals Mazarin zufrieden zu seyn; demohnerachtet willige er zum zweytenmale in die Abreise dieses Staatsraths, um seine Unterthanen von seinem aufrichtigen Eifer, ihnen den Frieden zu verschaffen, zu überzeugen; jedoch besorge er sehr, es möchte dieses schon einmal vergeblich gebrauchte Mittel eben so wenig fruchten, als in vergangnen Zeiten. Diese Antwort, so wie auch die Vorstellungen des Parlements, waren von dem Kardinal selbst in die Feder vorgesagt worden. Dieser Liebling wußte wohl, daß die Prinzen nicht im Stande waren, den Krieg zu endigen, und daß seine freywillige Abwesenheit ihm die Gewogenheit der Unterthanen wieder zuwege-bringen würde, denen er Ruhe verschafte, und alles, was in diesem

sem Kriege verhaßt war, auf seine Seite bringen würde, besonders aber auf den Prinz von Condé.

Vor seiner Abreise erhielt er drey Anwarts- 1652
briefe zur Würde eines Herzogs und Pairs, damit er eben so viele Herren des Hofes, die am meisten im Stande waren, ihm zu dienen, beschenkte. Jederman verfolgte ihn, weil er diesen Titel führte, ohne sich darum zu bekümmern, ob er geringer würde, wenn solchen mehrere führten. Ich will deren, sagte er einstens, so viele machen, daß es schimpflich seyn soll, es zu seyn, und schimpflich, es nicht zu seyn.

Der Prinz Thomas von Savoyen, der sich nach Frankreich geflüchtet hatte, seitdem er die Spanier verlassen, wurde von dem Prälaten vorgeschlagen, an seiner Statt die Stelle eines ersten Staatsraths zu bekleiden. Indem er sie einem Fremden von solchem Stande anvertrauete: so war dies eben soviel, als solche für sich selber aufzuheben; in der That hatte der Prinz Thomas keine Erkenntniß von den französischen Staatssachen; und der Kardinal ließ ihm Anweisungen zurück, nach denen dieser Ausländer sich bis zur Zurückkunft des Prälaten verhalten sollte. Der Kanzler Seguier, eine Kreatur des Kardinals de Richelieu, der mit einer grossen Fähigkeit alle Eigenschaften eines guten Bürgers verband, wurde auch wieder auf Anrathen des Kardinals an den Hof zurück gerufen. Die Siegel blieben demohnerachtet in den Händen des Präsidenten Mole. Le Tellier hatte auch eine gute Empfehlung. Ondedei, nachheriger Bischof zu Frejus, wurde bey

der Königin zu den geheimen Unterhandlungen bestellet. Nachdem der Kardinal endlich den Staatsrath des Königs und das Kabinet der Königin mit lauter Kreaturen von sich versehen hatte, so nahm er Abschied von Ihren Majestäten und begab sich nach Bouillon, von dannen Dieselben sich näher herzu begaben, indem Sie nach Compiegne kamen.

Der grosse Haufe achtete nicht auf dieses letzte Betragen. Man dachte an nichts als an die Zurückziehung des Kardinals Mazarin und an die Gefälligkeit, die der König bey dieser Gelegenheit gegen seine Unterthanen bewiesen hatte. Alle vereinigte Gesellschaften und Gemeinheiten beeiferten sich, Abgeordnete an ihn abzuschicken, um ihn ihrer Unterthänigkeit und Treue zu versichern. Die Bürger zu Paris, welche glaubten, daß sie nach der Abreise des ersten Staatsraths nichts weiter verlangen könnten, seufzten nach der Wiederkunft ihres Oberherrn. Sie versammleten sich, ergriffen die Waffen und droheten, alle diejenigen zu vertreiben, die das geringste Merkmahl von Unruhe und Aufruhr blicken liessen. Hr. Broussel, der nunmehrige Stadtschultheis, begab sich freywillig dieses Amts, um dem König freye Hand zu lassen; die beyden Schöppen, die zu eben solcher Zeit erwählet worden, legten, nach seinem Beyspiel, ihr Schöppenamt nieder. Der Hof hatte ihnen bey Lebensstrafe verboten, die Geschäfte desselben zu verrichten. Da der Herzog von Orleans wohl sahe, daß ganz Frankreich sich wieder zu seinem Könige kehrte, so wandte er sich selbst auch wieder zu ihm, und ließ in einer Versammlung der Kammern verordnen, daß Herr Talon, Generaladvo-

kat,

kat, nach Compiegne gehen ſollte, den König von der Treue und von dem Gehorſam des Parlements und der ganzen übrigen Stadt zu verſichern, und daß er ihn flehentlich bitten ſollte, wieder dahin zu kommen. Man verbot zu gleicher Zeit auf dem Hute oder anderswo Stroh zu tragen oder einige andere Merkmahle einer Parthey zu äuſſern.

Da der Herzog von Beaufort ſahe, daß er wie die andern nachgeben müſſe, ſo erklärte er, er wäre bereit, allen Anſpruch auf den Titel und auf die Verrichtungen eines Gouverneurs von Paris aufzugeben. Da nun alſo das Gouvernement und das Stadtſchultheiſen Amt erlediget war, ſo blieb die Gewalt in den Händen der Hauptleute der Stadtviertel. Dieſe ordneten ohngefähr zweyhundert und funfzig von ihren Bedienten an den König ab, zu welchen auſſerhalb den Mauren von Paris zweyhundert wohlgekleidete und wohlberittene Bürger ſtieſſen. Sie theilten ſich in acht Eſkadrons und begaben ſich insgeſamt nach St. Germain, wo der Hof damals war.

Der älteſte unter den Viertelsmeiſtern von Paris hielt eine lange Rede vor dem Könige, welche mit vieler Gedult angehört wurde, und die auch Beyfall verdiente. Er lag dem Monarchen ſehr an, das eifrige Verlangen der Pariſer durch die Wiederkunft in ſeine Hauptſtadt zu befriedigen, um daſelbſt die Beweiſe ihres Eifers und ihrer Treue anzunehmen. Der König verſicherte, er werde in kurzem ſeine gute Stadt Paris wieder ſehen, und wenn er bereit wäre, ſich dahin zu begeben, ſo ſollten der Stadtſchultheis und die Schöppen davon benachrichtiget werden.

Dieſer

Dieser Prinz, der noch zu jung war, als daß er sich nicht an alle dem belustigen sollte, was ein Schauspiel vorstellen konnte, wollte haben, diese grosse Anzahl Abgeordnete von Paris sollte zu St. Germain speisen. Er konnte sich nicht enthalten, hinzugehen, um sie speisen zu sehen, welches er denn mit vieler Artigkeit verrichtete, indem er mit dem Hut in der Hand durch den Saal gieng, wo sie waren. Diese Aufführung gewann ihm das Herz der Abgeordneten dergestalt, daß einige darunter für Freuden weineten. Sie eileten wieder nach Paris zurück, um die Antwort zu bringen, wie man sie bey Hofe aufgenommen habe.

Während ihrer Reise überlegte man im Pallast von Orleans, ob man sie bey ihrer Wiederkunft beunruhigen wolle, oder ob man sie im Frieden zurückkehren lassen sollte. Sie waren von Paris ohne Genehmhaltung des Herzogs von Orleans weggegangen, und dieses Betragen war ihm gar nicht angenehm. Seine Räthe reizten ihn Anfangs, Truppen gegen sie auszuschicken, um sie an der Rückkehr in die Stadt zu hindern; dieses Mittel schien jedoch zu gewaltsam, und der letzte Rath war, man wolle es dabey bewenden lassen, ihnen Furcht einzujagen. Einige abgeschickte Kundschafter waren ihnen bis an das Holz von Boulogne entgegen gegangen und sagten ihnen mit einer erschrocknen Mine, sie möchten sich eiligst retten, weil der aufgewiegelte Pöbel zu Paris sie erwarte, um sie in Stücken zu zerhauen. Die Abgeordneten rückten, ohne sich zu beunruhigen, auf Paris los mit einem Muth, den sie vielleicht nicht gehabt hätten, wenn sie der König nüchtern wieder hätte zurückkehren lassen.

Sie

Sie trafen wirklich eine grosse Menge Pöbel an; da sie aber versicherten, Ihre Majestäten würden den folgenden Montag wieder kommen, so erscholle alles vom Freudengeschrey und man überhäufte sie mit Segenswünschen.

Der König erfüllte sein Versprechen und 1652 kam wirklich an dem bestimmten Tage nach Paris. Er konnte nicht eher als halb acht Uhr Abends einziehen, wegen der unglaublichen Menge Volks, welches sich auf den Strassen befand, und ein grosses Freudengeschrey erhob. Der wieder in den Besitz des Gouvernements von Paris eingesetzte Marschall de l'Hopital stellte sich an die Spitze des Stadtraths, und stellte ihn dem Könige vor; ob er gleich von einer so unruhigen Reise sehr ermüdet war, so hielt er doch den Tag drauf früh um sieben Uhr seinen Parlementssitz im Louvre, wohin sich das Parlement begeben hatte. Der Herzog von Anjou, des Königes Bruder, die Marschälle de l'Hopital, du Pleßis Pralin, de Villerai und de la Meilleraie, der Generalfeldzeugmeister, waren bey dieser Seßion zugegen. Der Kanzler hielt dem Herkommen gemäß eine lange Rede, und der erste Präsident, der Siegelbewahrer, noch eine. Darauf überreichte man vier Erklärungen, deren eine die Amnestie ankündigte; die zwote setzte das nach Pontoise verlegte Parlement wieder zu Paris ein; die dritte befahl den Herzogen von Beaufort und de la Rochefoucault und einer grossen Anzahl sowohl Präsidenten als Räthen des Pariser Parlements, verschiedenen Edelleuten und den Bedienten der Prinzen von Conde und von Conti, Paris zu räumen, mit dem

dem Verbot, ohne eine schriftliche Erlaubniß vom Könige, nicht wieder dahin zu kommen. Diese dritte Erklärung, die so scharf eingerichtet war für so viele mit dem Parlement verbundene Personen, untersagte auch diesem Gerichtshofe ausdrücklich, „künftig keiner Erkenntniß über Staats- und Steuersachen sich anzumassen, nichts zu verordnen noch zu unternehmen wider diejenigen, denen der König die Besorgung derselben überlassen, noch auch sich um die Händel der Prinzen oder anderer Grossen des Königreichs zu bekümmern.„ Kraft der vierten Erklärung ließ man den Syndikus der Buchhandlung und dessen Zugeordnete rufen, um ihnen einen Verweis zu geben, wegen des Druckes der vormals herausgekommnen Pasquille, und ihnen bey der schärfsten Strafe zu verbieten, in Zukunft dergleichen zu drucken. Diese vier Erklärungen wurden vorgelesen und ins Gesetzbuch eingetragen, so viel Verdruß auch das Parlement darüber bezeigte.

Alles bequemte sich nach dem Willen des Königs, der sich als einen uneingeschränkten Herrn in seiner Hauptstadt ansahe. Der Herzog von Würtemberg und der Herzog von Lothringen unterstützten den Prinzen von Conde mit ihren Völkern, und trugen öffentlich in Paris die rothe Feldbinde; aber der Pöbel, der sie scheel ansahe, seitdem man das Versprechen von der Wiederkunft des Königs hatte, zwang sie, Paris zu verlassen; der Herzog Karl von Lothringen kam darüber in Lebensgefahr. Der insgeheim angereizte Pöbel griff ihn auf öffentlicher Strasse an. Er rettete sich aber auf eine geschickte Art; da er einen Priester erblickte, der das Hochwürdige zu einem Kranken trug, so

begab

begab er sich zu dessen Gefolge und seine andächtigen Geberden erbaueten so gar diejenigen, die ihm nach dem Leben trachteten. Da er einer solchen Gefahr entgangen war, so machte er sich eilig von Paris hinweg; und die Völker der Prinzen zogen sich an die Gränzen der Niederlande, wohin der Prinz sich bald darauf genöthiget sahe ihnen zu folgen; hier warf er sich ganz den Spaniern in die Arme, welches er nicht lange darnach zu bereuen Ursache fand. Der Kardinal, sein Todfeind, empfand einen unruhigen Verdruß, da er erfuhr, daß der Prinz von Conde mit Verwerfung eines gütlichen Vergleichs sich den Spaniern ohne Bedingung übergeben hatte. Sie waren an den Gränzen sehr stark, und eben derselbe, der sie bey Rocroi überwunden hatte, konnte sie nunmehr zu Siegern machen. Inzwischen war dies dasjenige, was er gewünscht zu haben schien; vornämlich die Königin, welche die Unruhe, so er ihr verursachen mußte, da er bey den Feinden war, dem Widerwillen, ihn am Hofe von Frankreich zu sehen, vorzog.

Die Spanier stellten sich Anfangs, als ob sie gegen den Prinz von Conde grosse Achtung bezeigten. Sie verwilligten ihm die Freyheit des Herzogs von Guise, der seit den letztern Unruhen in Neapel ihr Gefangner gewesen war. Der König von Spanien hatte ihn der Königin Mutter abgeschlagen, die den Vorschlag that, ihn gegen alle spanische Gefangene auszuwechseln, da deren damals in Frankreich über viertausend sich befanden, unter denen verschiedene vom ersten Range waren. Auch dies geschahe dem Prinzen zu Gefallen, daß der König von Spanien den Herzog Karl von Lothrin-

thringen gefangen nehmen ließ, über den er sich zu beschweren Ursache hatte, weil derselbe seine Völker zu der Zeit zurückgezogen hatte, da alle Macht von Frankreich sich vereinigte, ihn zu unterdrücken. Man fügte diesem Punkt noch etliche andere Beschuldigungen bey, welche zwar Veranlassung gegeben haben, würden, einen spanischen General in Ungnade zu bringen, aber nicht einen unabhängigen Prinzen zum Gefangnen zu machen. Man erstaunte über dieses Betragen des Staatsraths zu Madrid; aber er hatte einen günstigen Umstand gewählet; und die Ungnade des Herzogs von Orleans, des Schwagers des Herzogs Karls, dem der König den Befehl zuschickte, aus Paris wegzugehen, ließ ihnen von seiner Seite nichts befürchten. Die Freunde des Herzogs von Lothringen rückten dessen Unterdrückern ihre Ungerechtigkeit und Undankbarkeit vor; und der unabhängige Herr, den sie gefangen hielten, war wegen seiner Handlungen niemanden als GOtt Rechenschaft zu geben schuldig.

Nach der Abreise des Herzogs von Orleans und des Marquis von Chateau Neuf, sahe der Kardinal Mazarin für sich keinen Feind mehr in Frankreich, der etwas zu bedeuten hätte, als den Kardinal de Retz. Dieser Prälat bemühte sich seit einiger Zeit besonders zwischen dem Prinzen von Conde und dem Herzog von Orleans, Uneinigkeit zu stiften. Der Hof des Herzogs war der einzige, wo er zu herrschen hoffen konnte, und wo er auch wirklich herrschte, als der Prinz davon entfernet war. Je mächtiger der Herr, dem er anhing, wurde, je fürchterlicher wurde er; und da er einstens den Herzog von Orleans dem König gleich machen

chen

chen wollte, so hatte er ihm das Vorhaben angegeben, sich zum Generallieutenant des Staats zu machen, vermittelst des Parlements und in der Versammlung des Stadtraths; welches denn auch vollzogen worden. Hierdurch wäre der Herzog, Herr des Staats gewesen, und der Kardinal de Retz hätte sich einer Stelle zu erfreuen gehabt, die der Stelle eines ersten Staatsraths gleich gekommen wäre. Wenn die Minister des Königs ihn nicht endlich aus Paris weggebracht hätten. Die Rückkehr des Hofs in die Hauptstadt unterbrach alle Maaßregeln des Koadjutors. Man durfte den Oberherrn nicht mehr für einen, der unter den Händen eines damals entfernten Staatsraths gefangen sey, ausgeben; und da dieser Fürwand nicht mehr Statt fand, so hatte das Königreich unter einem freyen und mündigem Könige keinen Generallieutenant mehr nöthig.

Der Herzog von Orleans verlohr einen so schönen Titel, der ihm eine so weit ausgedehnte Macht verschafte, gar nicht gern. Der Kardinal de Retz rieth ihm an, den Titel und dessen Gerechtsame selbst in der Gegenwart des höchsten Landesherrn beyzubehalten. Er stellte ihm vor, der vom Hof entfernte Kardinal Mazarin wäre nur zum Schein vom Staatsrathe entfernt; von dem Orte seiner Zuflucht halte er beständig den König gefangen, und anstatt seine Ketten zu zerreissen, habe er solche blos verlängert. Der Prinz würde einen solchen Rathschlag ins Werk gerichtet haben; 1652
ein Sohn Heinrichs des Vierten konnte es mit noch mehr Vortheil; und der Name eines den Franzosen so werthen Vaters, dessen kostbares Andenken allezeit Vergnügen und Ehre gewähren wird, war eine

undurchdringliche Brustwehr gegen alle Feinde des Gaston. Uebrigens hatte er noch ausser dem starken Beystand, den dieser Prinz von der Zuneigung der Pariser hoffen durfte, auch Truppen beysammen; der Adel erklärte sich für ihn, und der grosse Conde war ihm zugethan. In diesem Zustande war ihm nichts leichter als seine Gewalt zu erhalten und so gar uneingeschränkt zu machen. Alsdenn würden der Kardinal Mazarin und die untergeordneten Ministers, als die einzigen Ursachen von so langen und so unglücklichen Kriegen, nebst ihrer Beschützerin gefallen seyn. Aber es lief ganz anders ab. Der Glanz der königlichen Majestät verblendete den Herzog, ob er schon so nahe bey derselben auferzogen worden. Er zitterte in seinem Pallast, und bezeigte so viel Schwäche und Furcht, als der strafbarste und hülfloseste gemeine Mann hätte äussern können. Als man ihm sagte, der König würde ihn zu Paris nicht gern sehen, so ging er alsbald aus Paris weg, und begab sich nach Limours. Sein hurtiger Gehorsam stellte die Königin noch nicht zufrieden. Blos der Name eines Sohns Heinrichs des Vierten und der einzige Vaters Bruder des Königs jagte dieser Prinzeßin Schrecken ein. Derjenige, der diesen Namen führte, hätte, wenn er nur gewollt hätte, an jedem Ort des Königreichs Herr seyn können. Eine Anwandlung von Furcht hatte ihn nach Limours gebracht; ein Augenblick von Herzhaftigkeit hätte ihn wieder nach Paris zurück führen können. Sie hielt es also für dienlich, ihm einen Staatssekretär zuzuschicken, um mit ihm von einem gütlichen Vergleich zu sprechen. Dieser Minister stellte dem Herzog von Orleans vor, es

komme

komme seinem Vergehen gegen den König nichts gleich; der Prinz von Conde sey weniger strafbar, indem selbiger nicht wie er den Eid der Treue abgelegt habe; inzwischen wollten Ihre Majestäten, wegen der nahen Blutsfreundschaft, sich damit begnügen, ihm zu verbieten, sich der Hauptstadt zu nähern, ohne einen schriftlichen Befehl vom Könige selber. Der Herzog von Orleans nahm diese harte Bedingung ohne Bedenken an; und da ihm seine Freunde diese Schwachheit verwiesen, so stellte er sich, als ob er sich nicht mehr um den Hof bekümmern, und als ein Weltweiser leben wollte, eine Lebensart, die sich blos für einen freyen Menschen nicht aber für denjenigen schickt, der dem Staate zu dienen schuldig ist.

Der ohne Stütze gelassne Kardinal von Retz, hielt sich in dem Erzbischöflichen Pallast inne. Er hätte darinnen bey der Verfassung seiner Umstände sicher bleiben können. Alle an die Domkirche gränzende Theile der Stadt bis an die Brücken zu Unserer Lieben Frauen und St. Michael gehörten ihm zu; die Einwohner hätten ihre Güther und ihr Leben gewagt ihn zu retten, und er hätte wie sonst Schießgewehr und Granaten nicht nur auf die Thürme sondern auch über die Gewölber der Kirche schaffen lassen können. Die Pfarrer in Paris, wenigstens die mehresten hielten beständig Lobreden auf ihn. Die Geistlichkeit zu Unsrer Lieben Frauen war ihm gänzlich zugethan; sie bewies es durch den Eifer, den sie für sein Bestes bezeigte, da der Hof ihn in den Thurm des Schlosses zu Vincennes hatte setzen lassen.

Die Neigung der Königin für die Wohlfahrt des Mazarin flößte ihr den Wunsch ein, daß der Koadjutor schleunig gefangen gesetzt werden möchte; man konte jedoch ohne grosse Gefahr ihn nicht in dem Erzbischöflichen Pallast in gefängliche Haft bringen lassen, wo er ausser den vorhin angeführten Vertheidigungsmitteln eine beträchtliche Anzahl Edelleute hatte, die er seit geraumer Zeit unterhielt, die ihn auch allezeit begleiteten entweder in den Erzbischöflichen Pallast oder zu den Besuchen, die er bisweilen zu geben wagte. Dieselben anzugreifen war eben so viel als sich in ungemein grosse Gefahr begeben; und die Leibwache des Königs, welche man hierzu hätte gebrauchen können, würde grosse Gefahr gelaufen seyn geschlagen zu werden. Man hielt also für rathsam, ihn im Louvre gefangen zu nehmen, welches sich nicht thun ließ, so lange er bey der Königin in Ungnade zu stehen glaubte. Um von den Gesinnungen dieser Prinzeßin zu urtheilen, wollte er sie sehen und zwar ohne Gefahr. Er that den Vorschlag in einer Pfarrkirche zu Paris zu predigen, wohin die Königin Mutter kommen sollte. Die Vorsteher dieser Kirche freueten sich über einem solchen Vorschlage und gaben dem Pfarrer Nachricht davon. Dieser, der besser von den Gesinnungen der Königin unterrichtet war, antwortete, wenn der Koadjutor in seiner Kirche predigen würde, so würde diese Prinzeßin nicht dahin kommen. Der Prälat predigte demohnerachtet; er blieb jedoch bey den Gedanken, er habe vom Hofe keine Gnade zu hoffen. Der Kardinal Mazarin misbilligte dieses Betragen der Königin gar sehr, welche mehr Mistrauen gegen den Koadjutor hegte zu einer Zeit, da man nöthig hatte, ihn sicher zu machen.

machen. Sogleich änderte sie ihr Betragen; und nach und nach zeigte sie eben so viel Verlangen, den Kardinal von Retz zu hören, als sie vorher davon abgeneigt zu seyn geschienen. Diesmal versahe es die Klugheit des Prälaten; er setzte kein Mistrauen auf eine so schleunig veränderte Aufführung, wozu er seiner Seits keine Veranlassung gegeben hatte. Der betrogene Koadjutor glaubte, es sey seine Schuldigkeit, ins Louvre zu gehen, der Königin für die Ehre zu danken, die sie ihm hätte erzeigen wollen. Und eben da erwartete man ihn. Seine Freunde widersetzten sich diesem Besuch. Sie stellten ihm die verdrießlichen Folgen desselben vor; und baten ihn inständig, nicht aus dem erzbischöflichen Pallast zu gehen, ausser wenn er in die Kirche gehen wollte, wo er predigen sollte; hier werde er in Sicherheit seyn, selbst seine Zuhörer würden seine Wache abgeben, und man werde es nicht unternehmen, einen Geistlichen von seinem Range in Verhaft nehmen zu lassen bey dem Schlusse einer Predigt, welche die Königin angehört hätte. Der Kardinal von Retz verachtete diesen Rath. Er wollte sich lieber der Gefahr aussetzen als sich beschuldigen lassen, als habe es ihm an Muth gefehlt; von seinem bösen Schicksal geführet, begab er sich am neunzehnten des Christmonats 1652 kurz vor dem Mittage ins Louvre. Anfangs verlangte der Prälat zur Königin: man sagte ihm, sie sey noch nicht aufgestanden, und so begab er sich zum Könige. Dieser Monarch wußte vielleicht nichts von dem Befehl, den seine Mutter ertheilet hatte, ihn in Verhaft zu nehmen. Er nahm denselben mit einem freymüthigen Gesichte auf und machte ihm sogar einige Liebkosungen; er führte ihn hernach in das Zim-

mer seiner Mutter, die der Prälat auf ihrem Bette begrüssete. Er besprach sich einige Zeit lang mit ihr, und ging darauf weg, indem er sich nichts weniger versahe als dasjenige, was ihm begegnete. Herr **de Villequier**, Hauptmann der Leibwache, eröfnete ihm den Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen. **Einen Befehl mich in Verhaft zu nehmen**, sagte er, **und warum?** Man hielt es damals nicht für rathsam, ihm die Bewegursachen zu erklären; und da man einen Aufstand zu besorgen hatte, so hielt Herr **von Villequier** den Kardinal im **Louvre** auf, bis man eine hinlängliche Begleitung für ihn hatte, um nichts von dem Pöbel besorgen zu dürfen.

Der Kardinal **de Retz** speisete im **Louvre**, so gar in dem Zimmer selbst, wo er in Verhaft genommen worden. Man bekümmerte sich sehr darum, zu erforschen, wie er sein Unglück ertragen würde; er bezeigte viel Muth, und speisete als ein Gefangener im **Louvre** mit solchem Appetit, als ob er in dem erzbischöflichen Pallast frey gewesen wäre. Nach seiner Mahlzeit ließ man ihn in einen königlichen Wagen steigen, der ihn auf das Schloß **Vincennes** brachte. Es war zu dieser Zeit die Gewohnheit, die Strafe der Staatsgefangenen durch alle erdenkliche üble Begegnungen zu vermehren. Der Gefreyte, der den Prälaten bewachte, wurde aus denenjenigen gewählt, über den sich die vorigen Gefangnen am meisten beschwert hatten. Es wurde ihm auferlegt, alle Gelegenheiten zu ergreifen, dem Kardinal Verdruß zu machen; welches er denn mit vielem Eifer beobachtete, aber ohne etwas auszurichten. Der Kardinal, der viel Verstand besaß, fand in seinen

Be-

Betrachtungen seinen Trost. Ganz beschäftiget mit den Mitteln, sich aus seiner Gefangenschaft zu befreyen, verachtete er alles, was man versuchen mochte, ihm solche noch unerträglicher zu machen, und seine Verachtung erstreckte sich auf diejenigen, die sich dieser niederträchtigen Art zu handeln bedienten. Der Erzbischof von Paris, der Oheim des gefangenen Prälaten, begab sich ins Louvre in Begleitung seiner Geistlichkeit, um seinen Vetter loszubitten; man gab ihm zur Antwort, sein Verhaft wäre zur Ruhe des Staats nöthig; und der gute Erzbischof drang nicht weiter drauf. Seine Geistlichkeit bezeigte viel mehr Eifer und Lebhaftigkeit. Sie erkühnte sich, öffentliche Gebete anzustellen, um von GOtt die Befreyung des Koadjutors zu erbitten; und die Pariser Geistlichen rühmten ihn ungescheut in ihren Reden. Der Kardinal von Retz war der einzige Gefangene, dessen Freunde die ganze Zeit seiner Gefangenschaft eben den Eifer und eben die Zuneigung beybehielten. Wenige unter ihnen verliessen ihn, und in seinem Betragen gegen sie bemerkte man mehr Geschicklichkeit und Klugheit. Er unterhielt mit ihnen einen sehr genauen Briefwechsel aller Bemühungen ohnerachtet, die sich der Hof gab, ihn zu unterbrechen. Dies diente ihm zur Unterhaltung der Freundschaft des Volks, und zu andern Vortheilen. Von seinen Anstalten rührte es her, daß die französische Geistlichkeit, die Pariser hohe Schule und der päbstliche Nuncius dem Könige Vorstellungen thaten. Sie fruchteten aber nichts; doch jagten sie dem Kardinal Mazarin Furcht ein, der in Ansehung des römischen Hofs und der französischen Geistlichkeit genöthiget war, sich zu vertheidi-

gen, daß er an der gefänglichen Einziehung eines Fürsten der Kirche keinen Antheil habe. In Betrachtung dessen sahe man sich auch verhindert. Dem Kardinal von Retz Kommissarien zu verordnen, um über ihn ein Urtheil fällen zu lassen. Er war verbunden die Vorzüge einer Würde hoch zu achten, damit er selbst bekleidet war, und die in unglücklichen Zeiten ihn aus vieler Gefahr befreyet hatte. Diese Nachsicht, die er zu brauchen verbunden war, ängstigte ihn auf das äusserste; er wollte einen Umweg nehmen, um sie zu vermeiden. Dieser bestand in dem Fürwand, daß man den Herrn von Retz nicht anders als Koadjutor von Paris anzusehen habe und darinnen daß man ihm den Kardinalstitel streitig machte. Man führte zu dem Ende an, er habe die Ernennung des Königs erzwungen zu einer Zeit, da der Hof gewisser Maassen unterdrückt gewesen und keine Freyheit gehabt habe, nach seinen eigenen Bewegungsgründen zu handeln. Man gab vor, der Hof wäre noch in eben dergleichen Zustande gewesen, als der Kardinal den Hut empfangen hätte; folglich müsse man denselben als einen Aufgedrungenen ansehen und ihn in aller Betrachtung als eine Privatperson behandeln.

Man spottete der Kundschafter des Kardinals Mazarin, da sie sich einfallen liessen, den geheiligten Purpur seinem Mitbuhler streitig zu machen. Die Gründe, deren man sich hierzu bediente, schienen zu gemein, schlecht ausgedacht und fähiger ihrem Urheber zu schaden als demjenigen, den sie treffen sollten. Als der Minister den schlechten Erfolg davon sahe, so ermangelte er nicht, diese Gründe zu misbilligen, und schien

sogar

sogar sich des Schicksals seines Amtsbruders anzunehmen. Er sagte, er sey überzeugt, daß er nicht im Königreich bleiben könne ohne über lang oder kurz neue Unruhen zu erregen, so ließ er ihm erstaunliche Einkünfte an Pfründen anbieten, wenn er sich nach Rom begeben und seine Ansprüche auf das Erzbisthum zu Paris fahren lassen wolle.

Unter diesen Vorfällen wurde das Erzbisthum ledig. Der Kardinal de Retz, der eher als sonst jemand davon benachrichtiget ward, gab seine Vollmacht zur Besitznehmung, die dem Herkommen gemäß und mit allen gewöhnlichen Cärimonien geschahe. Ein Staatssekretär kam einige Augenblicke nachher zu Unsrer lieben Frauen an, um im Namen des Königs sich zu widersetzen; da er aber fand, daß schon alles zu Stande gekommen sey, begab er sich eilends zur Königin, um ihr Nachricht zu bringen. Diese Prinzeßin glaubte die Besitznehmung ungültig zu machen, wenn sie vorgäbe, der Kardinal de Retz als ein Gefangener zu Vincennes könnte keine Nachricht erlangen ohne ihren Befehl; und sie habe noch keinen dazu gegeben, um ihm den Tod seines Oheims zu melden. Sie ließ ihm solche wirklich nicht eher als den Tag darauf durch den Grafen von Noailles, den Hauptmann der königlichen Leibwache, melden. Man unterzeichnete auch ein geheimes Schreiben an die Herren Chevallier und Lavocat, die für seine Obervikarien erkannt worden waren, daß sie sich der Verrichtungen dieses Amts zu begeben hätten. Sie weigerten sich aber zu gehorchen.

Man streuete bey dieser Gelegenheit wie bey den vorhergehenden, viel schlechte Gründe aus, welche darauf abzielten, daß man glauben sollte, der Herr von Retz wäre nicht nur nicht als Kardinal und Erzbischof von Paris anzusehen, sondern man könne ihm auch seine Koadjutorstelle nehmen; aber jedermann, der Hof ausgenommen, erkannte den Herrn von Retz für einen Kardinal und für den Erzbischof von Paris.

Dieser zweyte Titel misfiel der Königin Mutter noch mehr als der erstere. Wenn der Kardinal die Freyheit erlangt hätte, so hätte er Recht gehabt, in der Hauptstadt zu bleiben, und hätte seine Ränke wider den ersten Staatsrath, seinen Feind, wieder anfangen können. Wenn sein gefänglicher Verhaft fortdauerte, so mußte man sich entschliessen, alle Tage neue Beschwerden von Seiten der französischen Geistlichkeit überhaupt und besonders von der Pariser, von den Gemeinheiten, von den Inwohnern des Kirchensprengels, die von ihren Pfarrherren angereitzt wurden, und von dem römischen Hofe anhören, dessen Ansehen sich in Gefahr befand. Alle diese Umstände waren eben so viel leicht anzuzündende Materien, welche eine in Flandern verlohrne Schlacht oder eine gewaltsame Regung des römischen Hofes in Flammen setzen konnten. Die Spanier hatten eine Armee auf unsern Gränzen, und der Prinz kommandirte sie. Man erkannte ihn für fähig zu schlagen und zu siegen, und es war gewiß, daß dessen Sieg den Untergang des Kardinals Mazarin nach sich gezogen haben würde. Dieser Herr sahe sich also damahls auf einer Höhe, die schwer zu behaupten war. Der Abgrund war von beyden Seiten offen;

und

und es gehörte noch mehr Glück als Geschicklichkeit dazu, sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Da der Premierminister alle Gefahr eines solchen Platzes einsahe und übrigens von Seiten des Herzogs von Orleans nicht genug gesichert war, ließ er dem Kardinal von Retz einen neuen Vergleich antragen. Man bot ihm in seinem Namen das Erzbisthum Rheims an, welches den Rang eines ersten Pairs von Frankreich verschaft, nebst einer grossen Menge von sehr einträglicher Pfründen; endlich stellte ers also an, daß der Kardinal de Retz, der besser als die andere Eminenz von den Rechtsgründen und dem Herkommen Frankreichs unterrichtet war, seine Abtretung des Erzbisthums Paris schriftlich von sich gab und dem zufolge nach Nantes gebracht wurde, bis der Pabst ihn angenommen haben würde. Innocenz der Zehnte führte damals das Ruder der Kirche. Der Kardinal Mazarin hatte keinen unversöhnlichern Feind. Er verband die Verachtung mit einem Haß, der bis zum Entsetzen stieg. Im Gegentheil liebte er den Kardinal de Retz inniglich; und der erste Ursprung dieser so zärtlichen Zuneigung kam von seiner äussersten Abneigung gegen den ersten Staatsrath von Frankreich her.

Als er die Aufgebungsurkunde des Kardinals wegen des Erzbisthums von Paris sahe, so vergoß er Thränen, und betheuerte, er wolle eher sein Leben verliehren als eine Urkunde annehmen, die mit Gewalt aus Abscheu gegen das Gefängniß erpresset worden. Derjenige, der am römischen Hofe die Besorgung der Angelegenheiten des Kardinals von Retz aufgetragen bekommen, widersetzte sich auch der Bestätigung dieser Aufgebung,

bung, und bewegte den Pabst, daß er einen Legaten nach Frankreich schicken möchte, um Nachrichten von der wahren Beschaffenheit der Umstände einzuziehen, und dazu die gehörige Vollmacht zu ertheilen. Der heilige Vater, welcher befürchtete sein Ansehen der Gefahr auszusetzen, und den Kardinal Mazarin für fähig hielt, ihm eine Beschimpfung zuzuziehen, antwortete ihm: **Gebet mir eine Armee, so will ich euch einen Legaten geben.**

Der Pabst würde sich wirklich leicht entschlossen haben, mit Frankreich Krieg anzufangen, aus Feindschaft gegen den Kardinal Mazarin, welcher einige Zeit darauf den Verdruß hatte, zu vernehmen, daß sich sein Gefangner von Nantes gerettet und nach vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten endlich zu Rom angelanget sey, allwo ihn der Pabst mit allen möglichen Freudensbezeugungen und mit Zärtlichkeit empfangen hatte. Damit die schlimme Zeitung recht vollständig würde, so erfuhr er einige Zeit hernach, daß der Kardinal de Retz das Pallium empfangen habe, welches ihn in dem Besitz des pariser Erzbisthums bestätigte.

Alle diese Vortheile, die sein Feind über ihn erhielt, machten ihn noch nicht müde denselben zu verfolgen. De Lionne, der bey der Königin in Diensten gewesen war, und nun die Staatssachen von Frankreich an dem römischen Hofe zu besorgen hatte, der Kardinal von Est, der Protektor dieser Krone und alle französisch gesinnte Kardinäle hatten Befehl, bey keiner Gelegenheit den Herrn von Retz weder für einen Kardinal noch für den Erzbischof von Paris zu erkennen. während dieser Zeit gab der General Prokurator des

Par-

Parlements seinen Amtsgehülfen Nachricht von einem geheimen Schreiben, worinnen ihm auferlegt wurde, sich mit den nöthigen Untersuchungen zu beschäftigen, um den Kardinal von Retz zu verurtheilen. Die französische Geistlichkeit ließ deswegen Vorstellungen thun: aber man verwies sie auf den Unterschied zwischen einem gemeinen Verbrechen und zwischen einem dem Urtheil des Königs zustehenden und vorbehaltenem Fall. Sie begnügte sich damit, und das Parlement gieng weiter. Der Tod Innocenz des Zehnten, welcher einige Zeit hernach erfolgte, gab Anlaß zu einer Art von Stillstand zwischen den beyden Kardinälen von Retz und von Mazarin. Der erstere gieng ins Konklave; und der andere machte sich diese Zwischenzeit zu Nutze, um ihn hernach desto besser angreifen zu können.

Der Premierminister war nun wieder an den Hof gekommen; der König selbst unter einem Gefolge von den größten Herren des Staats zog ihm über zwo Meilweges entgegen, und nahm ihn mit vielen Liebkosungen auf. Er ließ ihn hierauf in seinen Wagen steigen und brachte ihn auf solche Weise ins Louvre, wo er für ihn eine Wohnung bestellt hatte. Der Kardinal hatte es vormals aus Bescheidenheit ausgeschlagen, nun nahm er es aus Stolz an, und war sehr freudig über seinen Sieg. Um einen für ihn so glorreichen Tag recht vollkommen zu machen, stellte der König für ihn öffentlich ein Mahl an, wie für einen grossen Monarchen. Der gesammte Stadtrath kam, ihm wegen seiner Wiederkunft Glück zu wünschen, und ihn seiner Hochachtung zu versichern. Auf seinen Befehl eröfnete man einige Tage nach seiner Ankunft das Zahlamt zur Auszahlung

der

der Zinsen des Rathhauses; welches ihn dann bey der Bürgerschaft und bey allen denen, die Antheil an diesen Zinsen hatten, beliebt machte. Er ließ auch den Gelehrten melden, daß er ihre Pensionen wieder hergestellet habe; welches ihm eine Menge Lobsprüche in gebundener und ungebundener Rede zuwege brachte, und ihm sogar den Ruf eines Gelehrten verschafte. Man giebt vor, daß er zur Erlangung oder zur Erhaltung desselben verlangt habe, daß sein Bücheraufseher ihm alle neue Bücher vorzeigen müssen, die er kaufte; er gab sich dann zuweilen das Ansehen, als ob er einige Seiten darinnen läse. Er hätte dieser kleinen Arbeit überhoben seyn können. Der erste Staatsminister eines grossen Königreichs ist von dem Umgange mit den Musen frey gesprochen, er darf sie nur schützen. Um noch mehr zu thun, was ihm die Gewogenheit der Unterthanen erwecken könnte, ließ der Kardinal Mazarin einige Zeit nach seiner Ankunft die Parlementsräthe zurück berufen, die auf Befehl des Königs, bey der Wiederkunft dieses Prinzen, zu seiner Hauptstadt, verwiesen worden waren.

Diese Merkmahle von Güte und Gnade hatten allen erwünschten Erfolg; man änderte seine Denkungsart gegen denselben. Man dachte an den gegen ihn gehegten Haß nur darum, damit man sich fragen möchte, worauf solcher gegründet gewesen? Man hatte kein auf seinen Befehl aufgerichtetes Blutgerüste gesehen. Die Grossen waren nie mehr in Achtung gewesen; man hielt sie keineswegs entfernt von dem Monarchen und von Gnadenbezeugungen, wie sein Vorfahrer gethan hatte; er wollte sie bey Hofe haben, und die Wohlthaten

ten flossen von allen Seiten auf sie zu. Die Auflagen waren zu Anfang seiner Reichsverwaltung äusserst stark gewesen; dies war noch ein Ueberbleibsel von der Regierung des Kardinals de Richelieu und eine nothwendige Folge von jenen langwierigen Kriegen, die ein Bürger gegen den andern, oder die man gegen die Spanier unternommen hatte, die damahls Frankreich zu nahe waren, als daß sie nicht hätten Feinde dieses Reichs seyn sollen. Der Kardinal de Retz sahe sich inzwischen als einen nach Rom verwiesenen an, wo ihn die Verfolgung noch aufsuchte; aber hatte man denn diesem Prälaten nicht die Aufwieglung des Pöbels und der Grossen wider den ersten Minister vorzuwerfen, ohne durch einige andere Bewegursache darzu angetrieben zu werden, als durch diese, daß er ihn stürzen und seinen Platz einnehmen möchte? Was für Ränke, was für Streiche und heimliche Verständnisse wurden nicht angestiftet! Was für Blut wurde auf seine Veranlassung und so zu sagen auf seinen Befehl vergossen! Ganze Rotten von Kriegsleuten führten während der Belagerung von Paris seinen Namen. Es kam ihm zu, diese Stadt durch seine Handlungen zu erbauen, und nicht durch seine Waffen zu beschützen. Man konnte ihm ausnehmende Eigenschaften nicht streitig machen; niemand verstand die Kunst besser, der Menschen Gemüther zu erforschen und sich derselben zur rechten Zeit zu bedienen; mit einem eindringenden hohen Verstand begabt, sahe er gemeiniglich alle übeln Folgen eines Verhaltens voraus, und half denen, so er nicht hatte vorher sehen können, alsbald ab. Er war wirksam, kühn, ja gar verwegen, jedoch zur Zeit des Verfalls nichts desto weniger

niger nachgebend, entschloß sich gutwillig zu fallen, um seinen Feind bey dem Fall nach sich zu ziehen, weil er sich überzeugt hatte, daß er seibigen im Untergange liegen lassen, sich aber mit Ehren wieder empor schwingen könnte. Alle diese Dinge, die bey dem Anführer einer Parthey Tugenden vorgestellet haben würden, wurden bey einem Erzbischof zu Lastern. Redlichen Leuten war es ärgerlich, einen Aufrührer unter dem Himmel des Chors zu Unsrer lieben Frauen zu erblicken und die Thürme dieser berüchtigten Hauptstadt in Festungen verwandelt zu sehen. In Rücksicht auf alle diese Umstände fieng man an, es für gut zu befinden, daß der Kardinal **Mazarin** diesen schädlichen Kopf, der fähig war, die erstern Unruhen wieder zu erregen und alles in Unordnungen zu versenken, von **Paris** entfernt hielt. Die Abwesenheit des Ueberwinders bey **Rocroi**, **Freyburg** und **Lens**, des Erhalters unserer bedroheten Gränzen, war eine weit stärkere Beschwerde gegen den Kardinal Minister. Ein erster Prinz vom Geblüte, mit Ehre gekrönt, sahe sich von eben den Händen gebunden, die er so zu reden frey gemacht hatte. Der Kardinal hatte ihm seine Erhaltung in dem Staatsrath und seine Rückkunft nach **Paris**, zu danken, wo er triumphirend unter seiner Beschützung eingezogen war, und von dannen er einige Tage hernach seinen Erretter gefangen hatte ausziehen lassen. Die Undankbarkeit eines solchen Verfahrens würde in die Augen gefallen seyn, wenn der Kardinal **Mazarin** ein unabhängiger Herr gewesen wäre, und wenn es der Prinz nicht so gern hätte seyn wollen.

Die

Die Regentin, ob sie gleich durch ihren ersten Staatsrath geleitet wurde, that doch manches ohne sei- len Antheil; sie hatte einen persönlichen Haß gegen den Prinzen von Conde, der immer mehr verlangte, je mehr er empfieng. Ueberdies muß die Wohlfarth des Staats über jede andere Betrachtung gehen. Die Rückkehr des Kardinals nach Paris, die er ausgewirket, hatte man vielmehr der obliegenden Treue, sein Wort zu halten, als einigem Triebe von Freundschaft zuzuschreiben; indem er alle seine Bemühungen kurze Zeit darauf anwendete, um ihn in einen unendlich traurigern Zustand zu versenken, als derjenige war, woraus er ihn gerissen hatte. Man konnte übrigens den Prinzen seiner Abwesenheit wegen vom Hofe, da der König mündig geworden, nicht entschuldigen: es war so viel, als ihm den Eid der Treue verweigern und sich der Empörung schuldig machen. Die Folgen von einem so sträflichen Anfang waren, daß man diesen Prinzen mit den Waffen in den Händen gegen seinen König seine Völker vor seinen Augen bekriegen, sich der Hauptstadt bemächtigen, und den Versuch machen sahe, nebst der ganzen Nation die Parlementer aufzuwiegeln, welche die Beschützer derselben seyn und ihr mit einem guten Beyspiel vorgehen sollen.

So urtheilten die Freunde des Kardinals Mazarin, denen das Volk beyzufallen anfieng. Die Gunst giebt den Rechtfertigungen ein grosses Gewicht, und die Wohlthaten stellen die Unschuld völlig her. Diejenigen Personen, die das Mitleiden hätten erwecken können, waren entfernet. Der Prinz von Conde, der Kardi-

nal de Retz waren, wenn man so reden darf, blosse Schatten gegen einen wirklichen Gegenstand. Der Premierminister sahe sich gar bald auf ihren Ruinen erhoben; und der Stadtschultheis und die Schöppen gaben ihm ein prächtiges Mahl auf dem Rathhause, wohin er sich in Begleitung verschiedener Herzoge, Marschälle von Frankreich und Staatsräthe begab; eben als ob die Stadt Paris ihm durch neue Ehrenbezeugungen alle ihm vormals erweckte Verdrieslichkeiten aus dem Gedächtniß bringen wollen. Das Volk lief haufenweis herbey, um von einer so ungewöhnlichen Feyerlichkeit Zeuge zu seyn, die man prächtig einzurichten gesucht hatte, um ein desto grösseres Aufsehen zu machen. Der niedere Pöbel nahm den Platz Greve und die daran stossenden Zugänge ein: man warf ihm viel Geld aus den Fenstern zu, welches nothwendig viel Freudengeschrey erregen muste, wenn sich der Kardinal daran blicken ließ. Die Säle des Rathhauses enthielten zuerst einen zahlreichen Adel; und nachher einen Haufen ehrlicher Bürger nebst ihren Weibern, um diesen so berühmten Minister in der Nähe zu sehen, der vormals mit so grosser Heftigkeit verfolget wurde, und nun einen so eifrigen Zulauf hatte. Der Kardinal zeigte sich jedermann, und suchte seinen von Natur freundlichen Anstand noch annehmlicher zu machen. Er grüssete das Frauenzimmer und ließ es mit Zuckerwerk beschenken: er erwies allen gegenwärtigen Mannspersonen Höflichkeit, und redete mit allen denen, welchen er begegnete, freundschaftlich. Mit einem Wort, er betrug sich so, daß ihn jedermann mit Segenswünschen überhäufte; und kehrte ins Louvre zurück mitten durch den glückwünschenden Zuruf und

durch

ırch das Freudengeschrey, welches ihm freylich viel
eld gekostet hatte.

Von diesem Tage an glückte dem Kardinal Ma-
ırin alles. Bordeaux unterwarf sich; der Prinz von
onti verließ die Streitigkeit seines Bruders, söhnte
h mit dem Hofe aus, und vermählte sich mit einer
chwestertochter des Kardinals, einer Tochter des Gra-
n von Martinozzi. Diese Heurath verschafte ihm
bst vielem baarem Geld, welches der Prinz von Conti
m Premierminister erhielt, die Wiedererlangung sei-
r Aemter, Würden, Statthaltereyen, Pfründen und
es dessen zuwege, was er vor seiner Empörung besessen
tte. Der Prinz von Conde vernahm dieses Bünd-
s seines Bruders mit seinem grausamsten Feinde nicht
ders, als mit Schrecken. Er wollte ihm aufheben,
er ihm doch wenigstens seine beyden Günstlinge, den
t von Cosnac und Sarrazin, wegnehmen lassen;
er sein Versuch gelung ihm nicht; und die Schwester-
hter seines Verfolgers wurde seine Schwägerin, er
chte auch alles anwenden, was er nur konnte, um
zu hintertreiben.

Nachdem sich der Kardinal Mazarin gänzlich
eder hergestellt sahe, und zu seiner besondern Befriedi-
ng nichts mehr fehlte, so war er auf die Salbung des
nigs bedacht. In Ansehung der Fürsten kann man
: Cerimonien nicht zu viel anstellen; dieses erhält ihre
:ajestät; und der Gebrauch der Salbung wird in
ankreich für schlechterdings nothwendig gehalten,
uptsächlich seit dem das Mädchen von Orleans den
nig Karl 7. durch tausend Gefährlichkeiten nach
heims geführet, um ihm die heilige Salbung zu ver-

schaffen. Damals war es beynahe eben so schwer, nach Rheims ohne Gefahr zu kommen, als zur Zeit Karls des Siebenten.

Die Spanier hatten 1654 Rocroi weggenommen; und der Prinz von Conde besaß St. Menehoult, eine wohl verwahrte Festung, die mit einer zahlreichen Besatzung versehen war, welche bis nach Rheims Streifereyen vornehmen und die Cerimonie plötzlich stören konnte. Es schickte sich nicht für die königliche Majestät, sich einer solchen Beschimpfung auszusetzen; welches den Cardinal Mazarin auf den Entschluß brachte, die Belagerung von St. Menehoult vorzunehmen, und sich desselben zu bemächtigen, es koste auch was es wolle. Die Officiers, welche er wegen dieses Vorhabens um Rath fragte, stellten ihm vergebens vor, daß die Unternehmung gefährlich wäre, daß der Prinz von Conde ohne Zweifel der besten unter seinen Festungen zu Hülfe kommen, und daß es nicht möglich seyn würde, eine so gute Stadt in Gegenwart eines so grossen Kapitäns wegzunehmen. Der Premierminister ließ sich durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken, und alles wurde zur Belagerung von St. Menehoult angeschaft, welches nach einer herzhaften Gegenwehr sich ergab, und bewies, daß keine Festung unüberwindlich sey, wenn das Anliegen des Staatsraths mit den Bemühungen des Generals vereiniget wird. Da nach der Einnehmung von St. Menehoult alles zur Salbung fertig war, so begab sich der König nach Rheims, wo der Hof prächtig, aber bey weitem nicht so zahlreich war, als sonst. Die Prinzen von Conde und von Conti, der Herzog von Orleans und zween geistliche

Pairs

Pairs waren nicht zugegen; welches einen ansehnlichen Theil von denen ausmachte, welche die Cerimonie feyerlicher machen sollten. Sie wurde nichts desto weniger vollbracht, und der König ließ bey seinem Abzuge von Rheims blos von seinen Haustruppen Stenai belagern, und von einigen andern, die von den Heeren, welche die Marschälle de Turenne und de la Ferte commandirten, abgeschickt worden. Die Belagerung von Stenai, einer dem Prinz von Conde zugehörigen Stadt, brachte diesen alsbald in Bewegung. Er wollte sie retten, es kostete auch was es wollte; und damit er den Feind anderswohin ziehen möchte, so ließ er in Person Arras mit einer ansehnlichen Macht umringen; die Armeen des Erzherzogs Leopold, des Statthalters in den Niederlanden, und des Prinzen Karls von Lothringen waren mit unter den Truppen, die er anführte.

Die mit so grosser Geschwindigkeit unternommene Belagerung von Arras, die man hitzig fortsetzte, brachte den Hof in Erstaunen; der König wollte aber durchaus nicht, daß man von der Belagerung von Stenai abgehen sollte, wohin er sich in Person begab und die Stadt sich unterwarf. Die Truppen, die zur Einnahme der Stadt gebraucht worden, machten sich augenblicklich auf den Weg nach Arras, unter der Anführung der Marschälle Turenne und de la Ferte. Der erstere war derjenige, auf dessen Fähigkeit man am meisten Rechnung machte. Man konnte dem grossen Conde keinen würdigern Nebenbuhler entgegen stellen, und die Schlacht von St. Antoine war ein günstiges Vorurtheil für ihn. Die Folge rechtfertigte es. Der Herr von Turenne nebst seinen beyden Gehülfen griff die Verschanzungen

der Feinde an, überstieg sie mit Sturm, und würde alle ihre Truppen niedergemacht haben, wenn der grosse Conde, der sich übernatürliche Mühe gegeben, den Sieg zu erhalten, die Ueberbleibsel seines Heers nicht noch durch einen rühmlichen Abzug erhalten hätte, der den hohen Begriff vermehrte, den sich die Spanier von seiner Fähigkeit und Tapferkeit gemacht hatten.

Die Gewinnung des Treffens bey Arras machte das Glück des Kardinals vollkommen: man giebt sogar vor, so viel wiederholte glückliche Erfolge hätten ihn so stolz gemacht, daß er auch diejenigen nicht mehr gekannt, denen er dasselbe zu verdanken hatte; wenigstens beschwert sich der Graf von Grammont, eben der, welcher uns seine Nachrichten hinterlassen hat, gar sehr über die Art, mit welcher der Kardinal ihn aufgenommen, da er ihm von diesem Siege Nachricht überbracht hatte. Die Königin hingegen empfand darüber eine so lebhafte Freude, daß sie in der Entzückung, welche sie belebte, den Grafen von Grammont umarmte, und mit dem Kardinal nicht zufrieden war, wegen der Kaltsinnigkeit, die er bey dieser Gelegenheit geäussert hatte. Der von dieser Prinzeßin angereitzte König unterließ nicht, öffentlich zu bekennen, daß er die glücklichen Folgen des Feldzuges den Anschlägen, den Anstalten und Bemühungen seines wertheſten und geliebteſten Vetters, des Kardinals Mazarini zu danken habe; und um das Volk noch mehr zu überreden, daß Se. Majestät wirklich den letzten Sieg diesem Minister zu danken habe, so hielt er für gut, ihn deswegen zu belohnen, und ihn zum Statthalter und zu seinem Generallieutenant in dem Ländgen Aulnis, von der Stadt und dem Gouverne,

ernement Rochelle und zum besondern Statthalter über ine jede derer Festungen zu machen, die von dem allemeinen Gouvernement abhiengen. Der Kardinal ließ uch um diese Zeit den Naturalisationsbrief seines Vaers Pietro Mazarini und seiner übrigen Familie reistriren, indem er hierdurch in Zukunft seinen Feinden en Fürwand benehmen wollte, ihn einen Ausländer u nennen.

Nach dem rühmlichen Vortheil, den der Vicomte on Turenne über den Prinzen von Conde davon getragen, nahm er seine Winterquartiere auf den Gränen der Picardie, von Artois und Hennegau, wodurch er den Winterquartieren der Spanier sehr nahe am. Diese waren nicht willens, ein Land zu verlassen, worinnen sie noch, ausser Grevelingen, Dünkirchen nd dergl. unterschiedene andere Festungen von geringer Erheblichkeit, als Quesnoi und Landreci besaßen. Der Marschall von Turenne fieng den Feldzug mit Eroberung dieser letztern Festung an, welche damals ie regulairen Werke noch nicht hatte, die sie heut zu Tage zu einer der besten in Flandern machen. Valenza wurde zu gleicher Zeit in Italien von dem Herzog von Modena, dem Gemahl der ältesten Fräulein es Grafen von Martinozzi und Schwestertochter des Kardinals Mazarin, erobert. Die Verbindung mit iesem Minister war ein Vortheil, den sogar unabhängige Fürsten suchten; selbige brachte dem Herzog von Modena den Schutz Frankreichs gegen die Spanier uwege, die ihn wegen der alten Ergebenheit dieses hoen Hauses gegen die französische Nation seiner Länder erauben wollten. Der Herzog von Modena wuste

sich die Verbindung des Kardinals Mazarin zu Nutze zu machen; durch dessen Vorsorge sahe er sich gar bald an der Spitze einer Armee, die vermögend war, ihn gegen seine Feinde zu schützen. Es fehlte ihm zum völligen Siege nichts weiter, als daß er für sich selbst stark genug gewesen wäre, und nicht die Nachsicht und die Maasregeln hätte in Acht nehmen dürfen, welche man beobachten muß, wenn man mit eines andern Waffen ficht. Der Kaiser aus dem österreichischen Hause, so wie der König von Spanien, ermangelte nicht, an den Angelegenheiten dieses letztern Antheil zu nehmen, und den Herzog von Modena zu verurtheilen, der als ein Reichsvasall das Herzogthum Mayland angegriffen hätte.

Der Kardinal Mazarin nahm sich seines Vetters eifrig an, und tadelte sogar ein allzudemüthiges Bittschreiben, welches Herr von Vignacourt, der französische Minister an dem kaiserlichen Hofe, diesem Herrn im Namen des Herzogs von Modena überreicht hatte. Die Meynung des Premierministers von Frankreich gieng dahin, die teutschen Churfürsten und die italienischen Fürsten wären unabhängige Herren von der ersten Gattung; sie hiengen weder vom Kaiser noch vom Pabst ab; und die Gewalt, die ein und der andere Hof über sie zu haben vorgäbe, wäre eine blosse Ungerechtigkeit und eine Tyranney; welches denn nicht wenig beytrug, den Haß zu vermehren, den der Pabst und der Kaiser schon gegen Mazarin hegten. Der Kaiser unterließ nicht, ohngeachtet alles Uebermuths des Kardinals und der Vorstellungen des Vignacourt, der ihm mit einem Friedensbruch drohete, dem König von Spanien

zwölf-

zwölftausend Mann Hülfsvölker zuzuschicken, wodurch dieser dem Herzog von Modena weit überlegen wurde; aber der Herr von Vignacourt fand, den Verhaltungsbefehlen des Kardinals Mazarin zu Folge, ein Mittel, diese Völker zur Meuterey zu bewegen; sie empörten sich, ehe sie an den Pässen von Tyrol und der Graubünder, wodurch sie nach Italien gehen musten, ankamen; und da sie ihre Officiers davon gejaget, so legten sie sich aufs Plündern in dem Lande herum.

Obschon der König von Spanien sich einer so beträchtlichen Verstärkung in Italien beraubt sahe, so unterließ er doch nicht, den Krieg daselbst fortzusetzen, und ihn in Flandern mit noch mehr Nachdruck zu betreiben, als in den vorhergehenden Feldzügen. Der Prinz führte daselbst beständig dessen Truppen an; und die Gegenwart eines so grossen Kapitäns flößte ihnen einen neuen Eifer ein.

Der Marschall de la Ferte Senneterre hatte auf Befehl des Kardinal-Ministers die Belagerung von Valenciennes angefangen, einer wichtigen Festung, die man als die Hauptstadt von Hennegau ansehen kann. Dies war keine Stadt mehr, die dem Prinz von Conde zugehörte, woran das Haus Oesterreich nur wenig Antheil nahm; sie gehörte dem König von Spanien zu, und war die ansehnlichste unter denen, die er in diesem Lande hätte behalten können. Es vernahmen auch die Höfe von Madrid und Wien nicht anders, als mit vielem Verdruß, die Belagerung dieser Festung. Die Spanier wendeten alle ihre Kräfte in dem Feldzuge an, und zogen der belagerten Stadt zu Hülfe. Der Marschall de la Ferte, der zu schwach war, ihnen zu wi-

verstehen, hob die Belagerung in gröster Eil auf; welches ihnen dann eine Veranlassung zur Freude und zum Triumph gab; und für den Kardinal Mazarin eine Ursache zum Widerwillen und zur Kränkung.

Zu eben der Zeit kam die Königin Christina aus Schweden in Frankreich an, welche einige gelobet haben, weil sie die Krone verachtet, und welche andere weit Vernünftigere getadelt haben, daß sie sich nicht bemühet hätte, sich geschickt zu machen, solche würdig behalten zu können. Die Bescheidenheit desjenigen, der sich für zu schwach ausgiebt, die Last einer grossen Bürde zu tragen, hat nicht so viel Verdienst, als derjenige, welcher sie mit gutem Erfolg trägt. Uebrigens hatte die Nothwendigkeit und die Unbeständigkeit mehr als jede andere Sache Antheil an der Entsagung der Christina; und die Art, wie sie sich in der folgenden Zeit aufführte, bewies zur Gnüge, daß diese Prinzeßin lauter wunderliche und ausschweifende Dinge im Sinn hatte. Man sagt, sie habe die Wissenschaften und die Gelehrten sehr geliebt. Es würde weit schöner und vortheilhafter gewesen seyn, wenn sie ihren Hof und ihre Länder damit ausgezieret hätte, als daß sie selbst in fremde Länder gieng, solche aufzusuchen. Dem sey nun wie ihm wolle, sie kam zu Chantilly an, wo sie der Kardinal Mazarin sehr herrlich empfieng, und ihr den König nebst dem Herzog von Anjou, seinem Bruder, unter dem Namen zweener Edelleute aus einem sehr guten Hause vorstellte. Diese Königin hatte ihren Aufenthalt ziemlich lange in Frankreich; und sie würde so bald noch nicht abgereiset seyn, wenn man ihr nicht zu verstehen gegeben hätte, daß ihre Aufführung jedermann sehr verdrieß-

drießlich wäre; sie begab sich nach Italien; und der Pabst, der Nachfolger Innocenz des Zehnten, der sich fälschlich die Ehre ihrer Bekehrung zuschrieb, nahm sie mit vieler Pracht auf, und ließ sie mitten in Rom in aller Freyheit leben.

Inzwischen wurde der Krieg zwischen Frank-
1654 reich und Spanien noch mit solcher Hartnäckigkeit von Seiten dieser letztern Krone fortgesetzt, daß der Kardinal Mazarin, welcher Frieden verlangte, genöthiget wurde, mit England ein Bündniß zum Angrif sowohl als zur Vertheidigung einzugehen, um Spanien zum Friedensschluß zu nöthigen. Kraft dieses Bündnisses rüsteten sich die Engländer zur See, und schickten eine ansehnliche Flotte nach den Kanarieninseln, wo sie eine Landung vornahmen, die für die Spanier unglücklich war. Sie bemächtigten sich auch der Insel Jamaika. Der Nutzen unseres Bündnisses mit England war nicht auf diese Hülfe eingeschränkt; Cromwell schickte achttausend Mann guter Truppen, welche unter unsere Armee in Flandern gesteckt wurden. Sie nahm alsbald die Belagerung von Montmedy vor, der stärksten Festung nicht allein von Luxemburg, worinnen sie liegt, sondern auch von ganz Europa. Der Marschall de la Ferte Senne-
1657 terre wurde des unglücklichen Ausgangs vom vorigen Jahr ohnerachtet noch einmal zu dieser berüchtigten Belagerung befehliget. Der König selbst begab sich nach Stenai, um besser im Stande zu seyn, sich vor der Festung zu zeigen, wenn sie zu kapituliren bereit wäre, welches sie nach einer tapfern Gegenwehr that. Die feindlichen Officiers sagten bey Ueberreichung

der

der Schlüssel der Stadt zu dem Könige, da sie genöthiget wären, die beste Festung von Europa zu übergeben, so machten sie sich wenigstens eine Ehre daraus, daß sie solche keinem andern, als dem grösten Monarchen der Welt, überlieferten, eine Ehre, die sie bey einem solchen Verlust eben nicht sehr tröstete.

Die Einnahme von Montmedy zog die Eroberungen von St. Venant und von Mardik nach sich. Die Spanier hingegen hoben die Belagerung von Ardres und Bicoque auf, womit sie alle ihre Unternehmungen dieses Feldzugs endigten. Alle diese für den französischen Hof vortheilhafte Thaten musten nothwendig dessen Gelder merklich erschöpft haben. Da der Krieg ein Ungeheuer ist, das die Ueberwinder und die Ueberwundenen mit einander frißt; so muste man nothwendig durch neue Steuerbefehle wieder dafür sorgen; worüber die Unterthanen äusserst verdrieslich wurden. Der König brachte selbst einst dergleichen an einem Tage siebenzehen ins Parlement. Die Anzahl und der Inhalt derselben erweckte Murren. Das Parlement verlangte, man sollte ihm Freyheit und Zeit lassen, zur Untersuchung dieser Befehle einige Versammlungen zu halten. Dies war aber nicht die Absicht des Königs, welcher ausdrücklich deswegen ins Parlement kam; und nachdem ein jeder Sitz genommen hatte, sagte er:

„Meine Herren, jeder weiß die Unfälle, welche „die Versammlungen des Parlements hervorgebracht haben. Ich will ihnen zuvor kommen: und verlange, „daß man diejenigen einstelle, welche über die Ausschreiben, so ich mitgebracht habe, angefangen worden, „und die ich vollstrecket wissen will. Herr Oberpräsi-

„dent,

‚dent, ich verbiete euch, keine Versammlung zu dulten;
‚und indem er die übrigen von der Gesellschaft ansahe,
‚setzte er hinzu, und einem jeden unter euch, eine zu
‚verlangen. „

Nach einer so ungemeßnen Rede begab sich der König hinweg, und ließ das Parlement in grossem Verdruß und Erstaunen, daß es sich mit so viel Uebermuth begegnen sahe. Der Gerichtshof verordnete alsbald, Vorstellungen zu thun, um Se. Majestät zu bitten, ihnen zu erlauben, daß sie sich zur Untersuchung der Ausschreiben versammlen dürften; die Abgeordneten suchten ihn im Louvre selbst auf, um seinen letzten Willen bey dieser Gelegenheit zu erfahren. Es wurde nichts gemeßnes darauf geantwortet; und neue angeordnete Vorstellungen richteten eben so wenig aus: es muste Gehorsam geleistet werden. Einige Parlementsräthe, die darauf beharren wollten, empfanden den Zorn des Monarchen, und wurden verwiesen.

Bellievre war damals erster Präsident des Parlements. Er haßte den Fouquet, den Oberaufseher der Finanzen, und auch den Kardinal, dessen Gunst damals dieser untergeordnete Minister zum Theil genoß; hierdurch entstand eben die grosse Widersetzung im Parlement wegen der Steuerbefehle. Der Oberpräsident führte zur Ursach an, es sey schändlich, daß man alle Tage die Unterthanen mit neuen Auflagen müste beschweren sehen, da inzwischen der Oberaufseher der Finanzen sich durch seinen übertriebnen Aufwand hervor thäte, und daß der Kardinal Mazarin, der nach Frankreich ohne die geringsten Einkünfte gekommen wäre, nun für einen Besitzer von etlichen Millionen erkannt würde, auf-

ser

ser denjenigen, die er zur Vermählung seiner Muhmen angewendet hätte.

Die Streitigkeiten würden noch länger gedauret haben, wenn der Tod des Oberpräsidenten **Bellievre**, der sich eben zu rechter Zeit ereignete, solche abzubrechen, nicht darzwischen gekommen wäre. Herr de **Lamoignon**, Requetemmeister, eine obrigkeitliche Person, die wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit sowohl, als seltenen Redlichkeit, so hoch geachtet wurde, erhielt die Oberpräsidenten-Stelle, obgleich andere dem Kardinal **Mazarin** achtzehenhunderttausend livres angeboten hatten, und dieser letztere nichts gab.

Indem das Parlement über die Eintragung der
1658 Steuerausschreiben stritte, so unterließ man nicht, die darinnen auferlegten Schatzungen in **Paris** und in den Provinzen zu erheben. Die Armeen, die von diesen Auflagen den Unterhalt hatten, waren zu Felde, und da sie an nichts Mangel litten, so versprachen sie, sich hervor zu thun. Der Herr von **Turenne**, auf dessen Fähigkeit und Tapferkeit der Kardinal-Minister alle Hofnung gründete, kommandirte die französische Hauptarmee in Flandern. Er hatte von dem Entschluß des Hofs zur Belagerung von Dünkirchen Nachricht erhalten, und dieser General machte alles insgeheim bereit, was zu einer so grossen Unternehmung nöthig war. Sie konnte nicht anders einen guten Erfolg haben, als in so fern sie geheim gehalten wurde; und der Hof bemühte sich auch äusserst, seine Absicht zu verbergen. Nichts destoweniger muste man Völker von dieser Seite anrücken lassen, welches nicht ohne Aufsehen geschehen konnte. Der Zufall mit **Hesdin** kam eben gelegen.

Diese

Diese in der Gegend von Calais gegen Montreuil
nd Boulogne liegende Stadt hatte den Marquis de
Bellebrüne zum Statthalter. Dieser Herr hielt sich
ür unabhängig zwischen dem König von Frankreich
nd dem von Spanien. Die Nachbarschaft der
Bränzen und der beyden Armeen verstattete ihm auf
iesem Fuß zu bleiben; welches ihm in einer jeden an-
ern Lage unmöglich gewesen wäre. Der Marquis de
Bellebrüne hatte jedoch mehr Neigung zu Frank-
eich; da er aber gestorben war, und la Riviere und
e Fargus, Schwäger und Officiers in eben der Fe-
tung, sich davon Meister gemacht, so wollten sie schlech-
erdings von keiner Abhängigkeit etwas wissen, und
ührten sich als unabhängige Herren auf. Man nahm
inen Fürwand, sie zum Entschluß zu bringen; die
Armee des Herrn von Türenne zog von der einen
Seite; der König und sein ganzer Hof nahm den Weg
on Calais und näherte sich Hesdin, um zu sehen,
b seine Gegenwart die beyden Schwäger in Furcht ja-
en würde; aber, anstatt die geringste Neigung zur
Unterwerfung zu bezeigen, liessen sie das grobe Geschütz
uf ein fliegendes Lager abfeuren, welches der Monarch
uf Kundschaft ausgeschickt, und das sich sehr nahe an
ie Stadt gewagt hatte. Aller gebrauchten Vorsicht
nd des Zufalls mit Hesdin, darunter man sich eine
Zeit lang verbarg, ohngeachtet, sahen die Spanier
nsere Absichten auf Dünkirchen ein, und nahmen
hre Maaßregeln, diese Festung tapfer zu vertheidigen;
b man aber gleich wußte, daß sie Nachricht davon
atten, so unterließ man doch nicht, die Unternehmung
ortzusetzen; und der Marschall de Türenne schloß die

Festung

Festung am fünf und zwanzigsten May zu Lande ein, während daß eine englische Flotte solche zur See sperrte. Der König, der Herzog von Anjou und der Kardinal Mazarin mit dem ganzen Hof blieben zu Calais stehen: sie liessen sich diesen Krieg sehr angelegen seyn; und obgleich kein Vorrath zu einer so wichtigen Belagerung vorhanden war, so machten sie doch dazu Anstalt, und liessen solchen mit vieler Mühe im Ueberfluß ins Lager bringen, wo man nie daran Mangel litte.

Der König wollte während der Belagerung von Dünkirchen zu Calais bleiben, und verfügte sich öfters nach Mardick. Von hier aus ertheilte er seine Befehle; und die durch die nahe Gegenwart des Königs aufgemunterte Truppen betrieben die Belagerung mit unglaublicher Tapferkeit. Dünkirchen, eine mächtige Stadt an den äussersten Gränzen von Flandern an der offenbaren See gelegen, war lange Zeit die Mitbuhlerin von Antwerpen, Amsterdam und England in der Handlung gewesen. Die Schönheit, die bequeme Lage und die Sicherheit des Hafens zog alle Handelsleute dahin, nicht nur von den benachbarten Meeren, sondern auch aus den entferntesten Landen. Der König von Spanien konnte nach dem Verlust von Holland sich nicht schmeicheln, daß er in den Niederlanden bestehen könne, wenn er nicht Dünkirchen erhielt; diese einzige Stadt war bey ihm so hoch angerechnet als eine ganze Provinz. Vermittelst ihrer Handlung konnte er England und Holland in Eifersucht erhalten; wenn er sie hingegen verlohr, so hatte man von ihm nichts mehr zu befürchten; und die zahlreichen Armeen, welche er in Flandern unterhielt, wurden

alsdann

alsdann blos dem Staat zur Last. Der Kardinal Mazarin hatte alle diese Dinge voraus gesehen; und ohngeachtet aller Schwierigkeiten hatte er den Feldzug mit dieser Belagerung eröfnen wollen, indem er wohl wußte, daß nach dieser Eroberung das übrige keinen langen Widerstand thun würde. Die Höfe von Wien und Madrid waren unruhig, und schickten ihren Generalen in Flandern Befehle zu, alles aufzuopfern, um Dünkirchen zu Hülfe zu kommen.

Diese Generals waren Dom Juan, Erzherzog von Oesterreich, Statthalter der Niederlande, der Prinz von Conde und der Marquis de Caracene. Sie brachten alle Truppen, die sie in Flandern hatten, zu einem einzigen Heer zusammen, um solches desto zahlreicher und fürchterlicher zu machen; sie entblöseten so gar einige Festungen; und mit dieser Armee rückten sie gegen das französische lager an. Der Herr von Türenne wollte sie nicht in seinen Laufgräben erwarten; sondern zog, nachdem er dieselben genug besetzet hatte, selbst dem Feind entgegen, lieferte ihnen eine Schlacht; und der Bemühungen der noch übrigen alten spanischen Truppen ohngeachtet, schlug er sie, und machte dreytausend zu Gefangnen. Das übrige Volk rettete sich mit der Flucht. Hierauf verdoppelten die siegenden Franzosen ihre Angriffe gegen die Festung; sie ergab sich endlich an den König, welcher selbst mit dem Kardinal Mazarin kam, die Schlüssel derselben in Empfang zu nehmen.

In dem geheimen Schreiben, welches der König an das Parlement schickte, um demselben zu befehlen, daß es sich bey Anstimmung des Herr Gott dich lo-

ben wir zu Unsrer lieben Frauen einfinden sollte, hatte dieser Prinz die Sorgfalt gehabt, die Tapferkeit und Klugheit des Marschalls von Türenne zu erheben, dem er wirklich die Einnahme derselben zu danken hatte.

Der König hielt seinen Einzug in seine neue Eroberung mit grosser Pracht; und nachdem er durch den Milord Lockart, den Gesandten der Republik von England, eine Schrift hatte unterzeichnen lassen, kraft deren er sich verbindlich machte, die Geistlichen in allen ihren Gerechtsamen und Freyheiten zu handhaben, so nahm die englische Besatzung vermöge des dieserwegen getrofnen Vergleichs Besitz von der Festung.

Der König hatte diesen Vergleich mit Freuden geschlossen, erfüllte aber solchen nicht anders, als mit Verdruß; und seine Unterthanen sahen sich ungern einer Stadt und eines Hafens beraubet, welche ihnen die größten Vortheile hätten verschaffen können. Die Feinde des Kardinals Mazarin ermangelten nicht, ihm aufzurücken, daß er bey dieser Gelegenheit den Nutzen Frankreichs aufgeopfert habe, indem er an eine fast allezeit feindselige Nation eine so wichtige Festung abgetreten, welche unsere Waffen allein bezwungen hatten. Aber seine Einsichten hierinnen giengen weit über die gewöhnlichen. Cromwel war alt; eine seltene Eigenschaft an einem unrechtmäßigen Thronbesitzer! Die Bekümmernisse, die Unruhen, und vielleicht die Gewissensbisse setzten ihm ohn Unterlaß zu. Ein so unruhiges und schon so hoch hinauf gestiegenes Leben konnte von keiner langen Dauer mehr seyn; sein Sohn Richard schien von einer friedfertigen Neigung zu seyn; und wenn er nicht Tugend genug besaß, um das ver-

haßte

aßte bey einer so erhabnen und auch tyrannisch be-
errschten Stelle gut zu machen und zu verbessern, so
atte er wenigstens die Ehrbegierde nicht, solche zu ver-
ngen; und so bald als er sich damit bekleidet sahe, so
chte er auf nichts anders, als sie wieder aufzugeben.
er Kardinal Mazarin hatte dieses sowohl als die
ückkehr Karls des Zweeten auf den Thron Eng-
nds vorhergesehen. Dieser Prinz mußte bey der
rneuerung einer Regierung, dabey sich vorher so viel
nruhen und Dürftigkeit geäussert, nothwendig einen
offen Mangel an Gelde haben. Das einzige Mittel,
s ihm hierzu übrig blieb, war, daß er die Gerechtsa-
n an Frankreich verkaufte, welche dieses König-
ch ihm über Dünkirchen abgetreten hatte; und die-
Stadt kam für eine mäßige Summe wieder an den
taat, welcher sie nicht anders als mit grossen Schwie-
keiten, ohne das Bündniß mit Cromweln und Eng-
nd, würde besessen haben. Ueberdies zog die Ein-
hme von Dünkirchen die Eroberung von Bergen,
irnes, Dixmuden, Ypern, Oudenarde und
revelingen nach sich. Der Kardinal, welcher in
andern geblieben, um alle diese Eroberungen vol-
ds zu Stande zu bringen, kam hierauf nach Fon-
nebleau, wohin der Hof sich einige Zeit vorher be-
en hatten. Der König hatte ausdrücklich den Tag
Ankunft des Kardinals erwählet, die Musterung
Schweizergarden zu halten, damit er ihn mit desto
hr Glanz empfangen könnte. Dieser Prinz gieng
gar mit seinem Bruder, dem Herzog von Anjou,
iem Premierminister entgegen. Man kann eine so
derbare Ehre der Erkenntlichkeit des Königs für die-

jenige Sorgfalt zuschreiben, welche der Kardinal während einer gefährlichen Krankheit, die er in Flandern ausgestanden hatte, für ihn bewiesen. Dieser Minister war Tag und Nacht um das Bette seines Herrn, der ihn seinen guten Freund nannte, ein Ausdruck, der noch nach seiner Kindheit schmeckte, doch aber das zärtliche Herz des jungen Monarchen gegen seinen Minister anzeigte. Dieser Prinz bewies bey einer so betrübten Gelegenheit eben den Muth, den man nachgehends bey allen widrigen Begegnissen an ihm bewunderte.

Während der Zeit, da alles dies in Frankreich vorgieng, war der Pabst Innocenz der Zehnte gestorben. Er hatte niemals gegen Frankreich einige Neigung gehabt, obgleich dieses Königreich gewisser Maassen der gebohrne Beschützer der Päbste ist; aber der Haß desselben gegen den Kardinal Mazarin erstreckte sich bis auf den Staat, den dieser regierte; und er hatte nie aufrichtig daran gearbeitet, den Frieden zwischen Spanien und Frankreich zuwege zu bringen, indem er sich über die widrigen Schicksale, die der Minister dieser letztern Krone bisweilen erfuhr, freute, und beständig hofte, daß ein neuer Zufall ihn in eben diesen Zustand, aus welchem er sich so glücklich gerettet hatte, versenken möchte. Uebrigens lag ihm der Kardinal de Retz immer im Sinn, den er so sehr liebte, daß er auch Freudenthränen vergoß, wenn sich dieser Prälat ihm zeigte. Er würde seine Vermittelung Frankreich nicht anders haben zu statten kommen lassen, als unter der Bedingung, diesen Kardinal wieder in das Erzbißthum von Paris eingesetzt zu sehen,

welches

elches der König nie würde haben geschehen lassen. lso behielt der oberste Bischof seine ersten widrigen esinnungen bey, und starb, ohne irgend einen Schritt ethan zu haben, der Christenheit den Frieden wieder verschaffen.

Der Kardinal Mazarin hatte seine Maaßregeln nommen, um nach Innocenz dem Zehnten einen abst wählen zu lassen, der es mit ihm hielt, oder we- gstens nicht so viel Abneigung gegen Frankreich spü- n ließ. Der Kardinal Sachetty war ein guter eund von dem Premierminister gewesen. Sein ho- s Alter war ein starker Bewegungsgrund, nach der bstlichen Krone zu streben; und in der That wollte eine starke Parthey zu dieser Ehre erheben; aber fliegende Schwadron, (so nennte man verschie- ne verbundene Kardinäle, die für keine Krone einge- nmen waren,) widersetzte sich dieser Wahl. Der rdinal de Retz hatte ein grosses Ansehen unter dieser chwadron. Er wußte sich in alle Grillen zu schicken, d diese Eigenschaft war ihm in diesem Lande sehr nütz- . Dies war aber schon genug, daß der Kardinal azarin sich des Sachetty annahm. Kurze Zeit nach wurde nicht einmal seiner mehr gedacht; und n dachte in allem Ernst auf den Kardinal Chigi. war in verschiedenen Königreichen Nuncius gewe- ; seine Reisen und die wichtigen Händel, die ihm Päbste aufgetragen hatten, hatten ihm eine grün- e Erfahrung zuwege gebracht. Alle Stimmen ver- gten sich zu seinem Besten; und er sahe sich endlich den Stuhl des heil. Peters erhoben.

Das Kardinalskollegium ließ sich eine dergleichen Wahl gar bald gereuen; und erkannte, daß, wenn es auf die Menschen ankomme, auch die klügste Vorsichtigkeit für einer schlechten Wahl nicht bewahre. Frankreich allein war mit diesem zufrieden. Er zitterte, wenn nur der Name des Königs genennet wurde, und gestand diesem Prinzen alles zu, was er für dienlich hielt, von ihm zu verlangen. Um ihm zu gefallen, wurde der Kardinal de Retz einiger Maassen genöthiget, Rom zu verlassen, und von einem Ort zum andern herum zu schweifen, bis die Noth ihn gezwungen hatte, sich mit Ludwig dem Vierzehnten zu vergleichen, welches er auf eine nachtheilige Art eingieng.

Die Italiener ärgerten sich, daß sie einen Kardinal von Geburt und Verdienst, wie der Kardinal von Retz dem Zorn eines grossen Königs von einem Pabst überlassen sehen mußten, welcher offenbar dessen Schutz annehmen mußte. Der Kardinal Mazarin hingegen lobte den Pabst, und Ludwig der Vierzehnte glaubte ihm Dank schuldig zu seyn. In der That hatte er Frankreich so vorzüglich begegnet, daß er seine erste Audienz dem Herrn de Lionne, einem blossen Residenten dieser Krone, gab, ehe er solche den kaiserlichen Abgesandten selbst verstattete, welches diesem Prinzen einen heftigen Verdruß erweckte.

Alle diese Gefälligkeiten des Pabstes gegen den französischen Hof brachten ihm den Frieden nicht zu Wege, den diese Krone sowohl als die von Spanien nöthig hatte. Diese beyden Könige hatten sich allezeit deswegen auf die Päbste berufen; und weil diese die Stelle eines Schiedsrichters gern behalten wollten, so

eilten

eilten sie eben nicht, etwas zum Schlusse zu bringen. Ludwig der Vierzehnte wurde ungeduldig und rufte den Herrn de Lionne von Rom ab, wo er nichts ausrichtete, und schickte ihn nach Madrid und gab ihm uneingeschränkte Vollmacht, diese berüchtigte Streitigkeit so gut, als er konnte, zu endigen.

Dom Louis de Haro bekleidete damals am Hofe zu Madrid die wichtige Stelle eines Premierministers, und verwaltete sie rühmlich. Nie hat jemand an seiner Stelle sich so freymüthig und redlich bezeigt als er. Sein Herz war eben so zart und zuthätig, wie das Herz einer blossen Privatperson. Als ein unveränderlicher Beobachter seines Versprechens und Eiferer um seines Herrn Ehre, würde er eher die ganze Monarchie daran gewagt haben, als das geringste von seinen Gerechtsamen und das letzte von denen, die sie vertheidigte, zu verwahrlosen. Alle Artickel dieses Vergleichs waren zu Stande gebracht, nichts fehlte mehr, als dasjenige, was den Prinzen von Conde betraf, den Dom Louis de Haro in alle seine Güter, Ehrenämter und Würden wieder eingesetzt wissen wollte, welches dem Herrn von Lionne verboten war, einzuwilligen. Der spanische Minister beharrete auf seiner Meinung und erklärte, daß ohne dieses nichts zu thun wäre; und der Herr von Lionne kam nach Frankreich zurück, so daß er die Sachen in eben dem Zustande gelassen hatte, wie sie bey seiner Abreise gestanden; welches dem Kardinal Mazarin viel Unruhe und Verdruß verckte, indem er nebst dem Frieden die junge spanische Infantin zur Gemahlin für Ludwig den Vierzehnten verlangte. Dieser zweete Punkt konnte nicht

anders als durch den ersten bewürkt werden; und da sich bey dem gegenwärtigen so grosse Schwierigkeiten und noch grössere bey dem zukünftigen fanden, eine Vereinigung zu treffen; so schien Dom Louis de Haro sehr zurückhaltend, als der Herr von Lionne sich ihm darüber entdeckte.

Der Kardinal Mazarin ließ auf eine Zeitlang diese Sache liegen, und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf Teutschland, durch welches Frankreich den Frieden erhalten konnte. Der Kaiser war gestorben, und die versammleten Kurfürsten dachten darauf, ihm einen Nachfolger zu geben. Frankreich schickte den Herzog von Grammont und den Herrn de Lionne als bevollmächtigte Gesandte dahin. Sie stellten den Kurfürsten vor, es sey vor der Wahl eines Kaisers nöthig, an die Beylegung der Beschwerden und der wider den Frieden zu Münster geschehenen Eingriffe zu denken. Die Kurfürsten waren dafür besorgt, und setzten fest, wenn der ernennte Kaiser in Zukunft wider die Artickel der Kapitulation der Versammlung handeln würde, so wolle man einen neuen Reichstag zusammen berufen und zu der Wahl eines andern Kaisers schreiten; welches denn von dem König von Schweden, als Herzoge von Bremen und Verden, von den Kurfürsten zu Maynz, Köln und von der Pfalz, von dem Herzog von Neuburg, von dem Bischof zu Münster, von dem Landgrafen von Hessenkassel, von den Herzogen von Braunschweig und Lüneburg angenommen wurde.

Vermittelst dieses Bündnisses des Königs von Frankreich mit dem größten Theil von Teutschland

und

und einer der nordischen Kronen, wurde er für Spanien noch fürchterlicher, welches Reich doppelte Furcht empfand, als es nebst ganz Europa erfuhr, daß Ludwig der Vierzehnte nach Lyon reisete, um sich mit der ältesten Schwester des Herzogs von Savoyen zu vermählen, die sich mit ihrer Schwester in diese Stadt begeben wollte. Der König kam würklich zu Lyon an, wo man bald darauf den ganzen Hof von Savoyen sahe, worunter sich zuvörderst die Schwester Ludwigs des Dreyzehnten und Vatersschwester des regierenden Monarchen befand.

Etliche Tage wurden mit Feyerlichkeiten zugebracht, die dem muntern und lebhaften Geiste der beyden jungen Monarchen gemäß waren. Der Kardinal schien gleich den andern an den Vergnügungen Antheil zu nehmen; jedoch machte er sich damit nur ganz wenig zu schaffen, und seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Hof von Madrid gerichtet, welcher, da er seinen Umsturz bey der Verbindung des jungen französischen Monarchen mit dem Herzog von Savoyen fand, schleunigst den Dom Antonio Pimentel nach Lyon abfertigte und dem Kardinal Mazarin die spanische Infantin nebst dem Frieden anbot.

Unterdessen schien es nicht so leicht, auf einmal die Prinzeßin von Savoyen wieder zurück zu schicken, die ausdrücklich aus ihren Landen abgereiset war, um sich mit einem Könige von Frankreich zu vermählen; und der Premierminister würde sich um so vielmehr bey dieser Gelegenheit verlegen befunden haben, da sein Herr in die Prinzeßin Margaretha sich verliebt hatte, wenn diese hohe Gebieterin, da er ihr zu vernehmen gab,

daß die Wohlfarth der Monarchie und die Ruhe von Europa von der Vermählung Ludwigs des Vierzehnten mit der Infantin abhienge, nicht selbst darauf gedrungen hätte, solche zu beschliessen, indem sie selbst grossen Antheil an der gemeinen Wohlfarth nahm. Der französische Hof kehrte nach Fontainebleau zurück, und der Kardinal dachte nun auf nichts anders als sich nach der Fasaneninsel zu begeben, die auf dem Fluß Bidaossa liegt, eine halbe Meile von dem Fleck Andaye, in der Landschaft Guyenne, und eben so weit von Irum, in der Landschaft Guipuscoa, im Königreich Spanien.

Dom Louis de Haro sollte sich daselbst befinden und mit dem französischen Premierminister die beyden Artickel vom Frieden und von der Vermählung der Infantin schliessen. Beyde begaben sich mit einem prächtigen Gefolge dahin; des Kardinals Mazarin seines bestand aus den Erzbischöfen von Lyon und Toulouse, aus vier Bischöfen, aus dreyen Marschällen von Frankreich, dem Herzog von Crequi, einem Bailli von Maltha, ausser vierhundert Mann, welche seine Wache ausmachten, und einem Haufen Edelleuten, die sich nach und nach zu ihm versammleten, so wie er ihre Landschaften durchreisete. Alle Städte, in die er auf der Reise kam, erwiesen ihm grosse Ehre, und er kam zu Bayonne unter einer zahlreichen Begleitung, aber von verschiedenen Anfällen des Podagra abgemattet, an, womit er auf der Reise geplagt wurde.

Dom Louis de Haro, der sich schon zu St. Sebastian befand, ließ ihn bewillkommen; und die Unterredungen nahmen einige Zeit hernach auf der Fa-

saneninsel den Anfang, auf einem Saal, der auf einer Seite mit den Tapeten des Kardinals Mazarin und auf der andern Seite mit des Dom Louis de Haro seinen bekleidet war. Dieser Minister hatte ein Gefolge bey sich, welches an Pracht des Kardinals seinem es zuvor that. Nachdem die beyden Bevollmächtigten in den Saal sich begeben hatten, wo sie sich mit einander unterreden sollten, so umarmten sie sich mit Bezeigung grosser Freude und Hochachtung, und stellten einander die Personen vom Range vor, welche sie begleitet hatten. Diese erste Zusammenkunft wurde mit Cerimonien zugebracht; in den folgenden aber wurde der Friede und die Vermählung der Infantin geschlossen. Da dieser letzte Artickel auf ganz Europa einen Einfluß hatte, so willigte Spanien nicht anders darein, als mit Bedingung einer Lossagung der Ansprüche. Die Angelegenheit des Prinzens von Conde wurden vom Dom Louis de Haro nicht verabsäumet, und man wurde eins, daß er wieder nach Frankreich kommen sollte, seinen Rang, seine Ehrenämter und Würden zu erhalten. Da alles zu Stande gekommen war, so schickte der Kardinal Mazarin den Marschall Herzog von Grammont mit dem Titel eines ausserordentlichen Gesandten an den König von Spanien, um ihn um die Infantin im Namen seines Herrn zu ersuchen.

Der Marschall de Grammont, einer der 1659
artigsten Herren seiner Zeit, wollte den Spaniern das Vergnügen eines neuen Schauspiels machen; und anstatt in ihrer Hauptstadt mit jener Langsamkeit und Ernsthaftigkeit anzukommen, deren sich die Abgesandten

sandten gemeiniglich bedienen, hielt er seinen Einzug mit acht Personen, die, wie er, Postpferde ritten. Dieses artige Betragen hatte eine wunderbare Würkung auf das Gemüth der Spanier; und ihre Dichter, welches grosse Meister in verblümten Vorstellungen sind, machten es eine geraume Zeit zum Inhalt ihrer Lieder. Der König selbst empfieng deswegen den Gesandten mit mehr Munterkeit, und schien gegen ihn jene angewöhnte Ernsthaftigkeit zu vergessen, welche die spanischen Monarchen von Kindheit an annehmen.

So bald als man am französischen Hofe die glückliche Schliessung eines so lang gewünschten Friedens vernommen, welcher ausser seinen besondern Vortheilen noch die spanische Infantin mit einem beträchtlichen Brautschatz mitbrachte, so reisete der König nach Toulouse und ließ in dieser Stadt das erste Te Deum wegen des Friedens anstimmen. Der Kardinal Mazarin, der nun nichts mehr zu thun hatte, als dem König von allen seinen Verrichtungen, und von den Vortheilen, die dieser Friede und diese Vermählung dem Landesherrn und dem Staate verschaften, Nachricht zu geben, kam auch nach Toulouse. Der König nahm ihn so auf, wie es die Wichtigkeit der Dienste verdiente, die ihm der König und der Staat bey dieser Gelegenheit zu danken hatten. Frankreich hatte ihm den Frieden, und ein königlicher Prinz von Frankreich in der folgenden Zeit eines der größten Königreiche zu danken. Man konnte übrigens sagen, dieser Minister wäre zum voraus für alles dasjenige belohnet worden, was er der Monarchie nützliches erzeigen konnte; noch über alle seine Ehrenstellen hatte er grosse

Reich-

Reichthümer zusammen gebracht. Er war Abbt, allgemeines Oberhaupt und beständiger Verweser der Abtey und des ganzen Ordens von Cluny, der Abteyen zu St. Denis en France, von St. Robert zu Chaisedieu, von St. Pierre zu Corbie, von Unsrer lieben Frauen zu Cercamp, von Unsrer lieben Frauen zu Gard, von St. Medard zu Soissons, von St. Lucien zu Beauvais, von St. Martin zu Laon, von St. Mansuit zu Toul, von St. Clement und St. Vincent zu Metz, von St. Benigne zu Dijon, von St. Seine, von St. Germain zu Auxerre, von St. Victor zu Marseille, von St. Honorat zu Lerins, von Unsrer lieben Frauen zu Grand Selve, von St. Peter zu Moissac, von St. Michael im Herm, von St. Stephan zu Caen, von St. Peter zu Preaux u. a. m.

Nebst seinen geistlichen Gütern besaß der Kardinalminister noch die Einkünfte von den schönsten Ländereyen des Königreichs und der Herzogthümer von Nivernois, Donziois und Mayenne. Mann konnte sagen, daß er die Reichthümer und die Gewalt der alten Major Domus besässe. Man lobet an ihm als eine That, die sein Andenken werth und unsterblich machen soll, daß er das Kollegium, das seinen Namen führet, gestiftet, welches jedoch mehr unter dem Namen der vier Nationen bekannt ist. Die Stiftung des mazarinischen Kollegiums zierte die Hauptstadt und diente den Familien, die ihren Kindern eine gute Erziehung angedeyen lassen wollten, zur Erleichterung. Dies war das einzige, was man bemerkte, und die Nachkommenschaft hat also bey dem Genuß der mit

dem

dem mazariniſchen Kollegium verbundenen Freyheiten Urſache, das Gedächtniß dieſes Stifters zu ſegnen.

Man erwartete von Rom aus die Diſpenſation des Pabſtes zur Vollziehung der Vermählung Ludwigs des Vierzehnten mit der Infantin, mit welcher er leiblich Geſchwiſterkind war; und während dieſer Zeit hielt ſich dieſer Prinz in unterſchiedlichen Städten in der Provence auf, unter andern zu Aix, wo das Parlement, nachdem es ihm ſeine Ehrfurcht bezeiget hatte, auch dem Kardinal Mazarin aufwartete: von Aix begab ſich der Hof nach Avignon, einem von der Provence abhängigem Lehn, darüber unſere Könige die Oberherrſchaft haben. Ludwig der Vierzehnte übte daſelbſt eine oberherrſchaftliche Handlung aus, indem er allen denen, die ſich in den Gefängniſſen dieſer Stadt befanden, die Freyheit ſchenkte. Von Avignon nahm der König den Weg nach St. Jean de Luz, und der Kardinal Mazarin kam wieder mit dem Dom Louis de Haro auf der Faſaneninſel zuſammen, wo ſie wegen einiger neuen vorgefallenen Umſtände einen Vergleich trafen. Der König von Spanien war mit der Infantin, ſeiner Tochter, auch zu Fontarabia, und etliche Tage darauf vollbrachte man daſelbſt die erſte Cerimonie der Vermählung. Dom Louis de Haro erſchien daſelbſt kraft habender Vollmacht vom Könige von Frankreich. Beym Herausgehen aus der Kirche ließ der katholiſche König der Infantin, ſeiner Tochter, die nun Königin von Frankreich genennet wurde, den Vortritt und die rechte Hand; ſie erhielt den folgenden Tag ein prächtiges Geſchenk vom Könige, welcher mitten unter dem Haufen ſeiner Hofleute

eute gemischt sie sehen wollte; aber man unterschied hn bald an seinem guten Ansehen und an jener Gestalt ines Gebieters, welche ihn nie verließ.

Dieser Tag war zur öffentlichen Zusammenkunft der Infantin von Spanien und des Königs bestimmt; der König von Spanien und die Königin seine Tochter begaben sich auf ein kleines Ruderschif, das prächtig ausgeschmückt war; und stiegen unter der Begleitung einer grossen Anzahl Personen vom Range auf die Fasaneninsel aus. Der König von Spanien reichte der jungen Königin von Frankreich die Hand und führte sie in das Unterredungszimmer. Der König trat alsbald mit dem Kardinal Mazarin und mit Madame de Navailles in dieses Zimmer. Darauf ließ man den Herzog von Anjou, Mademoiselle de Montpensier, und die Prinzeßinnen, ihre Schwestern, kommen. Der König von Spanien neigte sich ein wenig vor ihnen. Der Graf von Soissons nebst den Herzogen, den Marschällen von Frankreich und vornehmsten Kronbedienten begrüsseten den König von Spanien. Dieser Monarch richtete seine Blicke eine geraume Zeit auf den Vicomte von Türenne, und sagte: dieser Mann da hat mir manche verdrießliche Stunden gemacht.

Die beyden Könige begaben sich darauf ein jeder vor seinen Tisch; der Kardinal Mazarin brachte seinem Herrn das Evangeliumbuch nebst einem Kreuz, welches man darauf legte. Der Patriarch von Indien that eben dieses auf Seiten des Königs von Spanien. Diese beyden Prälaten hatten das Chorhemd an. Nachdem die beyden Monarchen niedergekniet,

nahm

nahm ein Staatssekretär von jeder Krone den Friedensschluß und lasen ihn ganz laut her, ein jeglicher in seiner Sprache; nach diesem legten die beyden Könige die Hand aufs Evangelienbuch und schwuren, daß sie alles, was in dem Friedensschluß enthalten wäre, beobachten wollten. Darauf standen sie beyde auf und umarmten einander. Der König von Frankreich schwur dem Könige, seinem Schwiegervater, die Freundschaft, der ihm auch die seinige versprach. Die Königin Mutter, die Schwester des Königs von Spanien hatte eine sehr zärtliche Zusammenkunft mit diesem Monarchen, und verließ ihn nicht anders als unter vielen Thränen. Die nun eine Königin von Frankreich gewordene Infantin wurde dem König überliefert, und Ihre Majestäten benebst dem zahlreichen Hof, welcher sie begleitet hatte, traten die Reise nach der Hauptstadt an.

Das Parlement dieser grossen Stadt, dessen Haupt damals der Herr von Lamoignon war, hatte sich vorgenommen, bis an die Gränzen von Frankreich zu schicken, dem Könige wegen des Friedens und seiner Vermählung ihre Unterthänigkeit zu bezeigen. Er dankte ihnen für ihren Eifer und ließ sie nicht eher von sich, als bis er nach Vincennes gekommen war. Die Gesellschaft zog damals die grossen Dienste in Betrachtung, die der Kardinal de Mazarin dem König und dem Staat erwiesen hatte, und beschlossen, sie wollten ihm die Ehre erweisen und ihm unter der Genehmhaltung des Königs Abgeordnete zuschicken; nahmen aber übrigens alle nöthige Maaßregeln, daß dieser Vorgang nicht zur Folge aufs zukünftige gezogen werden möchte. Man hatte davon so wenig Beyspiele gehabt,

habt, und man besorgte so sehr, es möchte in der folgenden Zeit Schaden bringen, daß der Präsident von Lamoignon, nachdem er den Kardinal Mazarin überaus gelobet hatte, als den einzigen, der fähig gewesen wäre, die grossen Dinge zu unternehmen, welche zu Stande gebracht worden waren, hinzusetzte: „Daß seine Amtsgehülfen in Erwägung der wichtigen Dienste, die der Premierminister bey dieser Gelegenheit dem Könige und dem „Staat erwiesen, auf die Gedanken gerathen wären, Abgeordnete an ihn zu schicken, um ihm deswegen Dank „abzustatten; da jedoch dies eine ausserordentliche Ehre „sey ohne Beyspiel, so könnten sie solches nicht thun ohne „zu wissen, ob Se. Majestät es für genehm halten würde. Ich glaube, antwortete ihm der König, ihr werdet „nicht daran zweifeln, daß ichs für sehr gut halte.„

Man ordnete also einen Präsidenten, zween Räthe von der grossen Kammer, und einen von jeder Kammer, die zur Untersuchung der Appellationen und Bittschriften bestimmt sind, ab. Sie fanden ihn bettlägerig und krank. Dieser Minister entschuldigte sich wegen des Zustandes, darinnen er sich befände, dankte ihnen für die sonderbare Ehre, welche er von der Gesellschaft erhielt, und versicherte sie seiner Hochachtung und seiner Erkenntlichkeit. Die andern Obergerichtshöfe, welche eben diesen Schritt thaten, erhielten eben dergleichen Komplimente.

Der Kardinal Mazarin hatte heftige Anfälle von dem Podagra während seiner Reise nach den Gränzen von Spanien empfunden. Die Ermüdungen, die er während den Unterredungen und Cärimonien der Vermählung ausgestanden, nebst denen, die er auf der

Rückreise nach Vincennes erduldete, hatte sein Uebel verschlimmert und seine Kräfte merklich geschwächet. Inzwischen nahm er sich der Staatssachen noch unaufhörlich an, und brachte die Einwilligung des Kaisers und der Reichskanzley zuwege, den Königen von Frankreich und Spanien den Titel Majestät zu geben, wenn sie an sie mit eigner Hand schreiben würden, welches einer der Artikel des berüchtigten Friedensschlusses zu Münster war. Da seine Unpäßlichkeit zunahm, so kam er nicht mehr aus seinem Zimmer, wo ihm der König ordentlich den Besuch abstattete, entweder um Rath zu halten oder besondere Unterredungen mit ihm anzustellen. Der Herr von Turenne, le Tellier, de Lionne und Colbert waren fast die einzigen, die daselbst ihren Zutritt hatten. Le Tellier war öfters ganz allein bey dem Kardinal, um die Methode aufzuschreiben, wie der Staat nach seinem Tode regieret werden sollte. Man befolgte seine Einrichtungen; und alle diejenigen, von denen er gut gesprochen hatte, wurden in der folgenden Zeit nach seiner Verordnung befördert.

Da er endlich spürete, daß sein Uebel sich vermehrte, und nicht zweifelte, daß sein Ende nahe sey, so dachte er auf seinen letzten Willen. Zu dem Ende foderte er zween Notarien von Paris zu sich und erklärte, daß er mit seinem ganzen Vermögen, das von der Freygebigkeit des Königs herrühre, ihm eine unbedingte Schenkung mache, um damit nach seinem Gutbefinden zu verfahren. Man trug es dem Könige vor; dieser Prinz wollte aber nichts annehmen, und ließ dem Kardinal alles, was er besaß, ohne etwas davon zu fodern; welches alsobald durch einen ordentlichen Gnadenbrief

bestäti-

bestätiget wurde, der vom Könige unterzeichnet und von einem Staatssekretär gegen über unterzeichnet war.

Das Vermächtniß des Kardinals **Mazarin** fängt mit einer Danksagung zu GOtt an für die Wohlthaten, die er ihm verliehen; er legt darauf seine Erkenntlichkeit an den Tag für die Gütigkeit des verstorbnen Königs und der Königin Mutter, dessen Gemahlin, und kommt hernach auf das, was er dem regierenden Monarchen zu danken hatte. Er führet in diesem letzten Aufsatz seines Lebens alle Ehrenbezeigungen an, womit er überhäuft worden, die Widerwärtigkeiten, die er erfahren und den darauf erfolgten glücklichen Ausgang. Alsdann ernennet er zu Vollziehern seines letzten Willens: „Herrn **Wilhelm de Lamoignon**, den Oberpräsi„denten des Parlements; Herrn **Nikolaus Fouquet**, „den General Prokurator des nur besagten höchsten Ge„richtshofes, und Obersteueraufseher von Frankreich; „Herrn **Michael Le Tellier**, obersten Staatssekretär „seiner Majestät; Herrn **Zungo Ondedei**, Bischof zu „Frejus, ordentlichen Rath des Königs in allen seinen „Kollegien; Herrn **Johann Baptista Colbert**, auch „ordentlichen Rath des Königs in seinen Kollegien.„

Diese fünf Vollzieher hatten den Auftrag, der **Maria Mancini** die Summe von funfzehen tausend livres blos für die Reisekosten nach **Italien** auszuzahlen, wo sie den Connetable **Colonna** heurathen sollte, welches kurze Zeit darauf geschahe. **Maria Anna Mancini**, die noch nicht verheurathet war, hatte sechs mal hunderttausend livres zu ihrer Ausstattung. Sie hat nachgehends sich mit dem Herzog von **Bouillon** vermählet. Was den Marquis **de Mancini** anbelan-

get, so wurden ihm die Herzogthümer von Nivernois und von Donziois überlassen nebst einer ansehnlichen Summe baaren Geldes. Die Herzoginnen von Modena und von Mercoeur, die Prinzeßin von Conti, die Gräfin von Soissons und die beyden noch unverheuratheten Muhmen des Kardinals bekamen jede eine Summe von vierzigtausend livres. Der Pabst erhielt zu seinem Antheil zweymal hunderttausend Thaler französischer Münze um solche zu dem Türkenkriege anzuwenden. Der Marquis de la Meilleraye, ein Sohn des Herzogs und Marschalls von Frankreich eben dieses Namens wurde im Testament zum Gemahl der Maria Hortensia de Mancini, seiner Schwestertochter, ersehen und zu seinem Haupterben ernennet. La Meilleraye nahm Kraft dieses Vermächtnisses den Namen und das Wappen des Mazarin an. Der Kardinal vermachte auch dem Dom Louis de Haro, dem spanischen Premierminister, die Flora des Titian, ein sehr seltenes Gemälde. Der Graf von Fuensaldagna bekam eine grosse Uhr mit einem goldenen Gehäuse.

Der Kardinal Mazarin schenkte aus Erkenntlichkeit dafür, weil der König ihm die völlige Eintheilung seines grossen Vermögens überlassen hatte, der Krone achtzehen grosse Diamanten, die man die achtzehen Mazarins nennet; die Königin Mutter bekam den grossen Diamant, welcher die Rose von England genennt wird, einen rohen Diamant vierzehen Karath schwer und einen ungeschliffenen Rubin. Der Königin, der Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten, setzte er ein Bouquet von funfzig Diamanten aus; dem Herzog von

Anjou

Anjou ein und dreyßig Schmaragde; und dem Connetable Colonna einen mit Diamanten beſetzten Degen.

Der Prinz, der damahls nach Frankreich zurück gekommen war, erhielt auch ein Geſchenk; die Sekretarien des Kardinals erhielten ein jeglicher einen Diamant von viertauſend livres; und die Vollſtrecker des letzten Willens für vierzigtauſend livres an Edelgeſteinen zu gleichen Theilen unter einander. Die übrigen Kleinodien wurden verkauft. Die Fabrick von St. Euſtachii erbte ſechstauſend livres; die Theatiner vom Hauſe zu St. Anne la Royale, ein jegliches der Klöſter, denen der Kardinal milde Beyſteuern that, die Summe, ſo hoch als ſich der Genuß von ſechsjährigen Allmoſen belief. Der Kardinal verließ der heiligen Kapelle zu Bois de Vincennes, den Armen und Bettelorden der Stadt Newers die Summe von ſechstauſend livres; der Kirche zu St. Petri und Pauli in Rom eine Lampe dreytauſend Thaler werth; eine andere Lampe von tauſend Thalern für das wunderthätige Crucifix zu St. Brigitte; der Kirche zu St. Roch in Paris eine ſilberne Schachtel von fünf bis ſechstauſend Thaler; zwölftauſend livres dem Siechhauſe zur Stiftung für zwey Betten, deren Ernennung allezeit dem älteſten des Hauſes zuſtehen ſollte, welcher den Namen und das Wappen von Mazarin führen würde; dem Hoſpital dreytauſend livres zur Ausbauung des Hoſpitals der Wiedergeneſeten, davon der Kardinal der erſte Stifter war. Er hatte ſchon hunderttauſend livres dem Generalhoſpital geſchenkt; demſelben machte er noch ein Geſchenk in ſeinem Vermächtniß von ſechzig tauſend livres. Die Bedienten des Kardinals erfuh-

ren dessen Freygebigkeit auch. Er vergaß auch seine Schwestern zu Rom eben so wenig, deren eine, eine Nonne, sechstausend Thaler zu einem jährlichen Gehalt bekam; und die andere, welches die Maria Martinozzi war, achtzehentausend Livres Wittwengelder. Die Gelehrten, die der Premierminister jederzeit geschützet hatte, genossen seine Wohlthaten noch nach seinem Tode. Er wollte, daß sie Zeitlebens die jährlichen Gehalte geniessen sollten, die er ihnen ausgesetzt hatte.

1661 Inzwischen vermehrte sich die Krankheit des Kardinals Mazarin so sehr, daß sie für unheilbar gehalten wurde. Alsdann ließ er den Herrn Joly, den Pfarrherrn von St. Nikolaus des Champs, kommen, dem er beichtete. Er eröfnete ihm, daß er ihn ersehen hätte um ihm in der Todesstunde beyzustehen, und bäte ihn, diese letzte Pflicht ihm zu erweisen. Einige Tage darauf ließ er von neuem den Pfarrer zu St. Nikolaus rufen und sagte ihm, er wolte gern eine stärkere Reue haben, als diejenige, so er empfände. Ich bin, setzte er hinzu, ein grosser Verbrecher, ich habe meine Hoffnung lediglich auf die Barmherzigkeit GOttes gesetzt. Den Tag drauf gab man ihm die letzte Oelung. Der Kardinal bat den Herrn Joly, er möchte so gütig seyn, und ihm den Nutzen dieses letzten Sakraments anzeigen und wie er sich zum heilsamen Genuß desselben zuzuschicken habe. Er bat ihn zu gleicher Zeit mit ihm stets von GOtt zu reden, und unterbrach solches alle Augenblicke, um den Umstehenden zu erkennen zu geben, worauf es endlich mit aller menschlichen Glückseligkeit und Hoheit hinaus lau-

fe.

se. Er sagte etliche mal das **Miserere** mit unbedecktem Haupt oder mit ausgestreckten Armen her, hielt mit gefaltenen Händen ein kleines Crucifix und küssete es. Diejenigen die ihn auf der Konferenzinsel das Schicksal der zwo mächtigsten Monarchien der Welt hatten entscheiden sehen, konnten nicht anders als sehr gerührt werden über einem so verschiedenen Zustand. Herr Joly verlangte von ihm, daß er Kirchenbusse thun sollte wegen der bösen Beyspiele und Aergernisse, die er gegeben haben könnte. Er unterwarf sich willig, und leistete diese Genugthuung mit blossem Haupt und einer Kerze in der Hand. Am Abend desselben Tags, und da er beynahe in Todesnöthen lag, schickte er einen Edelmann an den Oberpräsidenten **von Lamoignon**, um ihn zu versichern, daß er als ein gehorsamer Diener des Parlements sterbe. Da er sich alsdann seinem Ende nahe befand, rufte er aus: **Ich werde bald sterben, mein Verstand nimmt ab, ich hoffe auf JEsum Christum.** Wenig Augenblicke darauf that er den letzten Seufzer.

Also starb in einem Alter von acht und funfzig Jahren, sieben Monat und fünf und zwanzig Tagen, derjenige, welcher die Staatssachen des mächtigsten Königreichs der Welt mit grossem Ansehen verwaltet hatte. Er war vielleicht der erste, der eine so geraume Zeit die Unbeständigkeit und den Eigensinn eines Frauenzimmers zu etwas gewissem zu bringen wußte. Die Königin Mutter wurde in Ansehung seiner nie anders Sinnes, seitdem sie ihm ihre Gunst zugewendet hatte. Seine unermäßlichen Reichthümer kamen nach seinem Tode insgesammt ganz an seine Erben; seine Familie pflanzte

sich in Frankreich fort, und einige von unsern Prinzen vom Geblüt sind daraus entsprossen. Ob er schon ein Ausländer und bey der Nation verhaßt war, so wußte er doch den Vorzug über die Prinzen und die eingebohrnen des Landes davon zu tragen. Sogar
1661 seine Einsicht regierte noch lange Zeit nach seinem Tode. Frankreich hat ihn so wohl den grossen Colbert als auch den Marquis de Louvois zu danken, zween Männer, denen Ludwig der Vierzehnte einen Theil seines Ruhms und die mehresten von seinen glücklichen Handlungen zuzuschreiben hat.

Le Tellier, der Vater dieses letztern Ministers, wurde vom Mazarin ersehen, um besonders auf die Erbauung des Kollegiums der vier Nationen Aufsicht zu haben. Er gab sich auch alle Mühe deswegen; und dieses grosse Gebäude, das der Jugend von Paris und andern in dem letzten Willen des Kardinals benannten Nationen so vortheilhaft ist, wurde kurz nach seinem Tode zu Stande gebracht. Da Le Tellier noch allein von den fünf Vollstreckern seines Vermächtnisses übrig war, so ließ er die Gebeine des Kardinals dahin versetzen, wie er es also verordnet hatte. Uebrigens wohnte das Parlement, welches bey seinem Leben eine feyerliche Deputation an ihn abgeordnet hatte, auch auf Befehl des Königs der Seelenmesse bey, die für ihn zu Unsrer Lieben Frauen zu Paris gehalten wurde. Dieser Monarch bedaurete ihn wenig, wie man vorgiebt. Er ließ jedoch seinem Andenken alle Ehre erweisen, woraus man schliessen konnte, wie hoch er ihn geschätzt habe.

R.

XV.

Leben
Johann Baptist Colbert,
Ritter und Marquis von Seighelay, und von Chateau Neuf an der Cher, Freyherr von Seaux, Linieres, Ormois, Stadtrath und Staatssekretär, Kommenthur und Großschatzmeister der königlichen Orden, Oberrentmeister, Oberaufseher der königlichen Gebäude, und Generaldirektor der Künste und Manufakturen in Frankreich.

Wenn ich behaupte, daß in Frankreich nie ein grössrer Minister gewesen sey, als derjenige, dessen Geschichte ich jetzt schreiben will; so ist dies die allgemeine Stimme des Publikums. Ohne Rücksicht auf seine persönlichen Eigenschaften, denen kein merklicher Fehler das Gegengewicht hielt, hat niemand unter seinen Vorgängern in Regierung des Staats der Nation so wichtige Dienste geleistet: Ich halte mich daher für verbunden, die Herkunft eines Mannes ausführlich anzuzeigen, dem Frankreich einzig und allein die vollkommene Einrichtung seiner Einkünfte, die meisten seiner Künste und Manufakturen, das Wachsthum der Wissenschaften, und unschätzbare Vortheile zu danken hat, die der Handel verschaffet, dessen Beschützer Col-

bert mit Recht genennet wird, und (wenn der Zustand, worinnen die Handlung sich vor ihm befand, mir diesen Ausdruck verstatten mag), davon Colbert gewissermassen der Vater und Stifter in Frankreich war. Man würde sich der Undankbarkeit schuldig machen, wenn man seinem Andenken das versagen wollte, was man demselben schuldig ist, und wenn man nicht nach seinem Tode das aufsuchen wollte, wodurch man auf immer die Dunkelheit vertreiben kann, welche die Bosheit und Ungerechtigkeit seiner Feinde über seine Geburt zu verbreiten gesucht haben. Ein alter Schriftsteller *) beschuldigte denjenigen der Unbesonnenheit und des Unverstandes, der eine gelehrte Stadt beleidigte (weil selbige allezeit in sich selbst Waffen hätte, die an alle Orte reichten und zu allen Zeiten verwundeten). Mit noch mehrerm Grunde würde man den Gelehrten Frankreichs eine sträfliche Vergessenheit und eine tadelnswürdige Undankbarkeit vorrücken, wenn sie nicht besonders besorgt wären für das, was dem Ruhm einen neuen Glanz geben kann, den derjenige unter allen Ministern, der sie mit der größten Großmuth und Uneigennützigkeit beschützet hat, durch seine grossen Gaben und seltenen Eigenschaften erworben.

Das colbertische Haus stammet aus Schottland her; die älteste Linie hat noch heut zu Tag ihren Sitz daselbst; und diejenigen, welche sie ausmachen, werden unter dem guten Adel des Königreichs gezählet. So reden gelehrte Genealogisten davon, als du Bouchet, Le

*) Plutarch im Leben des Thesens, wo er vom Minos, dem Könige von Kreta, und von der Stadt Athen redet.

Le Laboureur und andere. Diese ältern von dem colbertischen Geschlacht haben von undenklichen Zeiten her die Herrschaft Castelhill in der Grafschaft Inverneß in Besitz.

Seit dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert her zählten sie verschiedene Ehebündnisse mit den Geschlechtern von Glames, von Dumbar, von Frazer und von Roß, den vornehmsten, welche damals im Königreich Schottland sich befanden.

Es ist noch übrig zu zeigen, wie einer von den Colberten nach Frankreich kommen ist, sich daselbst niederzulassen, und die Verwandtschaft seiner Nachkömmlinge mit den Colberten in Schottland. Eine Akte oder Bill des Parlements des Königreichs, die vom neun und zwanzigsten des Heumonats 1681 datirt ist, und durch einen ofnen Brief des Königs von Großbrittannien, der zu Edimburg im Jahr 1687 gegeben ist, bestätiget worden, führet Jakob 1. Georg 1. Jakob 2. Georg 2., lauter Freyherrn von Castelhill an, welches gemeinschaftliche Urahnen der schottländischen und der französischen Colberte sind *).

Uebrigens sind die genauen Verbindungen der Schottländer mit den Franzosen durch etliche Jahrhunderte gar wohl bekannt. Unsere Könige bestrebten sich, mit denen von Schottland in Verbindung zu stehen, um

*) Das Wappen der französischen und der schottländischen Colberte ist einerley. Es führet eine blaue sich krümmende Schlange im goldenen Felde, an einem Pfahl mit ausgeschlagender rothen Zunge. Das Schild hat einen Helm über sich nebst einer Hand eine Picke haltend, mit dieser Beyschrift: Nec minus fortiter. Man sehe nach den Rai, Du Bur, den General d'Armes von Schottland, die Heraldick des Nisbet.

um die Engländer im Zaum zu halten, die immer bereit waren, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, wenn sie nicht durch die Furcht für den Schotten, unsern Bundesgenossen, zurückgehalten wurden. Durch vielen Umgang mit den Franzosen bekamen sie mehr Zuneigung gegen diese Nation. Viele liessen sich in Frankreich nieder, wo sie mehr Unterhalt fanden, als in ihrem Vaterlande.

Eduard, der jüngste Sohn des nämlichen Georgs des Zweeten, der in der oben angeführten Akte genennet worden, war derjenige von den Colberten, der sich in Frankreich niederließ. Er verließ Schottland ohngefähr um das Jahr 1281 nebst Maria Lindsay, seiner Gemahlin, und seinen Kindern, um der Maria von Bailleul, einer Anverwandtin Alexanders des Dritten, Königs in Schottland, nachzufolgen. Diese Prinzeßin vermählte sich mit Enguerrand de Guines, Herrn von Louci, bald nach ihrer Ankunft in Frankreich. Nach ihrer Vermählung blieb Eduard Colbert bey derselben, als ihr Clericus, welches vor Zeiten eben so viel als ein Rath war. Enguerrand, dessen Vertrauen und Freundschaft er gewonnen hatte, erzeigte ihm viel Gutes, eben so wie Eduard dem Zweeten, der jüngere genannt, der einzige, den er noch am Leben hatte *). Dieser ver-

*) Man glaubt, Eduard Colbert habe drey Söhne gehabt. La Roque in seinem Traité de l'arriere-ban redet von Johann Colbert, Ritter und Herr von Lambertincourt, der unter den Rittern und Bannerherren der Grafschft Artois angetroffen wird, den der König Philipp

ermählte sich mit der Walpurgis, oder Vaubourg Lanard, der Schwester des Stiftshauptmanns von Rheims; und seit dieser Zeit haben sich die Colberte n der Landschaft Champagne niedergelassen. Man ahe daselbst nach einander den Foulques, den Aegi- nus, Eduard den Dritten, Gerharden, Herrn von Crevecoeur, den Hektor, Herrn von eben dem- elben Ort, Nikolaus, Herrn von Magneux, Vi- omte von Ormont, Statthalter von Fimes; Jo- hann, Herrn von Terron, königlichen Rath, dem Heinrich der Grosse das Amt eines Oberrentmeisters iber seine Salzsteuern in der Picardie und in Bour- gund anvertraute, welches vor derjenigen Veränderung, ie nachher mit der Verwaltung der Abgaben vorgenom- nen worden, ein sehr wichtiges Amt war; und endlich en Nikolaus Colbert, Herrn von Vandiere, Statt-

lipp der Schöne im Jahr 1296 bey seiner Armee in Guyenne anbrachte. Er führet ein aufgerolltes Perga- ment an, das bey dem Oberrechnungsrath zu Paris nie- dergelegt worden. Richard Colbert, den man gleich- falls für einen Sohn Eduards des Ersten hält, starb zu Rheims, wo er begraben worden, wie aus dieser Grabschrift erhellet, die man im Chor der Franziskaner- kirche dieser Stadt antrift: Hier ruhet der tapfere Ritter, Richard Colbert, der Schotte genannt. Nach diesen dreyen Worten siehet man Charaktere, wel- che die Zeit ausgelöschet und die man nicht für 1300 lesen kann. Bittet GOtt für seine Seele. Mitten auf dem Stein stehet das Wappenschild dieses Ritters, welcher eine um einen Pfahl sich windende Schlange enthält, worunter man diese beyden Verse lieset:

In Schottland kam ich auf die Welt,
Zu Rheims ward mir mein Grab bestellt.

Diese Grabschrift ist gerichtlich abgeschrieben worden, und befindet sich im Moreri.

Statthalter von Fimes *), nachherigen ordentlichen Haushofmeister bey dem König Ludwig dem Dreyzehnten **) und Vater des Staatsraths, welcher zu Rheims im August 1619 gebohren wurde. Die Mutter war Maria Pussort, eine Schwester Heinrichs Pussort, des Staatsraths und Verfassers des Codex Ludovicianus. Der junge Colbert brachte seine ersten Kinderjahre in Champagne zu, wo sein Vater ohngefähr bis ins Jahr 1627 blieb, da er den Entschluß faßte, sich endlich zu Paris niederzulassen, wo er viele Anverwandten, Freunde und Verschwägerte hatte, und wo Herr von Vandiere besser im Stande zu seyn glaubte, seinen Kindern eine Auferziehung zu verschaffen, die seiner zärtlichen Liebe gegen dieselben wie auch deren guten Neigungen gemäß wäre.

Johann

*) Er bekam diese Statthalterschaft den acht und zwanzigsten des Wintermonats 1626. Nikolaus Colbert, Herr von Vandiere, war der dritte Sohn von Johann, Herrn von Terron. Zu ältern Brüdern hatte er 1) den Johann Colbert, Herrn von Terron, Staatsrath und Grosvater der Prinzeßin von Carpegne und der Mesdames von Gaßion und von Counelaie oder von Caunelaïn; 2) Karln Colbert, Herrn von St. Marc, den Vater Karls Colberts, Präsidenten a Mortier im Parlement zu Metz; des Andreas Colberts, eines Domherrn zu Rheims, der ihn unter seine Wohlthäter zählte, und nachmahligen Bischofs von Auxerre; und des Franz Colberts, eines Befehlshabers einer Eskadre, dessen Stamm durch den Tod des Andreas Colberts, eines Cornets bey den leichten Gardreutern, verloschen ist, als welcher von seiner Gemahlin, Nikole de Gouffier, keine Kinder nachgelassen.

**) Es gab damahls noch keinen Oberhaushofmeister, welches die Würde und Vorzüge des andern Amtes um vieles erhöhete.

Johann Baptist Colbert war dessen ältester Sohn, und dieser gab auch die meiste Hoffnung von ich. Das Verdienst, welches dereinst die Bewunde- ung Frankreichs erwecken sollte, leuchtete schon in einer frühen Jugend hervor. Man merkte von der Zeit an ihm eine Liebe zur Wahrheit, jenen Geschmack ür das Gründliche, welches nachgehends seinen Cha- akter bildete. Er liebte von seiner Kindheit an enthu- iastisch die Wissenschaften und Künste, die er dereinst chützen sollte.

Da Colbert zu einem reifern Alter gelanget war, o befliß er sich vornämlich den Nutzen des Gewerbes nd die Mittel solches in einen blühenden Stand zu ver- etzen zu erforschen. Zu gleicher Zeit dachte er auf die Finanzen, die von jenem ersten Triebrad entspringen; nd weil er Willens war sich dergleichen Dinge gründ- ich bekannt zu machen, so betrachtete er dieselben, wie ie in den Landschaften Frankreichs beschaffen waren, o man das stärkste Gewerb trieb. Eben durch die Anmerkungen, welche Colbert auf seinen Reisen mach- e, gelangte er zu der Einsicht in jene erhabene Grund- ätze und machte jene nützlichen Entwürfe, deren Aus- ührung dem Königreich so viele Vortheile verschafte, achdem er zu der Stelle eines Ministers befördert orden.

Wenn der Marquis de Louvois sich besser als rgend einer seiner Vorgänger darauf verstand, die Kräfte des Königreichs nutzbar zu machen, so kann nan behaupten, daß Colbert es gewesen, der solches efestiget hat. Seiner seltenen Einsicht, seinen uner- nüdeten Bemühungen hat die französische Nation haupt-

sächlich

sächlich den glücklichen Erfolg ihrer rühmlichen Unternehmungen zu danken, die ihr so lange Zeit den Sieg über ihre Nachbarn verschaffet haben.

Colbert kam endlich von seinen Reisen zurück und stellte sich dem St. Pouange, seinem nahen Anverwandten dar, damahligem Aufseher über Lothringen, dem Schwager le Tellier, der auch das Vertrauen des Kardinals Mazarin besaß. St. Pouange stellte Colberten diesen Minister vor; und weil der Kardinal Mazarin unter allen Menschen derjenige war, der die Menschen am besten ausforschen konnte, so hatte er die Geschicklichkeit und die Gaben Colberts gar bald entdecket. Der Minister sahe das erste Gewölke von jenem heftigen Ungewitter wider sich aufsteigen, welches nachher das Königreich in Bewegung brachte, und das vornämlich ihn bedrohete. Man gab ihm alle Erpressungen der Pachter Schuld; und wenn man wegen der Unfälle, die einen Staat verheeren, diejenigen zur Verantwortung ziehen muß, welche ob sie gleich solche nicht selbst ausüben, dieselben doch entweder aus Nachläßigkeit oder aus Mangel der Einsicht dulden, so war der Kardinal wirklich sehr strafbar. Dieser in vielen andern Dingen geschickte Minister verstand doch dasjenige nicht, was zu den Finanzen gehöret, an deren Erkenntniß zur Regierung eines Staats doch so viel gelegen ist. Er hatte anfänglich sich hierinnen auf den Aimeri verlassen, welcher in dergleichen Sachen für geschickt würde gehalten worden seyn, wenn Colbert nie zum Vorschein gekommen wäre; und nachher auf den Marschall de la Meilleraie, seinen Anverwandten. Vergnügt über die Erlangung einiger Einsichten in dergleichen Sachen,

ent-

ntschloß er sich, einen vertrauten Menschen auszusu-
hen, der mit ihm arbeiten sollte, und dem dieser Mi-
ister im Fall der Noth die weitere Ausführung der vor-
abenden Geschäfte anvertrauen könnte. Obgleich Col-
ert damals nicht über 28 bis 29 Jahr alt war, so rich-
te er doch sein Augenmerk auf denselben; und von dem
Wintermonat 1648 an, fieng Colbert mit dem Kardi-
al Mazarin zu arbeiten an. Da ihn dieser Minister
amals öfters vor seinen Augen hatte, so bemerkte er
essen Geschicklichkeit besser, und erkannte, daß die Vor-
chtigkeit und Klugheit sein Alter weit übertrafen. Ma-
arin wandte demselben alle seine Hochachtung zu; und
a er ihm hiervon ausnehmende Merkmahle geben woll-
e; so ließ er ihn mit der Würde eines Staatsraths
eehren.

Diese Wohlthat vermehrte Colberts Eifer, 1651
nd zog noch mehrere Gunstbezeigungen nach sich.
Mazarin ließ sichs angelegen seyn, einen Mann mit
ich zu verbinden, für den er so viel Hochachtung und
freundschaft hegte. Eben zu der Zeit heurathete Col-
ert die Maria Charron, die Tochter Jacobs Char-
on, Herrn von Menars, Amtshauptmanns zu Blois,
Oberjägermeisters dieser Grafschaft. Die ersten Jahre
einer Ehe wurden durch die Entfernung des Kardinals
unruhig zugebracht, als welcher genöthiget wurde, sich
nach Köln zu begeben. Bey dieser Gelegenheit ließ
Colbert merken, daß er eben sowohl wegen der Eigen-
schaften seines Herzens, als wegen der Gaben seines
Verstandes Achtung verdiene. Der Kardinal regierte
noch immer das Königreich von dem Orte seines Aufent-
halts aus: de Lionne, Servien und le Tellier, des-

sen Anhänger, handelten gemeinschaftlich mit der Königin, und beschlossen nichts, ohne vorher dem Kardinal davon Nachricht gegeben zu haben. Man bediente sich des Colberts, dieses Verständniß zu unterhalten; und er verrichtete dieses um so viel besser, da man bey seiner sorgfältigen Verbergung ihn auf keine Weise in Verdacht zog, daß er einige Verbindung mit Mazarin hätte. Als auch der Prinz von Conde sich so heftig über Servien, Lionne und Tellier beschwerte, so gedachte er des Colberts nicht. Dieser betrug sich eben so, als der Kardinal zum zweytenmahl entwich, und sich nach Sedan begab. Mazarins Depeschen wurden an ihn abgefertiget, und er brachte sie der Königin Regentin, die ihm die ihrigen einhändigte. Er führte sich bey dieser Gelegenheit so eifrig und so klug auf, daß sein Geheimniß nie öffentlich bekannt wurde. Der Premierminister bezeigte ihm dafür so viel Erkenntlichkeit, und schrieb Briefe deswegen an ihn, die mit Merkmahlen der Hochachtung und Freundschaft angefüllet wa-
1555 ren. Colbert verdiente diese vorzüglichen Ehrenbezeugungen, die ihm der Kardinal wegen seiner Ergebenheit gegen ihn erwies; um seinetwillen war auch der Minister mit Wohlthaten verschwenderisch. Er hatte den Nikolaus de Vandiere, dessen Vater, im Jahr 1652 zum Staatsrath gemacht. Er brachte ihm 1655 die Stelle eines Obersekretärs bey der Königin, der zukünftigen Gemalin Ludwigs des Vierzehnten zuwege.

Fouquet, Generalprokurator beym Pariser Parlement, hatte damals die Oberaufsicht über die königlichen Einkünfte mit Stephan von Aligre zugleich, und

erhielt

erhielt dieses Amt, welches nach der Stelle eines Premierministers das wichtigste ist, einige Monate darauf allein. Fouquet besaß Einsicht, Verstand, Geschicklichkeit und Grosmuth; aber er trieb diese letztere Eigenschaft bis zur Ausschweifung, und man kann behaupten, wenn er sich nicht so freygebig und gegen diejenigen, die er liebte, nicht so günstig erzeigt hätte, so würde er weit glücklicher gewesen seyn. Uebrigens vermochte das Amt eines Oberaufsehers denjenigen, der es bekleidete, zu verblenden. Alle Einkünfte des Königreichs giengen durch seine Hände; er war das Haupt derselben, und die Obereinnehmer erhielten alle ihre Gewalt von ihm. Er machte den Entwurf der Auflagen, er gab dem Staatsrath davon Nachricht, und hatte die Besorgung, das Ausschreiben, so deswegen ergieng, kund machen zu lassen. Der Oberaufseher hatte für die Ausgabe des königlichen Hauses zu sorgen, welches ihm sehr viel ansehnliche Freunde verschafte. Er zahlte auch alle Abgaben des Staats aus, und unterzeichnete alle Verordnungen. Seine Gewalt war zwar der Gewalt des Premierministers unterworfen, wenn jedoch dieser ihn beleidigte, so konnte sich der Oberaufseher überflüßig deswegen rächen; vornemlich wenn der erstere sich in den Umständen befand, daß er seiner Familie Wohlthaten erzeigen sollte.

Da Fouquet von der Königin Mutter eben sowohl als der Kardinal Mazarin beschützet wurde, so hatte er Anfangs diesem grosse Dienste gethan: als er aber wahrzunehmen glaubte, daß er dies in Vergessenheit stellte, so wurde er mit ihm uneinig; und da Fouquet von Natur stolz war, so verschwieg er gewisse Be-

gebenheiten nicht, deren Ausbreitung die Unterthanen von neuem gegen Mazarin aufbringen muste; aber das Glück dieses letztern stand damals zu feste. Die Gespräche des Oberaufsehers konnten demselben keinen Schaden thun; und die Angriffe, die er vergebens auf ihn that, trafen bald darauf ihn selbst.

Der Kardinal würde sich hernach an Fouqueten frey gerächet haben: aber die Bedienung eines Generalprokurators beym Parlement, welche dieser bekleidete, war Ursache, daß er noch Achtung gegen ihn behielt. Er wußte, mit welchem Eifer dieser Gerichtshof diejenigen aus seinen Mitgliedern zu vertheidigen suchte, die er für unterdrückt hielt; und diese Gesellschaft war ihm seit der gefänglichen Einziehung des Broussel und des Blancmenil furchtbar geworden. Der Mini-
1656 ster hielt es also zu seiner Ruhe für nothwendig, wider Fouquets Sicherheit nichts vorzunehmen; jedoch dachte er darauf, die Vorzüge seiner Bedienung zu vermindern und die Gewalt desselben einzuschränken, indem er von der Einrichtung der Gefälle, so viel ihm möglich war, an sich zog. Mazarin hatte sich die Freyheit vorbehalten, über die grösten Summen die Einrichtung machen zu dürfen, ohne von ihrer Anwendung Rechnung zu thun. Er dehnte dieses Recht immer weiter aus; er machte die Einrichtung von der Einnahme und Ausgabe, er zahlte die Gnadengehalte aus, und entrichtete die Abgaben; so daß Fouquet bald weiter nichts hatte, als die Verrichtungen eines Commissärs, da indessen Colbert unter dem Kardinal die Dienste eines Oberaufsehers der Finanzen verwaltete. Es geschahe bey Gelegenheit des Verdrusses, den er von dergleichen

chen Begegnung empfand, daß Fouquet jenen verwegenen Anschlag faßte, dessen Entdeckung ihn nachher stürzte, ob er gleich nie im Stande war, ihn auszuführen.

Der Kardinal Mazarin, der jetzt mehr als jemals von Colberts Fähigkeiten überzeugt war, gab ihm nicht blos bey dieser Gelegenheit Merkmahle von seinem innigsten Vertrauen. Als dieser Minister den Anschlag gefasset hatte, der Insel Candia, die von den Türken belagert wurde, Hülfe zu leisten, und das Herzogthum Castro dem Herzog von Parma wieder zu verschaffen, welches ihm durch den Pabst Alexander den Siebenten vorenthalten wurde, so trug er 1659 Colberten auf, nach Rom zu reisen, und bey dem Pabste nicht nur um die Zurückgebung des Herzogthums Castro, sondern auch um eine Hülfe an Volk und Geld anzuhalten, um die Venetianer in den Stand zu setzen, die Türken abzutreiben, welche täglich auf der Insel Candia weiter fortrückten. So sehr man auch an dem päbstlichen Hofe gegen Mazarin eingenommen war, so würde Colbert vielleicht in seiner Unterhandlung doch glücklich gewesen seyn, wenn während seines Aufenthalts zu Rom nicht eine neue Veranlassung zur Zwistigkeit zwischen dem obersten Bischof und dem Könige dazwischen gekommen wäre.

Mazarin hatte Europa den Frieden wieder verschaft, und den berühmten pyrenäischen Vertrag geschlossen. Diese grosse Begebenheit war im ganzen Königreiche und besonders in der Hauptstadt gepriesen worden. Der König ließ daselbst das Herr Gott dich loben wir anstimmen, und da alle auswärtige Minister dazu eingeladen worden, so befand sich auch der päbstliche

Nuncius mit dabey; dies war der Nuncius Picolomini, der aus Unwissenheit in den Gebräuchen Frankreichs oder aus Liebe zu Neuerungen in der Domkirche mit offnem Chorhemd erschien. Der Cerimoniemeister trug kein Bedenken, ihm Nachricht zu geben, daß er wider den Gebrauch handele, der bey dergleichen Gelegenheiten beobachtet werde; und als er sahe, daß er hartnäckig dabey verharrte, so nöthigte er ihn, sich aus der Kirche zu begeben *).

Als diese Nachricht nach Rom kam, so bezeigte sich der Pabst Alexander der Siebente sehr empfindlich über die Beleidigung, die seinem Nuncius mitten in der Hauptkirche eines grossen Königreichs bey einer hohen Feyerlichkeit und im Angesichte der Minister der meisten Mächte von Europa wiederfahren; weil er glaubte, daß er nun von Frankreich nichts mehr zu befürchten hätte, so wollte er nichts von dem hören, was zu dessen Vortheil gereichte; und ohne darauf zu achten, daß sich der Nuncius Picolomini durch sein eignes Versehen die Begegnung, darüber er sich beschwerte, zugezogen, so forderte der Pabst deswegen Gnugthuung, und entrüstete sich heftig über den Kardinal Mazarin, den er beschuldigte, daß er der Urheber von allem sey, was an dem französischen Hofe wider die vermeynten Rechte der Päbste angestiftet würde.

Colbert, welcher seit der Zeit unter dem Namen des Marquis von Croissi bekannt war, merkte nun wohl, daß er zu einer solchen Zeit nichts zu hoffen habe, da man mehr darauf dachte, sich zu rächen, als Gefälligkeiten zu erweisen. Er gieng von Rom weg nach

*) Nani Geschichte von Venedig.

nach einem vier monatlichen Aufenthalt in dieser Stadt; und da er sich anfänglich nach Florenz, und nachgehends nach Genua gewendet, so hielt er sich eine Zeitlang an dem Hof von Savoyen auf. Der Kardinal hatte ihm aufgetragen, daselbst, wie zu Rom, um eine Hülfe an Volk und an Geld für die Insel Candia anzuhalten; aber diese Versuche hatten Anfangs eben so schlechten Erfolg in Savoyen, als in dem übrigen Theil von Italien, indem keiner von den daselbst regierenden Prinzen bey dieser Gelegenheit die Vertheidigung der Venetianer über sich nehmen wollte, welche mehr die Eifersucht als das Mitleiden ihrer Nachbarn erweckten. Ueberdies wuste man in ganz Europa mehr als zu gut, daß die Venetianer sich nicht so wohl bemüheten, die Ungläubigen aus der Insel Candia zu vertreiben, als solche lange Zeit daselbst zu behalten, damit sie hierdurch ihren Staat von Unterthanen säubern möchten, welche sie im Verdacht hatten, als ob sie den Saamen der Verwirrung und der Zwietracht ausstreueten, und damit sie zu gleicher Zeit unermeßliche Summen ziehen möchten, welche die ganze Christenheit nach Venedig schickte. Inzwischen erhielt Colbert durch seine Bemühungen und Vorstellungen tausend Mann Fußvölker vom Herzog von Savoyen, die zu den von Frankreich abgeschickten Hülfstruppen stiessen. Sie giengen zugleich ab, und langten in Candien an; aber diese Verstärkung hinderte es nicht, daß diese grosse Insel nicht bald darauf unter die Bothmäßigkeit der Türken kam.

Als der Hof von Savoyen für Colberten nichts mehr hoffen ließ, so kam er wieder nach Frankreich zurück, da er den Kardinal Mazarin schon mit der Krank-

heit beschwert antraf, an der dieser Prälat zu Anfang des folgenden Jahrs starb. Seit dem pyrenäischen Frieden war in Frankreich alles ruhig, und weil das Volk erkannte, daß es denselben dem Premierminister zu danken hatte, so ließ es ihn der Ruhe geniessen, die er dem ganzen Königreich verschaft hatte. Sein Ansehen war merklich grösser geworden; und er sahe sich mit Geschäften überhäuft, zu einer Zeit, da er seiner Gesundheit zum Besten an nichts hätte denken sollen, als sich Ruhe und Einsamkeit zu verschaffen; es ist aber was seltenes, daß man die rühmlichen Verwaltungen eines so glänzenden Posten, als **Mazarin** bekleidete, anders als mit dem Leben verlassen sollte. Dieser Minister wollte mit dem Staatsruder in der Hand sterben; und obgleich seine Krankheit sich verschlimmerte, so arbeitete er mit grösserem Eifer, als jemals. Seine Absicht war, die Zeit wieder nachzuholen, die er wegen der vorhergegangenen Unruhen verlieren müssen, und **Ludwig den Vierzehnten** in der grossen Kunst zu regieren zu unterweisen, darinnen dieser Fürst damals noch wenig unterrichtet war. Ausser den ordentlichen Rathsversammlungen, die der Kardinal fast täglich in Gegenwart dieses Prinzen nebst **Fouquet**, **de Lionne** und den Staatssecretarien hielt, hatte er noch vor dem Könige mit **Colberten** Unterredungen, dessen Eifer und Fähigkeit **Ludwig** schon kannte.

Bey dergleichen Gelegenheiten ließ **Colbert** seiner Neigung den Lauf; er setzte alle seine Gedanken über die Verwaltung der Einkünfte in ein helles Licht, und erklärte mit einer völligen Freyheit alles, was er zu unternehmen für nöthig hielt, um die Unersättlichkeit der

Kam-

Kammeralisten seiner Zeit zu hemmen, als welche die Unterthanen durch ihren Geiz und den König durch ihre Unwissenheit ins Verderben stürzten. Er war deutlich und kurz in seinen Gesprächen, deren natürliche Trockenheit ohne Zweifel die Geduld eines jungen Prinzen verdrieslich gemacht haben würde, der dem Anschein nach nur zu Vergnügen Lust hatte, wenn Colbert sich nicht bemühet hätte, die Sache als nützlich vorzustellen, indem er ihm zeigte, die Tugenden und die Macht eines Monarchen möchten beschaffen seyn wie sie wollten, so könne er nie hoffen, daß er sie vermehren, noch auch erhalten werde, wenn er sich nicht besonders dahin bestrebe, daß bey seinen Einkünften eine gute Ordnung herrsche. Dies ist diejenige gute Ordnung, welche, ohne die Unterthanen zu sehr zu beschweren, den Landesherren die Mittel verschaft, grosse Unternehmungen auszuführen, davon die meisten blos deswegen nicht gelungen sind, weil man diese Maasregel verabsäumet hatte. Der König hatte selbst neuerliche Beyspiele davon. Er kannte den schlechten Zustand seiner Einkünfte, und er sahe, daß sie so herunter gebracht waren, daß er nicht begreifen konnte, wie man es dahin bringen könnte, sie wieder herzustellen. Ludwig that hierbey verschiedene Fragen an Colberten, auf welche er mit solcher Gründlichkeit und Genauigkeit antwortete, daß dieser junge Fürst, welcher anfieng an den Staatssachen einigen Geschmack zu bekommen, nicht müde wurde, ihn zu fragen, und hörte allezeit mit einem neuen Vergnügen zu.

Da unterdessen die Krankheit des Kardinals ihm nicht erlaubte, sich der Staatssachen so stark anzunehmen; so ließ er sich nach dem Schloß Vincennes brin-

gen, wo Colbert fortfuhr, ihm die wichtigsten Dienste zu thun. Man giebt vor, daß eben er, da er den Kardinal sehr unruhig gesehen, ihm den Rath gegeben habe, sein ganzes Vermögen dem Könige zu schenken, und es der Grosmuth dieses Prinzen zu überlassen, wie er für eine zahlreiche Familie, die der Kardinal in Frankreich hinterließ, Sorge tragen wolle.

Man setzet hinzu, daß Colbert, der dem Mazarin bis auf den letzten Augenblick nützlich seyn wollen, dem König selbst diese Schenkung überreicht habe. Der König verfuhr dabey nach der Gütigkeit, die man von demselben erwartet hatte. Nachdem dieser Prinz die Schenkung ausgeschlagen, so ließ er einen Gnadenbrief ausfertigen, worinnen „er allem entsagte, was diese „Urkunde zu seinem Vortheil enthielt, und gab zu einem „lautern Geschenke dem Kardinal und seinen Erben al„les, was diese Eminenz während seiner Ministerschaft „erworben hatte. „

Der Gnadenbrief, den der Kardinal mit grosser Ungeduld erwartete, kam zu rechter Zeit an, um sein aufgebrachtes Gewissen zu beruhigen. Man sprach hierüber allerley, das dem Kardinal nicht zur Ehre gereichte; aber wenn die Aufrichtigkeit der Geschichtkunde erfodert, daß man eines so wohl wie das andere erzähle, was dem Andenken derer vortheilhaft oder schädlich seyn kann, deren Gedächtniß sie erhält; so erlaubet die Liebe zur Wahrheit, die von einem Geschichtschreiber nicht getrennet werden darf, nicht, dasjenige auf die Nachkommenschaft zu bringen, was vielleicht nur von dessen Feinden, oder durch unwissende Leute ausgesprenget worden. Dem sey nun, wie ihm wolle, so bald als Colbert den

zum

zum Vortheil des Kardinals eingerichteten königlichen Gnadenbrief nach Vincennes brachte, so schien dieser Minister ruhiger, und man arbeitete an der Aufsetzung seines letzten Willens.

Kraft eines der Artikel dieser Urkunde will der Kardinal, daß die Anwartschaftsbriefe über die Nachfolge zu der Statthalterschaft über Brouage und Rochelle, so dem Marquis Mancini, seiner Schwestersohn, verliehen worden, nebst der uneingeschränkten Verwaltung aller seiner Güter bis zu erreichter Mündigkeit in der Gewalt Colberts verbleiben sollten; daß man auch die Briefschaften, Unterhandlungen, Verträge und andere die Staatssachen betreffende Papiere in dessen Hände liefern solle. Der Kardinal fügte in diesem letzten Willen noch hinzu, wenn in Zukunft einige Schwierigkeiten hierbey sich fänden, so wolle er, man solle sich an Colberten wenden, um sie aufzuklären; ferner, er könne nicht genug Zeugnisse der Treue ertheilen, mit welcher Colbert dem König in seinen wichtigsten Geschäften über zwölf Jahre lang gedienet hätte; er bestätiget alles, was durch ihn bis auf gegenwärtige Zeit vorgenommen worden, und verlanget, daß man ihm auf sein blosses Wort glauben solle. Der Kardinal erklärte noch weiter, daß, da die wichtigen Staatsgeschäfte, die er seit einigen Jahren zu verwalten gehabt, ihn gehindert hätten, die Rechnungen des Herrn Picon, des Aufsehers seines Hauses und seiner Einkünfte, zu untersuchen, so wolle er, daß diejenigen, die dieser Aufseher liefern würde, von Colberten untersuchet und von ihm allein unterzeichnet und bestätiget würden. In eben diesem letzten Willen verbot der Kardinal ausdrücklich,

über

über seine bewegliche Güter oder über seine beweglichen Geräthschaften, Papiere und Schriften ein Verzeichniß zu verfertigen, und daß niemand anders, als Colbert, davon Kenntniß einziehen solle, indem er auch sogar den König darum anflehet, seine Gewalt dazu anzuwenden, daß dieser letzte Wille genau erfüllet würde. Der Premierminister schloß sein Vermächtniß damit, daß er Colberten die Wohnung schenkte, die er neben dem Pallast desselben inne hatte; und ernennte ihn nebst dem Oberpräsidenten des Parlements, dem Generalprokurator an eben diesem Gerichtshof und Oberaufseher der königlichen Einkünfte, Nikolaus Fouquet, dem le Tellier, Staatssecretär, und dem Bischof zu Frejus, zu Vollziehern des Vermächtnisses.

Wenn der sterbende Kardinal seinen Haß gegen Fouquet verbarg, indem er ihn unter den Vollziehern seines letzten Willens vorn an setzte, so wendete er desto mehr Sorgfalt an, seine Freundschaft für Colberten zu offenbaren. Der König begab sich täglich zu dem Premierminister, und blieb bisweilen zwo bis drey Stunden in dessen Zimmer, um seine Vorschriften anzuhören. Man sagt, der Kardinal habe sich diesen fleißigen Besuch des Königs und das Vertrauen, welches sein Zustand diesem Prinzen einflössen muste, zu Nutzen gemacht, um den Fouquet aus seiner Gnade zu bringen; entweder mochte er gemerket haben, daß der Oberaufseher diejenigen Eigenschaften nicht besitze, die ihm nöthig waren, die Stelle, die er besaß, würdig zu versehen, ob er gleich übrigens manche gute Eigenschaften hatte; oder weil der Kardinal, wie dessen Feinde vorgeben, auf den Fouquet allein alle Unterschleife hätte schieben wollen,

len, welche seit seiner Reichsverwaltung mit den Einkünften gemacht worden, an denen der Mazarin den gröſten Antheil gehabt; oder, damit wir einen billigern und dem Andenken des Kardinals rühmlichern Bewegungsgrund anführen, weil dieser Minister von der erhabnen Fähigkeit Colberts zur Einrichtung der Einkünfte überzeugt gewesen, und sein Eifer für den Staat in ihm das Verlangen erreget, solche ihm anvertraut zu sehen.

Nachdem er gesagt hatte, was er vom Fouquet dachte, so redete der Kardinal weitläuftig von der Geschicklichkeit Colberts und von dem, was sich der König von einer Person versprechen könnte, die mit einem vollkommnen Eifer eine geprüfte Treue und die Einsichten verband, welche am fähigsten sind, den Frieden und Ueberfluß in dem Staat herrschen zu lassen; er rühmte ihm seine Geschäftigkeit, seine Klugheit, seine Liebe zur Ordnung, seine Weisheit, seine Standhaftigkeit und seine Genauigkeit in Verwaltung der Gerechtigkeit.

Man erzählt, der Kardinal habe eine so schöne Lobeserhebung mit diesen Worten beschlossen: „Sire, ich „bin Ihnen alles schuldig; aber ich glaube mich einiger„massen mit Eurer Majestät abgefunden zu haben, wenn „ich Ihnen den Herrn Colbert gebe.„ Diese Worte, welche bezeugten, wie viel Antheil dieser Minister an Colberts Glücke nahm, machten einen desto stärkern Eindruck auf das Gemüth des Königs, da er von sich selbst wuste, wessen derselbe fähig sey, und da dieser Prinz lebenslang demjenigen zuvorgekommen war, was dem Kardinal hatte gefallen können: Ludwig versicherte ihn daher, daß er um so viel mehr geneigt sey, hierinnen

innen seinem Rath zu folgen, weil er glaube, daß Colbert ihm wichtige Dienste leisten könne; und um dem Premierminister zu beweisen, daß diese Versicherung im Ernst geschähe, so erbot sich der König von sich selbst, eine von den beyden obersten Finanzbedienungen zu seinem Besten wieder herzustellen, welche beyde bey dem Absterben der letztern Besitzer abgeschaffet worden.

Der König zauderte nicht, diesen Entschluß zu vollziehen; so bald als er nach Paris zurückgekommen war, befahl er dem Staatssekretär le Tellier, alsbald einen offenen Brief für Colberten auszufertigen, in welchem der König erklärte: „da er ein völliges Ver„trauen zu der Fähigkeit, Erfahrung, Treue und Ein„sicht des Colberts habe, und verlange, ihm ein öffent„liches Merkmaal seiner Erkenntlichkeit für die Dienste „zu geben, die er bey verschiedenen Gelegenheiten sowohl „ihm selbst, als seinem Königreiche mit Eifer und Red„lichkeit erwiesen. . . . Er habe geglaubt, er könne „keine bessere Wahl treffen, als mit ihm, um eine von „den beyden Stellen eines Oberaufsehers der Finanzen „zu besetzen, welche Kraft der Schlüsse seines Staats„raths unbesetzt geblieben. Er trage sie ihm auf, um „deren Verrichtungen zu verwalten, so lange er es für „gut hielt.„ . . . Dieser Brief, den der König Colberten mit einer Art von Eilfertigkeit verwilligte, wurde den Tag darauf vom Kanzler präsentirt, und er trat zween Tage nachher die Bedienung an.

Der Kardinal hatte die Augen kaum geschlossen, als die öffentliche Stimme der Wahl eilig zuvorkam, und schon verschiedenen Männern die Stelle eines Premierministers ertheilet hatte. Die Meynungen waren

Anfangs

Anfangs zwischen dem Marschall de Villeroi, le Tellier, de Lionne und Fouquet getheilet; jedoch vereinigten sich nachgehends alle auf diesen letztern. Es geschahe nicht darum, als ob vielleicht le Tellier die zur vornehmsten Ministerstelle gehörigen Eigenschaften nicht besessen hätte. Er hatte sogar einigermassen die Stelle währender Reise des Kardinals nach St. Jean de Luz schon versehen. Aber eine achtjährige Verwaltung der Bedienung eines Oberaufsehers über die königlichen Einkünfte; jene unendliche Anzahl von Anhängern aus allen Ständen, welche Fouquet sich durch seine Wohlthaten verschaft; so viele grosse Herren, die gewissermassen blos von seiner Freygebigkeit lebten, und die einer wie der andere das Wachsthum seines Glücks wünschten, in der Hofnung, das ihrige zu gleicher Zeit steigen zu sehen; alle diese Dinge, sage ich, waren so viel günstige Vorurtheile für Fouquet. Das tiefe Stillschweigen des Königs diente zur Vermehrung des öffentlichen Vorurtheils. Wenn man von diesem Monarchen aus dem Vergangnen urtheilte, wenn man an ihm nur blos einen jungen Prinzen, einen Liebhaber der Vergnügungen, ohne Geschmack, ohne Erfahrung in Staatssachen, der gewohnt war, die Sorge für die Staatsgeschäfte andern zu überlassen, erblickte; so zweifelte man nicht, daß er sich genöthiget sehen werde, sich auch in Zukunft auf die Besorgungen eines Premierministers zu verlassen. Der König, der seine Absichten hatte, glaubte Anfangs nichts vornehmen zu dürfen, welches einen Verdacht verminderte, bey dessen Vermehrung hingegen sein Vortheil zu seyn schien; da jedoch das Beste seiner Angelegenheiten es erforderte, so verstellte sich dieser

Prinz

Prinz nicht weiter, indem er richtig schloß, die daran Antheil nehmende Personen würden nicht unterlassen, zu hoffen, was man auch sagen möchte, und würden noch ferner den Weg betreten, der sie zu dem sich vorgesetzten Zweck führte.

Der König erklärte daher einige Tage nachher in seinem Staatsrath, er wolle nicht, daß in Zukunft seine Staatsräthe einige Verordnung noch Geleitsbriefe unterzeichneten ohne seine ausdrückliche Einstimmung, und befahl ihnen zu gleicher Zeit, daß ein jeder die Verrichtungen seines Amts beobachten solle, ohne etwas weiter zu unternehmen, und daß man ihm eine genaue Nachricht von allen vorkommenden Sachen geben sollte. Diese Rede des Königs wurde mehr für eine Folge von den letzten Rathschlägen des Kardinals angesehen, als für einen gewissen Entschluß, den er gefasset habe, die schönsten Tage seiner Jugend einer solchen verdrieslichen Arbeit zu widmen, als die ist, daß man selbst regiere.

Die Mitwerber um die Ministerstelle liessen also keine von ihren erstern Vorstellungen fahren; und je mehr sie wahrnahmen, daß der König eifrig bey diesem Anfang arbeitete, desto mehr schmeichelten sie sich, daß er bald von einer Art von Aufmerksamkeit werde abgezogen werden, die so fähig ist, einen Prinz von seinem Alter abzuschrecken, und sich genöthiget sehen, eine für ihn allzu schwere Last ihrer Sorgfalt anzuvertrauen. Die folgende Zeit lehrte, ob sie damals richtig geschlossen.

Unterdessen bestrebten sich die Feinde des Herrn Fouquet und vornemlich diejenigen, die sich ganz besonders nach den Absichten des Kardinal Mazarin richteten, den Oberaufseher mehr als jemals bey dem König ver-

dächtig zu machen. Seine Feinde haßten ihn aus Eifersucht, welches die ärgste Art vom Hasse ist; sie spürten alle seine Tritte und Schritte aus, und machten boshafte Auslegungen darüber; sie hielten Kundschafter so gar in seinem Hause, um von allem unterrichtet zu werden, was daselbst besonders geheim vorgieng, nicht nur in Ansehung der Staatssachen, sondern auch was sein Hauswesen betraf; und es ist sehr schwer, daß man sich dem Neide nicht blos geben sollte, wenn man sich in einer solchen Nähe ausspähen lassen muß.

Die übertriebnen Erzählungen von Fouquets Pracht trugen noch weiter das Ihrige bey, solchen zu erregen; nichts war kostbarer als dessen Aufzug: er schien, wie man vorgab, mehr dem Gefolge eines Landsherrn ähnlich, als dem Aufzug einer Privatperson. Man erzählte erstaunliche Dinge von seinem Aufwand, und in der That suchte auch niemand dergleichen zu machen; seine Feinde setzten aber nicht hinzu, daß so viele Wohlthaten blos über sein eignes Vermögen giengen, welches er erschöpfte, obgleich seine Geschenke öfters an Leute kamen, die undankbar genug waren, ihm ein Verbrechen daraus zu machen.

Sobald als man merkte, daß der König den Gesprächen Gehör gab, die wider Fouquet ausgesprenget wurden; so unternahm man mehr als jemals gegen ihn. Die Königin Mutter, die Urheberin und Zeugin der meisten Handlungen, die man an diesem Minister tadelte, die auch ihre ausdrücklichen Befehle, so wie die Nothwendigkeit der Zeitumstände, in seinen Augen unschuldig machten, gewährte ihm einen sichern Schutz. Die Ehrerbietung des Königs gegen seine

Herrn Fouquet zu offenbaren, und bey dieser besondern Unterredung sprach er mit vieler Hitze gegen ihn von den erschrecklichen Verschwendungen seiner Einkünfte. Da ihm der Minister eine genaue Rechnung von dem größten Theil der erhaltenen Summen gethan hatte, so antwortete ihm der König hitzig: Ey! wo ist denn das übrige hingekommen? Fouquet bekannte frey heraus, er habe zum Besten des Staats eine grosse Anzahl von geheimen Ausgaben machen müssen, darum der Kardinal und er allein etwas gewußt hätten, in Ansehung derselben verlasse er sich auf die Gütigkeit Sr. Majestät. Herr Fouquet hat nachher versichert, daß der König mit seiner Antwort zufrieden gewesen, und ihm versprochen habe, alles vergangne zu vergessen, und von nichts als von Wohlthaten und Belohnungen mit ihm gesprochen. Dies ist gewiß, daß der König that, als ob er bey den Berathschlagungen nichts entscheiden wolle, ohne vorher den Oberaufseher um Rath gefragt zu haben, und dessen Freunden den Vorzug für andern Hofleuten gäbe. Weil nun Fouquet sich gegen die Gütigkeit seines Oberherrn gefällig erzeigen wollte, so verkaufte er endlich seine Bedienung und machte dem König alsbald ein Geschenk von einer Million, wie man dies in der Lebensbeschreibung dieses Ministers ausführlicher sehen wird.

Bey diesen unglücklichen Umständen glaubte Fouquet mehr als jemals seines Glückes versichert zu seyn, und wollte für Sr. Majestät, die beyden Königinnen und den ganzen Hof ein prächtiges Gastmahl auf seinem schönen Lusthause zu Vaux anstellen. Der von Natur herrlich lebende Minister vergaß nichts, was den Glanz

dieses Festes erhöhen konnte; indem er weit entfernt war, zu glauben, daß dieses Merkmahl seines Eifers, das er seinem König gab, der Anfang seines Unglücks seyn würde. Die Feinde des Oberaufsehers machten den König aufmerksam auf die Pracht des Lusthauses zu Vaux, welches den königlichen Lusthäusern nichts nachgab. Ihre Gespräche machten einen Eindruck auf das Gemüth dieses Prinzen, und man ergrif diese Gelegenheit, dem König zu verstehen zu geben, weil der Oberaufseher der königlichen Einkünfte so lange Zeit verzöge, den Rath derer zu befolgen, welche in ihn drungen, sein Amt eines Generalprokurators nieder zu legen, so müsse man jemanden dazu brauchen, um ihn zum Entschluß zu bringen, von dessen Redlichkeit und Freymüthigkeit der Oberaufseher sich versichert hielt.

Da sich der König durch die Niederlegung 1661
des Amtes des Fouquet im Stand befand, den gegen ihn gefaßten Anschlag auszuführen, so reißte er nach Nantes den 29sten August. Er wollte nach Belle-Isle rücken und sich derselben mit den königlichen Haustruppen bemächtigen, zu gleicher Zeit, da man den Fouquet gefänglich einziehen sollte; man hatte aber zu dieser Reise eines Fürwandes nöthig. Ludwig gab vor, seine Absicht sey, dasjenige selbst zu untersuchen, was die damals versammleten Stände von Bretagne beschliessen würden. Fouquet hatte seinen Kopf voll von den schönen Versprechungen, die man ihm gegeben hatte, und verließ sich überdem auf die grosse Anzahl Freunde, die er um den König hatte, zog mit diesem Prinzen und langte zu Nantes an. Ludwig blieb einige Tage daselbst, ohne etwas von seinem

Vorhaben zu eröfnen, indem er sich begnügte, den Oberaufseher so nahe zu beobachten, daß er ihm nicht entwischen könnte. Einige Hofleute merkten es demohnerachtet, gaben Fouqueten Nachricht davon, und riethen ihm, sich schleunig zu retten; aber dieser Minister war dazu bestimmt, ein neues Beyspiel von dem Eigensinn des Glücks abzugeben. Hätte er den ihm gethanen Versprechungen weniger getrauet, so würde er sich noch in Sicherheit haben setzen können; in dem Hause, das Fouquet zu Nantes bewohnte, war eine Wasserleitung *), die auf den Fluß stieß; er hätte, wenn er da hinaus geflüchtet wäre, seine Wächter betrügen, sich nach Belle-Isle und von dannen nach England begeben können.

Der König schickte ihm Befehl zu, daß er sich den morgenden Tag zur Rathsversammlung begeben sollte. Fouquet begab sich dahin, ob er gleich die ganze Nacht das Fieber gehabt, und einige Augenblicke vorher ein Handbriefgen erhalten hatte, durch welches man ihn benachrichtiget, daß alle Anstalten getroffen wären, um ihn in Verhaft zu nehmen; und daß der König dem Herrn von Artagnan, dem Anführer der ersten Kompagnie seiner Musquetairs, deswegen Befehl ertheilet habe. Man rieth ihm in eben dieses Handbriefgen, seine Sänfte eine gute Zeit voraus nach dem Schlosse zu schicken, mit genau zugezognen Vorhängen; weil man ohnfehlbar auf den Wagen losgehen werde, wenn man ihn in gefängliche Verhaft nehmen wolle, und weil er alsdann von dem wider ihn gefaßten Anschlag

*) Mem. pour servir à l'Histoire de Louis XIV.

Anschlag versichert wäre, so sollte er seine Maaßregeln nehmen, um sich zu retten; wenn er hingegen sähe, daß man nichts unternommen hätte, so könne er sich in seinem Wagen ins Schloß begeben. Herr Fouquet nahm diese Erinnerungen nicht in Acht, und begab sich in seiner Sänfte bey ofnen Vorhängen aufs Schloß, als ob er beschlossen hätte, sich seinen Feinden selbst zu überliefern. Der Oberaufseher nahm nichts wahr bey seinem Eingang ins Schloß; jedoch wurde er unruhig, und schien bestürzt zu seyn, als er sich auf dem Saal der Rathsversammlung befand. Der König fragte ihn über zwo Stunden lang über Dinge, so die Einkünfte betrafen, von denen er vor der Gefangennehmung des Ministers unterrichtet seyn wollte. Nach geendigter Berathschlagung stieg Fouquet aus dem Zimmer des Königs die grosse Treppe des Schlosses hinab. D'Artagnan erwartete unten nebst einigen Musquetairs auf ihn, welche mit einander zween und zween spatzieren giengen, um kein Mistrauen zu erregen. Fouquet schien von einem Haufen Hofleuten begleitet zu werden, welche eilten, nahe zu ihm zu kommen, und die das Ansehen hatten, als wenn sie die Ehre gern haben möchten, deswegen gesehen zu seyn; der Oberaufseher gieng mit starken Schritten fort, sahe bestürzt aus, als ob er ganz mit der Gefahr beschäftiget sey, die ihn bedrohte. D'Artagnan verlohr ihn alsbald aus dem Gesicht; und er war schon auf dem Platz der grossen Kirche, da sich dieser Officier ihm zeigte, und ihm den Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen, anzeigte. Auf dieses einzige Wort nahmen alle Hofleute, die den Fouquet umgaben, die Flucht, und ver-

verschwanden in einem Augenblick, ohne daß jemand zurück blieb, ihn zu trösten oder ihn zu beklagen.

Fouquet nahm das Urtheil von seiner Ungnade mit vieler Standhaftigkeit an; er beschwerte sich nicht im geringsten; und da er einen von seinen Bedienten gewahr wurde, sagte er zu ihm: man solle dem König in Belle-Isle gehorchen; da er hierauf in eine Sänfte gestiegen war, die ihm d'Artagnan anbot, so begleitete ihn dieser in das Haus eines Geistlichen von der Domkirche, welche nahe an dem Schloß zu Nantes stund, und von da in das Schloß zu Angers. Inzwischen foderte man den Statthalter von Belle-Isle auf, sich zu ergeben, und er eröfnete alsbald die Thore dieses Platzes. Nachdem der König Besatzung in Belle-Isle geleget hatte, so schrieb er an die Königin Mutter folgenden Brief:

An die Königin meine Mutter.

„Eurer Liebden habe ich schon diesen Morgen die „Vollziehung derer Befehle geschrieben, die ich zur ge„fänglichen Einziehung des Oberaufsehers ertheilet hat„te; ich freue mich aber sehr, daß ich Ihnen diesen „Handel ausführlich berichten kann.

„Sie wissen, daß mir solches eine geraume Zeit „an dem Herzen gelegen; es ist jedoch unmöglich ge„wesen, es eher zu veranstalten, weil ich vorher dreyßig„tausend Thaler zur Seemacht von ihm ausgezahlt wis„sen wollte, und weil noch überdies verschiedene Sa„chen in Ordnung gebracht werden mußten, welches in „einem einzigen Tage sich nicht thun ließ, und Sie kön„nen sich die Mühe nicht einbilden, die ich gehabt, „blos ein Mittel zu finden, besonders mit dem Ar-

„tagnan

„tagnan zu sprechen; denn ich bin täglich von einer „ungemeinen Menge sehr aufmerksamer Leute umgeben, „die auf den geringsten Anschein es zu früh würden ha„ben merken können; demohnerachtet hatte ich ihm vor „zween Tagen anbefohlen, sich fertig zu halten, und „sich in Ermangelung der Quartiermeister und der Bri„gadiers meiner Musquetairs, wovon die meisten krank „sind, des Düclaveau und Maupertuis zu bedie„nen; ich erwarte mit der größten Ungeduld von der „Welt, daß es zu Stande kommen sollte, indem mich „in diesem Lande sonst nichts anders aufhielt.

„Da endlich der Oberaufseher diesen Morgen gekom„men war, nach seiner Gewohnheit, mit mir zu arbeiten; „so habe ich ihn bald mit dieser, bald mit einer andern „Materie unterhalten, und stellte mich, als wenn ich „Briefschaften suchte, bis ich durchs Fenster meines „Zimmers den Artagnan auf dem Schloßhofe wahr„nahm. Alsdann ließ ich den Oberaufseher gehen, „welcher, nachdem er unten ein wenig mit der Feuilla„de geschwatzet, zu der Zeit, da er den Herrn le Tellier „gegrüsset, verschwunden war; so daß der arme Ar„tagnan glaubte, ihn verfehlt zu haben, und mir durch „Maupertuis sagen ließ, er vermuthe, daß ihn je„mand zu seiner Rettung gerathen; jedoch traf er ihn „wieder auf dem Platz der grossen Kirche an, und „nahm ihn in meinem Namen ohngefähr gegen Mittag „in Verhaft. Er hat ihm die Briefschaften abgefo„dert, die er bey sich gehabt, in welchen ich, wie man „mir gesagt, den wahren Zustand von Belle-Isle „finden würde; ich habe aber so viel andere Geschäfte, „daß ich selbige noch nicht habe ansehen können; in-

mereyen unterrichtet war, ließ sie ins Gefängniß werfen: man durchsahe ihre Rechnungen; und sie bekamen ihre Freyheit nicht eher wieder, bis sie dem Könige einen Theil von dem, was sie von den Einkünften dieses Herrn und von dem Blut der mit Auflagen beschwerten Unterthanen geraubet hatten, wieder auszahlten. Diejenigen unter diesen Pächtern, die ihre Diebstähle wieder mit thörichten Ausgaben verschwendet hatten, in Hofnung, ihr Glück durch schändliche Mittel, die sie beym Anfange derselben gebraucht hatten, fortzusetzen, blieben lebenslang im Gefängniß. Wenn aber diese Strafe die Unterthanen, die sich über diese Opfer freueten, befriedigte; so verwahrte sie doch dieselben nicht für den Räubereyen ihrer Nachfolger. Vermittelst der Schatzungen, die man diese Blutigel auszahlen ließ, war man im Stande, die Schulden des Königs zu tilgen, und die Unterthanen, denen man in ihrem Gewerbe forthalf, befanden sich bald wieder im Ueberfluß.

Es war ganz natürlich bey dem Anfang einer neuen Reichsverwaltung und hauptsächlich zu einer Zeit, da Colbert alles veranstaltete, Frankreich zum Haupt und Mittelpunkt des Handels von Europa zu machen, daß man ein gutes Verständniß mit den Holländern, welche damals das größte Gewerbe von der Welt trieben, unterhielt. Da Colbert Oberaufseher der Finanzen geworden war, so richtete er es so ein, daß der König einen neuen Vertrag zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden unterzeichnete. Eben dieser Minister war es, der den Titel dieses Vertrags also einrichtete: Freundschafts-Bündniß-Gewerb-

und

und Schiffarths-Vertrag zwischen dem allerchristlichsten König und den Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande.

Er enthielt zwey und funfzig Artickel, welche alle darauf abzielten, das Gewerbe und die Schiffarth zu versichern; die beyden Nationen machten ein Schutzbündniß, nicht nur zur Sicherheit des Handels, sondern auch der Staaten dieser beyden Mächte, wider alle diejenigen, die sich unterstehen würden, die Ruhe zu stöhren. Man siehet aus diesem Vertrag, daß die Absicht Colberts gewesen, einen dauerhaften, und wo möglich ewigen Frieden einzuführen, damit er unter dessen Dauer die Einkünfte und den Handel wieder herstellen könnte: „weil dieses der wichtigste Punkt unter „allen ist *), derjenige, wodurch man alles ausrichtet, „ohne welches man nichts zu Stande zu bringen vermag, wovon die Erleichterung und die Beschwerung „der Unterthanen und alle gute oder schlechte Erfolge „der Absichten und Unternehmungen abhängen.„

Obgleich Colbert nur mit dem Titel eines Oberaufsehers der Finanzen bekleidet war, so verwilligte ihm doch der König, der über die glückliche Veränderung, die auf einmal mit seinen Einkünften vorgieng, vergnügt war, noch mehr Gewalt, als bis jetzt noch kein Oberaufseher der königlichen Gefälle gehabt hatte: es durchsahe zwar der König selbst alle Verordnungen; jedoch wurde alles im Staatsrath nach Angebung des Colberts eingerichtet, welcher täglich neue Entwürfe vorlegte, um zugleich den König und seine Unterthanen reich zu machen.

Man

*) Penefixe Hist. de Henri IV.

Mutter war für diejenigen, die den Untergang des Oberaufsehers suchten, ein grosses Hinderniß; sie entschlossen sich, diese Prinzeßin zu gewinnen; und um ihren Endzweck zu erreichen, so bedienten sie sich hierzu der Superiorinnen zwoer Nonnenklöster, wohin sich die Königin Mutter, vornehmlich seit dem Tode des Kardinals Mazarin, oft begab. Diese Superiorinnen, denen man zu verstehen gegeben hatte, sie würden dem Staat Dienste leisten, wenn sie Fouqueten stürzten, redeten heftig wider diesen Minister mit der Königin Mutter; weil sie von geschickten Leuten angestiftet waren, so erreichten sie den Endzweck, sie zu überreden, daß den Oberaufseher zu unterstützen eben so viel sey, als wider sein Gewissen und wider das, was man dem Staat schuldig sey, zu handeln.

Die Dienste des Herrn Fouquet waren nun vorbey, die Bemühungen seiner Feinde waren gegenwärtig und anhaltend; also wurde sein Fall einstimmig mit der Königin Mutter beschlossen, ohne daß dieser Minister von dem Haufen von Freunden und Anhängern, die er bey Hofe hatte, benachrichtiget werden konnte. Es kam nur noch darauf an, daß man ihn durch ein gewisses Mittel nöthigte, sein Amt eines Generalprokurators beym Parlement nieder zu legen: man durfte nicht hoffen, daß, so lange dieser Minister damit bekleidet seyn würde, das Parlement leiden würde, daß eines von ihren vornehmsten Mitgliedern durch Kommissarien gerichtlich vernommen würde.

Gleichwohl war dies die Absicht des Königs, die Untersuchung dessen, was den Herrn Fouquet betraf, sich und seinem Staatsrath vorzubehalten. Die gerichtl-

richtlichen Gebräuche beym Parlement würden die Entscheidung dieses Handels zu lang verzögert haben: aber ihm rund heraus zu sagen, daß er sich seines Amtes begeben möchte, dies war eben so viel als sich der Erregung von mancherley Verdacht blos geben; überdies wollte der König Zeit gewinnen, vom Fouquet grosse Summen zu ziehen, die er nöthig hatte. Man beschloß also, vorsichtig dabey zu Werke zu gehen. Einigen Personen wurde aufgetragen, dem Fouquet zu verstehen zu geben, der König habe sein Augenmerk auf ihn gerichtet, um ihn zu seinem Premierminister zu machen; sein Amt eines Generalprokurators beym Parlement aber stehe der guten Gesinnung Sr. Majestät im Wege, und Selbige würde sich ohne Zweifel nicht erklären, so lange er dasselbe auf sich habe. Fouquet maß diesen Gesprächen um so mehr Glauben bey, je heftiger er die ihm versprochene Stelle verlangte, und weil ihn der König mehr als jemals um den Zustand seiner Einkünfte befragte und ihm mehr Zeugnisse von seiner Gütigkeit gab. Man nennet diese Politik, welche die Nachricht von dem, was man zu thun gesonnen, künstlich heraus zu locken weiß, eine Tugend. Ludwig der Vierzehnte besaß sie im höchsten Grad; und seine Aufführung gegen den Oberaufseher ist ein besonderer Beweis davon. Er hatte mit ihm verschiedene geheime Unterredungen. Man sagt gar, er habe ihm den heil. Geist orden versprochen, wenn er sein Amt aufgeben wolle, damit Se. Majestät nicht genöthiget würde, ihn zu gleicher Zeit zwoen Gerichtspersonen zu geben, man meynte den Oberpräsidenten. Unter andern schien sich der König eines Tages mehr als jemals dem

Herrn Fouquet zu offenbaren, und bey dieser besondern Unterredung sprach er mit vieler Hitze gegen ihn von den erschrecklichen Verschwendungen seiner Einkünfte. Da ihm der Minister eine genaue Rechnung von dem größten Theil der erhaltenen Summen gethan hatte, so antwortete ihm der König hitzig: Ey! wo ist denn das übrige hingekommen? Fouquet bekannte frey heraus, er habe zum Besten des Staats eine grosse Anzahl von geheimen Ausgaben machen müssen, darum der Kardinal und er allein etwas gewußt hätten, in Ansehung derselben verlasse er sich auf die Gütigkeit Sr. Majestät. Herr Fouquet hat nachher versichert, daß der König mit seiner Antwort zufrieden gewesen, und ihm versprochen habe, alles vergangne zu vergessen, und von nichts als von Wohlthaten und Belohnungen mit ihm gesprochen. Dies ist gewiß, daß der König that, als ob er bey den Berathschlagungen nichts entscheiden wolle, ohne vorher den Oberaufseher um Rath gefragt zu haben, und dessen Freunden den Vorzug für andern Hofleuten gäbe. Weil nun Fouquet sich gegen die Gütigkeit seines Oberherrn gefällig erzeigen wollte, so verkaufte er endlich seine Bedienung und machte dem König alsbald ein Geschenk von einer Million, wie man dies in der Lebensbeschreibung dieses Ministers ausführlicher sehen wird.

Bey diesen unglücklichen Umständen glaubte Fouquet mehr als jemals seines Glückes versichert zu seyn, und wollte für Sr. Majestät, die beyden Königinnen und den ganzen Hof ein prächtiges Gastmahl auf seinem schönen Lusthause zu Vaux anstellen. Der von Natur herrlich lebende Minister vergaß nichts, was den Glanz

dieses Festes erhöhen konnte; indem er weit entfernt war, zu glauben, daß dieses Merkmahl seines Eifers, das er seinem König gab, der Anfang seines Unglücks seyn würde. Die Feinde des Oberaufsehers machten den König aufmerksam auf die Pracht des Lusthauses zu Vaux, welches den königlichen Lusthäusern nichts nachgab. Ihre Gespräche machten einen Eindruck auf das Gemüth dieses Prinzen, und man ergrif diese Gelegenheit, dem König zu verstehen zu geben, weil der Oberaufseher der königlichen Einkünfte so lange Zeit verzöge, den Rath derer zu befolgen, welche in ihn drungen, sein Amt eines Generalprokurators nieder zu legen, so müsse man jemanden dazu brauchen, um ihn zum Entschluß zu bringen, von dessen Redlichkeit und Freymüthigkeit der Oberaufseher sich versichert hielt.

Da sich der König durch die Niederlegung 1661
des Amtes des Fouquet im Stand befand, den gegen ihn gefaßten Anschlag auszuführen, so reißte er nach Nantes den 29sten August. Er wollte nach Belle-Isle rücken und sich derselben mit den königlichen Haustruppen bemächtigen, zu gleicher Zeit, da man den Fouquet gefänglich einziehen sollte; man hätte aber zu dieser Reise eines Fürwandes nöthig. Ludwig gab vor, seine Absicht sey, dasjenige selbst zu untersuchen, was die damals versammleten Stände von Bretagne beschliessen würden. Fouquet hatte seinen Kopf voll von den schönen Versprechungen, die man ihm gegeben hatte, und verließ sich überdem auf die grosse Anzahl Freunde, die er um den König hatte, zog mit diesem Prinzen und langte zu Nantes an. Ludwig blieb einige Tage daselbst, ohne etwas von seinem

Vorhaben zu eröfnen, indem er sich begnügte, den Oberaufseher so nahe zu beobachten, daß er ihm nicht entwischen könnte. Einige Hofleute merkten es demohnerachtet, gaben Fouqueten Nachricht davon, und riethen ihm, sich schleunig zu retten; aber dieser Minister war dazu bestimmt, ein neues Beyspiel von dem Eigensinn des Glücks abzugeben. Hätte er den ihm gethanen Versprechungen weniger getrauet, so würde er sich noch in Sicherheit haben setzen können; in dem Hause, das Fouquet zu Nantes bewohnte, war eine Wasserleitung *), die auf den Fluß stieß; er hätte, wenn er da hinaus geflüchtet wäre, seine Wächter betrügen, sich nach Belle-Isle und von dannen nach England begeben können.

Der König schickte ihm Befehl zu, daß er sich den morgenden Tag zur Rathsversammlung begeben sollte. Fouquet begab sich dahin, ob er gleich die ganze Nacht das Fieber gehabt, und einige Augenblicke vorher ein Handbriefgen erhalten hatte, durch welches man ihn benachrichtiget, daß alle Anstalten getroffen wären, um ihn in Verhaft zu nehmen; und daß der König dem Herrn von Artagnan, dem Anführer der ersten Kompagnie seiner Musquetairs, deswegen Befehl ertheilet habe. Man rieth ihm in eben dieses Handbriefgen, seine Sänfte eine gute Zeit voraus nach dem Schlosse zu schicken, mit genau zugezognen Vorhängen; weil man ohnfehlbar auf den Wagen losgehen werde, wenn man ihn in gefängliche Verhaft nehmen wolle, und weil er alsdann von dem wider ihn gefaßten Anschlag

*) Mem. pour servir à l'Histoire de Louis XIV.

Anschlag versichert wäre, so sollte er seine Maaßregeln nehmen, um sich zu retten; wenn er hingegen sähe, daß man nichts unternommen hätte, so könne er sich in seinem Wagen ins Schloß begeben. Herr Fouquet nahm diese Erinnerungen nicht in Acht, und begab sich in seiner Sänfte bey ofnen Vorhängen aufs Schloß, als ob er beschlossen hätte, sich seinen Feinden selbst zu überliefern. Der Oberaufseher nahm nichts wahr bey seinem Eingang ins Schloß; jedoch wurde er unruhig, und schien bestürzt zu seyn, als er sich auf dem Saal der Rathsversammlung befand. Der König fragte ihn über zwo Stunden lang über Dinge, so die Einkünfte betrafen, von denen er vor der Gefangennehmung des Ministers unterrichtet seyn wollte. Nach geendigter Berathschlagung stieg Fouquet aus dem Zimmer des Königs die grosse Treppe des Schlosses hinab. D'Artagnan erwartete unten nebst einigen Musquetairs auf ihn, welche mit einander zween und zween spatzieren giengen, um kein Mistrauen zu erregen. Fouquet schien von einem Haufen Hofleuten begleitet zu werden, welche eilten, nahe zu ihm zu kommen, und die das Ansehen hatten, als wenn sie die Ehre gern haben möchten, deswegen gesehen zu seyn; der Oberaufseher gieng mit starken Schritten fort, sähe bestürzt aus, als ob er ganz mit der Gefahr beschäftiget sey, die ihn bedrohte. D'Artagnan verlohr ihn alsbald aus dem Gesicht; und er war schon auf dem Platz der grossen Kirche, da sich dieser Officier ihm zeigte, und ihm den Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen, anzeigte. Auf dieses einzige Wort nahmen alle Hofleute, die den Fouquet umgaben, die Flucht, und

verschwanden in einem Augenblick, ohne daß jemand zurück blieb, ihn zu trösten oder ihn zu beklagen.

Fouquet nahm das Urtheil von seiner Ungnade mit vieler Standhaftigkeit an; er beschwerte sich nicht im geringsten; und da er einen von seinen Bedienten gewahr wurde, sagte er zu ihm: man solle dem König in Belle-Isle gehorchen; da er hierauf in eine Sänfte gestiegen war, die ihm d'Artagnan anbot, so begleitete ihn dieser in das Haus eines Geistlichen von der Domkirche, welche nahe an dem Schloß zu Nantes stund, und von da in das Schloß zu Angers. Inzwischen foderte man den Statthalter von Belle-Isle auf, sich zu ergeben, und er eröfnete alsbald die Thore dieses Platzes. Nachdem der König Besatzung in Belle-Isle geleget hatte, so schrieb er an die Königin Mutter folgenden Brief:

An die Königin meine Mutter.

„Eurer Liebden habe ich schon diesen Morgen die „Vollziehung derer Befehle geschrieben, die ich zur ge„fänglichen Einziehung des Oberaufsehers ertheilet hat„te; ich freue mich aber sehr, daß ich Ihnen diesen „Handel ausführlich berichten kann.

„Sie wissen, daß mir solches eine geraume Zeit „an dem Herzen gelegen; es ist jedoch unmöglich ge„wesen, es eher zu veranstalten, weil ich vorher dreyßig„tausend Thaler zur Seemacht von ihm ausgezahlt wis„sen wollte, und weil noch überdies verschiedene Sa„chen in Ordnung gebracht werden mußten, welches in „einem einzigen Tage sich nicht thun ließ, und Sie kön„nen sich die Mühe nicht einbilden, die ich gehabt, „blos ein Mittel zu finden, besonders mit dem Ar-

„tagnan

„tagnan zu sprechen; denn ich bin täglich von einer „ungemeinen Menge sehr aufmerksamer Leute umgeben, „die auf den geringsten Anschein es zu früh würden ha„ben merken können; demohnerachtet hatte ich ihm vor „zween Tagen anbefohlen, sich fertig zu halten, und „sich in Ermangelung der Quartiermeister und der Bri„gadiers meiner Musquetairs, wovon die meisten krank „sind, des Düclaveau und Maupertuis zu bedie„nen; ich erwarte mit der größten Ungeduld von der „Welt, daß es zu Stande kommen sollte, indem mich „in diesem Lande sonst nichts anders aufhielt.

„Da endlich der Oberaufseher diesen Morgen gekom„men war, nach seiner Gewohnheit, mit mir zu arbeiten; „so habe ich ihn bald mit dieser, bald mit einer andern „Materie unterhalten, und stellte mich, als wenn ich „Briefschaften suchte, bis ich durchs Fenster meines „Zimmers den Artagnan auf dem Schloßhofe wahr„nahm. Alsdann ließ ich den Oberaufseher gehen, „welcher, nachdem er unten ein wenig mit der Feuilla„de geschwatzet, zu der Zeit, da er den Herrn le Tellier „gegrüsset, verschwunden war; so daß der arme Ar„tagnan glaubte, ihn verfehlt zu haben, und mir durch „Maupertuis sagen ließ, er vermuthe, daß ihn je„mand zu seiner Rettung gerathen; jedoch traf er ihn „wieder auf dem Platz der grossen Kirche an, und „nahm ihn in meinem Namen ohngefähr gegen Mittag „in Verhaft. Er hat ihm die Briefschaften abgefo„dert, die er bey sich gehabt, in welchen ich, wie man „mir gesagt, den wahren Zustand von Belle-Isle „finden würde; ich habe aber so viel andere Geschäfte, „daß ich selbige noch nicht habe ansehen können; in„zwi-

„zwischen habe ich dem Herrn Boucherat anbefohlen, „bey dem Oberaufseher zu versiegeln; und dem Herrn „Bellot bey Pelisson, den ich gleichfalls habe in Ver„haft bringen lassen. Ich hatte zu verstehen gegeben, „ich wollte diesen Morgen auf die Jagd gehen; und „unter diesem Fürwand meine Wagen zurechte machen „und meine Musquetairs zu Pferde sitzen lassen. Ich „hatte auch die Kompagnien der Garden befehligt, wel„che hier sind, um auf der Wiese die Handgriffe zu „machen, um sie zum Abmarsch nach Belle-Isle fer„tig zu haben. Die Sache war alsbald ins Werk ge„richtet; man hat den Oberaufseher in einen meiner „Wagen gebracht, unter dem Gefolge von meinen „Musquetairs, die ihn nach dem Schloß zu Angers „begleiteten, und wird mich daselbst in Ruhe erwarten, „während daß seine Frau auf meinen Befehl nach Li„moges gegangen ist.

„Fourille ist den Augenblick nach Belle-Isle „mit meinen Leibkompagnien aufgebrochen, und hat „Befehl, bey ihrer Ankunft auf der Rhede den Haupt„mann Chavigny abzuschicken, um in dem Platze mit „hundert Franzosen und sechzig Schweizern, welche „er an ihn abgeben soll, zu kommandiren; und wenn „derjenige, den der Oberaufseher dahin abgeschickt hat, „allenfalls Widerstand thun wollte, so habe ich ihm „anbefohlen, ihn zu zwingen.

„Ich war erstlich entschlossen, von dannen Nach„richten zu erwarten: aber es sind alle Befehle so gut „dazu eingerichtet, daß allem Anschein nach die Sache „nicht fehl schlagen kann, und ich kehre nun ohne wei„tern

„tern Aufschub zurück. Dies wird also der letzte Brief „seyn, den ich an Sie auf dieser Reise schreibe.

„Ich habe nachher von dieser Begebenheit mit „den Herren, die hier bey mir sind, gesprochen, ich „habe ihnen frey gesagt, daß ich schon vor vier Mona„ten mein Vorhaben gefaßt gehabt, und daß niemand „als Sie davon etwas gewußt, und daß ich es erst vor „zween Tagen dem Herrn le Tellier bekannt gemacht, „um die Befehle auszufertigen. Ich habe ihnen auch „die Erklärung gethan, daß ich keinen Obersteueraufseher wieder haben, sondern selber an den Finanzsachen „mit einigen getreuen Personen, die unter mir die An„gelegenheiten besorgen würden, arbeiten wollte, in„dem ich einsähe, daß dies das wahre Mittel sey, mir „Ueberfluß und meinen Unterthanen Erleichterung zu „verschaffen.

„Sie können leicht glauben, daß sehr viele be„stürzt worden sind; aber ich freue mich, daß sie sehen, „daß ich mich nicht so betrügen lassen werde, wie sie „sich eingebildet hatten, und daß es am besten sey, sich „an mich zu halten.„

Nach dieser Erklärung ertheilte der König Colberten die Vollmacht eines Oberaufsehers der Finanzen, und dieser verbesserte gar bald durch seine Wirthschaft und durch die besondere Sorgfalt, die er für den Handel trug, den schlechten Zustand der königlichen Einkünfte. Sie bekamen alsbald eine neue Gestalt; die Pachter, welche die Gutwilligkeit des Oberaufsehers und die daran theilhabende Nachsicht des Mazarin gemisbraucht hatten, wurden mit aller Schärfe verfolget. Colbert, der von ihren Erpressungen und Schelmereyen

mereyen unterrichtet war, ließ sie ins Gefängniß werfen: man durchsahe ihre Rechnungen; und sie bekamen ihre Freyheit nicht eher wieder, bis sie dem Könige einen Theil von dem, was sie von den Einkünften dieses Herrn und von dem Blut der mit Auflagen beschwerten Unterthanen geraubet hatten, wieder auszahlten. Diejenigen unter diesen Pächtern, die ihre Diebstähle wieder mit thörichten Ausgaben verschwendet hatten, in Hofnung, ihr Glück durch schändliche Mittel, die sie beym Anfange derselben gebraucht hatten, fortzusetzen, blieben lebenslang im Gefängniß. Wenn aber diese Strafe die Unterthanen, die sich über diese Opfer freueten, befriedigte; so verwahrte sie doch dieselben nicht für den Räubereyen ihrer Nachfolger. Vermittelst der Schatzungen, die man diese Blutigel auszahlen ließ, war man im Stande, die Schulden des Königs zu tilgen, und die Unterthanen, denen man in ihrem Gewerbe forthalf, befanden sich bald wieder im Ueberfluß.

Es war ganz natürlich bey dem Anfang einer neuen Reichsverwaltung und hauptsächlich zu einer Zeit, da Colbert alles veranstaltete, Frankreich zum Haupt und Mittelpunkt des Handels von Europa zu machen, daß man ein gutes Verständniß mit den Holländern, welche damals das größte Gewerbe von der Welt trieben, unterhielt. Da Colbert Oberaufseher der Finanzen geworden war, so richtete er es so ein, daß der König einen neuen Vertrag zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden unterzeichnete. Eben dieser Minister war es, der den Titel dieses Vertrags also einrichtete: Freundschafts-Bündniß-Gewerb-

und Schiffarths-Vertrag zwischen dem allerchristlichsten König und den Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande.

Er enthielt zwey und funfzig Artickel, welche alle darauf abzielten, das Gewerbe und die Schiffarth zu versichern; die beyden Nationen machten ein Schutzbündniß, nicht nur zur Sicherheit des Handels, sondern auch der Staaten dieser beyden Mächte, wider alle diejenigen, die sich unterstehen würden, die Ruhe zu stöhren. Man siehet aus diesem Vertrag, daß die Absicht Colberts gewesen, einen dauerhaften, und wo möglich ewigen Frieden einzuführen, damit er unter dessen Dauer die Einkünfte und den Handel wieder herstellen könnte: „weil dieses der wichtigste Punkt unter „allen ist *), derjenige, wodurch man alles ausrichtet, „ohne welches man nichts zu Stande zu bringen ver„mag, wovon die Erleichterung und die Beschwerung „der Unterthanen und alle gute oder schlechte Erfolge „der Absichten und Unternehmungen abhängen.„

Obgleich Colbert nur mit dem Titel eines Oberaufsehers der Finanzen bekleidet war, so verwilligte ihm doch der König, der über die glückliche Veränderung, die auf einmal mit seinen Einkünften vorgieng, vergnügt war, noch mehr Gewalt, als bis jetzt noch kein Oberaufseher der königlichen Gefälle gehabt hatte: es durchsahe zwar der König selbst alle Verordnungen; jedoch wurde alles im Staatsrath nach Angebung des Colberts eingerichtet, welcher täglich neue Entwürfe vorlegte, um zugleich den König und seine Unterthanen reich zu machen.

Man

*) Penefixe Hist. de Henri IV.

Man sahe auch seit dem Anfang der Reichsverwaltung Colberts bey Hofe diejenige Pracht und Herrlichkeit herrschen, welche die vorherigen Unordnungen davon verbannet hatten. Die Unterthanen erstaunten, daß sie von einem Theil der Auflagen, die sie unterdrückt hatten, entladen waren, und noch dazu die Wirkung der Freygebigkeit des Fürsten empfanden. Da es den Landschaften auf einmal an Getraide fehlte, so stieg es auf einen so hohen Preis, daß die Reichen allein im Stande waren, solches zu kaufen. Die halbtodten Armen irrten auf den Feldern herum und nährten sich von Kräutern und Wurzeln. Da der König von ihrem tiefen Elend gerührt war, und sich durch die Wirthschaft des Oberaufsehers im Stande befand, ihnen zu helfen, so ließ er ausserhalb des Königreichs Korn aufkaufen, und gab Befehl, solches seinen Unterthanen auszutheilen, nebst dem Verbot an die Kornhändler, Getraid aufzuschütten. Diese wurden beschuldigt, die Theurung desselben vermehrt zu haben, indem sie das Korn auf ihren Speichern verborgen und solches gar aus Frankreich hinaus geschickt hatten, um sich zum Schaden ihrer Mitbürger zu bereichern und ihr Glück auf dem öffentlichen Unglück aufzurichten. Dieses Merkmahl, welches der König von der Gütigkeit seines Herzens gab, brachte ihm die Liebe seiner Unterthanen wieder zuwege. Wenn sie an ihn dachten; so segneten sie ihn, und wünschten ihm alles Gute.

1662. Colbert hatte grossen Antheil an dem gehabt, was der König zum Besten seiner Unterthanen vorgenommen hatte. Die Vorsicht des Ministers

ſters hatte dieſen Prinzen in den Stand geſetzt, bey dieſer Gelegenheit den Trieben ſeiner natürlichen Gütigkeit zu folgen. Ob er gleich das Korn in einem hohen Preis eingekauft hatte, und faſt das ganze Königreich in Noth ſteckte, ſo ſpürte doch Ludwig in ſeinen Einkünften keine Unordnung; der Krieg allein konnte ſolche zuwege bringen: hingegen ſprach man bey Hofe nur von Vergnügungen und Luſtbarkeiten; jedoch geſchahe dieſes nicht eher als bis dem gemeinen Elend abgeholfen worden. Der König hielt zu dieſer Zeit ein prächtiges Turnier auf dem groſſen Platz Thuilleries. Man ließ es an nichts fehlen, um dieſes Schauſpiel ſo einzurichten, daß es alles dasjenige, was man bis dahin in dieſer Art geſehen hatte, übertraf. Der König erſchien dabey ganz mit Edelgeſteinen bedeckt, aber noch mehr von ſeinem guten Anſehen, als von dieſen fremden Zierrathen geſchmückt. Die Königin und Königin Mutter theilten die Preiſe des Wettrennens, die erſtere dem Marquis von Belleſons, und Anna von Oeſterreich dem Grafen von Sault aus, welche ſolche vor den andern Rittern davon trugen.

Während daß der König die Ruhe, die er ſeinen Unterthanen verſchaffet hatte, zu Feyerlichkeiten anwendete, ſo war er doch auch auf alles bedacht, was dieſes Glück vermehren und dauerhaft machen konnte. Colbert fuhr fort, ihn mit ſeinen Entwürfen zu unterhalten, um den Handel blühend zu machen; und von dieſer unabänderlichen Maaßregel eingenommen, daß ein Volk, welches blos von ſeinen eignen Mitteln lebet, nie im Ueberfluß leben könne, munterte er ſeinen Herrn auf, alles zu unternehmen, was den Handel der Franzoſen

zosen mit den benachbarten Nationen vermehren konnte; indem er ihm zeigte, daß die Umsetzungen uns vortheilhaft seyn müßten, weil wir mehr Waaren haben, als unsere Nachbarn; und da diese alsdann genöthiget sind, uns den Ueberfluß mit Gelde zu bezahlen, welches denn die Bequemlichkeit der Unterthanen und die Einkünfte des Königs vermehrete. Aber es fehlte Frankreich noch an Manufakturen; die Unterthanen hatten sich, ob sie gleich arbeitsam sind, in diesem Stück nachläßig bewiesen, und die Kammerräthe hatten gewisser Maassen bis dahin dieses Mittel, die Nation zu bereichern, verworfen, daß sie mehr Waaren aufgebracht und mehrern Unterthanen Unterhalt verschaft hätten. Auch so gar Sulli *) hatte sich gegen dergleichen Anstalten erklärt. Er wollte nur haben, (und diese Meinung wurde von vielen befolget,) daß das Volk sich mit dem Feldbau, mit Anpflanzung der Bäume beschäftige, daß es zahlreiche Stutterenen, Heerden u. d. gl. unterhielte, ohne zu bedenken, daß eine solche erstaunende Menge von Vieh und Lebensmitteln ihren Eigenthumsherren zur Last werde, daß sie genöthiget wären, sie um geringen Preis an ihre Nachbarn zu überlassen, und von ihnen Waaren von einer andern Gattung weit theurer zu erkaufen. Aber ehe etwas in diesem Stück unternommen würde, so wollte Colbert die Stadt Dünkirchen dem Könige unterwerfen, die wegen ihrer öftern Veränderungen so berüchtiget ist, und die blos durch ihren Handel lange Zeit den spanischen Niederlanden, der Republik Holland und den Engländern Eifersucht erwecket hatte.

*) Oeconom. Royales.

hatte. Sie war damahls in den Händen dieser letztern. Sie hatten sie mit Hülfe der Franzosen den Spaniern weggenommen, und der Kardinal Mazarin hatte sich durch die Umstände gedrungen gesehen, dieselbe dem Cromwell einzuräumen. Colbert stellte dem König vor, daß es von der höchsten Wichtigkeit wäre, eine Stadt den Händen der Engländer aufs eheste wieder zu entreissen, davon Frankreich einen so vortheilhaften Gebrauch machen konnte. Dem Grafen von Estrades, der damahls in England war, wurde diese Unterhandlung aufgetragen; sie gieng langweilig von statten, und fand viele Schwierigkeiten. Da die Engländer einsahen, wie nützlich sie ihrem Handel war, so droheten sie ungescheut sich zu empören, wenn man solche wieder an Frankreich abträte. Sie stellten ihrem König vor, so lange als er diesen Platz erhalten würde, so würde die ganze Nation sich von den Franzosen gefürchtet sehen, die sich nicht erkühnen würden, ein benachbartes kriegerisches Volk, das von einer ihrer besten Festungen Meister und im Stande war, den Krieg bis mitten in ihre Landschaften hinein zu spielen, aufs äusserste zu bringen.

Karl fühlte die Stärke der Vorstellungen seiner Unterthanen wohl, aber er hatte seine besondern Bedürfnisse, denen er abzuhelfen verbunden war. Da er etliche Jahre hindurch aus seinen Staaten weichen müssen, so hatte er erstaunende Schulden gemacht, und seine Gläubiger drungen auf ihn, sie zu befriedigen. Die mehresten hatten alle ihre Güther hingegeben, um ihn in den Stand zu setzen, daß er sich halten konnte. Sie waren ihm nach England nachgezogen, sie befanden

sich an seinem Hofe und stellten sich ihm täglich unter die Augen, um eine so rechtmäßige Bezahlung zu erlangen. Man ergriff diesen günstigen Umstand; Courtin und die andern, die der König zu dieser Unterhandlung brauchte, redeten mit Karls Gläubigern. Sie sagten ihnen, das einzige Mittel, bezahlt zu werden, wäre dieses, daß man diesen Prinzen bewege, die Stadt Dünkirchen an die Franzosen zu verkaufen. Man bot ihm eine erstaunende Summe an, die im Stande war, ihn von allen seinen Schulden zu befreyen. Der Kanzler von England, welcher sich an der Spitze der Gläubiger seines Königs befand, dem man eine, einer so wichtigen Dienstleistung, gemässe Belohnung anbot, war derjenige, der in seinen Herrn noch mehr drang, sich dem Verlangen der Franzosen gemäß zu bezeigen; indem er ihm zu verstehen gab, daß, da er noch nicht feste auf dem Thron sässe, er nöthiger habe, die Freundschaft seiner Nachbarn beyzubehalten als ihnen fürchterlich zu scheinen. Karl, durch so viel Bewegungsgründe gedrungen, gab endlich nach, und der Vergleich wurde geschlossen; und vermittelst fünf Millionen, welche der König an ihn zahlte, bekam er eine Stadt wieder ein, die allein den Handel der benachbarten Nationen verderben konnte, wenn der Unfall der Zeiten nachher Colberts Entwürfe nicht geändert hätte.

Da die Holländer die Absichten dieses geschickten Ministers eingesehen hatten, und mit Recht besorgten, er möchte Frankreichs Glück auf den Umsturz ihrer Republik bauen, so beschwerten sie sich frey über den König von England, und arbeiteten unter der Hand daran mit diesem Prinzen einen Bund zu machen, den

sie

sie wieder zu gewinnen sich schmeichelten, und mit dem König von Spanien, um der Vermehrung des Handels der Franzosen, welcher täglich neuen Zuwachs erhielt, ein Hinderniß entgegen zu setzen. Ludwig war damahls von eben der Begierde Ruhm zu erlangen angefrischet, die er nachgehends offenbar sehen ließ; da er aber sanftern Rathschlägen folgte, und überdies weder seine Ehre noch der Vortheil seiner Unterthanen Gefahr lief, so wollte dieser Prinz aller Veranlassung eines Friedensbruches zuvor kommen. Der Name eines Vaters des Volks muß allein die Begierde guter Könige reitzen. Sie müssen die Nothwendigkeit, den 1663
Namen eines Eroberers zu erlangen, als einen Unfall ansehen. Da er von den Beschwerden der Holländer und ihren heimlichen Unterhandlungen um ihm Feinde zu erwecken, benachrichtiget worden, so schickte er den Grafen von Estrades, als Gesandten zu den Generalstaaten, welcher nachher durch die wichtigen und glücklichen Unterhandlungen die ihm aufgetragen waren, so berühmt geworden. De Witt, von dem ich nachher reden werde, war Pensionair bey der Republik zur Zeit der Ankunft des Grafen von Estrades. Er liebte den König, und wollte die Ehre seines Schutzes beybehalten; so daß er alle seine Bemühungen anwendete seine Landsleute zu beruhigen, und die Maaßregeln der Spanier zu hintertreiben, welche die Generalstaaten in einen Krieg mit Frankreich verwickeln wollten.

Dem Angeben des Colberts zu Folge, der die Stärke, die Quellen und die Vortheile der benachbarten Völker verstund, verwilligte der König den Dünkirchern die freye Handlung; welches die Holländer

noch mehr als jemals aufbrachte, und diese Republikaner schienen entschlossen zu seyn, alles zu unternehmen, um die Abschaffung eines Rechts zu erhalten, welches nach ihrem Vorgeben ihren Handel zu Grunde richtete, und Ludwigen den Einfall in Flandern erleichterte; welches die Spanier eben so sehr als die Holländer beunruhigte. Inzwischen erhielt der Graf von Estrades durch Hülfe des Pensionair seinen Endzweck, alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche die ersteren in Weg legten; der König bestätigte das Bündniß und die Generalstaaten nahmen die Gewährleistung von der Erlangung der Stadt Dünkirchen über sich.

Kurz darauf wurde diese Stadt eine der blühendesten von Europa; der erstaunliche Handel ihrer Einwohner breitete den Ueberfluß über die Provinzen des Königreichs, die an diese Stadt gränzen, aus; und da ihre Seerüstung täglich sowol an Menge als an Macht wuchs, so schickten sie ganze Flotten in die See, welche oft siegreich über die Feinde Frankreichs und mit ihrer Beute beladen in den Hafen von Dünkirchen wieder zurück kamen. Man kann auch behaupten, daß es auf Veranlassung des glücklichen Erfolgs des vom Colbert gemachten Entwurfs geschehen, daß der König eine so vorzügliche Sorgfalt für seine Hafen und Seemacht hernach zu tragen angefangen. Seignelai, ein würdiger Sohn des Wiederherstellers der Handlung, beobachtete dieses gleichfalls bey der französischen Seemacht; er richtete sich hierinnen nach den Grundsätzen seines Vaters und nach denen, die ihm nachher einer von jenen glücklichen Köpfen einflößte, die durch die Vorsehung

zum

zum Glück der Staaten, in denen sie gelebet haben, gebildet worden.

Einer von den Gründen, deren man sich bediente, die Nutzbarkeit der Aufrichtung der französischen Akademie öffentlich zu beweisen, war dieser, daß es an Leuten mangele, die geschickt wären, die merkwürdigen Thaten der Helden der Nation nach Würden zu preisen. **Ludwig der Vierzehnte** war damahls der Held von **Europa**; und **Colbert**, der zugleich eine Gelegenheit fand, den Gelehrten sich günstig zu erzeigen und an dem Ruhme des Königs und für das gemeine Beste zu arbeiten, wählte einige von den Mitgliedern, welche die französische Akademie ausmachten, zur Verfertigung der Aufschriften, Denksprüche, Schaustücke, die besonders den König und überhaupt die Nation betreffen könnten, um den guten Geschmack und die edle Einfalt in den schriftlichen Denkmälern, die man in Zukunft aufrichten würde, wieder zu erwecken, und um die vornehmsten Gebäude des Königreichs und hauptsächlich der Hauptstadt mit Inschriften zu zieren. Die neue Anstalt führte den Namen der Inschriften und der Münzen. Man fieng an, in dieser Akademie an der **Geschichte Ludwigs des Grossen aus Münzen** zu arbeiten; und die Welt wurde von Zeit zu Zeit mit unterschiedlichen Werken der Akademisten bereichert. Sie haben immer bis hieher Merkmaale ihrer Fähigkeit und der ausgebreiteten Einsichten geliefert *).

Da **Colbert** mehr als jemahls beschäftiget 1664 war, die Aufnahme der Künste zu vermehren und

*) Man sehe die Geschichte der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften vom Herrn Boze.

Frankreich über seine Nachbarn zu erhöhen, indem er alles zur Ausführung seiner grossen Entwürfe für die Handlung eingerichtet hatte, so wollte er auch hindern, daß der Fortgang derselben durch nichts gestöhret werden könnte. Die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis beunruhigten das mittelländische Meer. Die Saletiner, die nicht so mächtig, aber kühner und grausamer waren als die erstern, fielen alle Kauffartheyschiffe in dem ihrem kleinen Freystaat nahen Theil des Oceans an; bisweilen erkühnten sie sich gar, sich von ihren Küsten zu entfernen; und die ungestraften Unternehmungen machten sie täglich verwegener und furchtbarer; die Kauffartheyschiffe giengen nicht anders, als mit Schrecken nach diesen von den Seeräubern beunruhigten Meeren, wo sie Gefahr liefen, auf einmahl ihr Guth, ihre Freyheit und ihr Leben selbst einzubüssen. Nach dem Entwurf, den Colbert dem König vorlegte über eine Errichtung zwoer Gesellschaften die aus den reichsten Kaufleuten des Königreichs oder aus andern Personen von verschiedenen Ständen bestanden, einer nach Westindien und der andere nach Ostindien, gab er dem Herzog von Beaufort, dem Oberaufseher der Schiffahrt Befehl, die Seeräuber zu verfolgen. Dieser gieng mit einer guten Flotte zur See; und weil er diese nichtswürdigen Feinde erschrecken wollte, so begnügte er sich nicht damit, vor ihren Häfen zu kreuzen; sondern er suchte sie nach genommener Flucht in dem afrikanischen Hafen Gigeri auf. Er verbrannte alle
1664 daselbst liegende Schiffe, nahm die Stadt ein, schlug die Mohren, die es wagten, ihr zu Hülfe zu kommen; und jagte diesen Barbaren ein solches

Schre-

Schrecken ein, daß sie einige Zeit hingehen liessen ohne sich wieder sehen zu lassen, indem sie gegen die Flagge der Franzosen noch Achtung hegten, als sie auf die Schiffe anderer Nationen wieder auszulaufen anfiengen.

Der Kardinal de Richelieu hatte den Anschlag gehabt, unter der Regierung Ludwigs des Dreyzehnten eine indische Kompagnie zu errichten: aber die beständigen Kriege, die dieser Herr zu unterstützen genöthiget war, und der Tod seines Premierministers unterbrachen den Fortgang dieser Anstalt; und die neue Kompagnie behauptete sich nicht länger, als bis ins Jahr 1651. Damals verkaufte sie den Maltheserrittern und verschiedenen Privatpersonen die Inseln, die sie seit dem Jahr 1626 besessen hatte. Colbert, der die Ursachen des Verfalls dieser ersten Kompagnie untersucht hatte, nahm gewisse Maaßregeln, um den Fortgang und die Dauer derjenigen zu versichern, die er stiften wollte. Sobald sie errichtet waren, so erklärte sich der König zu ihrem Beschützer und verwilligte ihnen grosse Freyheiten. Er wollte, daß die Bedienten bey den Gerichten, die Kaufleute und andere mehr, nach dem Verhältniß ihrer Güther geschätzet würden, um für die beyden neuen Gesellschaften einen Vorschuß zusammen zu bringen; er erlaubte den Edelleuten, ohne Nachtheil ihrer Würde mit in ihre Handlung zu treten. Eine weise Nachsicht, welche denen vom französischen Adel, die vom Glück gemishandelt worden, die Hoffnung wieder gab, einen ihrer Geburt gemässen Zustand zu erlangen, und sich wieder im Stand zu setzen, ihrem Könige und ihrem Vaterlande auf eine doppelte Art zu dienen. Der Kö-

nig schoß selbst der indischen Handlungsgesellschaft sechs Millionen ohne Verzinsung vor; welches zeigt, in welchem Zustande sich damahls die Einkünfte befunden und was man sich in Zukunft von eben der Oekonomie, wodurch sie so schleunig wieder hergestellet worden, versprechen könnte.

Seit dem sechs und zwanzigsten Februar 1664 zog eine französische Kolonie von Rochelle aus, um die Insel Cayenne, die in demjenigen Theil vom südlichen Amerika liegt, dem man den Namen Terra firma beylegt, nahe an der Mündung des Amazonenflusses, anzubauen. Die indische Handlungsgesellschaft kaufte bald darauf die von der alten Gesellschaft an die Maltheser verhandelten Inseln und einige andere wieder; die vornehmsten sind, Guadeloupe, Martinique, St. Christoph, St. Croix, St. Barthelemi, St. Lucie. In Amerika nahm eben diese Handlungsgesellschaft nebst dem, was ich schon genennet habe, Besitz von demjenigen Theil von Kanada, den man Neu Frankreich nennet, längst dem grossen Fluß St. Laurent hin. Man legte auf dessen Ufern den Grund zu der Stadt Quebek, der Hauptstadt des Landes, an, die nachher sehr wichtig geworden. Da die Franzosen durch einen so glücklichen Anfang aufgemuntert wurden, und sahen, daß der Handel frey war und beschützet wurde, so giengen sie Haufenweis aus ihren Landen, um in diesen neuen Erdstrichen die Reichthümer aufzusuchen, die daselbst im Ueberflusse angetroffen worden. Sie begriffen nun, daß die Arbeit und der Fleiß die wahren Quellen des Reichthums und der denselben begleitenden Vortheile seyn.

Wäh-

Während daß Colbert also den Handel Frankreichs bis zu den äussersten Gegenden der Welt ausdehnte, so ließ er das nicht aus den Augen, was solchen innerhalb des Königreichs begünstigen und die Fortschaffung der Waaren erleichtern konnte. Dieser Minister ließ sich bis auf die kleinsten Umstände ein, welches bey dem Handel nothwendig ist; er räumte alle Hindernisse bey Seite, die sich von selbst darstellten oder welche die Feinde des Staats in den Weg legten; ja er unternahm so gar die Natur zu überwinden und einen Entwurf auszuführen, welcher menschliche Kräfte zu übersteigen schien, damit er jedoch zu Stande kam; ich meyne die Verbindung zweyer Meere, ein ungeheures Werk, welches ganz Europa anstaunte, und Bewunderung der spätesten Nachkommenschaft nach sich ziehen wird.

Riquet von Beziers gebürtig, ein geschickter Kriegsbaumeister, welcher sahe, daß in Frankreich die Künste Beystand und Belohnung erhielten, überreichte Colberten einen Entwurf von dieser Vereinigung, welcher mit der Finanzbedienung und dem Titel eines Staatsministers den Titel eines Oberaufsehers über die königlichen Gebäude verband. Riquet war nicht der Erfinder davon; er war Ludwig dem Dreyzehnten vorgelegt worden, und die Einwohner von Languedok hatten sich erboten, so viel als sie vermöchten, zur Vollführung eines für Frankreich so nützlichen Werks beyzutragen; der Kardinal de Richelieu aber, der es für eine unmögliche Sache gehalten, dieser überdies zu sehr beschäftigte Minister, verabsäumte die Vorschläge, die man ihm hierbey that. Ja, was noch mehr, die

Einkünfte Ludwigs des Dreyzehnten erlaubten nicht, an ein solches kostbares Werk zu denken. Da Riquet solche unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten in einem bessern Zustand sahe; so kam er nochmals mit seinem Vorschlag zum Vorschein. Dieser Ingenieur brachte die Risse mit sich von allem Grund und Boden, den er in dieser Absicht untersucht hatte; er zeigte die Höhe der Gebirge, die man durchgraben müsse, den vorgeschlagnen Kanal zu Stande zu bringen, und gab mit solcher Klarkeit von den Mitteln Nachricht, wodurch man zu Stande kommen könnte alle Hindernisse zu überwinden, daß, da Colbert dessen Entwurf gebilliget hatte, es blos auf die Ausführung desselben ankam.

Man vereinigte in dem Wasserbehälter von Staurouse das Gewässer von verschiedenen Flüssen, welche vorher theils in das Weltmeer und zum Theil in das mittelländische Meer sich ergossen. Dieser ist zwey hundert Toisen lang und hundert und funfzig breit. Der Kanal, der von einem Meere zum andern reichet, ist vier und sechzig Meilen lang und dreyßig Fuß breit, gehet an den Bergen hin und sondert sie bisweilen durch eine lange Strecke von einander ab, und nimmt das Wasser von Flüssen und Bächen auf, und bringet es in den Wasserbehälter von Staurouse. Hundert und vier Schleusen, die in gewissen Entfernungen von einander angebracht sind, halten dieses Wasser auf und lassen es wieder laufen, nachdem es auf verschiedene Weise nöthig ist; so daß der allezeit schiffbare Kanal ohne Schwierigkeit die Waaren innerhalb eilf Tagen von einem Meer zum andern bringet; welches die entsetzlichen Unkosten der Fracht vom Fuhrwerk vermeidet, dessen

sich

sich die Handelsleute vor der Ausführung dieses wunderbaren Werks zu bedienen genöthiget waren.

Unter der Regierung Franz des Ersten hatten die schönen Wissenschaften in Frankreich zu blühen wieder angefangen; waren aber in ihrem Wachsthum unter den Regierungen Franz des Zweeten und seiner Nachfolger bis auf Heinrich den Vierten aufgehalten worden; Dieser Fürst, der sie liebte, hatte dem ohngeachtet dem Premierminister seines Sohns die Ehre überlassen, ihnen ihren ersten Glanz wieder zu geben. Richelieu erklärte sich zum Beschützer der Gelehrten in Frankreich, und Colbert wurde es von allen geschickten Leuten. Die Siege des Augusts haben seine Regierung nicht so berühmt gemacht, als die grossen Männer von allerley Gattungen, die die Welt noch heut zu Tage dem hohen Schutze zu danken hat, den dieser Kaiser ihnen erwies. Colbert wollte die Regierung seines Herrn wie des August seine zum Muster anderer Regierungen machen, und diejenigen, die zur Zierde und zum Vergnügen der Gesellschaft dienen mit den Künsten, die dem Handel nützlich sind, unter einerley Gesetzen verbinden. Um bey diesem Vorhaben den Endzweck zu erreichen, zog der Minister berühmte Mahler, Baumeister und Bildhauer nach Frankreich; er theilte ihnen Belohnungen aus, verband sie zusammen mit denen in eine Gesellschaft, die der Kardinal Mazarin in den letzten Jahren seines Lebens versammlet hatte; und zur Verdoppelung ihrer Nacheiferung erhielt er vom Könige offene Briefe und neue Freyheiten zur Aufrichtung einer Akademie, die aus den geschicktesten Mahlern und Bildhauern bestehen sollte. Sie

hatte

hatte Anfangs ihren Aufenthalt auf der Gallerie des königlichen Kollegiums und endlich in dem alten Louvre. Colbert war darauf bedacht, für eine gewisse Anzahl Akademisten Gnadengehalte anweisen zu lassen; und der Staat spürte diesen Aufwand nie als nur an dem Ruhm, den eine so schöne Anstalt der ganzen Nation zuwege brachte. Man sahe alsbald in Frankreich Apelles, für die Malerkunst; Phidias und Praxiteles für die Bildhauerkunst. Der Ritter Bernini, die Ehre Wälschlands, der durch Colberts Wohlthaten herbey gezogen worden, gestand, daß Paris eben so gut wie Rom Meisterstücke in dieser Art aufzuweisen habe *). Er machte selbst eines; und das Bruststück des Königs, das dieser grosse Meister verfertigte, giebt dem nichts nach, was das Alterthum noch so vollkommes hinterlassen hat.

Colbert dachte unterdes auf die Einführung derjenigen Menge von allerley Handwerkern, die nach Frankreich kamen, um daselbst unter Begünstigung dieses Ministers zu arbeiten, bis er im Stande war den Wissenschaften eben die Vortheile zu verschaffen, die der König den schönen Künsten angedeihen lassen. Er hatte zu Anfang des Jenners im vorigen Jahr 1665 die Bedienung des Oberaufsehers der königlichen Gebäude vom Ratabon um die Summe von zweymal hunderttausend livres erkauft. Colbert arbeitete alsbald daran, die königlichen Häuser auszubessern, welche insgesammt schlecht beschaffen waren; und dieser Minister war zu gleicher Zeit darauf bedacht selbige

*) Er bewunderte vornämlich die Fontaine des SS. Innocens in der Gasse St. Denys.

bige mit prächtigen Geräthe auszuputzen, ohne nöthig zu haben, sich an Ausländer zu wenden. Er fieng zuerst an mit Errichtung einer Spiegelmanufaktur in der Vorstadt St. Antoine, welche die Franzosen vor ihm von den Venetianern um einen sehr hohen Preis hatten kaufen müssen, welches grosse Geldsummen ausserhalb des Königreichs brachte. Die, durch die Belohnungen, welche Colbert ihrem Fleisse verwilligte, aufgemunterten Künstler brachten es in kurzer Zeit sehr weit; und die in der Vorstadt St. Antoine verfertigte Spiegelgläser übertrafen die Venetianischen an Grösse und gaben ihnen in der Feinheit wenig nach.

Zu gleicher Zeit und in der Absicht, das Geld nicht aus dem Königreiche zu lassen, errichtete Colbert französische Leinwand-, Wollen- und Spitzenmanufakturen. Diese letztere verschafte ausser andern Vortheilen, zweyhundert Mädchen den Unterhalt, darunter einige von gutem Herkommen waren; welches eine Erleichterung für den armen Adel war, auf den Herr Colbert bey seinen meisten Unternehmungen Rücksicht nahm.

Die glänzendeste und nützlichste Manufaktur, die mehr Geschmack und mehr Feinheit erfodert, die am meisten zum Schmuck der königlichen Palläste und prächtigen Häuser dienen sollte, welche überall errichtet wurden, war die Verfertigung der Tapezereyen. Colbert legte sie zum Gobelins an einem Ort, der wegen der Scharlachfärberey der wollenen Tücher schon bekannt war: indem das Wasser des Flusses Bievre, der vor diesem Hause vorbey fliesset, eine besondere Eigenschaft zu Vermehrung des Glanzes dieser Farbe haben soll, le Brun, der berühmte Mahler, der den grössten italie-

nischen

nischen Meistern gleich that, wurde zum Direktor der neuen Manufaktur erwählt. Man arbeitete anfangs blos nach seinen Zeichnungen; welches zugleich nebst der Feinheit der Tücher, dem Glanz der angebrachten Farben und der Geschicklichkeit der Arbeiter, diese Tapeten den Augen so angenehm machten, als die ausgesuchtesten Gemälde. Die ersten, welche **Colbert** verfertigen ließ, wurden in dem prächtigen Schloß zu **Versailles** aufgehängt, das der König damals bauen ließ, und dessen Besorgung dieser Prinz seit geraumer Zeit **Colberten** aufgetragen hatte.

Dieser Minister brauchte die geschicktesten Meister von **Europa** zur Vollendung dieses prächtigen Pallastes, davon der Grund zum Theil unter der Regierung **Ludwigs des Dreyzehnten** geleget worden war. Man hatte jedoch den ersten Plan ganz geändert, und was erst blos ein Lusthaus und ein Jagdschloß werden sollte, übertrifft, wo nicht an Grösse, wenigstens an Reichthümern jene so gerühmten Palläste **Griechenlands** und **Roms**, und kommt dem, was die Einbildungskraft aufs prächtigste und vollkommenste vorstellen kann, sehr nahe.

Mansard, der geschickteste unter den französischen Baumeistern, der Ritter **Bernini**, der berühmteste unter den Bildhauern **Wälschlands**, der mit dieser seltenen Geschicklichkeit eine grosse Kenntniß der Baukunst verband, erschöpften bey Erbauung von **Versailles** und dem neuen **Louvre** alle Geheimnisse ihrer Künste und alle Kräfte ihres Genies. **Colbert** unterredete sich beständig mit ihnen, und sein natürlicher Geschmack, der durch das Studiren und durch die Erfahrung

rung vollkommener gemacht worden, half diesen grossen Meistern und munterte sie desto mehr auf, da sie die Verdrießlichkeiten eines boshaften Tadels nicht zu besorgen hatten, welcher allein vermögend ist den hitzigsten Eifer zu dämpfen. Jene prächtigen Stücke der Goldarbeit, jene Leuchterstühle und andere Geräthe, die noch mehr um der Arbeit als um des Stoffes willen kostbar waren, (welche das Schloß zu Versailles zierten, bis der Unfall der Zeiten den König nöthigte, solche den öffentlichen Bedürfnissen aufzuopfern) alle diese unter den Augen dieses Monarchen angehäuften Reichthümer hatte man den Besorgungen, dem guten Geschmack Colberts zu danken, und wurden, wenn ich so reden darf, so viel redende Werkzeuge, welche ohne Unterlaß dem Könige die Geschicklichkeit, die Klugheit, die Redlichkeit seines Ministers und den Vortheil des Friedens priesen, den Colbert für den kostbarsten unter allen Schätzen hielt.

Zu eben der Zeit oder ein wenig vorher hatte Colbert an dem Pallast Thuilleries arbeiten lassen: die Kenner stehen noch an, ob sie dem zu Versailles den Vorzug zuerkennen sollen. Versailles hat mehr glänzendes, unddie Thuillerien mehr edeles und anständiges. Wenn man dieses sagt, so begreift man den Thiergarten von Versailles, dem nichts zu vergleichen ist, nicht mit darunter.

Vor Herrn Colbert war der Pallast der Thuillerien von dem Garten durch eine Gasse abgesondert: er ließ sie mit einander verbinden und ließ an dem grossen Parterre und an den drey Springbrunnen, die im

Drey-

Dreyeck gegen dem Gebäude über stehen, arbeiten. Man riß viele in der Nähe stehende Häuser weg, um den prächtigen erhöheten Gang zuwege zu bringen, welcher längst dem Gestade hin sich erstreckt, von der Pforte des Gartens an bis an die Pforte la Conference. Mit einem Wort, alle Verzierungen, die man heut zu Tage in diesem grossen Garten erblicket, rühren von der Sorgfalt Colberts her.

1666 Die Seemacht Frankreichs fieng an wieder hergestellet zu werden, jedoch nur für die Handlung; und da sich der König mit den Holländern wider England verbunden hatte, so sahe er ein, wie sehr unrecht seine Vorgänger gethan, daß sie einen so beträchtlichen Theil ihrer Macht vernachläßiget hatten. Man mußte es gänzlich der Staatsklugheit zuschreiben, was vornehmlich durch einen Mangel der Kräfte veranlasset worden war; und da Ludwig seine Schiffe damahls weit schlechter befand als der Engländer und Holländer ihre, so wollte er sie nicht zu der Flotte dieser letztern stossen lassen, welche allein die Ehre hatten, die gemeinschaftlichen Feinde beyder Staaten überwunden zu haben. Die Vorwürfe, welche die Sieger bey dieser Gelegenheit Ludwigen machten, und der Verdruß, den dieser Prinz darüber empfand, daß er die Ehre über ein Volk zu triumphiren mit ihnen nicht hatte theilen können, das sich ungescheut mit dem stolzen Titel eines Königs des Meers beehrte, beschleunigten den Entschluß, den die Rathschläge Colberts veranlasset hatten, selbst nach dieser so streitigen Oberherrschaft zu streben.

Unter

Unter Erwartung der Vollführung dieser grossen Entwürfe hegte der Minister noch immer den Anschlag, den er gefasset hatte, die Wissenschaften wieder aufleben zu lassen, welche die lautern Quellen der wahren Ehre, der Artigkeit und aller Annehmlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft abgeben. Diese lagen seit geraumer Zeit ohnmächtig in einer der Nation schimpflichen Vergessenheit; und diejenigen, die sie aus Geschmack oder aus Liebe zu diesen Wissenschaften noch trieben, beklagten sich, daß sie sich ihrem Vaterlande nicht nützlich erzeigen könnten, und lebten unter dem zahlreichen Haufen der Unwissenden vermengt. Man giebt vor, die Aebte de Bourzais und du Clos hätten Colberten den Nutzen einer Anstalt zum Besten dieser verabsäumten Wissenschaften vorgestellet; dieser Minister habe hierauf alles zusammengebracht, was er von gelehrten Männern in der Meßkunst, Naturkunde, Mechanick, Zergliederungskunst und in der Chymie ausfindig machte; er machte daraus eine Gesellschaft, der er auftrug, diese Wissenschaften vollkommner zu machen, und der Welt von ihren Untersuchungen und Entdeckungen Nachricht zu geben. Er gab dieser aus Gelehrten vom ersten Range bestehenden Gesellschaft den Namen der Akademie der Wissenschaften. Anfänglich versammleten sie sich auf dem königlichen Büchersaal; nachher räumte der König ihnen ein Zimmer im Louvre ein. Daselbst halten sie ihre Unterredungen wöchentlich zweymal; und da jegliches dazu gehöriges Mitglied sorgfältig sich bemühet, die gemeine Wohlfahrt zu befördern; so haben sie seit ihrer Aufrichtung eine grosse Anzahl nützlicher Werke und merkwürdiger Untersuchungen geliefert; ja

viele haben sich in verschiedenen Gattungen bekannt gemacht durch Entdeckungen, darunter einige den Endzweck erreichen, Vortheile zu verschaffen, die man bisher nur zu hoffen gewagt hatte.

Seit Errichtung dieser Anstalt machte sich jedermann im Königreich eine Ehre daraus, die Wissenschaften zu treiben. Der Adel, den ein schlimmes Vorurtheil bis dahin in einer groben Unwissenheit erhalten hatte, bestrebte sich, um sich durch das Wachsthum in den Wissenschaften von andern eben so zu unterscheiden, wie durch die Geburt. Die Menschen suchen hauptsächlich die Hochachtung von ihres Gleichen. Sobald als man den Mangel der Erkenntniß in Verachtung zog, so wollte jedermann gelehrt werden.

Die Akademie der Wissenschaften wurde gar bald in ganz Europa berühmt; und ihr Ansehen war noch nicht so groß als die Vortheile, welche sie verschafte. Ihr zum Besten ließ **Colbert** im folgenden Jahre zu Ende der Vorstadt **St. Jakob** die Sternwarte erbauen. Hier in der Stille und in der Aufmerksamkeit bemühen sich diejenigen unter den Akademisten, die sich auf die Sternkunde legen, sich immer vollkommener zu machen, und zu gleicher Zeit durch ihre Entdeckungen die davon abhängenden Wissenschaften zu verbessern. Man trifft auf dieser Sternwarte alles dasjenige an, was zum vollkommenen Unterricht in der Befestigungskunst und in der Schiffahrt, nebst denen zu dieser Wissenschaft dienlichen Werkzeugen, erfordert wird.

Picard, Richer, la Hire und der berühmte **Caßini**, arbeiteten anfänglich mit einander an den Beobachtungen, deren verschiedene Sammlungen die

Welt

Welt bereichert haben, welche dieselben mit einer Ungeduld erwartete, die durch die hohe Meynung von der Geschicklichkeit dieser Akademisten erweckt worden war. Caßini that sich durch die Wichtigkeit seiner Entdeckungen vor allen andern hervor. Huyghens, der Erfinder der so sehr bewunderten Penduluhr und der Verfasser des gelehrten Werks, das den Titel führet de Horologio Oscillatorio, bewies sich lange Zeit als den Nacheiferer des Caßini in der Sternkunde; er entdeckte den Ring des Saturns und einen seiner Trabanten; aber er erkannte endlich den Vorzug dieses letztern; Caßini entdeckte zween Trabanten des Saturns, welche Huyghens nicht wahrgenommen hatte; und verfertigte nachher die gelehrte Abhandlung von den Kometen der Jahre 1630 und 1681. Die Akademie der Wissenschaften hat seit dem Tage ihrer Aufrichtung nicht aufgehöret ihren Ruhm und ihr Wachsthum zu vermehren; Ihr Vorzug ist sogar bey den Ausländern bekannt, welche zum öftern um die Ehre angehalten haben, in diese ansehnliche Gesellschaft zu treten, und also den Einsichten und der Fähigkeit derer, die solche ausmachen, eine ausnehmende Hochachtung erwiesen.

Diese Anstalt, welche eben sowol dem Minister, der die Besorgung für ihre Errichtung gehabt, Ehre machte, als dem Könige, der ihr einen so herrlichen Schutz angedeihen ließ, wurde sogar in den öffentlichen Lust- und Schauspielen gerühmet. Man tanzte zu St. Germain ein Ballet, welches das Ballet der Musen benennet wurde. Die Sorgfalt, die der König auf die Künste und Wissenschaften wandte, war die Veranlassung dazu. Die neun Musen erschienen dabey und

machten die neun ersten Auftritte. **Urania** wurde durch die sieben Planeten vorgestellet wegen ihres Namens, der so viel als **himmlisch** bedeutet, und wegen ihrer Beschäftigung mit der Sternkunde. Jede Muse war mit allen ihren Eigenschaften umgeben. **Euterpe** erschien von Schäfern und Schäferinnen umringet. Für die **Thalia** spielte man ein kleines Lustspiel. Für die **Clio**, die Muse der Geschichtkunde, stellte man eine Schlacht vor, welche zwischen dem **Alexander** und dem **Porus** u. s. w. geliefert wurde. **Jupiter** endigte den Tanz durch die Bestrafung der Töchter des **Pierus**, welche den Musen die Ehre, die Helden zu besingen, streitig zu machen sich erkühnet hatten.

Bey diesen prächtigen der Ehre des Monarchen geweiheten Lustbarkeiten würde man die Lobeserhebungen des Herrn **Colberts** frey gepriesen haben, wenn dieser Minister, der mit der Beförderung des Ruhms seines Herrn zufrieden war, sich nicht selbst diesen Zeugnissen der öffentlichen Erkenntlichkeit widersetzt hätte; jedoch erschallte sein Lob aus dem Munde aller rechtschafnen Franzosen. Sie bekannten frey, daß kein Minister von ihm sich so hervor gethan hätte durch so viele dem Staat verschafte Vortheile, und daß ein unsterblicher Name die geringste Vergeltung wäre, die die Nation seinen Bemühungen und glücklichen Ausführungen schuldig sey.

Das wunderbarste dabey war dies, daß der König bey dem Aufwand entsetzlicher Summen auf Gebäude und Schauspiele, noch grosse Armeen unterhielt und wichtige Eroberungen machte. Dieser Monarch hatte **Ryssel** eingenommen. **Colbert** schickte täglich ungeheure

heure Summen in den Kisten des Königs ab, den Aufwand der Armeen zu bestreiten. Damals rieth er diesem Herrn an, einen Theil der Zinsen auf dem Rathhause einzuziehen. Sie waren auf einen so schlechten Fuß ausgelehnet worden, daß der König in wenig Jahren den Eigenthümern der Zinsen das Kapital wieder bezahlet hatte. Die Ausführung dieses Anschlages machte Colberten eine grosse Menge Feinde. Die Rentenirer schrien von allen Seiten wider einen Entwurf, der sie zu Grunde richtete. Unter den vorigen Regierungen hatte man bisweilen durch Drohungen den Ministern Furcht eingejagt, und von ihnen aus Furcht das erhalten, was sie sonst nie würden verwilliget haben. Die Rentenirer bedroheten Colberten; und dieser Minister mochte aus- oder eingehen, so wurde er zu jeder Zeit von diesen Leuten umringet, die er beraubte.

Als Colbert einstmals sich bey dem Kanzler Seguier befand, so kamen verschiedene derselben vor ihn; und nach vorgebrachten Klagen unterstunden sich einige, Drohungen hinzuzusetzen: der Minister hörte sie gleichgültig und gelassen an; ja, er schien an ihrem Verdruß Antheil zu nehmen. Hierauf fragte er sie um ihre Namen, die sie ihm aus Unbesonnenheit sagten, weil sie sich schmeichelten, ihn gerührt zu haben. Colbert vergaß sie nicht, und gab dem König Nachricht davon; dieser Herr, der um so viel mehr Gehorsam verlangte, da er, des Schreyens der Interessenten ohngeachtet, von der Gerechtigkeit dieser Einziehung überzeuget war, ließ diejenigen, so am meisten Schuld daran waren, ins Gefängniß setzen. Dieses Beyspiel schreckte die Gemüther sogar nicht ab, daß sie vielmehr vollends aufgebracht

bracht wurden. Die Rentenirer machten so viel Lärmen, daß die Bevollmächtigten des Colberts, die nicht so beherzt waren, als ihr Vorgesetzter, und besorgten, das Ungewitter möchte auf ihren Kopf kommen, in ihn drungen, um der Sicherheit seiner Person willen eine so gefährliche Unternehmung aufzugeben. Aber weder das Anhalten seiner Bevollmächtigten, noch das Geschrey der Rentenirer waren vermögend, ihn zur Abänderung seines Entschlusses zu bringen; welches alle seine Freunde und sein ganzes Haus sehr beunruhigte. Picon, dessen Oberbevollmächtigter, ein in Steuersachen geschickter Mann, dabey aber ein Liebhaber des Weins, hatte sich halb betrunken zu Bette gelegt, mit den Bedrohungen der Rentenirer im Kopfe, wachte plötzlich in der Einbildung auf, als ob ihn diese Leute bey der Kehle hätten. Er machte ein gräßlich Geschrey und weckte das ganze Haus. Herr Colbert stand so wie die andern auf, ohne einige Furcht blicken zu lassen, nachdem er von der Ursache dieses grossen Geschreyes unterrichtet war, begab er sich wieder in sein Zimmer, und den Tag darauf wurde Picon abgedankt. Dieser Umstand giebt einen Begrif von Colberts Standhaftigkeit, und beweiset, daß Herzhaftigkeit sowohl als Verstand bey Bedienungen nothwendig sind, welche eins oder das andere am wenigsten zu erfordern scheinen.

Zu dieser Zeit wollte der König den Misbräuchen abhelfen, welche bey Handhabung der Gerechtigkeit eingeschlichen waren, und wählte den berühmten Pussort, Colberts Oheim, dazu, um ein Gesetzbuch zu verfertigen, vermittelst dessen dieser Prinz sich vorsetzte, dasjenige zu verbessern, was das Verderbniß der Zeiten unrichti-

richtiges und unbilliges eingeführet hatte. Dieser Herr schmeichelte sich, die Gesetze wieder zu ihrer ersten Einfalt zurück zu führen, und es dahin zu bringen, daß die Ränke und Ausflüchte nicht mehr über das Recht und die Vernunft siegen möchten. Der unglückliche Kläger muste bey den Umschweifen der Zungendrescherey zu kurz kommen; man ermüdete ihn mit unnützen Formalitäten. Unter dem unzähligen Gewimmel von Gerichtsbedienten, welche blos von dem Umsturz der Privatpersonen lebten, gab es ohne Zweifel noch redliche Richter und tüchtige Sachwalter; aber die meisten von diesen letztern stellten sich das ganze Jahr hindurch nicht deswegen fleißig bey den Gerichten ein, um zu lernen, wie man der Wahrheit den Sieg über die Hindernisse, die man ihr in den Weg legte, verschaffen soll; sondern um sich in der Kunst zu unterrichten, die Lügen mit ihrem Zierrath auszuschmücken, dem Trugschluß den Schein eines gründlichen Beweises zu geben, indem sie nichts suchten, als nur die Richter zu verführen, die Zuhörer durch die Zierlichkeit und den Wohlklang ihrer zusammengetragenen Redensarten zu verblenden, und bisweilen selbst die heilige Freystätte der Gerechtigkeit und des Friedens misbrauchten, um ihre Partheyen ungestraft mit groben Schimpfworten zu belästigen, so daß die meisten ihrer Reden nicht sowohl Klagschriften, als Pasquillen ähnlich waren. Da Colbert einige Zeit vorher den König von den entsetzlichen Misbräuchen, die bey Verkaufung der Gerichtsämter begangen werden, benachrichtiget; so hatte er bey ihm den Vorsatz veranlasset, den dieser Prinz nachher ausführte, eine Verbesserung auch sogar in der Art und Weise, die Gerechtigkeit zu handhaben, einzu-

führen. Pussort hatte lange und mit vieler Mühe gearbeitet. Der König selber hatte sein Augenmerk beständig auf dieses Werk gerichtet; und es lag weder an diesem Fürsten, noch an Colberten, noch an Pussort, daß es den glücklichen Erfolg zum gemeinen Besten nicht erreichte, den sie sich davon versprochen hatten.

Colbert brachte zu gleicher Zeit eine andere Gattung von Misbräuchen in Ordnung, die sich währenden Unruhen in das Königreich eingeschlichen hatten. Um von gewissen Abgaben befreyet zu seyn, welche blos auf die Bauergüter gelegt waren, nennte sich eine grosse Anzahl Bürger Edelleute; Kaufmannssöhne, hauptsächlich diejenigen, welche einige Ehrenämter verwaltet hatten, führten öffentlich, zu jedermanns Verdruß, die Titel der Grafen und Marquis, und maßten sich dabey nicht nur der damit verknüpften Ehre an, sondern giengen auch, wie ich schon gemeldet, in Bezahlung der Steuer frey aus; welche ganz auf die geringen Unterthanen fiel. Da Colbert diese gern erleichtern und die Frechheit dieser anmaßlichen Freyherren hemmen wollte, so ließ er alle aufsuchen, welche vorgaben, als hätten sie die Freyheiten des Adels zu geniessen; sie sahen sich genöthiget, ihre Urkunden aufzuweisen, und sie vor den Statthaltern ihrer Provinzen rechtfertigen zu lassen. Diejenigen, die in den öffentlichen Urkunden den Titel eines Junkers oder Ritters widerrechtlich angenommen hatten, wurden schoßbar gemacht, und gezwungen, eine ihren Glücksumständen gemässe Schatzung zu erlegen.

So viele nützliche Anstalten, so viele nötige Verbesserungen, die bewundernswürdige Aufführung Colberts

berts bey Verwaltung der Finanzen und die Einrichtung des Gewerbes, welches durch die Sorgfalt dieses Ministers täglich beträchtlicher wurde, hatten seinen Ruhm aufs höchste gebracht. Er genoß der Freundschaft und der Achtung seines Königs; und die Unterthanen, ob sie gleich nachgehends sich zu beklagen Ursache hatten, und ob man gleich genöthiget wurde, sie mit Auflagen zu beschweren, bekannten es doch öffentlich, daß sie seiner Geschicklichkeit und seinem Eifer die Erleichterung bey ihrem Unglück zu danken hätten. Die Anzahl der Freunde Colberts wuchs täglich mehr an; und sie suchten mehr seine seltenen Eigenschaften, als sein Glück und sein Ansehen. Die Uneigennützigkeit dieses grossen Mannes war seinem Verstand und seinen Gaben gleich. Er gab erhabne Beyspiele von Grossmuth; und seine hartnäckigsten Feinde musten gestehen, wenn seine Umstände ihn nöthigten, einige Personen misvergnügt zu machen, so treibe ihn seine Neigung an, jedermann zu vergnügen. Die grösten Herren des Königreichs gaben sich Mühe, seine Verschwägerung zu suchen; und im Hornung dieses Jahrs ver- 1667
mählte dieser Minister seine Tochter Johanne Marie Theresie mit Karl Honorius d'Albert, dem Herzoge von Chevreuse, Pair von Frankreich, Ritter der königlichen Orden u. s. w. Capitaine Lieutenant der leichten Reuterey.

Ohngeachtet Colberts Sorgfalt für die Erhaltung des Friedens, war doch ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien entstanden. Es fehlte dem Könige an nichts, das ihm den Sieg über seine Feinde verschaffen konnte. Dieser Fürst hatte grosse Generale,

gute Soldaten, wohl verwahrte Festungen und überaus grosse Summen in seinem Schatze. Er war selbst tapfer, zum Streiten begierig, zog die Ermüdung der Ruhe vor, und setzte sich aller Gefahr aus, wenn es auf Erwerbung des Ruhms ankam. Kaum hatte dieser Monarch die Spanier bedrohet, so sahe man ihn schon als Meister von ganz Hochburgund und ihren besten Festungen in den Niederlanden. Da die Spanier ausser Stand waren, diesem Strom zu widerstehen, so nahmen sie die Vermittelung des Pabsts an.

Der König begnügte sich, gezeigt zu haben, was für Macht er besitze, willigte in einen Frieden, und verlangte, daß Aaken der Ort der Friedensunterhandlung seyn sollte. Ich drücke mich also aus, um begreiflich zu machen, wie sehr der König von seinen Feinden gefürchtet worden, welche nun nichts unternahmen, als was seinem Verlangen gemäß war.

Karl Colbert von Croissi, ein Bruder des Finanzdirektors, der sich nachher bey seinen Gesandtschaften in England und Deutschland hervorthat, wurde im Namen Frankreichs zum bevollmächtigten Minister ernennet; und begab sich mit einem seinem Monarchen würdigen Zug und Gefolge nach Aaken. Croissi traf zu Aaken die geschicktesten Unterhändler von der Welt an. Der Freyherr von Bergeyk war daselbst von Seiten des katholischen Königs, der Ritter Temple für den König von England. Der Nuncius Franciotti war vom Pabst dahin abgeschickt worden, und Beverning von den Generalstaaten. Diese drey letztern vertraten das Amt der Mittler.

Der

Der Marquis de Croissi zeigte, daß er würdig sey, diesen Gesandten entgegen gestellt zu werden, welche schon durch andere wichtige Unterhandlungen berühmt waren; und eben zu Aaken war es, wo Croissi die Hochachtung und die Freundschaft des Ritters Temple gewann, die ihm nachher bey seiner Gesandtschaft in England so nützlich war. Der Vergleich wurde auf Bedingungen geschlossen, die für Frankreich überaus vortheilhaft waren; worauf Herr von Croissi an den englischen Hof gieng.

Unterdes belohnte der König 1669 Colberten, mit dessen Verhalten er immer mehr zufrieden war, mit der Bedienung eines Staatssekretärs, welche Herr de Guenegaud vor ihm bekleidet hatte: der König hielt es für gut, auch die Aufsicht über die Seemacht noch hinzuzufügen, weil er glaubte, daß er deren Besorgung keinem geschicktern Manne anvertrauen könne, der vermögend sey, in kurzer Zeit sie den Feinden furchtbar zu machen. Die Folge rechtfertigte die Wahl des Königs auf eine ausnehmende Weise.

Je weiter man in der Geschichte Colberts fortgehet, desto mehr siehet man den Eifer dieses Ministers sich vermehren, so wie seine glücklichen Unternehmungen auf einander folgten. Man trift ihn allezeit mit der Wohlfarth des Volks beschäftiget und bereitwillig an, alles, was sich darbot, zu ihrer Erleichterung anzuwenden. Er scheinet voraus zu sehen, daß ein langer und blutiger Krieg ihn nöthigen werde, diese Unterthanen zu überladen, deren Elend und Unglück er voraus beklaget. Die Unterthanen waren nicht allein mit Auflagen beschweret, man hatte auch in dem vorher-

gehen-

gehenden die Unbilligkeiten gesehen, welche in der Art, die Gerechtigkeit zu handhaben und die königlichen Gefälle einzunehmen, begangen wurden: alle diese Unfälle trafen die schwächsten. Es war nicht genug, daß man diese Misbräuche in Ordnung gebracht hatte; so wie Colbert sie besiegte, so schienen sie wieder als Ungeheuer aufzuleben, wider welche dieser Minister aufs neue kämpfen muste. Die Falschheit und die Betrügerey versteckten sich unter allerley Gestalten, um seinen Untersuchungen sich zu entziehen. Der Schärfe der Gerichte ohngeachtet hatten sich einige Pachter durch Ausflüchte herausgeholfen; der Staatsrath verstand sich darauf, wie er bey ihren Umschweifen sie aufsuchen sollte, und zwang sie, die Schatzungen zu bezahlen, zu denen diese Feinde des gemeinen Wesens verurtheilt worden waren. Colbert hob auch alle Abgaben und Bedienungen auf, welche dem Könige zur Last und auch zu gleicher Zeit dem gemeinen Wesen beschwerlich waren. Man hatte unter der vorhergehenden Regierung und zu Anfang der jetzigen die Gutwilligkeit der Minister und das Bedürfniß der Könige gemisbrauchet. Die Rechte auf die Salzsteuern in Languedok und verschiedene Aemter in dieser Provinz wurden unter die aufgehobenen Bedienungen gerechnet, so daß der König alle diese Einkünfte gut behielt, ohne daß jemand eine rechtmäßige Ursache hatte, sich zu beklagen.

Seit einiger Zeit gieng man übel mit den Hugonotten in Frankreich um, und der König, der alle seine Unterthanen unter einer einzigen und einerley Glaubenslehre vereinigen wollte, hatte schon den Entschluß gefasset, sie aus dem Königreiche zu vertreiben. Colbert

bert misbilligte zwar die Absichten seines Herrn nicht, die seinigen aber waren nicht so strenge gegen sie. Er würde gewünschet haben, die Angelegenheiten der Religion mit dem Vortheil des Staats vereinbaren zu können; und nichts war den Gesetzen dieses letztern mehr entgegen, als funfzehen bis sechzehen hunderttausend Menschen von allerley Ständen auf einmal aus dem Königreiche zu jagen, unter denen eine grosse Anzahl vortreflicher Arbeiter von allerley Gattungen sich befanden, welche ihre Kunst und ihren Fleiß zu den Ausländern mitbrachten. Da er aber endlich sahe, daß die Gottseligkeit des Königs aus Besorgung der Unglücksfälle aufgebracht war, welche die Religion und seine Unterthanen wegen des Misvergnügens, welches der Unterschied der Glaubenslehre unter ihnen unterhielt, betreffen könnten: so gab Colbert nach, wie die andern Minister, und hob die Chambre de l'Edit zu Paris und Rouen auf, ob sie gleich nicht so, wie die zu Castres und von Guyenne, halb getheilt waren, welche letztern seit vielen Jahren nicht mehr im Gange waren. Es muste zu gleicher Zeit ein bürgerliches Nebengericht angesetzt werden, um alle Klagsachen zu entscheiden und der grossen Kammer und dem Enquetengericht Erleichterung zu verschaffen, welche alle Rechtshändel auszumachen hatten, die bey der Chambre de l'Edit bey ihrer Aufhebung anhängig gemacht gewesen. Colbert äusserte bey dieser Gelegenheit eine Billigkeit und Klugheit, die ihn für den Fallstricken, welche ihm seine Feinde legten, um ihn beym Könige verdächtig zu machen, bewahrte. Sogar diejenigen, die dieser Minister absetzte, hatten keine rechtmäßige Ursache, sich über ihn zu

beklagen. Er folgte den Befehlen eines in seinen Verordnungen unabhängigen Herrn, der die Ketzerey aus seinen Staaten ausrotten wollte, es möchte auch noch so viel Nachtheil daraus entstehen. Colberts Unternehmungen gegen die Hugonotten waren hierauf eingeschränkt. Solches Verfahren war in Ansehung der Protestanten selbst nothwendig, da die Beybehaltung der Chambre de l'Edit allzu oft Veranlassung gab, grosse Augen auf sie zu machen. Sie warfen ihm auch keine Gewaltthätigkeiten vor, die man nachher gegen sie auszuüben für nöthig hielt, um sie zu zwingen, wieder in den Schoos der Kirche zurück zu kehren, den ihre Vorfahren verlassen hatten.

Man sagt sogar, als er den unüberwindlichen Abscheu vernommen, den die Japonesen gegen die Portugiesen gefaßt hatten, so habe er sich vorgenommen, das Unglück der Protestanten von Frankreich zu mildern, indem er dem Könige den Vorschlag gethan, den Handel nach Japon den Protestanten allein aufzutragen. Zum Verständniß dieser Sache muß ich melden, daß die Portugiesen, da sie in dem Kaiserthum Japon wohl aufgenommen worden, Anfangs grosse Vortheile von dem Handel gezogen, den sie unter einander mit diesen Völkern errichtet hatten. Sie trafen in diesem Theil Asiens Dinge im Ueberfluß an, davon man in Europa kaum einen Begrif hatte; und die Portugiesen erschienen gar bald in ihren Landen mit kostbaren Waaren beladen, die ihnen um einen geringen Preis zu stehen kamen, aus denen sie einen beträchtlichen Vortheil zogen. Die Engländer, Franzosen, Holländer und andere benachbarte Völker bewarben sich um

eine

eine so vortheilhafte Handlung. Ueberdies erzählte man Wunderdinge von den Japonesen, von ihrer Höflichkeit und von ihrer Freundlichkeit gegen die Ausländer. Nach den Berichten, die gröstentheils von denen, welche daselbst gewesen waren, ausgebreitet wurden, war es ein sowohl wegen des Reichthums, als auch wegen der Sitten seiner Einwohner angenehmes Land. Von der Wahrheit schritte man zur Vergrösserung: alles wurde in den Erzählungen übertrieben; man glaubte jedoch alles, und ein jeder von denen, die sich von einer Reise nach Japon einigen Vortheil versprochen hatten, stellten sich solchen noch grösser vor, als er in der Einbildung der erstern gewesen.

Da die Portugiesen den Handel mit diesem blühenden Reiche gern allein behalten wollten, so machten sie daselbst von ihren Nachbarn betrübte Abschilderungen; aber sie wurden selbst gar bald in Japon verabscheuet, entweder wegen ihrer Ausschweifungen, oder aus Bosheit ihrer Feinde, welche aussprengten, sie hätten eine Zusammenverschwörung wider den Kaiser angesponnen, um dessen Staaten ihrem Könige unterwürfig zu machen. Dem sey nun, wie ihm wolle, die Japonesen jagten, nachdem sie durch ihre Geduld gezeigt hatten, daß sie einer bessern Begegnung würdig wären, die Portugiesen aus ihrem Lande, und verschlossen ihre Häfen vor allen andern Nationen. Das Christenthum hatte inzwischen in diesem Kaiserthum guten Fortgang gehabt, aber seitdem verfolgte man die Christen mit grosser Wuth, indem die sowohl in ihrem Haß, als in ihrem Glauben blinden Japoneser nichts von ihren Feinden behalten wollten. Diese nach Europa

ropa gebrachten Zeitungen machten die Ansprüche der Engländer und der Franzosen wieder rege; denn die Holländer glaubten seit einiger Zeit der Gewogenheit des Kaisers in Japon versichert zu seyn. Dieser Fürst wollte mit den Engländern keine Gemeinschaft haben, weil ihr König die Tochter des Königs in Portugall geheurathet hatte; und ließ noch mehr Abneigung gegen die Franzosen wegen der Gleichheit der Religion blicken. Deswegen that Colbert, der stets auf das gemeine Beste aufmerksam war, den Vorschlag, den Handel nach Japon von den Protestanten in Frankreich treiben zu lassen, als welche, da sie mit den Holländern einerley Glaubens wären, ohne Zweifel, wie diese letztern, das Zutrauen der Japoneser erhalten würden; es wurde jedoch dieser Entwurf nicht befolget, ob er gleich ungemein vortheilhaft schien.

Wenn Colbert Mäßigkeit und Gelindigkeit bewies, wenn es auf die Verfolgung solcher Leute ankam, deren ganzes Verbrechen darinnen bestand, daß sie unglücklicher Weise von Vorurtheilen eingenommen waren; so zeigte er eine grosse Standhaftigkeit, wenn es die Wohlfarth der Unterthanen betraf, der Handlung aufzuhelfen und dem Ansehen des Königs Ehrfurcht zu verschaffen. Derjenigen Verbesserung zu Folge, die in Handhabung der Gerechtigkeit vorgenommen worden, hatte Colbert, der von dem Verfahren der Gerichtsdiener unterrichtet war, für das Amt, Controle des Exploits genannt, einen Befehl ausgehen lassen. Da das Parlement zu Toulouse gegen die Vollziehung dieses Befehls etwas unternehmen wollte, so schrieb Colbert an den Oberpräsidenten, der bey dieser Gelegenheit

abge-

abgefaßte Schluß müsse aufgehoben werden, oder sie würden sich der Gefahr aussetzen, die Ungnade des Königs zu empfinden. Er gab auch den Oberfiskälen und dem Generalprokurator Verweise, welche ihre Amtsverrichtungen nicht genau genug besorget hatten, und dieser Minister zwang das Parlement zu Toulouse, ihr eigenes Werk aufzuheben. Eine gleiche Standhaftigkeit äusserte Colbert gegen das Oberpolizeyamt der Stadt Paris, welches eine neuerlich zur Erleichterung der beyden Stadtrichter eingeführte Bedienung war. Diese obrigkeitliche Person, die die Kleinigkeiten der Stadt, die Sauberkeit der Gassen, die Laternen, die gemeine Sicherheit und einige geringe Streitigkeiten der gemeinen Bürger zu besorgen hatte, befürchtete, es möchten die Fischkrämer unter der Halle sich gekränket finden, und widersetzte sich Colberten bey Gelegenheit der Verpachtung der Kramladen. Der Minister befahl dem Polizeylieutenant, sogleich zu gehorchen; und die Verpachtung gieng vor sich.

Alle diese Dinge dienten zur Vermehrung der königlichen Einkünfte und zur Abschaffung der Unordnung, die fast in allen vereinigten Gesellschaften, aus denen der Staat bestehet, angetroffen wurde. So beschäftiget aber auch der Minister mit so viel verschiedenen Verordnungen war, so richtete er doch auch seine Aufmerksamkeit auf alles, was den Kaufleuten des Königreichs zu statten kommen konnte, deren Anzahl sich immer vermehrte, je mehr neue Vortheile ihnen Colbert verschafte. Da einige derselben ihm vorgestellet hatten, daß sie grossen Verlust, ja gar ihren gänzlichen Umsturz vermieden hätten, durch Bezahlung einer mäßigen Summe

an gewisse Leute, welche ihre Schiffe und ihre Waaren versichert hätten, wodurch sie von aller Gefahr befreyet worden, die sie bey dem gemeinen Handel liefen; so ergrif Colbert diese Gelegenheit, ihnen mehr Erleichterung und Sicherheit zu verschaffen, und brachte eine General-Assecurationskammer zuwege, ingleichen Kapitale und gemeinschaftliche Unterzeichnungen, welche in der St. Martinsgasse ein Haus mietheten, wo sie ihre Versammlungen hielten, um daselbst über die Angelegenheiten der Gesellschaft sich zu unterreden. Die Kaufleute zu Rouen, Nantes, St. Malo und in andern wegen ihres Handels berühmten Städten wurden bey der Freyheit geschützet, es eben so fortzuführen, wie sie bisher gethan, ohne von der zu Paris errichteten Gesellschaft abhängig zu seyn, es wäre denn, daß diese Kaufleute um ihres besondern Vortheils willen mit derselben Briefwechsel unterhalten wollten. Diese neue Anstalt, davon die Handelsleute in den Seestädten die erste Idee angegeben, diente denen unter den Kaufleuten, die in der Hauptstadt keine Korrespondenten hatten, zu einer grossen Hülfe. Ihr Eifer vermehrte sich nach dem Verhältniß ihres Gewinnstes; und Frankreich befand sich endlich über seine Nachbarn durch den Handel erhöhet, wie es schon dieselben durch die Macht seiner Waffen übertraf.

Diesen Vorzug wollte Colbert nicht durch
1670 Schlachten versichern, vielmehr fürchtete er sich alle Augenblick für einem Friedensbruch. Die an Frankreich gränzende Nationen verbargen ihren Unwillen gar nicht mehr. Karl Colbert de Croissi, ein Bruder des Ministers, war als Gesandter zu dem

König

könig von England, Karl dem Zweeten, geschickt worden, um sich zu bemühen, diesen Fürsten auf Frankreichs Seite zu erhalten, und ihn gegen die Holländer eifersüchtig zu machen. Karl hatte schöne Eigenhaften von der Natur erhalten: aber seine langwierigen Unfälle hatten solche nicht ausbessern können. Er war verschwenderisch, und ließ sich durch Frauenzimmer regieren: zween Fehler, welche einen Menschen nie Herr über sich seyn lassen. Der Marquis von Croissi machte sich alles zu Nutz; und eben er bereitete die Gemüther zu, daß sie die Eindrücke auf sich machen liessen, welche die Herzogin von Orleans kurz hernach ihnen beybrachte. Diese Prinzeßin, die Gemahlin des einzigen Bruders des Königs und Schwester des Königs von England, war damals das Vergnügen des französischen Hofes, und wurde von Karln zärtlich geliebet. Mylord Montaigu, der Gesandte dieses Prinzen bey dem Könige, war der Schwester seines Herrn sehr zugethan; und um ihr seine Aufwartung zu machen, gab er dem König zu verstehen, daß niemand, als diese Prinzeßin, geschickter sey, Karln zur Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich zu bewegen. Man trieb diese Sache wegen des Königs Bruder und seiner Vertrauten mit vieler Heimlichkeit. Ludwig machte gegen Louvois ein Geheimniß daraus, und vertraute solche niemand, als dem Vicomte von Turenne und dem Marquis von Croissi in England, damit der Gesandte sich diesem Entwurf gemäß verhalten möchte. Mit einem Wort, Madame, von einem prächtigen Gefolge und vom ganzen Hof bis an die Gränzen des Königreichs begleitet, begab sich nach England, wo

ihr Bruder sie mit grossen Ehrenbezeugungen aufnahm. Dieser durch die Gespräche des Marquis de Croissi schon erweichte Prinz konnte einer so zärtlich geliebten Schwester nichts abschlagen; jedoch verlangte er von ihr einige Zeit, das Vorhaben zu eröfnen, welches er gefaßt hatte, seine Macht mit der Macht des Königs von Frankreich gegen die Holländer, ihre gemeinschaftliche Feinde zu vereinigen. Die Herzogin von Orleans reisete ab und ließ diese Unterhandlung in den Händen des Marquis de Croissi, der sie mit mehrerm Glücke endigte, als man zu hoffen geglaubt hatte.

1671 Im Jenner eben dieses Jahrs verheurathete Colbert Henrietten Colbert, seine Tochter, mit Paul de Beauvilliers, dem Herzog von St. Aignan, Pair von Frankreich, Ritter der königlichen Orden, erstem Kammerjunker, Statthalter und Generallieutenant der Stadt und Festung Havre de Grace, welcher mit seinen grossen Titeln noch dies verband, daß er die Achtung und Gunst des Königs besaß. Alle diejenigen, welche die Ehre genossen, an den Gnadenbezeigungen des Königs Theil zu haben, waren Colberts Freunde; indem dieser Minister gar nicht eifersüchtig auf ihr Glück war, sondern vielmehr wünschte, solches zu vermehren; jedoch war das größte Verdienst in seinen Augen nicht dasjenige, das man von der Geburt erlanget, oder vom Reichthum, noch von hohen Würden; er verlangte Eifer, Aufrichtigkeit und eine ungeheuchelte Ergebenheit für die Person des Königs, dem dieser Minister ganz zugethan war.

Dieser

Dieser grosse Mann sahe nun seine Brüder und
ne Schwiegersöhne glücklich in den Diensten dieses
rinzen angebracht; einige thaten sich durch wichtige
nterhandlungen hervor; die andern, welche ansehn-
he Stellen bey den Armeen bekleideten, machten sich
rch sehr grosse Tapferkeit berühmt. Man kannte sie
ihrem Muth noch mehr, als an ihrem Namen; die
oldaten, Officiers, Generals und der König selbst
ten Colberten offenbare Lobsprüche bey. Weil
n sie den größten Gefahren sich aussetzen sahe, so
egte man zu sagen, für sie gäbe es gar keine; sie
chten nach Erfoderung der Umstände als Soldaten
r als Kapitäns fechten, so gaben sie Anlaß, eben
ohl ihre Klugheit als ihre Tapferkeit zu bewundern;
s aber die Hochachtung noch vermehrte, die man
gemein gegen sie hegte, war die Einigkeit, die in
ser Familie herrschte; die Brüder, die Schwestern,
Vater und die Schwiegersöhne schienen alle von
erley Seele regieret, alle von einerley Begierde,
hm zu erwerben und dem König und ihrem Vater-
d nützlich zu seyn, aufgemuntert zu werden.

Es fehlte nichts mehr, das Glück Col- 1673
rts aufs höchste zu bringen, als seinen älte-
n Sohn, den Marquis de Seignelai, im Stand
sehen, den grossen Beyspielen zu folgen, die er von
nem Vater und von seines Vatersbrüdern bekam.
eignelai, der zu jung war, als daß man ihm wich-
e Bedienungen, die für ihn bestimmt waren, an-
trauen konnte, zeigte damals schon einen vorzügli-
n Verstand. Dieser Herr hatte eine ausserordent-

liche Lebhaftigkeit, eine erstaunliche Geschäftigkeit, konnte alles leicht begreifen, und besaß die Kunst, die verwirrtesten Sachen deutlich zu machen. Colbert übte ihn selbst, so zu reden, von seiner Kindheit an; und weil er wollte, daß er eben den Weg betreten sollte, den er selbst vormals gegangen war, so entschloß er sich, ihn an die vornehmsten Höfe von Europa reisen zu lassen, indem er glaubte, ein so lebhafter und scharfsinniger Kopf, wie Marquis de Seignelai war, müßte nothwendig viel Nutzen daraus schöpfen, wenn er die Sitten, Gewohnheiten und die Denkungsart der verschiedenen Völker, die er besuchte, und die Ursache der Vortheile einer Nation über eine andere benachbarte, die einem Minister nothwendigen Kenntnisse, die man nur aus der Erfahrung erwerben kann, mit seinen eignen Augen sähe.

Isarn, ein vertrauter Freund des berühmten Pelisson, wurde dem Marquis de Seignelai zum Hofmeister mitgegeben. Pelisson, der vormals bey Fouqueten Kommissär gewesen, hatte die Vertheidigung dieses unglücklichen Ministers hitzig betrieben. Er verfertigte bey dieser Gelegenheit verschiedene Schriften, worinnen eben sowohl Einsicht und Beurtheilungskraft als Eleganz herrschte. Die ersten wurden von dem Publikum begierig aufgenommen, und die andern erwartete man mit äusserster Ungeduld; aber, wie es gemeiniglich geschiehet, daß man die Ursache eines Unglücks demjenigen beymisset, welcher am meisten im Stande ist, davon Nutzen zu ziehen, so schonte Pelisson Colberten wenig in seinen Schriften. Dieser Minister entrüstete sich nicht darüber; er vergab dem

Pelisson

Pelisson dasjenige, was der Eifer und die Dankbarkeit ihn zum Besten seines Wohlthäters zu unternehmen veranlaßt hatten, ja er wußte es ihm noch Dank; und da er erkannt hatte, daß Pelisson sich auf keine Weise der Fehler mit schuldig gemacht hatte, welche Fouqueten beygemessen wurden, so ließ er ihn aus der Bastille los, wo er seit geraumer Zeit gesessen hatte, und bot ihm einen Dienst an. Pelisson, von dieser Großmuth gerührt, glaubte, daß er seinem alten Herrn nicht mehr nützlich seyn könne, trat bey Colberten in Dienste, und schätzte sich sehr glücklich, nachher die Achtung und das Vertrauen eines Ministers zu besitzen, der ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, und was noch mehr, der Unschuld und der Tugend war.

Pelisson war, wie alle andere, von den guten Eigenschaften des jungen Marquis de Seignelai gerühret; alles, was man an ihm entdeckte, versprach einen grossen Mann; jedoch war nöthig, daß man noch den Gaben der Natur durch die Erziehung zu Hülfe kam. Es mußte die überaus grosse Lebhaftigkeit des jungen Seignelai gemäßiget werden; und eben als ob es den höhern Personen eingeprägt wäre, sich in ihren Entschlüssen unabhängig zu zeigen, und den Ergötzlichkeiten ergeben zu seyn, so hatte Seignelai einen Hang zu diesen Fehlern, die man bey ihm zur rechten Zeit zu verbessern nöthig hatte. Er reisete daher unter Begleitung des Jsarn ab, und besuchte Jtalien, Teutschland und England. Seignelai wurde an allen diesen Orten mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und genoß das Vergnügen zu sehen, daß der Ruhm sei-

nes Vaters ihm schon lange Zeit bey den Ausländern vorangegangen war.

1675 Während daß der Marquis de Seignelai mit seinen Reisen beschäftiget war, bemühete sich Colbert noch immer, die gute Ordnung und die Policey in dem Staat wieder herzustellen; was auch dieser Minister für Klagen von Seiten der vielen Gerichtsbedienten, deren Frechheit er gezähmt hatte, hören müssen, so begegnete er ihnen noch immer mit eben der Schärfe. Colbert brachte dem König bey, die Gerichtsbarkeiten zu unterdrücken, welche verschiedene Herren, sowohl geistliche als weltliche, in Paris hatten; welches dann Veranlassung zu beständigen Streitigkeiten zwischen ihren Richtern und zwischen denen im Chatelet gab, die Unkosten vermehrte, und den Lauf der Streithändel und die Entscheidung der rechtlichen Klagen aufhielt. Ueberdies fehlte es diesen an sich ohnmächtigen Gerichtshaltern oft an Einsichten und beynahe allezeit an Billigkeit. Empfehlungen vermochten bey ihnen alles; sie richteten sich nach der Neigung der Herren, denen sie ihre Stellen zu danken hatten; und da sie solche mit dem Leben eben dieser Herren verlohren, so waren sie in Ansehung der Mittel, dadurch sie sich dereinst über deren Verlust trösten könnten, so gewissenhaft nicht.

Der Erzbischof zu Paris, dessen Gerichtsbarkeit in zeitlichen Dingen sich vormals fast eben so weit erstreckte, als die Gerichtsbarkeit des Königs, hatte seinen Amtmann und seinen Fiskal zu Fort l'Eveque behalten. Der Abbt zu St. Germain hatte eben dergleichen Bediente in seiner Abtey sowohl als der

Groß-

Großprior zu Temple. Die Aebtißin zu Montmarre dehnte ihre Gerichtsbarkeit von diesem Flecken an bis nach Ville Neuve aus, welches den größten Theil von Paris theilte. Alle diese Gerichte wurden aufgehoben; und um die Gerichtsbedienten, die sich damit zu thun gemacht hatten, zu ersetzen, so vermehrte der König die Richter im Chatelet, und theilte dieses alte Gericht in zwey Gerichte. Diejenigen, die man die Richter des neuen Chatelet nennen kann, hielten ihre ersten Gerichtstage in der Abtey zu St. Germain an eben dem Ort, wo vorher der Amtmann im Namen des Abbts Gericht gehalten hatte. Nachgehends bekamen diese neuen Anstalten eine andere Einrichtung, welches zu erzählen mein Vorhaben nicht leidet.

Beynahe ganz Europa, Großbritannien 1675
ausgenommen, stand wider den König in Waffen.
Nachdem dieser über eine Welt von Feinden siegende Monarch den größten Theil von den sieben vereinigten Provinzen mit unter seine Eroberungen zählte, so setzte er den Fortgang seiner Waffen fort bis ins Reich hinein, da endlich die vereinigten Bundesgenossen und ihr Ueberwinder eins wurden, Frieden zu machen. Zum Ort der Unterredungen wurde Nimwegen ausersehen, und der König schickte zu bevollmächtigten Ministern von seiner Seite Anfangs den Herzog von Vitri dahin, welcher durch den Marschall d'Estrades, durch den Marquis de Croissi und durch Jean Antoine de Mesmes, den Grafen von Avaux, den Vetter des Grafen eben dieses Namens, der zu Münster bevollmächtigter Minister gewesen war, abgelöset wurde.

Colbert de Croissi konnte keine würdigern Mitgehülfen haben. Beyde kannten seine Geschicklichkeit, sie machten keine Schwierigkeit, ihm die vornehmsten Verrichtungen des rühmlichen Amtes abzutreten, welches sie, einer wie der andere, aufgetragen bekommen. Das Beste der vorhabenden Geschäfte erfoderte, daß man ihm den Vorzug ließ.

Croissi war vollkommen von den verschiedenen Vortheilen der gegen Frankreich verbundenen Fürsten unterrichtet; und die bevollmächtigten Minister des Königs von England, die das Amt der Mittler versahen, hatten für dessen Person eine besondere Achtung. Der Ritter Temple, der mit dem Marquis de Croissi bey dem Friedensschluß zu Aaken gewesen war, befand sich auch nebst ihm zu Nimwegen; ihre Freundschaft machte den Schwierigkeiten gar bald ein Ende; und da man im Jahr 1679 im Ernst Friedensunterhandlungen trieb, so waren es der Ritter Temple und der Marquis de Croissi, welche die Bedingungen desselben in Ordnung brachten. Sie hielten deswegen häufige Privatunterredungen, worüber die Gesandten der andern Mächte viel Eifersucht bezeigten. Indessen endigte sich alles zum Vortheil Frankreichs; und Ludwig war durch den nimwegischen Frieden der Schiedsrichter von ganz Europa geworden: aber die nachher angefangene Kriege hatten bey weiten nicht eben den Erfolg. Es kam eine Zeit, da die Franzosen einen Sieg als ein Unglück ansahen, und da ihre Eroberungen ihnen zur last wurden, weil selbige den Friedensschluß verzögerten, der der Gegenstand aller ihrer Wünsche war.

Der

Der Marquis de Seignelai arbeitete 1676
nach der Rückkunft von seinen Reisen unter den
Augen seines Vaters; und da dieser Minister dessen
Geschicklichkeit erkannt hatte, so überließ er ihm einen
Theil seiner Geschäfte, die das Seewesen betrafen,
welches der Marquis de Seignelai in Zukunft allein
besorgte. Die Nacheiferung dieses Herrn wurde durch
die Einsicht des Nikolaus des Marets erwecket, der
mit ihm Geschwisterkind und der älteste Sohn der Ma-
rie Colbert, der Schwester des Ministers, war, der
ihm das Amt eines Oberkommissairs verrichten ließ, ob
er gleich Requetenmeister war: aber Colbert wollte
ihn tüchtig machen, daß er dereinst seine Stelle in Fi-
nanzsachen vertreten könnte; und es geschahe darum,
daß er ihn in seinen Schreibstuben arbeiten ließ, damit
er ihm eine vollkommene Erkenntniß davon beybringen
möchte.

Colbert war damals hauptsächlich mit 1678
der Sorge beschäftiget, seine ganze Familie in
Stand zu setzen, dem König nützliche Dienste zu lei-
sten; er arbeitete nicht nur daran, daß er seinen An-
verwandten Beförderung verschaffen möchte, sondern
seine Aufmerksamkeit gieng auch darauf, diejenigen
aufzusuchen, welche am wenigsten hoften, einige Merk-
mahle seines Andenkens zu erhalten. Dieser Minister
war ziemlich glücklich, daß er einsahe, die verschiedenen
Personen, die seine Gunst erfuhren, wären der Stel-
len würdig, die er mit ihnen besetzte; dasjenige aber,
was ihm vorzüglich Freude erweckte, war der gute Aus-
gang aller Unternehmungen des Marquis de Seignelai,
seines Sohnes, seitdem dieser Herr die Aufsicht über

die

die Seemacht erhalten hatte; die Anzahl der königlichen Schiffe wurde ansehnlich vermehret, und die kurz vorher auf den Meeren kaum bekannte französische Flagge schrieb nun andern Nationen auf denselben Gesetze vor. Die königlichen Schiffe übertrafen gar bald die englandischen und holländischen selbst, welche die Oberhand, die Frankreich auf einmal zur See erlanget hatte, als ein Wunder ansahen.

1679 Da der nimwegische Vergleich geschlossen war, so schickte der König von Spanien den Marquis de Loz Balbazes als Abgesandten nach Frankreich. Er verlangte die Tochter des einzigen Bruders des Königs zur Gemahlin für seinen Herrn. Es war dies eine von den Bedingungen des letztern zwischen Frankreich und Spanien zu Stande gebrachten Vergleichs. Mademoiselle war eine liebenswürdige Prinzeßin, voller Geist, die sich geschmeichelt hatte, an einem Hofe zu bleiben, dessen Vergnügen sie ausmachte; ja sie hofte den Dauphin zum Gemahl zu bekommen, welcher gegen diese Prinzeßin viel Neigung zu hegen schien. Da ihr Gemüth voll von diesen schmeichelhaften Vorstellungen einer nahen Vermählung und in der Erwartung war, an dem schönsten Thron der Welt Antheil zu nehmen, so war es ein Donnerschlag für sie, da man ihr meldete, daß sie für den König von Spanien bestimmt sey. Es war dies Karl der Zweete. Man hatte ihr diesen Monarchen als einen Fürsten abgeschildert, der sich mehr mit der Sorge für seine Gesundheit, als mit jedem andern Vorhaben beschäftige, der ein genauer Beobachter aller der-

jenigen

nigen ermüdenden Cerimonien sey, die Anfangs aus
:be zur Ordnung erfunden, aber in der Folge auf eine
cherliche Weise weiter ausgedehnet worden. Die an
e Freyheit des französischen Hofs gewöhnte Prinzeßin
nnte die Beschreibung nicht ausstehen, die man ihr
n der eingezognen Lebensart der spanischen Königinnen
achte. Sie vergoß einen Strom von Thränen, so
t sie von ihrer Vermählung reden hörte. Verge-
ens bemühte man sich, den Lauf derselben zu hemmen,
nd die traurige Beschaffenheit des einzugehenden Bünd-
isses zu verringern; diese Prinzeßin weinte Tag und
acht, ja sie ließ den König anflehen, sie nicht also
em Vortheil des Staats aufzuopfern: aber weder ihr
lehen, noch ihre Betrübniß, waren vermögend, eine
Vermählung aufzuschieben, deren unglückliche Folgen
iese Prinzeßin voraus zu sehen schien. Der Kanzler,
er Herzog de Villerai, Herr de Pomponne und
Colbert wurden ernennet, die Bedingungen desselben
nit dem spanischen Gesandten in Ordnung zu bringen.
Sie arbeiteten eifrig daran; so daß alles in wenig Tagen
i grosser Bekümmerniß der Prinzeßin geendiget war.

Der Marquis de Loz Balbazes begab sich dar-
uf nach Versailles mit dem Prinz von Conti, dem
ie Vollmacht des Königs von Spanien aufgetragen
ar, die Prinzeßin mit ihm zu vermählen. Alle Mi-
ister befanden sich bey dieser Cerimonie; aber weder
ouvois noch Colbert hatten einen angewiesenen Platz,
bgleich dieser den Auftrag gehabt hatte, die Bedingun-
en des Ehevertrags zu untersuchen. Der Kanzler
tand hinter dem Stuhl des Königs, und Herr de
Pomponne neben der Tafel. Dieser Minister fieng

die

die Vorlesung des Ehevertrags an: aber kaum hatte er die Hälfte der stolzen Titel des Königs von Spanien gelesen, davon der Marquis de Los Balbazes keinen einigen vergessen hatte, als der König dem Pomponne in das Wort fiel, und zu ihm sagte: es ist genug. Zu gleicher Zeit ergrif er Feder und Dinte, und unterzeichnete den Ehevertrag.

Die Cerimonie des Verlöbnisses und endlich der Vermählung folgte zunächst auf diese. Alles wurde mit grosser Pracht vollzogen; jedoch war der Glanz von diesem Gepränge nicht vermögend, das Weinen der neuen Königin von Spanien zu stillen. Sie würde mit einem niedrigern Titel zufrieden gewesen seyn, in einem Stande, der mehr mit ihren Wünschen überein gekommen seyn würde. Aber dies war ein Opfer, welches man der Ruhe der Völker brachte. Sie reisete endlich ab, und konnte den grausamen Verdruß, der sie nagte, nicht verbergen. Die Thränen, die sie vergoß, wurden ihr als ein Verbrechen angerechnet, als diese Prinzeßin an dem spanischen Hof ankam. Karl der Zweete, der über ihrer Gleichgültigkeit entrüstet war, bewies sich selber kaltsinnig gegen sie; alle Spanier, die sie bedienten, folgten dem Beyspiel ihres Herrn, und der Verdruß dieser Prinzeßin endigte sich nicht eher als mit ihrem Leben.

Während dieser Zeit war der Marquis de Croissi mit Ruhm gekrönt wieder zurück an den Hof gekommen. Er nahm nun Besitz von der Bedienung eines Präsidenten a Mortier im Parlement zu Paris, die Colbert während seines Aufenthaltes zu Nimwegen erhalten hatte. Der mit diesem Amt bekleidete Marquis

de

de Croissi verwaltete die Dienste desselben nicht lange: der König brauchte ihn in verschiedenen Staatsgeschäften und schickte ihn kurz darauf nach München, um die Vermählung der Prinzeßin von Bayern mit dem Dauphin auszuwürken. Man hatte die Absicht, hierdurch den Kurfürsten von Bayern auf die Seite Frankreichs zu bringen, wenn allenfalls der Kaiser den Krieg wieder anfangen wollte; man muß noch hinzu setzen, daß diese Prinzeßin die vortheilhafteste Gelegenheit damals in Europa für den Dauphin war; und daß der König durch diese Vermählung nicht mehr gehalten seyn durfte, dem Kurfürsten von Bayern die unermeßlichen Summen zu bezahlen, wodurch er die Neutralität dieses Fürsten erkaufte. Verschiedene eifersüchtige Mächte bemühten sich, eine den Absichten des Königs so günstige Verbindung zu hintertreiben; aber der Marquis de Croissi, der gewohnt war, dergleichen Hindernisse zu überwinden, endigte dieses wichtige Geschäfte glücklich, und berichtete die Nachricht der geschlossenen Vermählung alsbald an den König, indem er zu gleicher Zeit meldete, die Prinzeßin von Bayern besäß einen solchen Hochmuth und Stolz, der vermögend wäre, diejenigen Personen vom Stande vor den Kopf zu stossen, die man bestimmt hätte, ihre Hofhaltung auszumachen. Pomponne, der Staatssecretär für die auswärtigen Geschäfte, sollte diese abgefertigten Briefschaften empfangen und dem König überreichen: allein da dieser Minister damals auf seinem Landgut beschäftiget war, so gab Colbert diesem Prinzen Nachricht davon. Der König war darüber verlegen, daß er bey einer so wichtigen Gelegenheit den Hrn.

de

de Pomponne nicht erblickte, und schien sehr misvergnügt über diesen Minister. Ludwig forderte eine grosse Genauigkeit; dies war seine vornehmste Tugend; und da Herr de Pomponne kam, sich ihm darzustellen, so gab er ihm zu verstehen, er könnte sich wegbegeben, weil er nicht wollte, daß man seine eignen besondern Geschäfte den Staatsgeschäften vorzöge. Die Verwaltung des Staatssekretariats der auswärtigen Geschäfte, welche Herr de Pomponne auf sich hatte, wurde dem Marquis de Croissi anvertrauet.

Man unterließ nicht, das Gerücht zu verbreiten, Croissi habe seinem Bruder Nachricht gegeben, ehe er seine Briefschaften an Herrn de Pomponne abgelassen. Die beyden Brüder konnten sich gar leicht hierinnen rechtfertigen. Denn es war richtig, daß Herr de Pomponne sich auf seinem Landgut befunden, als der Courier vom Herrn de Croissi ankam; überdies war überhaupt bekannt, daß der König ein Prinz sey, der alle Art von Verrätherey verabscheuete. Er würde diejenige, welche Herr de Croissi begangen haben sollte, nicht mit dem Titel eines Ministers belohnt haben.

Die Prinzeßin von Bayern kam kurz darauf auf den Gränzen Frankreichs an. Der König, der Dauphin, und der ganze Hof giengen ihr entgegen. Colbert war auch mit unter dieser Reisegesellschaft. Die Herzogin de Richelieu, der der König eine der vornehmsten Bedienungen bey dem Hofstaat der Dauphine anvertrauet hatte, berichtete Colberten, diese Prinzeßin habe ihre Aufwartung so kaltsinnig und so verächtlich aufgenommen, daß es ihr gereue, an ihrem Hofe

Dien-

Dienste angenommen zu haben. Der Minister hielt nicht für rathsam, dem Könige etwas davon zu sagen, weil die Prinzeßin von Bayern sonst grosse Eigenschaften besaß und ganz Frankreich für sie eingenommen war. Da inzwischen Colbert ihr auch seine Aufwartung gemacht hatte, so empfieng sie ihn eben so, wie sie die Herzogin de Richelieu aufgenommen hatte. Er beschwerte sich nicht über diesen Hochmuth; aber der Stolze Louvois konnte sich nicht entbrechen, sein Mißvergnügen über eine solche Aufnahme zu bezeugen. Der König sprach mit der Dauphine von weiten davon, welche endlich diesen Fehler verbesserte, der in den Augen der Franzosen um so wichtiger ist, da sie gewohnt sind, daß ihnen von ihren Fürsten freundlich begegnet werde. Da der Marquis de Croissi wieder aus Teutschland zurück gekommen war, so trat er sein Amt eines Staatssekretärs der auswärtigen Affairen wirklich an.

So viele Wohlthaten, die der König gegen die Familie Colberts verschwendete, bezeugten, wie sehr dieser Monarch mit allen denen, die dazu gehörten, zufrieden sey. Der Minister war auch hierüber voll von Dankbegierde; und da er sich allzusehr bestrebte, die verschiedenen ihm aufgetragenen Aemter genau zu versehen, so schien seine Gesundheit dadurch merklich geschwächet; da jedoch der König sich vorgenommen hatte, sich nach den Niederlanden zu begeben, um daselbst seine eroberten Länder, und die ihm durch den nimwegischen Frieden abgetretenen Städte zu besehen; so wollte ihn Colbert begleiten. Die Ermattungen auf dieser Reise, die zu denen von einer beständigen Arbeit hinzukamen, zogen ihm ein bösartiges Fieber zu, des-

sen Anfall funfzehen Stunden daurete. Das Leben dieses Ministers schien in der äussersten Gefahr zu seyn; und weil verschiedene an seinem Aufkommen zweifelten, so bedaureten sie den Staat wegen seines bevorstehenden Verlustes. Man sahe mit Verdruß voraus, daß der Friede nicht von langer Dauer seyn werde; und Colbert war der einzige Mann in Frankreich, der im Stande war, Kriegskosten zu schaffen. Die Unterthanen waren beschweret; das ist wahr: aber verständige Leute, die den gegenwärtigen Zustand mit den Umständen verglichen, in denen man sich befunden haben würde, unter einem Minister, der nicht so fruchtbar an Quellen und der nicht so wie dieser das Mittel verschaffet hätte, die aus Nothwendigkeit der Kriege angesetzten Steuern von dem Nutzen des Handels zu bezahlen, gestanden, daß Colbert wenigstens die Hälfte des Uebels geheilt hätte, welches ein anderer ohne Zweifel vermehret haben würde. Da ihm endlich ein englischer Arzt Fieberrinde eingegeben hatte, ein Arzneymittel, das bisher wenig war gebraucht worden, so erholte sich der Minister in wenig Tagen wider alles Vermuthen; und von dieser Zeit an wurde die Fieberrinde ein gewöhnliches Arzneymittel.

Nicht nur Colbert bestrebte sich, seine Erkenntlichkeit gegen den König zu erkennen zu geben; der Marquis de Croissi, dessen Bruder, der, wie wir vorhin schon gemeldet, Minister der auswärtigen Staatssachen geworden, erwarb täglich mehr Ruhm. Der Marquis de Torcy, dessen Sohn, der damals schon die größte Hofnung von sich gab, und der nachher das, was man sich von ihm versprach, noch übertraf, ver-

theidigte

eidigte zu dieser Zeit einige dem Könige zugeschriebene
ätze, welche er diesem Monarchen und der ganzen
niglichen Familie in prächtigen Bänden überreichte.
er Marquis de Torcy hatte hierbey einen Aufwand
macht, der dem mächtigen Könige gemäß war, den
ehren wollte; nichts war geschont, in Ansehung der
rfindung und in Ansehung des Stiches; und da die
ünstler für den Brudersſohn des Beschützers ihrer
ünste zu arbeiten gehabt, so hatten sie sich selbst über-
offen. Die Triumphe und die Eroberungen dieses
rinzen waren nicht der Inhalt dieser herrlichen Sätze;
rch das Lob der glänzendesten Siege erweckt man die
orstellung der schrecklichsten Unglücksfälle. Ludwig
ar in einem rühmlichern Augenblick vorgestellet; mit
ner Hand schenkte dieser Prinz Europa den Frieden,
it der andern hielt er die Siegesgöttin zurück, die sich
mühte, ihn zu krönen und ihm neue Lorbeerzweige zu
werben wies. Er hielt unter seinen Füssen die Wuth
nd den Neid; und man sahe unter den Händen der
ebe und des Friedens den Donnerkeil, den sie ihm ab-
ahmen; diese beyden Gottheiten wurden von dem Ue-
rfluß und der Pracht begleitet. Die Glorie, so über
m König sich befand, setzte ihm eine Krone aufs
aupt, während daß ihm die Liebe der Unsterblichkeit
ne andere zubereitete; hinter dem Monarchen waren
e Gottseligkeit und die Gelindigkeit, sie bemühten sich,
n Tempel des Janus zuzuschliessen. Ein wenig wei-
r entfernt entwickelte die Fama die Fahne auseinander,
elche die Göttin des Siegs hielt, um zu zeigen, daß
e Thaten Ludwigs mit dem übereinkamen, was sie
avon bekannt gemacht hatte.

Man erblickte auch die Weltweisheit, welcher die Natur alle ihre Geheimnisse offenbarte; beyde hatten um sich herum verschiedene Figuren, welche alle anzeigten, daß der Friede allein die Mutter der wahren Güter und des wahren Ruhms sey. Ein wenig weiter davon zeigten die Liebe und die Weisheit mit einer Fackel in der Hand dem Könige die Schönheiten der Weltweisheit, deren Mantel die Liebe auseinander schlug, um dessen Falten zu entdecken; sie machten gleichsam eben so viel Stufen, die man besteigen müsse, um zur Weisheit zu gelangen. Der Verstand dieses Satzes war, die Liebe zum Frieden einzuflössen.

1681 Colbert seiner Seits suchte denselben zu verlängern; er erfand in dieser löblichen Absicht neue Belustigungen, die vermögend waren, den König zurück zu halten und die Begierde dieses Prinzen zum Kriege und zu Schlachten zu mäßigen. Er zeigte ihm den Unterschied, der sich in seinen Umständen befand, seit der Erwerbung mehrerer Landschaften und einer so grossen Anzahl Städte; dieser Prinz besaß einen grössern Umfang von Ländern: aber seine Unterthanen und er selbst befanden sich weit weniger glücklich. Inzwischen war der Handel nie so blühend gewesen, und es war ausgemacht, daß Frankreich seinen völligen Umsturz vor sich gesehen haben würde, wenn es dieses Mittel nicht gehabt hätte, sich zu erhalten. Blos aus dem Hafen von St. Malo sahe man in einem Monat fünf und sechzig Schiffe auf den Stockfischfang ausfahren, darunter das geringste von hundert und funfzig Tonnen war. Man kann aus diesem Beyspiel von den erstaunenden

enden Summen urtheilen, die der Handel zur See amals dem König eintrug, in Betrachtung der Anzahl on Häfen, die ihm auf den mittelländischen Meer und m Ocean zugehören. Am vortheilhaftesten für die Kaufleute war dieses, daß, da Colbert die Anzahl der öniglichen Galeeren und Schiffe ansehnlich vermehrt atte, sie in allen Meeren respektiret wurden, so gar aß die Seeräuber von Tripoli und von Algier, die on dem Marquis du Quesne, dem Chef d'Eskadre, nit dem groben Geschütz heimgesucht worden, die fran- ösischen Flaggen nicht anders als mit Schrecken er- lickten.

Der von der ganzen Welt für den mächtigsten König in Europa erkannte Monarch wurde beständig on dem Colbert erinnert, die Annehmlichkeiten eines friedens zu geniessen, der ihn mit Ruhm überschüttet atte. Dieser Minister bewegte ihn, seine Palläste nd die verschiedenen Gattungen von Schätzen, die er nit so vieler Sorge und Mühe zusammen gebracht hat- e, zu besehen. Der König begab sich nach Paris nd machte den Anfang mit Besichtigung der Baum- chule der königlichen Palläste, welche im Roule ange- egt ist; darauf begab sich der Monarch ins Louvre, o sein Gemählden kabinet war, das aus den seltensten nd schönsten Stücken bestand. Von da kam der Kö- ig in seine Bibliothek in der Vivienner Gassen. Colbert hatte an diesem Ort mit unermeßlichen Kosten lles zusammen gebracht, was die alte und neue litte- atur kostbares hat. Der Abbt Colbert, einer von en Söhnen des Ministers und Koadjutor zu Rouen, eigte dem Könige die merkwürdigsten Bücher; er öfnete

ihm zu gleicher Zeit das Münzkabinet. Der König gieng darauf in die Akademie der Wissenschaften, ins chymische Laboratorium und in die Druckerey der Kupferstiche. Alles war darinnen in grosser Ordnung und mit vieler Sorgfalt unterhalten. Der König legte dem Colbert grosse Lobsprüche bey, und man erstaunte, daß ein mit Staatsgeschäften überhäufter Minister so viel Aufmerksamkeit auf alle diese Dinge, in ihrer Weitläuftigkeit betrachtet, habe wenden können.

1682 Dieser Minister mußte endlich unter einer so grossen Last erliegen; seine durch anhaltende Arbeit geschwächte Gesundheit nahm zusehends ab; inzwischen schien er doch noch unermüdet. Seine Freunde stellten ihm vergebens vor, daß Frankreich mehr als jemals seines Beystandes bedürfe. Es war auch die Vorstellung umsonst, daß seine Familie seine längere Erhaltung erfodere. Der Verdruß bemächtigte sich seiner. Was für Mühe sich auch dieser Minister gegeben hatte, Frankreich zu bereichern, so sahe er doch die Unterthanen in ein noch weit unerträglicheres Elend versenkt, als dasjenige war, daraus er es beym Antritt seiner Aemter befreyet hatte, und daß vielleicht die nützlichsten Anstalten während der Kriege zu Grunde gehen würden. Colbert merkte, daß er auf einmal von einer gefährlichen Krankheit überfallen wurde, und empfand grausame Schmerzen von einem Stein, welcher sich in den Nieren angesetzt hatte.

Als der König von der Krankheit Colberts Nachricht erhalten, so wollte er bey dieser Gelegenheit ein ausnehmendes Merkmahl seiner Hochachtung und

Freund-

Freundschaft für diesen Minister an den Tag legen. Er that ihm die Ehre an, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Der Monarch gieng von Versailles weg, und kam in der Wohnung Colberts mit einem zahlreichen Gefolge an; jedoch wollte er nicht zulassen, daß weder jemand von seinen Hofleuten, noch von seiner Leibwacht ihn in die Zimmer begleitete, aus Besorge, er möchte Colberten beunruhigen, so daß der König ganz allein und ohne Gefolge über den Saal des Pallastes gieng; und nie hat man ihn so groß als in diesem Augenblick gesehn, da er aus einem Trieb der Gütigkeit sich also aller seiner Grösse begab. Der Abbt Gallois, welcher Colberten nie verließ, war der erste, der dem König aufstieß, da er eben in das Zimmer dieses Ministers eintreten wollte; erstaunt über diesem Anblick, den ihm der Umstand noch weit ehrwürdiger machte, befand sich dieser Abbt kaum im Stande, dem Könige Nachricht von den Umständen Colberts zu geben, und dieser Minister selbst wurde von der Gütigkeit seines Königs innigst gerührt, besonders, da er diesen Prinzen etlichemal wiederholen hörte, er bäte ihn, auf seine Erhaltung bedacht zu seyn, und er habe seiner Dienste mehr als jemals nöthig. Colbert sahe sich hierdurch für alle diejenigen belohnet, die er geleistet hatte; er hatte seine Krankheit noch nie so lebhaft empfunden, als in diesem Augenblick, da er den dringenden Bedürfnissen eines Königs nicht Genüge leisten konnte, dessen Bezeigen in ihm die innigste Dankbarkeit erregte. Endlich begab sich der König hinweg, und überließ Colberten die Freyheit, sich einzig und allein mit der Sorge für seine Gesundheit zu beschäftigen.

Er gab in diesen letzten Augenblicken Kennzeichen der Gottseligkeit von sich, die ihn sein ganzes Leben hindurch zum Bewegungsgrund gedienet hatte; denn man bemerkte, daß er in den schwersten Zeiten seiner Bedienung die Uebungen der Religion nie unterließ.

1683 Der Jesuit Pater Bourdaloue, der berühmteste Prediger Frankreichs, und Cornouaille, Vikarius zu St. Eustachii, begaben sich in seine Wohnung; sie brauchten nicht viel Mühe, einen Mann zum Sterben bereitwillig zu machen, der sich selbst in seinem ganzen Leben durch die Ausübung von allerley Tugenden dazu bereitet hatte; nachdem er sie durch seine Ergebung in den göttlichen Willen erbauet hatte, wie auch dadurch, daß er ihnen bezeugte, wie wenig sein Herz an der Hoheit, an der Ehre, an dem Reichthum und an den andern Vortheilen hänge, so gab er den 6ten des Herbstmonats 1683 im drey und sechzigsten Jahr seines Alters seinen Geist auf. Sein Leichnam wurde in seine Pfarrkirche zu St. Eustachii gebracht; und seine Kinder liessen ihm an eben diesem Ort ein prächtiges Grabmahl aufrichten. Sein Brustbild aus weissem Marmor von dem berühmten Girardon wird für ein Meisterstück in dieser Art gehalten. Es hatte jedoch dieser grosse Mann Denkmähler hintergelassen, die vermögender waren, seinen Namen unsterblich zu machen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als so gar seine Feinde ihn bedaureten; und die Zeit, welche gemeiniglich die Klippe desjenigen Ruhms ist, woran Rang und Glück mehr Antheil haben, als Verdienst, vermehret Colberts Ruhm. Man empfindet heut zu Tage besser als zu seiner Zeit, wie viel ein solcher Minister, wie

viel

iel die Richtigkeit und Gründlichkeit seiner Entwürfe
nd seiner Rathschläge zu bedeuten haben. Einige ha-
n behauptet, Colbert und Louvois wären ein jeder
: seiner Art die beyden größten Minister gewesen, die
sher zum Vorschein gekommen wären. Der letzte
saß, ich muß es gestehen, grosse Geschicklichkeit; man
nn sich aber auch nicht enthalten, zu bekennen, daß sie
icht von solcher Nutzbarkeit war, als des Colberts
ine. Man erinnert sich nicht anders als mit Betrüb-
ß jener blutigen Schlachten, die öfters für die Ueber-
inder eben so unglücklich sind, als für die Ueberwunde-
n, die Frankreich so oft in Trauren gesetzt haben, in-
m es über die eingesammleten Lorbeern weinete. Was
er dem Andenken der Franzosen auf eine angenehme
Weise schmeichelt, was ihren Ruhm, so wie die Be-
underung der Ausländer, ausmacht, dieses sind jene
nstalten zum Besten der Wissenschaften und der schö-
n Künste, jene Manufakturen von allerley Gattung,
ie prächtige Pallaste der Könige, die auf die Haupt-
dt stossende Strassen, das Bollwerk, ein Theil der
ämme dieser grossen Stadt, welche durch seine Sorg-
t erbauet oder wieder ausgebessert worden, jene präch-
e Thore von St. Denis und von St. Martin;
d was noch mehr ist, der wiederhergestellte Handel,
in den königlichen Einkünften wieder eingeführte
te Ordnung: alle diese Dinge sind ein Werk des
ssen Colberts. Ich lege ihm in der Geschichte den
tel des Grossen bey, den ihm seit langer Zeit das
blikum zuerkannt hat. Ich verstehe nicht dasjenige
nderliche Publikum, das eben so eingeschränkt als
allen seinen Vorstellungen unbeständig ist, welches

blos aus den gegenwärtigen glücklichen Erfolgen urtheilet, welches weder die Umstände noch das Vergangene noch das Zukünftige in Betrachtung ziehet, dessen Ungelehrigkeit, die durch die Unwissenheit und durch den Unverstand unterhalten wird, machet, daß es die lästerlichsten Vorurtheile und ungegründetesten Meynungen hartnäckig beybehält.

Man weiß es gar wohl, daß gegen Colberts Ende jene Art von Pöbel, welche gänzlich von dem übrigen Theil einer denkenden Nation unterschieden werden muß, wider den Minister schrie und ihm viel Verdrießlichkeiten machte. Colbert war um so viel mehr darüber empfindlich, da er Merkmaale der Dankbarkeit zu erhalten hoffte, und da seine Bescheidenheit ihn nicht hinderte, daß er nicht merken sollte, daß er weit wichtigere Dienste geleistet hätte, als die Dienste der Minister seiner Zeit waren, gegen welche man kaum zu murren sich erkühnte. Es war keiner, sollte es auch Louvois selbst seyn, welcher in diesem Stück ihm gleich geachtet zu werden verdiente.

Louvois arbeitete blos für den Ruhm des Königs und für seine eigene Ehre. Colbert verband mit diesen Bewegungsgründen den Vortheil der Unterthanen, welcher allezeit sein vornehmstes Augenmerk war; beyde suchten sich durch entgegen gesetzte Mittel und Wege hervorzuthun; der erstere durch Siege und Eroberungen; der andere durch Verschaffung des Ueberflusses und des Friedens.

Und damit wir die vom Louvois überwundene Schwierigkeiten mit denen vergleichen, welche Colbert überstieg: so hatte dieser Minister, da er den Handel in

Frank-

rankreich wieder einzuführen suchte, auf einmal wi-
r die gegenwärtige Lage der Sachen, wider die Eitel-
it der bemittelten bürgerlichen Personen, welche alle
emter bekleiden wollten, wider den lächerlichen Stolz
es armen Adels und wider das Vorurtheil der ganzen
lation überhaupt, welche den Handel mit einer Art
on Verachtung ansiehet und seit mehr als drenzehen-
undert Jahren den wahren Ruhm in Verheerung der
Städte und in Verspritzung des Bluts bey dem Treffen
tzet, zu kämpfen. Inzwischen erreichte Colbert den
Endzweck, so viele Hindernisse wegzuschaffen und alle
eine Entwürfe glücklich ausgeführt zu sehen. Wenn
ie nachgehends durch verschiedene Zufälle in Unordnung
ebracht wurden, so hatte dieser grosse Mann sie schon
orher gesehen; aber es stand nicht in seinem Vermö-
gen, sie zu vermeiden. Colbert starb wenigstens mit
er Beruhigung, daß er alles gethan habe, was zur
Wohlfahrt Frankreichs zu thun möglich war, und daß
r gezeigt habe, wie man ein Königreich glücklich ma-
hen könne.

Man kann es nicht oft genug wiederholen; dieser
Minister besorgte das gemeine Beste, indem er seinem
esondern Geschmack ein Genüge that; er war glücklich
enug, daß er nichts dachte, was nicht zu diesem End-
weck abgezielet, und daß er in sich selbst den Grundsatz
er gemeinschaftlichen Wohlfahrt hegte. Er liebte die
Gelehrsamkeit und die Gaben von allerley Art: was
alf nicht diese Neigung Frankreich überhaupt und einer
grossen Menge Unterhanen insonderheit? Colbert war-
tete nicht, bis das Verdienst ihn um seine Wohlthaten
at, er suchte es selber auf und belohnte es, sobald er

solches antraf, ohne auf Stand und Vaterland zu achten. Die Entfernung war nicht vermögend, seine Großmuth zu ermüden, er gab Merkmaale davon, die bis in den äussersten Norden drangen. Ein besonderer Freund eines Vertrauten dieses Ministers hat mir es als eine gewisse Begebenheit versichert, daß da ein schwedischer Gelehrter ein Werk herausgegeben, welches in Frankreich Aufsehen gemacht hatte, sich **Colbert** um dessen Namen erkundiget habe, und da er solchen erfahren, so habe dieser Minister eine Pension von tausend Thalern für denselben erhalten. Der König ließ zu gleicher Zeit seinem Gesandten in Schweden Befehl geben, daß er dem Gelehrten Nachricht geben sollte von dem jährlichen Gehalt, den Se. Majestät ihm auf Fürbitte des Herrn **Colberts** verwillige. Der Gesandte suchte ihn Anfangs zu **Stockholm**; da kannte man aber seinen Namen nicht einmahl. Als inzwischen die Befehle des Königs hierüber pünktlich waren, so setzte der Abgesandte seine Nachfrage fort; und fand endlich diesen Gelehrten in einer kleinen schwedischen Stadt, als einen beynahe bey seinen Mitbürgern ganz Unbekannten. Er war kein Liebling des Glücks, und erwartete ganz und gar nicht, daß es, ihn zu begünstigen, von einer so entfernten Himmelsgegend zu ihm kommen werde. Man meldete bey ihm einen Edelmann im Namen des französischen Gesandten an; und dieser gab sich ihm nicht eher zu erkennen als da er ihm die Hälfte von seiner Pension einhändigte, die während der Zeit, da man sich bemühet hatte, ihn aufzusuchen, fällig geworden war. Diese Begebenheit, die durch eine glaubwürdige Person bezeuget worden, wird um desto leichter Glauben finden,

wenn

nn man sich dessen erinnern will, was Herr Colbert
r den Pelisson, für den Perrault, Baluze, und
rnämlich für den Abt Galois gethan *). Dieser
inister nahm diesen letztern zu sich; und nachdem er
merkt hatte, daß seine Sitten eben so aufrichtig und
rein als sein Verstand gesellig und ausgeschliffen war,
gab er ihm eine rühmliche Stelle an seiner Tafel und
seiner Kutsche und ließ das Verdienst und die Gelehr-
mkeit der Hoheit und Macht zur Seiten triumphiren.

Und um wieder auf jene Liebe der gemeinen Wohl-
hrt zu kommen, davon Colbert allezeit belebet wur-
, so versicherten seine Freunde nach seinem Tode ja
ich noch bey seinem Leben, daß dies der Inhalt ihrer
eisten Gespräche wäre. Einer unter ihnen und eben
rselbe, welcher Nachricht gegeben von derjenigen Be-
benheit, welche ich weiter oben angeführt, hat erzählt,
aß da er einst diesen Minister nach seinem Lusthause zu
Sceaux begleitet, so habe er ihn an seinem Fenster in
ner Tiefsinnigkeit angetroffen, indem er die umliegende
elder aufmerksam betrachtet. Da Colbert sich wie-
er zu seinem Freund nahete, so nahm dieser sich die
reyheit ihn zu fragen, welches wohl der Gegenstand
ieses tiefen Nachdenkens wäre, darin er sich eben jetzt
efunden habe? „Colbert antwortete ihm: Bey Be-
trachtung dieser fruchtbaren Felder, die hier vor un-
sern Augen liegen, brachte ich mir das Andenken derer
wieder ins Gemüthe, die ich sonst gesehen habe: Was
ist Frankreich für ein reiches Land! Wenn die Feinde
des Königs es des Friedens geniessen liessen, so könnte

„man

*) Man sehe beym Herrn de Fontenelle die Lobrede auf den Abt Galois S. 150 f.

„man in wenig Jahren dessen Einwohnern diejenige „Bequemlichkeit verschaffen, welche ihnen der Grosse „Heinrich, dessen Grosvater, versprach *). Ich „wünschte, sagte er, bey einer andern Gelegenheit, daß „meine Entwürfe einen glücklichen Ausgang hätten, daß „der Ueberfluß im Königreich herrschen möchte, daß „jedermann darinnen zufrieden, und ich ohne Amt, oh„ne Würden vom Hof und von den Staatsgeschäften „entfernet wäre, und das Gras auf meinem Hofe „wüchse.„ Dergleichen Gesinnungen hegten alle die Seinigen: sogar Madame Colbert, ob man gleich ihr Geschlecht einer zu grossen Ergebenheit gegen den hohen Stand beschuldiget, bezeigte bey mehrern Zusammenkünften, sie wäre allezeit nach dem Beyspiel ihres Gemahls geneigt, der gemeinen Wohlfahrt alles aufzuopfern; dieser Minister hatte Gelegenheit, dies in der That zu erfahren.

Der Krieg im Jahr 1672 hatte nicht nur das ersparte erschöpfet, sondern auch die Quellen der Einkünfte des Staats verstopfet. Inzwischen wurde er hitzig fortgesetzt; und man sprach von nichts als von neuer Verstärkung, um der Menge von Feinden zu widerstehen, die sich gegen Frankreich erkläret hatten. Colbert, der die ganze Last dieses Kriegs auf sich hatte, ließ sich durch den Glanz einiger Siege nicht blenden, deren Menge Frankreich nicht so nützlich war als ein einziger Tag Friede und Ruhe. Diesen Minister beweinte in seinem Herzen das Unglück der Unterthanen und bedaurete,

*) Heinrich der Vierte wollte, wie er sagte, daß jeder Bauer seines Königreichs so viel hätte, daß er alle Sonntage ein Huhn bey seiner Mahlzeit auftragen könne.

rete, daß er allzulange Zeit das unglückliche Werkzeug seyn sollte, dessen man sich bediente, sie mit Auflagen zu beschweren. Auf einer andern Seite sahe **Colbert**, daß es vom König abhänge, den rühmlichsten Frieden zu machen; er besorgte, man möchte diesen günstigen Augenblick verliehren und es möchte sich das Glück auf die Seite der Feinde wenden. Diese Ueberlegungen verursachten **Colberten** einen heftigen Verdruß. Er liebte seinen Herrn und sein Vaterland; und sein Unglück war um so viel grösser, da er im Stande war, das Uebel in seinem ganzen Umfang zu übersehen. Der Zustand seiner Seele war auf seinem Gesichte abgemahlt, welches von Natur schon finster war; man nahm solches leicht wahr, und hier las der König täglich, daß seine Triumphe und seine Eroberungen nur die Unverständigen blendeten, und daß das Glück seiner Waffen den Umsturz seiner Unterthanen nach sich zöge. **Ludwig** war von dem schlechten Zustand seiner Einkünfte unterrichtet. Aber durch seine glücklichen Thaten hingerissen, ließ dieser Prinz eine kostbare Zeit verstreichen; und da er Herr war, Europa den Frieden zu geben, so opferte er denselben der Begierde auf, sich an hartnäckigen Feinden zu rächen, und sie zu überwinden. Da endlich **Colbert** sahe, daß alle seine Quellen erschöpft waren, so entschloß er sich, seine Bedienung aufzuheben, wenn man den König noch immer mehr von dem Vorhaben, Frieden zu machen, entfernen würde. Da er es für rathsam hielt, mit dem Könige nachdrücklich davon zu reden, so stellte er ihm vor, daß man seit seiner Uebernehmung der Oberaufsicht der königlichen Einkünfte erstaunende Summen ausgezahlt habe, und daß die

Kisten

Kisten von ersparten Geldern durch seine Besorgung angefüllet gewesen wären, daß der König sich im Stande befunden hätte, prächtige Gebäude aufzuführen, und vor den Augen der ausländischen Nationen eine Herrlichkeit sehen zu lassen, die man sich kaum vorstellen könne; daß die Unterthanen, denen ein Theil der Auflagen abgenommen worden, welche durch die alte Art die Einkünfte zu verwalten veranlasset worden, die Lobeserhebungen eines Monarchen, eines Vaters seiner Unterthanen, bis in den Himmel hätten erschallen lassen; daß so lange der Friede geherrschet hätte, so habe man mit demselben den Ueberfluß und die Ergötzlichkeiten herrschen sehen, und daß alles von Lustbarkeiten und Schauspielen aufgemuntert gewesen; und der übrige Theil von Europa bekenne, daß die französische Nation sogar um dieses Glücks willen, das sie genösse, die fürchterlichste unter allen Nationen sey. Colbert setzte hinzu, daß der fortdaurende Krieg den Anblick eines so glücklichen Landes ganz geändert habe; daß zwar die Gränzen Frankreichs bis in den Schooß der feindlichen Staaten fortgerücket worden, daß aber der übrige Theil der Einwohner dieses Königreichs, das durch Aufopferung des Lebens so vieler tausend Bürger erweitert worden, in ihrem tiefen Elend das Schicksal derer verlange, die in den Treffen umgekommen wären, daß sie durch ihre Mühe und Arbeit die allzugrossen Auflagen, damit man sie beladen müßte, nicht erschwinden könnten; und daß da man einen Theil der Nation in den Belagerungen und Schlachten eingebüsset habe, mān Gefahr laufe, die übrigen durch Kummer und Elend zu verliehren.

Der Hof ist derjenige Ort der Welt, wo man die Unfälle, die einen Staat verwüsten, zuletzt empfindet; von da aus kommen sie; sie kehren aber in langer Zeit nicht wieder zu ihrer Quelle. Am Hofe Ludwigs ertönete alles von dem Gerüchte seiner Eroberungen. Die Hofleute sprachen blos von Triumphen und von Ruhm mit ihm. Sie machten ihm Hoffnung zur Eroberung von ganz Europa, sie schilderten ihm seine Feinde als erniedriget ab, allenthalben flüchtig vor seinen siegreichen Waffen, und ausser Stand, künftig sich ihm zu widersetzen. Die Schilderung, welche Colbert dem Könige von dem Zustand seiner Unterthanen gemacht hatte, war von diesem ersten Gemälde sehr verschieden; daher machte sie auch in dem Gemüthe des Monarchen eine grosse Veränderung. Diese so entgegenstehende Begriffe von Triumph und vom Elend stritten in ihm mit einander. Der König nahm auf einmal ein finsteres und verdrießliches Gesicht an und redete nichts; und als Colbert seine Erzählung zu Ende gebracht, so bat er um Erlaubniß, die Besorgung der Finanzen aufgeben zu dürfen, um nicht von dem Umsturz des Staats Zeuge zu seyn. Der König antwortete hierauf keine Sylbe.

Einem Mann von durchdringendem Verstande, wie Colbert, konnte es nicht schwer werden, die Unruhen zu bemerken, worin sein Gespräch Ludwigen versetzt hatte. Er verließ den König, als ein Verabschiedeter, und trat seinen Rückweg nach Paris an. Dieser Minister liebte den König und das Königreich zu sehr, als daß er von den Unfällen, welche solche bedroheten, nicht empfindlich gerühret seyn sollte. Wie ge-

sagt, jene Siege, jene Eroberungen waren so viel Verzierungen, welche das Verderben vor den Augen des Volks verbargen, dessen völlige Tiefe er allein mit Schrecken sahe. Colbert begab sich in seine Wohnung so daß man die Betrübniß und Unruhe auf seinem Gesicht erblicken konnte. Er war gewohnt, wenn er nach Hause kam, durch seinen Büchersaal zu gehen. Man hatte die Sorgfalt, einige Gelehrte dahin kommen zu lassen, mit denen sich dieser Minister eine kurze Zeit unterhielt und sich hernach wegbegab. Denselben Tag wollte sie Colbert nicht sprechen, und schloß sich ein. Man hatte die Unruhe seiner Seele bemerket. Seine Bedienten hinterbrachten voll von Unruhe seiner Gemahlin den Zustand ihres Herrn; sie gieng eiligst zu ihm, und erkundigte sich nach der Ursache seines Verdrusses. Der Minister antwortete ihr, da er gesehen, daß die öffentlichen Angelegenheiten in einem beklagenswürdigen Zustande sich befänden, so habe er aus Mitleiden gegen das arme Volk, welches er wider seinen Willen beschweren müßte, den König um seine Entlassung gebeten, und glaube daß Se. Majestät damit zufrieden sey. Die Vorstellung, auf einmal das Ansehen und die Vorzüge zu verliehren, welche der Titel einer Gemahlin eines Staatsministers gewähret, war vermögend, eine jede andere als die Madame Colbert niederzuschlagen: aber sie zeigte einen eben so grossen Muth, wie ihr Gemahl, und schien blos wie er von den Unfällen des Vaterlandes gerühret zu seyn, und fügte hinzu, die Ministerstelle aus einem so edlen Bewegungsgrunde aufzugeben, wie der seinige sey, wäre etwas weit rühmlichers, als der Vortheil, in höchsten Ehren zu stehen.

Der

Der König hatte dem weiter nachgedacht, was Colbert ihm gesagt hatte; er war weit entfernt, seine Entfernung zu wünschen; er machte ihm freundlichere Mienen als jemahls; und weil dieser Minister glaubte, der Friede werde nun bald auf die bezeigte neue Gewogenheit des Königs folgen, so arbeitete er weiter fort, und suchte neue Quellen zum Unterhalt der Armeen auf. Da er aber wahrnahm, daß die Feinde des Friedens die Schliessung desselben desto weiter zu entfernen suchten, je mehr er noch Hülfsmittel erfand, so that er deswegen noch einmahl dem Könige Vorstellungen: dieser hatte über die erstern gründliche Betrachtungen angestellet, sie kamen ihm wieder in Sinn; und für diesmahl hörte er Colberten ohne Verdruß an; ja der König ließ sich die Gründe, die ihm dieser Minister zur Erleichterung seiner Unterthanen anführte, gnädig gefallen, und sagte zu ihm, er gestünde, daß der Friede nothwendig sey; und um ihm zu beweisen, daß ihn nichts von dem Vorhaben abbringen sollte, das er gefasset habe, Europa denselben wieder zu schaffen; so wollte er ihm die Wahl lassen zu einem der bevollmächtigten Gesandten. Colbert bezeugte alle mögliche Dankbarkeit für eine so seltene Ehre, die das gegen ihn gehegte Zutrauen des Königs so deutlich an Tag legte, und er nennte Karln Colberten de Croißi, seinen Bruder dazu; und Ludwig hatte Ursache, mit einer Wahl zufrieden zu seyn, davon er nachher so grosse Vortheile erhielt.

Der Friede wurde zu Nimwegen verabredet und nie hat Frankreich einen so rühmlichen geschlossen; der König wurde vermittelst dieses Vergleichs der Schiedsrichter von ganz Europa; und die Nationen, die sich

am meisten wider diesen Monarchen hervor gethan hatten, gaben sich Mühe, die wichtigen Begebenheiten seiner Regierung zu preisen. Colbert hatte nun seine Wünsche erreicht, er, der nichts als den Ruhm des Königs und die Wohlfahrt der Unterthanen suchte; aber so großmüthige Bewegungsgründe verminderten den Eifer seiner Feinde nicht, ihm täglich neue Verwirrungen zu erregen; und während da dieser Minister Tag und Nacht arbeitete, die königlichen Einkünfte in gute Ordnung zu bringen, so dachten sie nur darauf, wie sie die Früchte seiner Arbeit und seiner Einsicht durch unnütze Ausgaben verschwenden möchten. Die Feinde Colberts, ich würde mit eben so vielem Rechte sagen, die Feinde des Staats, die den Geschmack des Königs an dem Glanz und an der Pracht kannten, und damahls sich nicht erkühnten, ihm von Erneuerung des Kriegs etwas vorzusagen, brachten es endlich dahin, diesen Fürsten zu überreden, eine prächtige Lustbarkeit anzustellen; sie gaben vor, dieser Aufwand werde den Auswärtigen einen hohen Begriff von den Hülfsmitteln Frankreichs beybringen, und werde die Vorstellung noch mehr erhöhen, die man bereits von der Macht des Königs habe. Sie machten zu gleicher Zeit einen Entwurf von dieser Lustbarkeit.

Anfangs nahm der König diesen Entwurf an, und wünschte die Ausführung desselben: aber wie sollte man Colberten von einer so kostbaren Belustigung etwas vorsagen, zu einer Zeit, da er sich mehr als jemals über die Erschöpfung der königlichen Einkünfte beschwerte. Seine Feinde hatten es auch blos vorgeschlagen, um ihm Unruhe zu machen, und sie schmeichelten sich schon,

schon, daß dieser Minister bey Ermangelung der nöthigen Geldmittel sich gezwungen sehen würde, entweder die Klagen des Volks zu erregen, oder den König misvergnügt zu machen, wenn er sich dem vorhabenden Turnier widersetzen werde. Der König, der die Nachtheile dieser Unternehmung spürte, wagte es nicht, mit Colberten davon zu reden. Er würde es gerne gesehen haben, daß sein Minister von diesem Vorhaben durch jemand anders benachrichtiget worden wäre, und daß er die Verlegenheit vermeiden möchte, am ersten davon mit ihm zu sprechen. Colbert, der von allem genau unterrichtet war, stellte sich demohngeachtet, als wenn er davon nichts wisse; jedoch nahm er insgeheim seine Maaßregeln, den König, sogar noch über sein Verlangen, zu befriedigen. Seine Feinde legten dessen Stillschweigen auf eine nachtheilige Weise aus. Sie triumphirten und erwarteten mit einer boshaften Freude, er werde sein Unvermögen bekennen müssen.

Colbert ließ sie eines Vergnügens nach ihrem Gefallen geniessen, welches er ihnen bald wieder zu benehmen hoffte; weit entfernt, die geringste Unruhe darüber zu empfinden, fand er, daß ihm seine Feinde bey seinen Vorstellungen beförderlich waren, welche darauf zielten, den König viel Aufwand machen zu lassen, weil er glaubte, daß dies eins der sichersten Mittel sey, denselben zu bereichern; aber sie konnten nicht so weit sehen, als dieser grosse Mann: Da endlich der König sahe, daß der Minister mit Fleiß davon stille schwieg; so entdeckte er sein Vorhaben selbst, jedoch durch einen Umweg mit Einschränkungen; mit einem Wort, wie einer, der von einer angenehmen Vorstellung eingenom-

men, aber bereit ist, solche bey der geringsten Schwierigkeit aufzugeben.

Colbert spielte die Rolle eines erstaunten Menschen überaus gut. Er runzelte die Stirn blos bey dem Worte Aufwand; und da er noch mehr Finsteres in seinen Minen äusserte, die von Natur schon kaltsinnig und ernsthaft aussahen, so befand sich der König selbst in einer Art von Verlegenheit. Man nahm es an der Art wahr, mit der er mit Colberten sprach; er kam selbst allen Einwürfen dieses Ministers zuvor; er sagte, sein Vorhaben sey nicht, sich auf einen grossen Aufwand einzulassen, vielmehr wolle er sparsam verfahren, und unter allen Plans, die man ihm hierüber vorgelegt habe, denjenigen wählen, der mit den wenigsten Kosten ausgeführt werden könnte. Alle diese Reden waren eine Art von Entschuldigung des Königs gegen Colberten. Ludwig schien sich entschuldigen zu wollen, daß er einen so kostbaren Entwurf allzuleichtsinnig angenommen habe. Aber der Monarch erstaunte sehr, als Colbert nach geschehener Vorstellung, daß seine Einnahmen in grosser Unordnung sich befänden, ihm ohne sich weiter in seine Absichten der Ersparung einzulassen, sagte, weil es auf eine Lustbarkeit angesehen sey, so müßte man solche der Würde des größten Königs der Welt gemäß aufstellen, und nichts von dem vergessen, was deren Herrlichkeit erhöhen könne. Er nahm zu gleicher Zeit die Plans, die man dem Könige wegen des Turniers vorgelegt hatte, und begab sich weg. Nachdem Colbert, der alle seine Einrichtungen schon gemacht hatte, nach Hause gekommen, so ließ er die Generalpachter zu sich kommen, und sagte ihnen, es sey des Königs Absicht,

mit

mit ihnen nur überhaupt abzurechnen: und zu ihrer Entschädigung wegen des Verlustes, den diese Unordnung verursachen würde, verwillige Se. Majestät ihnen eine Million zum Geschenke.

Man war bey Hofe sehr aufmerksam auf alle Schritte des Ministers, und die geschicktesten konnten den Endzweck derselben nicht errathen. Der König war eben so ungeduldig als die andern, und verlangte Colberts Antwort ehestens zu wissen: solche war, der Aufwand bey dem Turnier würde bis auf achtzehenhunderttausend Gülden kommen. Der König erstaunte; und was sollte man auch für Mittel entdecken, diese erstaunliche Summe aufzubringen, in einem Reiche, das durch Kriege erschöpft worden, und sie noch darzu zu unnützen Belustigungen aufzuwenden? Der König war ein wenig verdrießlich, und antwortete, so wolle er denn kein Festin geben; seine Absicht wäre nicht, seine Unterthanen zu Grunde zu richten, um den Hofleuten einen Zeitvertreib zu machen. Wenn bey diesem Gespräch des Dieners mit seinem Herrn Zeugen zugegen gewesen wären; so würden sie sich ohne Zweifel eingebildet haben, indem Colbert den Aufwand des Turniers so hoch ansetze, so hätte er sich nur aus dem schlimmen Streich heraus wickeln wollen, den ihm seine Feinde gespielt hätten; vielleicht hatte der König auf einen Augenblick selbst solche Gedanken. Aber Colbert benahm sie ihm gar bald, indem er auf die Vollziehung dieses Festes bestand: er stellte dem König vor, da er selbst solches dem ganzen Hofe angekündiget hätte, so erfodere es seine Ehre, solches zu geben, und jene Pracht, die er ordentlich zu zeigen pflege, noch höher zu treiben; die

Ausländer warteten drauf, und nichts sey fähiger, den schlechten Zustand der Einkünfte zu offenbaren, als wenn man ein allenthalben bekannt gemachtes Vorhaben ohne Ausführung liesse. Endlich versprach Colbert dem Könige, die nöthigen Geldmittel zusammen zu bringen, und begab sich hinweg.

Dieser Minister ließ alsbald in alle öffentliche Zeitungen setzen, der König sey Willens, seinem Hof ein Turnier zu geben, welches an Pracht alles übertreffen solle, was man bis hieher dergleichen gesehen habe. Man arbeitete zu gleicher Zeit an den Zurüstungen. Diese Zeitungen giengen in ganz Europa herum; und da der Friede in diesem Welttheil allgemein war, so sahe man von allen Seiten eine Menge Fremde nach Paris kommen. Sie bemüheten sich, ihren Nationen durch grossen Aufwand Ehre zu machen; und indem ihre Anzahl täglich zunahm, so wurde in der Hauptstadt und in den umliegenden Gegenden erstaunend viel verzehrt. Colbert hatte mit Fleiß die Lustbarkeit auf einige Monate weiter hinaus angezeigt. Da die Künstler haufenweiß aus den benachbarten Provinzen und Ländern angekommen waren; so wurden sie alsbald angebracht, und ihre Anzahl sowohl, als ihre Arbeit gaben zum voraus ein schönes Schauspiel.

Der Adel des Königreichs, welcher ordentlicher Weise am wenigsten bey Hof erschien, verließ diesmal seine Wohnungen, und glaubte die Früchte seiner Sparsamkeit nicht besser anzuwenden, als bey einer so günstigen Gelegenheit, sich sehen zu lassen. Kaum war die unzählige Menge von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern von allerley Art hinlänglich zu den verschiedenen

Bedürf-

Bedürfnissen der Bürger und der Fremden, welche alle nach ihrem Stande prächtig erscheinen wollten. Die Zurüstungen wurden immer weiter fortgesetzt, und der angesetzte Tag rückte immer näher heran. Colbert begab sich nun zum Könige, und zeigte ihm mit einer unzufriedenen Mine an, die Arbeiter hätten ihr Werk nicht zu Stande bringen können; und es müsse das Festin um vierzehn Tage schlechterdings aufgeschoben werden. Der König bezeigte Anfangs einigen Widerwillen, und fragte Colberten, wie man nun diese Menge von Fremden befriedigen wolle, die mit Ungeduld auf den Tag warteten, da sie sich wieder heim begeben könnten. Der Minister that den Vorschlag, in den Thuillerien einen Bal zu geben, welches nach dem Geschmack des Königs war, aber er besorgte, den Aufwand zu vermehren, und war schon sehr unruhig über den Kosten des Turniers; da er endlich glaubte, es sey das, was Colbert aus Staatsklugheit gethan, eine Nothwendigkeit, so willigte er aus eben dem Trieb darein, welcher macht, daß man alles das will, was uns schmeichelt, der Reue, die auf uns wartet, ohnerachtet. Der Bal wurde gegeben; die Hofleute und Fremden erschienen darauf mit den prächtigen Kleidern, die sie zum Turnier hatten machen lassen; alsdenn musten sie andere haben, und hierdurch vermehrte Colbert den Aufwand, und verschafte dem Umlauf des Geldes eine schnellere Bewegung.

Endlich wurde das Turnier gehalten; nie hatte man ein so glänzendes und wohl angeordnetes Schauspiel gesehen. Die Fremden konnten nicht begreifen, wie der König und sein Hof alle diese Reichthümer hätten

zusammen bringen können, die man auf eine so verschwenderische Weise sehen ließ. Jedermann bewunderte die Schönheit des Festins; und wie dasjenige, was einen gewissen Werth hat, allezeit weit über seinen Preis geschätzet wird, so rechnete man den Aufwand auf unmäßige Summen. Nachdem der König die Schönheit des Festins öffentlich gelobet hatte, so empfand er diejenige Unruhe, welche gemeiniglich auf die Ausführung verwegener Entwürfe erfolget. Er war wegen der Rechnung bekümmert, welche Colbert ihm über die Kosten des Turniers machen würde; und da dieser Minister deswegen zu ihm kam, so wollte er den umständlichen Berechnungen zuvor kommen, indem er begierig nach der ganzen Summe fragte. Wie groß war sein Erstaunen und seine Freude, da ihm Colbert zeigte, daß alle Kosten sich auf zwölfhundert tausend Gulden beliefen, und daß der Austrag der Verpachtungen sich über zwo Millionen vermehret habe; so daß nach Abtrag aller Kosten eine Million in des Königs Kasse übrig bleibe. Also führte Colbert die Absichten seines Herrn aus, und dachte nicht darauf, sich an seinen Feinden auf eine andere Weise zu rächen.

Dieser Zug eines ausserordentlichen Genies, welches alles übertrift, was man bis dahin in Verwaltung der königlichen Einkünfte gesehen hatte, zeugt zugleich von einer seltenen Redlichkeit.

Dieser Minister sammlete zu dem Gute, das er von seinen Vätern geerbt hatte, blos den Ertrag seiner Wirthschaft und der Beschenkungen des Königes; er schickte dem König vor seinem Absterben eine genaue Nachricht von dem was er besaß. Colbert zeigte

deut-

deutlich, daß die Besoldungen von seinen Bedienungen nebst den ausserordentlichen Geschenken, die ihm seit zwey und zwanzig Jahren gemacht worden, genau das ausmachten, was er seinen Erben hinterließ. Die ganze Zeit hindurch, da Colbert die Einkünfte zu besorgen hatte, betrat er einen ganz andern Weg, als seine Vorgänger. Da die Oberaufseher der königlichen Einkünfte einnahmen, ohne zu berechnen, und auch keine Rechnung thaten, so überreichte Colbert hingegen zu Anfang des Jahrs dem König ein Verzeichniß, darinnen die Einkünfte des Staats ausführlich eingetragen waren; und so oft als der König Verordnungen unterzeichnete, so bat ihn dieser Minister, solche in sein Verzeichniß einzutragen; so daß der König sich im Stand befand, nachzusehen, in welchem Zustand sich seine Finanzen befänden, und zugleich wie es um die Einnahmen seines Ministers stand.

Colbert brauchte diese weise Vorsicht wegen der Menge der einträglichen Affairen, die ihm durch die Hände giengen, in deren ganzen Umfang der König ihm nicht nachrechnen konnte; es würde daher gar leicht geschehen seyn, daß ihm einiger Argwohn eingefallen wäre; wenn aber dieser Minister bisweilen mit denen durch seine Bemühungen zusammen gebrachten Summen verschwenderisch umgieng, so geschahe es blos zum Besten des Vaterlandes und zur Ehre des Königs. Er führte die Schaustücke in den Akademien ein, um die Mitglieder derselben zu verbinden, sich fleißig dabey einzustellen. Auf sein Anrathen besserte man das Pflaster in den Gassen der Hauptstadt durch und durch aus; vor ihm musten die Einwohner dasselbe erhalten, und

sorgten

sorgten schlecht dafür; so daß die Fußgänger und die Fuhrleute, einer wie der andere, bey der Sparsamkeit der Privatpersonen grosse Unbequemlichkeiten hatten. Colbert beschwerte den Staat damit, und die Ausbesserung des Pflasters zu Paris kostete dem Könige bey nahe zwo Millionen: man kann hieraus schliessen, wie nothwendig dieselbe gewesen sey. Das gemeine Wesen hat ferner diesem Minister die Wiederherstellung der Laternen zu danken, welche ebenfalls dem Gutbefinden der Bürger überlassen waren. Er war zu gleicher Zeit darauf bedacht, wie er der Stadt Sicherheit verschaffen möchte. Man versammlete sich deswegen auf königlichen Befehl bey dem Kanzler Seguier am 24sten des Wintermonats 1666; und es wurde auf Colberts Angeben beschlossen, von dem ersten Tag des nächsten Christmonats an, 24 Wachten zu Fuß und zu Pferde auszustellen. Colberten würde diese Besorgung aufgetragen; und er nahm so gute Maasregeln, daß man endlich alle diesem Lärmen von Rauben und Morden, welcher die Hauptstadt so sehr beunruhigte, ein Ende gemacht sahe. Ich füge diesen Unternehmungen noch das Verzeichniß der eingeführten Manufakturen bey, deren ich in der Geschichte selbst nicht gedacht habe. Dergleichen sind die Tuchmanufaktur zu Abbeville von Vanrobais im Jahr 1665 angefangen, die zu Elboeuf und zu Louviers im Jahr 1669; die Blechmanufaktur im Nivernois im Jahr 1665; und die Manufaktur der gewürkten Strümpfe, ohngefähr zu eben der Zeit.

R.

XVI.

Leben Nikolaus Fouquet,

General-Prokurator beym Parlement, Oberaufseher der Finanzen und Staatsminister unter Ludwig dem Vierzehnten.

Um die Ordnung der Geschichte nicht zu unterbrechen und die Verwirrung der Begebenheiten zu vermeiden, habe ich des Fouquet in der vorhergehenden Lebensbeschreibung blos bey Gelegenheit seiner Gefangennehmung und der Ränke gedacht, welche nothwendig mit Colberts Lebensumständen verbunden sind. Der Chronologie nach hätte ich Fouqueten vor Colberten setzen sollen: man hat aber aus dem Vorhergehenden gesehn, daß ich wenig von den untergeordneten Ministern gehandelt habe, wenn ein Premierminister vorhanden gewesen. Ueberdies sind die Begebenheiten des Kardinals Mazarin und Colberts so genau mit einander verbunden, daß ich den Fouquet nicht zwischen diese beyden Minister hätte setzen können, ohne die Ordnung der Sachen zu verwirren, und oft von einer Begebenheit mehrmal zu reden. Durch die Vorerinnerung wegen dieser Uebertretung der Chronologie habe ich verschiedene Unbequemlichkeiten vermieden; die geringste derselben würde von einer weit grössern Folge gewesen seyn, als der angezeigte Fehler.

Niko-

Nikolaus Fouquet, Vikomte von Melün und von Vaux, Marquis von Belle-Isle, wurde im Jahr 1615 gebohren. Seine Eltern waren Franz Fouquet, Requetenmeister und hernach ordentlicher Staatsrath, und Maria von Maupou, eine Tochter des Aegidius von Maupou, Oberaufsehers der Finanzen. Fouquet stammte von einem alten Rittergeschlecht ab, das bis zur Regierung Heinrichs des Dritten in dem Soldatenstand gelebt hatte, da dieser Fürst dessen Aeltervater nöthigte, ein Parlementsglied zu Paris abzugeben und seinen Bruder zu gleicher Zeit in das Parlement zu Rennes einsetzte. Im zwanzigsten Jahr seines Alters war Nikolaus Fouquet Requetenmeister geworden; er war nicht älter als fünf und dreyßig Jahre, als man ihm das Amt eines Generalprokurators im pariser Parlement auftrug. So lange als es Fouquet verwaltete, lebte er in einer stillen Ruhe; so bald man ihm aber die Aufsicht über die königlichen Einkünfte auftrug, so hörte er gegen sich die unglücklichen Winde brausen, die ihm endlich mit seinem ganzen Glück umstürzten. Der Zustand, worinnen sich damals Frankreich befand, kündigte ihm das traurige Schicksal an, dessen Opfer er nachher wurde.

Alles lag in äusserster Unordnung, und diejenigen, die ihre Gewalt hätten anwenden sollen, dem Fortgang des Uebels Einhalt zu thun, vermehrten es vielmehr durch ihre Habsucht. Im Jahr 1652 fieng Fouquet nebst Servien an, der Verwaltung der königlichen Einkünfte sich zu unterziehen; beyde hatten hierinnen gleiche Gewalt: aber das Amt eines Generalprokurators, welches Fouquet beybehielt, gab ihm mehr Ansehen; und seine freygebige Gesinnung machte, daß er solches bey aller

Gelegen-

Gelegenheit brauchte: bald für den Staat überhaupt, bald für den Kardinal Mazarin insonderheit, dem er persönlich die wichtigsten Dienste leistete, wie man aus verschiedenen Handbriefen dieses Ministers siehet. Er genoß seiner Vertraulichkeit, die aus Noth entstanden war; so daß er bey einem Amtsgehülfen von grossem Verdienst doch als alleiniger Oberaufseher über die königlichen Finanzen angesehen wurde.

Diese Stelle war damals mühsamer als rühmlich. Man hatte seit etlichen Jahren unermeßliche Summen von den Unterthanen des Königs gezogen, und es war nicht nur nichts in der Rentkammer übrig, sondern der Staat steckte auch in grossen Schulden. Man darf, um es zu glauben, nur den entsetzlichen Aufwand auf die Kriege bedenken, die der König sowohl wider die Misvergnügten des Reichs als gegen seine eignen Unterthanen zu unterhalten genöthiget wurde; den Abgang bey den Verwüstungen der feindlichen Kriegsheere und die Zerstreuung der Gelder des Staats in den Provinzen, die von den Aufrührern eingenommen und durchstrichen wurden; die Aufwieglung der Hauptstadt und das Herumziehen des Hofes, die zweymalige Entweichung des Premierministers, ohne mitzurechnen, daß die Regentin und der Kardinal gedrungen gewesen, den Frieden um denjenigen Preis zu erkaufen, so hoch ihn der Prinz von Conde, der Herzog von Beaufort, der Koadjutor und die andern Grossen des Reichs, die im Stande waren, Krieg zu führen, hatten verkaufen wollen. Man mußte den getreuen Provinzen die Summen auflegen, welche die andern hätten bezahlen sollen, und ausserordentliche Händel vornehmen, welche aus Rücksicht, die der Kardinal

dinal Mazarin für gewisse Personen zu nehmen für nöthig erachtete, ohne Erfolg blieben. Man kann unter die Zahl jener erstaunlichen Ausgaben die unermeßlichen Summen mitsetzen, welche die Regentin an den Kardinal Mazarin verschwendet hatte, und diejenigen, die dieser Minister hatte austheilen müssen, um sich zu behaupten. Und da er sonst empfunden hatte, wie schlecht er sich zur Zeit seiner Entweichungen aus dem Königreiche befunden habe, daß er nichts als Gnadengehalte und Pfründen hatte, so war dieser Minister entschlossen, grossen Vorrath von baarem Geld anzuschaffen.

Um den vielen Bedürfnissen des Staats und des Kardinals abzuhelfen, nahm Fouquet unermeßliche Summen auf seine Treue und Glauben auf, verkaufte einen Theil seines und seiner Frauen Vermögens, und befand sich durch diese verderbliche Mittel im Stande, die Kosten des Hofs und der Armeen zu bestreiten. Man schonte seiner mit einer ungemeinen Sorgfalt während der Unterhandlungen, die den pyrenäischen Frieden zu Stande brachten, dessen Schluß der Oberaufseher durch seine Hurtigkeit, das dem Kardinal nöthige Geld ausfündig zu machen, beförderte. Aber kurze Zeit nach der Vermählung Ludwigs des Vierzehnten wurde er mit diesem Minister uneinig, und der daher gefaßte Unwille war die Veranlassung seines Untergangs. Man hat in der Lebensbeschreibung Colberts gesehen, wie Fouquet zu Nantes gefangen genommen worden. Die Zeitung davon wurde von allen Seiten her seiner Familie beygebracht; ein Kammerdiener hatte den Auftrag, solche seiner Mutter zu melden. Diese Dame von einer nachahmenswürdigen Gottesfurcht liebte ihren

Sohn

Sohn zärtlich; man besorgte ihr dadurch einen tödlichen Streich zu versetzen: da sie aber die Rede des Bedienten angehöret hatte; so fiel sie auf die Knie. **Nun hoffe ich, sprach sie, mein GOtt, die Seligkeit meines Sohnes.**

Gleich nach der gefänglichen Einziehung des Oberaufsehers hatte man alle seine Häuser um Paris herum und anderwärts versiegeln lassen. Der König ernennte Bevollmächtigte, die Papiere, so daselbst gefunden wurden, zu untersuchen; zum Unglück für Fouquet befand sich daselbst eine mit seiner eigenen Hand geschriebne Nachricht, welche die Mittel enthielt, eine neue Parthey in Frankreich zu stiften, und sich wider den Kardinal Mazarin aufzulehnen, im Fall er etwas der Freyheit und dem Glück des Herrn Fouquet widriges unternehmen wolle. Damit diese wichtige Sache dem Leser bekannt werde, so will ich die vornehmsten Punkte der gegen den Oberaufseher der königl. Einkünfte angebrachten Klage nach einander anführen, darauf das ganze Rechtsverfahren beruhete.

Man beschuldigte ihn also 1) daß er den Anfang eines Entwurfs von dem gemacht habe, was von seinen Verwandten und Freunden blos in dem Fall zu thun sey, wenn man ihn stürzen und unterdrücken wolle; 2) daß er Belle-Isle befestiget und grobes Geschütz hinein geschaft habe; 3) daß er die Stadthalterschaft von Concquarnan gehabt; 4) daß er Schriften von verschiedenen Personen erhalten habe, die eine Verbindung mit ihm in sich enthielten.

Fouquet hatte eine geraume Zeit das Amt eines General Prokurators versehen, er kannte alle Rechtsgründe sich zu vertheidigen, und den listigen Griffen seiner Feinde zuvorzukommen. Er beklagte sich sehr über ihre Bemühungen, und daß man ihm täglich diejenigen Stücke entwende, die ihm am meisten zu seiner Vertheidigung beförderlich seyn könten, daß man an deren Statt

falsche unterschiebe, welche vermögend wären, ihn zu stürzen, unter denen sich, wie er vorgab, einige vom Jahr 1662 fänden, obschon die Gerichtssiegel im Jahr 1661 darauf gedruckt wären. Das Publikum, das von gewissen zwischen dem Oberaufseher und dem Kardinal **Mazarin** vorgefallenen Umständen unterrichtet war, und von denen sich viele Anzeigen unter **Fouquets** Papieren befinden mußten, glaubte seinen Beschwerden.

Er sagte erstlich, was die Nachricht anlange, die den Entwurf von einer Aufwieglung betreffe, so gehe solche nur blos auf den Kardinal **Mazarin**. Ob ich gleich Ursache gnug habe mich über diesen Prälaten zu beklagen, sagt er, **so rufe ich doch GOtt zum Zeugen an** *), „daß es einer meiner größten Bekümmernisse „sey, daß ich mich nicht vertheidigen kan, ohne von dem „Kardinal **Mazarin** zu reden, dem ich, wie viele sich „einbilden, alles zu danken haben soll, die aber nicht ge„wußt haben, was er meinen Diensten zu danken hatte.„ Es ist wahr, so grossen Hang auch die Welt zur Undankbarkeit hat, so lässet man doch die Vergleichungen in Ansehung der Dienste und der Erkentlichkeit nicht leichtlich zu.

„Ich würde vielleicht ohne den Kardinal nicht Ober„aufseher der Finanzen geworden seyn, fähret **Fouquet** „fort; ich wünschte es, nicht gewesen zu seyn. Aber „ohne dasjenige, was ich bey seiner Entweichung (aus „**Frankreich**) gethan habe, welches weit über alles ge„het, was man wissen kan, das ich sowol aus Beschei„denheit verschwiegen habe, als um seinen Haß mir nicht „zuzuziehen; ohne das andere, was ich ferner nach seiner „Zurückkunft gethan habe, würde er vielleicht Mühe „gehabt haben, Staatsminister zu bleiben.„

So fängt **Fouquet** an den Anschlag zu verfertigen, den er wider den Kardinal **Mazarin** gefasset hatte, welcher alle erwiesene Dienste so schlecht erkannte, und der nur darauf sann, ihn um des Königs Gnade zu bringen.

„Die-

*) Recueil de M. Fouquet Tom. II. pag. 9.

„Dieser Anfang des Anschlags, sagt er *), welcher das einige Verbrechen ausmacht, davon ein Beweis wider mich vorhanden ist, enthält dem Hauptinhalt nach: das Gemüth des Hrn. Kardinals, das von Natur zu allem Mistrauen und Eifersucht aufgelegt gewesen, insonderheit gegen diejenigen, welche in einem Amte standen und einige Freunde und Ruhm erlangt hatten; die Nachrichten, die mir gegeben worden von der bösen Gesinnung, so er gegen mich habe, und von dem Zutritt, welcher allen denen frey stünde, die mich verläumden und ihm Berichte zu meinem Nachtheil überbringen wolten; die Bemühungen, die er sich gab, mich mit den Ministern und mit den ansehnlichen Personen zu entzweyen, indem er Feindschaft zwischen uns erregte, und solche mit Fleiß auch so gar in meiner Familie zwischen meinen Brüdern und mir unterhielt; die schlechten Nachrichten, die er dem Könige von meiner Aufführung beybrachte, indem er ihm die Gewißheit meiner geleisteten Dienste verhielt; die übeln Händel, worin er meinen Bruder und mich verwickelte, um uns Feinde zuzuziehen und hernach uns ohne Beystand zu lassen, gaben mir zu erkennen, daß er den Anschlag gefasset hätte mich zu Grunde zu richten.„

„Ich wußte überdies aus verschiedenen Erfahrungen und weil ich es selber aus seinem Munde gehöret hatte, daß ihn blos die Furchtsamkeit zurück gehalten habe, diejenigen Personen zu verfolgen, die er nicht ganz und gar unterdrücken zu können glaubte, aus Besorge, wenn sie entwischten, sie möchten sich einst zu rächen Gelegenheit finden.„

„Ich wußte, daß da er mich von einem wichtigen Amte im Parlement, von verschiedenen Verwandten und Freunden, von einem sehr wohl stehenden Eidam und zweenen Brüdern in wichtigen Posten in der Kirche, die Verstand und Muth hatten, unterstützet sahe; und da er an mir Standhaftigkeit genug bey verschiedenen

*) Mem. de M. Fouquet, Tom. II. pag. 11.

Anstössen bemerket hatte, er nie unternehmen werde mich anzugreifen, wenn er nicht gewisse Maaßregeln genommen hätte, mich gänzlich zu unterdrücken; und sich nicht begnügt haben würde, durch eine blosse Ungnade mich um mein Amt zu bringen, ohne mich zugleich der Freyheit zu berauben und mich zu Grunde zu richten.„

„Ich rieth daher, wenn man mich gefangen nehmen ließ, so sollte man nichts weiter unternehmen, nachdem meine Mutter, meine Frau und meine Anverwandten sich einige Mühe gegeben haben würden zu erlangen, daß ich einen Kammerdiener, einen Koch und einen Arzt bey mir haben dürfte, und der Herr Kardinal es dabey bewenden lassen würde; wenn auch das Parlement einige Fürbitte für mich einlegen wollen, weil ich die Ehre hätte von ihrer Gesellschaft zu seyn, so könnte man es blos einmal geschehen lassen, um nicht ganz und gar verlassen zu scheinen; jedoch müsse man verhindern, daß es nicht mit Heftigkeit darauf beständе, aus Furcht, den Herrn Kardinal zu entrüsten, und ihn zu reitzen mit mir noch ärger zu verfahren.„

„Ich bat meine Frau, sich in ein Kloster zu begeben, und ihre Familiensachen in Ordnung zu bringen; sich bey ihren Sachen des Raths der Herren de Maupou, de Harlai, Miron, Jannart, Chanu zu bedienen, welche ich für meine Freunde hielt, die sehr geschickt wären, ihr beyzustehen.„

„Meine Tochter sollte nebst ihrem Ehemann nach Calais gehen, und der Herr Graf von Charot gebeten werden daselbst zu bleiben, nichts vorzunehmen und seine Festung in gutem Stand zu erhalten.„

„Ich verlangte, daß man Conquarnau und Belle-Isle, in gutem Stand erhalten und daß man Mannschaft hinein legen möchte.„

„Ich erklärte noch weiter, daß ich über Isle-Dieu Dû Mont-Saint-Michel und Tombelaine zu befehlen hätte, von welchen ich sagte, daß sie von grossem

Nutzen

Nutzen seyn könnten aus Ursachen und zum Gebrauche, welche ich weiter unten anzeigen müßte.„

„Ich sagte, ich hielte den Deslandes, den Kommandanten zu Conquarnau für sehr getreu, geschickt und wohlgesinnt, meine besondern Freunde könten einige Mannschaft in Belle-Isle legen; und man müsse auf seiner Hut seyn in Ansehung des Hrn. Marschalls de la Meilleraye; ob er mir schon ausdrückliche Versicherungen der Freundschaft gegeben. Ich sagte, Gourville und Langlade wären unternehmend und sehr geschickt, Dienste zu leisten, indem sie mir sehr viel zu danken hätten.„

„Wenn alles in diesem Zustand blieb, so verlangte ich, daß nichts geschehen sollte, wenn man mich nicht unterdrücken wolle, und wenn man sich damit begnügte, mich gefänglich zu halten, und mir meine Aemter zu nehmen.„

„Wenn man aber weiter ginge und gerichtlich wider mich zu verfahren anfieng; in diesem Fall bat ich diese Herren, sich meiner anzunehmen: daß Mad. du Pleßis Belliere, welche eine von meinen vertrautesten Freundinnen war, zu der ich alles Zutrauen hegte, welcher die mehresten der obgedachten Personen ihre Absichten mir zu dienen entdeckt hatten, sie einladen sollte, bey dieser Gelegenheit mir solches zu erweisen, und sie anhalten, wenn sichs thun liesse, bey dem Herrn Kardinal für mich zu schreiben und zu reden, bey ihm für mich in allen Stücken gut zu sagen; und wenn bey Vereinigung aller mit einander es unmöglich wäre, daß dies einen grossen Eindruck auf sein Gemüth machen und ihm die Kühnheit benehmen sollte, einige Gewaltthätigkeit zu unternehmen.„

„Wenn er aller dieser Bitten ungeachtet es weiter trieb, so müsse man von allen Seiten her Händel anstiften, um ihn verlegen zu machen, daß er sich für den Folgen fürchten müsse; zu diesem Endzweck könte man ein Manifest schreiben und es unter die Leute bringen; die Parlementer bey verschiedenen Gelegenheiten, die sich nur allzuoft darböten, erregen. Meine Brüder sollten

Ursachen zu Versammlungen, zu Synoden, und andern Händeln der Geistlichkeit aufsuchen, weil, wenn man mehr Händel hätte, man nicht so kühn wäre, eine solche Gewaltthätigkeit weiter zu treiben.„

„Dies ist ohngefähr der Inhalt dieser Schrift, bey welcher man verschiedene Umstände bemerken muß.„

„Sie scheint mit zweyerley Dinte und zu zwey verschiedenen malen geschrieben zu seyn; nämlich ohngefähr die Hälfte, in welcher nichts übels stehet, zu einer Zeit, und das übrige zu einer andern Zeit.„

„In dieser ersten Hälfte stand der Name Ham, welcher ausgelöscht worden, und oben drüber mit meiner Hand, Belle Isle, welches nachher ist erkauft worden.„

„Auf der ersten Seite stand in Ziffern 1032, welches ausgekratzt ist und oben drüber geschrieben, Monsieur le Kardinal, und auf der zweyten 1000 und 1500 ausgelöscht; oben drüber wieder hingesetzt der König und die Königin.„

„Das erste Blatt ist unterschlagen, weil es mit Bedingung gesetzt war, im Fall der Unterdrückung. Dies erhellet aus dem folgenden Anschlag, welcher gesetzt ist im Fall der Ungnade ohne Unterdrückung.„

„Das erste Blatt ist mir nicht vorgelegt worden, um die Worte daben zu erkennen, welche daselbst von meiner Hand waren blos im Fall der Unterdrückung allein. Weder der Verbal Proceß noch das Inventarium von St Mande besagen, an welchem Orte des grossen Kabinets es gefunden worden sey; indem die Herren Poncet und Foucaut mir blos mündlich gesagt, es sey auf einem Tisch am Fenster gefunden worden, (welches mich sehr in Erstaunen gesetzt, indem ich geglaubet, es verbrannt zu haben u. s. w.).„

Fouquet konte alle diese Umstände in dieser Schrift nicht läugnen, er gestand es auch offenherzig; und von ihm selbst habe ich diese Vorstellung seines Entwurfs entlehnt; man rückte ihm die Erkaufung von Belle-Isle vor. Fouquet rechtfertigte sich dieses Kaufs wegen also.

so. „Das Marquisat von Belle-Isle, sagt er *), ist „ein Guth in Frankreich, welches von allerley Perso„nen hat können verkauft und gekauft werden ohne Ge„nehmhaltung des Königs, ohne andere Formalität als „die beyderseits einstimmigen und verwilligten Vergleiche des Verkäufers und Käufers.„

Man machte jedoch dem Oberaufseher ein Verbrechen daraus, daß er verschiedene neue Werke den alten Befestigungen des Platzes beygefüget habe, daß er nebst einem grossen Haufen Kriegsvorrath von allerley Art verschiedene Stücke grobes Geschützes über die Anzahl, die bisher hinreichend gewesen, dahin habe bringen lassen.

Fouquet antwortete: „Die Eigenthumsherren von Belle-Isle wären von undenklicher Zeit her berechtiget, zur Sicherheit an den Befestigungen des Platzes arbeiten zu lassen ... Sie haben unabläßig daran gearbeitet; sie haben Graben, Wälle gemacht .. Damit die Festung von den Feinden Frankreichs nicht möchte eingenommen werden: dies ist geschehen vor den Augen und mit Wissen des Königes, im Angesicht der Parlementer, auf Erkentniß der Richter der Oerter und der Unterthanen. Man hat es gebilliget, nie hat man Beschwerden darüber geführt ... Alle diese Dinge, setzet Herr Fouquet hinzu, haben rechtmäßiger Weise geschehen können, und ohne einige andere Vorsichtigkeit als die gewöhnliche Freyheit, Herkommen und Beyspiele der vorhergehenden Herren und Eigenthümer.„ Aber dieser Minister behauptete, er sey noch mehr berechtiget, er führte völlige Erlaubnißbriefe, gültige Befugnisse, Vollmachten, Verordnungen an ... Es ist nöthig, daß man es hier von Wort zu Wort anführe, damit niemand überhaupt noch auch jemand von denen, die an seiner Rechtfertigung Antheil nahmen, mich beschuldigen könne, als hätte ich einiger Maassen die Stärke seiner Vertheidigungsgründe entkräftet.

*) Production de M. Fouquet T. I.

„Ich will, sagt er, die Ausdrücke des königl. Befehls, der an mich ausgefertiget worden, nicht vergrössern, noch die offenen Briefe, welche in der Rechnungskammer in Bretagne unterzeichnet, untersiegelt und verificirt worden, weil das blosse Durchlesen hinlänglich ist, das Recht und Befugniß einzusehen, das ich gehabt habe, dieses Guth zu erhandeln und an den Befestigungswerken, nach dem Beyspiel der vorhergehenden Erbherren, arbeiten zu lassen; ja ich habe gar geglaubt, dem Könige einen Dienst zu erweisen, wenn ich nichts weniger thäte als diejenigen, die mir vorgegangen sind, um Sr. Majestät einen zu dessen Dienst wichtigen Posten zu versichern, allwo ich für meine und meiner Familie Güther einen gewissen Schutz zu finden glaubte.„

Man antwortete dem Herrn Fouquet, daß zwar die alten Erbherren von Belle-Isle zu aller Zeit auf die Sicherheit dieses Platzes bedacht gewesen; daß aber keiner unter ihnen sich vorgenommen hätte, solchen unüberwindlich zu machen, wie er; daß er an den Befestigungswerken zwey bis dreytausend Leute habe arbeiten lassen; eine Bemühung, welche nach der Entdeckung eines Anschlags, wie der seinige sey, nicht anders als zu seinem Nachtheil ausgelegt werden könne; hauptsächlich da man sehe, daß Herr Fouquet, weil er sich auf die Stärke der Mauern von Belle-Isle nicht gnug verlassen, sich, so viel ihm möglich gewesen, der benachbarten Städte versichert habe, und eine so grosse Menge Schiffe von allerley Arten unter seiner Bothmäßigkeit habe, daß er daraus eine Flotte zusammen bringen können. Was hatte man nicht zu fürchten, setzten seine Ankläger hinzu, von einem Oberaufseher der königlichen Finanzen, von dem Herrn einer stark befestigten Insel, von vielen Schiffen und von allem Gelde des Königreichs? Und was war man nicht berechtiget zu glauben von einem misvergnügten Minister, dessen ganzes Betragen mit seinem alten Anschlage, sich mit Gewalt zu behaupten, übereinstimmte?

Es ist andem, daß Fouquet sein Absehen auf niemand als auf den Kardinal Mazarin gerichtet hatte, und daß nach Absterben dieses Prälaten alle seine Begierden zur Rache hätten mit ihm aufhören sollen; daß man das Papier, worauf dieser verwegene Anschlag geschrieben gewesen, unter den Ausschuß bey einer Menge anderer Papiere geworfen und ganz zusammengedrückt in einem Kamin gefunden habe, als etwas das verbrannt werden sollen; die Umstände redeten für ihn und setzten seinen Rechtshandel in grosse Dunkelheit. Dessen Freunde, welche, ausser der Rachgier gegen den Kardinal Mazarin, an ihm allezeit redliche Absichten, eine aufrichtige Ergebenheit für des Königs Person und Eifer für das gemeine Beste wahrgenommen, hatten grosse Hofnung, da sie seine Vertheidigung sahen und die Wirkung, welche solche überhaupt auf die Gemüther machte; aber sie bezeugten, daß sie seinetwegen ungemein besorgt wären, als sie sahen, daß man ihm den Baron de la Maule und zu dessen Stellvertreter einen, Namens Peyron, dessen Sache zu untersuchen verordnet hatte, weil beyde Fouquets abgesagte Feinde waren.

Damals erkannte er, daß die angesehenste und erhabenste Stelle einen Mann von einem gewissen behutsamen Betragen gegen Niedrige, von was für Stand sie auch seyn mögen, nicht abhalten dürfe. Die Verwalter seiner Güter in Bretagne hatten vormals mit dem Baron von Maule, mit dem Criminellieutenant zu Aurai, und mit dem Peyron Streitigkeiten gehabt. Man kann leicht vermuthen, auf was Weise die vornehmsten Bedienten eines Ministers, der am Ruder saß, sich gegen Leute, die weit niedriger als ihr Herr waren, betragen haben werden. Diese drey Männer durch die Kränkungen, die man sie empfinden lassen, aufgebracht, versuchten, nachdem sie Fouquets Fall erfahren, alles mögliche, um ihm die Mittel zu benehmen, sich wieder empor zu schwingen; sie verbanden sich alle drey, und machten ein solches heimliches Verständniß mit einander, (so redet Herr Fouquet,) daß man nach vorheriger Betäubung des Gewissens der Obern, wie ich schon gesagt habe, den Baron von Maule zum Untersucher und den Peyron zum Stellvertreter bey der Untersuchung ernannte. Da der Criminellieutenant zu Aurai es nicht schlimmer machen konnte, so regte er sich, suchte von allen Seiten her neue Beweise wider den Oberaufseher auf: der Haß ist witzig und scharfsinnig; er suchte alles auf, und machte lange Berichte von allen seinen Entdeckungen. Fouquet warf ihm mehr als einmal in seinem Schriften vor, daß er blos seiner Rachgier folge, und um solche zu befriedigen, Lügen und Verläumdung anwende.

Da

Da man durch das öffentliche Gerüchte bey Hofe erfahren, daß der Baron de la Maule und diejenigen, die ich wegen einerley Empfindung von Haß, der sie belebte, seine Amtsgehülfen nennen möchte, das rechtliche Verfahren nicht aufzuklären suchten, sondern zum Nachtheil des Herrn Fouquet verdrehen wollten, es koste auch was es wolle; so wiederrief man ihre Vollmacht, und sie wurden in dieser Angelegenheit nicht weiter gebraucht.

Fouquet war durch die Abrufung des Baron von Maule noch nicht befriediget. Er behauptete, man brauche noch immer diesen ungerechten Mann wider ihn; und bestand darauf, sich auf sein Recht zu berufen, daß er als Generalprokurator des Parlements von niemand anders als von diesem Gerichtshofe gerichtet werden könne. Man machte ihm diesen Vorzug heftig streitig; indem man ihm dagegen anführte, der König wäre schlechterdings Herr, einem Angeklagten solche Richter zu geben, wie es ihm beliebte. Man antwortete ihnen, solchergestalt würde der Oberherr, wenn er von eingenommenen Ministern überraschet worden, die Verurtheilung eines seinen unversöhnlichsten Feinden auftragen; aber, sagte man, es wäre auch zu befürchten, wenn er Richter für einen Angeklagten aus einer Gesellschaft wählte, worinnen dieser einen ansehnlichen Rang gehabt hätte, es möchten dieselben oft zum Nachtheil der Gerechtigkeit aus Freundschaft für seine Person oder zur Ehre ihrer Gesellschaft für ihn sprechen.

Fouquet konnte keine andere Richter erhalten, als diejenigen, die der König Anfangs ernennet hatte; man sahe sogar alles als nichtig und ungültig an, was er gegen Tallon, den Generalprokurator des Parlements, und gegen den Kanzler, seinen offenbaren Feind, anführte, welcher bey seiner Verurtheilung den Vorsitz haben wollte, der Einwendungen des Oberaufsehers und des Murrens von ganz Frankreich, das von seinem Recht einen verdächtigen Richter abzulehnen, überführt war, ohnerachtet. Vergebens erneuerte er also seine Widersprüche; er sahe sich gezwungen vor Kommissarien zu antworten, die auf Befehl des Königs aus allen Parlementen des Königreichs genommen waren. Man sagt, daß Fouquet, ob er gleich mit seinem Unglück genug zu thun gehabt haben müsse, doch seine Freunde nicht vergessen habe, wenigstens diejenigen, die über seiner Ungnade gerührt schienen. Ein Gelehrter, da er gesehen, daß eine Pension, die er von Fouquets Freygebigkeit hatte, aufgehoben worden sey, unterließ nicht, ihn eifrig zu vertheidigen und seine Dankbarkeit öffentlich zu bezeugen: eine seltene Begebenheit, vornämlich wenn es scheint, daß man nichts mehr zu hoffen habe!

Fou-

Fouquet, der von dem Betragen des Gelehrten Nachricht erhalten, brach sich etwas von dem wenigen ab, das er noch hatte, um die Güte seines Herzens zu belohnen. Er unterhielt eine genaue Verbindung mit Mademoiselle de Scudery, der Sappho ihres Jahrhunderts, die ihres Ruhms weit würdiger war, als die erstere, deren Werke noch heut zu Tage, wo nicht zu Mustern für unsere Schriftsteller, doch wenigstens einigen ihrer glänzendesten Schriften zu Veranlassungen dienen. Fouquet, sage ich, hatte mit dieser berühmten Person noch immer Gemeinschaft, er ließ sie bitten, demjenigen Gelehrten, dessen ich jetzt gedacht habe, eine beträchtliche Summe zu übermachen. Sie besaß eine zu schöne Seele, daß sie nicht mit Freuden eine solche Gelegenheit ergreifen sollte, zu gleicher Zeit das Verdienst des Herzens und des Verstandes zu belohnen. Mademoiselle de Scudery führte sich hierinnen eben so großmüthig als artig auf. Jemand, der in ihrem Namen zu dem Gelehrten gieng, fand Gelegenheit, nachdem er eine Zeitlang mit ihm gesprochen, ihm, ohne daß ers merkte, einen Beutel zurück zu lassen, worinnen eine der Pension, die Fouquet während der Verwaltung seiner Ministerstelle ihm verwilliget hatte, gleichkommende Summe eingeschlossen war. Also ließ dieser Unglückliche seine Großmuth noch sehen, während daß man seine Frau und seine Brüder durch strenge Befehle verwies, und sein ganzes Haus in entlegene Landschaften zerstreuete; eben als wenn man nach Beraubung ihrer vornehmsten Stütze noch die Last ihres gemeinschaftlichen Unglücks hätte verdoppeln wollen, indem man sie des Trostes beraubte, dasselbe mit einander zu ertragen.

Da endlich drey ganze Jahre mit Untersuchungen und Schriftwechsel zugebracht, und Fouquet wegen Entwendung des gemeinen Geldes und wegen Empörung, zweyer Verbrechen, deren eins allein den Tod verdienet, angeklaget worden, nach der Zerstreuung der Briefschaften, welche, wie er sagte, seine Unschuld beweisen können, und da die meisten Richter wider ihn eingenommen waren, so wurde er zur Landesverweisung verurtheilt: da aber seine Verweisung mit den Absichten des Hofs nicht übereinstimmte, so verwandelte der König diese Strafe in ein immerwährendes Gefängniß. Er wurde auf die Festung 1664
Pignerol geschickt. Er ertrug dieses Unglück mit einer grossen Standhaftigkeit; und seine Feinde liessen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß man von einem so erhabenen Ort nicht fallen könne, ohne seinen Fall weniger zu empfinden zu scheinen.

Während seines Gefängnisses hatte Fouquet etlichemal versucht, den Königz zu bewegen, und bezeigte allezeit eine grosse Betrübniß, ihm misfallen zu haben; aber ein solcher von unsern

Augen

Augen entfernter Schmerz, so aufrichtig er auch seyn mag, ist gemeiniglich ohne Wirkung; man wird nur durch das, was man siehet, gerührt und auch dies nicht einmal auf lange Zeit; nichts wird so bald ermüdet als das Mitleiden. Da Fouquet gesehen, daß alle seine Versuche vergeblich waren, so hörte er auf, zu bitten, und suchte für sein Unglück nirgends Trost als in den Mitteln, dasselbe muthig zu ertragen; indem er die Hoheit vergaß, deren verführischer Schimmer ihn so lange Zeit geblendet hatte, er gab sich in die Schlüsse einer Vorsehung, deren unerforschliche Weisheit unser Schicksal zu eben der Zeit zu unserm wahren Glücke einrichtet, da man sie einiger Maassen der Grausamkeit beschuldiget, wenn sie uns den falschen Vorstellungen eines eingebildeten Glücks entreisset.

Einige sagen *), da der Graf von Lauzün, auf die Festung Pignerol geschickt worden, nachdem er sein Ehebündniß mit der Mademoiselle aufgehoben, sa habe dieser Herr, da er von seinem Abentheuer den Kopf noch voll gehabt, dem Fouqueten alle Umstände erzählet. Dieser hatte den Grafen von Lauzün bey Hof gekannt unter dem Namen von Peguillain; und in Betrachtung des Glücks in einer Lage, die von demjenigen Zustand so weit entfernt war, worein ihn die Gnade seines Herrn nachher versetzt hatte, hielt Fouquet alles dies, was er ihm sagte, für unglaublich, weil er zu gleicher Zeit die Entfernung, die zwischen der ersten Prinzeßin vom Geblüt und dem Grafen von Lauzün war, überdachte; und da dieser letzte darauf bestund, so rieb sich der andere zwey oder dreymal seinen Kopf mit der Hand, um denen, die ihnen zuhöreten, zu verstehen zu geben, daß dieser gute Herr im Kopfe verrückt sey. Auf dergleichen Auftritt schränkten sich beynahe alle Ergötzlichkeiten des Hrn. Fouquet in seinem Gefängniß ein; wenn man nicht unter die Vergnügungen und zwar unter die vollkommensten Vergnügungen den Vortheil mitrechnet, daß man sich mit nichts als mit seiner Pflicht beschäftige, und solche gehörig erfülle. Fouquet, der von einer Mutter entsprossen war, die wegen ihrer Liebe gegen die Arme und wegen ihres Mitleidens mit allen unglücklichen ein lebendiges Bild der Barmherzigkeit gewesen, empfand eben dieselbe Neigung in seiner Seele.

Er verfertigte in seinem Gefängniß verschiedene gottselige Schriften, wovon einige durch den Druck bekannt worden. Endlich starb Hr. Fouquet, nachdem er seine Gefangenschaft ohngefähr 20 Jahre mit allem möglichen Muth erduldet, am 23. März 1680, im 65sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde im St. Marien Nonnenkloster in der Gasse St. Antoine begraben.

R.

*) Memoire du Marquis de la Fare.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google